GESCHICHTE DER NEUEREN PHILOSOPHIE

Kuno Fischer





REESE LIBRARY

OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Received October 1882

Accessions No. 21142 Shelf No.

Geschichte der neuern Philosophie

bon

Runo Fischer.

Bierter Band.

Rant's Spftem der reinen Bernunft

UNIVERSITY
Sweite tev. Antinge.

Beidelberg.

Verlagsbuchhandlung von Friedrich Gallermann, 1869.

Inhaltsverzeichniß.

Erftes Buch. Metaphyfit ber Ratur und ber Sitten.

Erstes Capitel.		Seite
Aufgabe ber metaphyfifden Raturlehre.	Die	
Rörperwelt. Begriff ber Bewegung. Gr	öße	
der Bewegung. Phoronomie		3
Die reine Naturwissenschaft		3
1. Mathematische und philosophische Naturlehre		3
2. Seelenlehre und Körperlehre		6
3. Die metaphysische Körperlehre. Materie und Beweg	ung	8
Der mahre Begriff ber Bewegung. Bewegung und Rube	als	
räumliche Relation		11
Das Problem ber Phoronomie		15
1. Relativer und absoluter Raum		15
2. Die Construction ber Bewegungsgröße		17
a. Die zusammengesette Bewegung als Summe		20
b. Die zusammengesette Bewegung als Differenz		21
c. Die zusammengesette Bewegung als Diagonale		22

IV

3weites Capitel.

0 m m	S. "			Gett
Der Begriff ber Materie und beren	ura	fte.		
Dynamit		• •	٠	24
Die Materie als Ursache ber Bewegung			•	24
1. Die Materie als Raumerfüllung			•	24
2. Die Raumerfüllung als Kraft	. ,		•	25
3. Die Kraft ber Materie als Repulfion			•	27
a. Ursprüngliche Elasticität				27
b. Relative Undurchbringlichkeit				27
Die Materie als Substanz ber Bewegung				29
1. Die materiellen Theile				29
2. Die unendliche Theilbarkeit ber Materie .				30
Die beiben Grundfrafte ber Materie				32
1. Attraction				32
2. Repulsion und Attraction				33
a. Repulsion als erfte Kraft. Berührung	unb	Fern	e	34
b. Attraction als Wirfung in die Ferne				35
c. Flachenkraft und burchbringenbe Kraft				37
3. Gesetz der Attraction (Gravitation)				38
a. Berhaltniß ber Maffen und Entfernunge	n .			38
b. Quadrat und Würfel ber Entfernungen				
Die specifische Berschiebenheit ber Materien				41
1. Figur und Bolumen				
2. Zusammenhang ober Coharenz				
3. Flüssige und feste Materien				43
4. Die Natur der fluffigen Materie. Hybrodync				
5. Clasticität als expansive und attractive .				45
6. Mechanische und chemische Beränderung .				
7. Mechanische und bynamische Naturphilosophie				40

Drittes Capitel.

Die Mittheilung ber Bewegung. Mechanit .	50
Das Gesetz ber Selbständigkeit. Die Materie als Substanz .	53
Das Gesetz ber Trägheit	55
1. Die äußere Ursache	
2. Mechanismus und Hylozoismus. Bewegung und Leben	
Das Gesetz ber Gegenwirkung ober bes Antagonismus	
1. Das Problem	
2. Lösung bes Problems	
3. Sollicitation und Acceleration	
4. Der unendlich kleine Widerstand. Kein absolut=harter Kor=	
per	
5. Die Stetigkeit ber mechanischen Beranberung	
Viertes Capitel.	
Die Bewegung als Erscheinung. Phanomeno=	
logie	67
Die Aufgabe ber Phanomenologie	67
1. Die Modalität der Bewegung	67
2. Das alternative, bisjunctive, bistributive Urtheil	68
Die Lösung ber Aufgabe	69
1. Die Möglichkeit ber Bewegung. Die gerabe Linie	69
2. Die Wirklichkeit ber Bewegung. Die Curve	71
3. Die Nothwendigkeit ber Bewegung	74
Der Raum als Erfahrungsobject	75
1. Der absolute Raum	75
2. Der leere Raum	77
a. Der leere Raum außer ber Welt	78
b. Der leere Raum in ben Körpern. Dynamische Sp-	
pothese	79



VII

	Sette
2. Das fritische und bogmatische Moralprincip	115
3. Das Sittengeset als Freiheit. Uebergang jur praktischen	
Bernunft	117
Siebentes Capitel.	
	101
Das Problem ber Freiheit	121
Der Begriff ber Freiheit	122
1. Unerkennbarkeit	122
2. Freiheit und Zeit	123
3. Die Freiheit als intelligible Ursache	126
4. Gott und Freiheit	127
Lösung bes Problems	128
1. Der intelligible Charakter	128
2. Der intelligible und empirische Charafter	131
3. Nothwendigkeit und Freiheit. Das Gewiffen als Be-	
weisgrund	133
4. Das moralische und psychologische Problem	135
Die Realität ber Freiheit	136
Achtes Capitel.	
Die Freiheit als prattifche Bernunft ober Bille	140
Analyse des Willens	140
1. Der empirische und reine Wille	140
2. Gludseligkeit und Sittlichkeit	144
	148
3. Legalität und Moralität	
Das Sittengesetz als Triebseber	149
1. Das moralische Gefühl	149
2. Der Rigorismus der Pflicht. Kant und Schiller	152
3. Heiligkeit und Tugend	154
4. Tugenbstolz und Tugenbbemuth. Unächte und achte Mo-	
ral	155

VIII

Neuntes Capitel.
Begriff bes bochften Gutes. Antinomie un
Röfung. Brimat ber prattifchen Bernunf
und beren Bostulate
Der Begriff bes höchsten Gutes
1. Tugend und Glüchfeligkeit
2. Antinomie der praktischen Bernunft
3. Auflösung ber Antinomie
Die Postulate der praktischen Bernunft
1. Unfterblichkeit ber Seele
2. Dasein Gottes
3. Vernunftglaube
Nethodenlehre. Die sittliche Erziehung
Sinnenwelt und Sittengesetz
Zehntes Capitel. Der Rechtsbegriff. Privatrechtslehre
Der Rechtsbegriff
1. Rechts : und Tugendpflichten
2. Positive und rationale Rechtslehre
3. Recht und Zwang. Enges und weites Recht
4. Privates und öffentliches Recht. Ursprüngliche und er
worbene Rechte
das Privatrecht
1. Das Recht als intelligibler Besit
2. Die Erwerbungsart des Rechts. Dingliches und per
fönliches Recht
3. Das perfönliche Recht. Der Bertrag

IX

Elstes Capitel.		
Staatsrechtslehre		Seite 199
Das öffentliche Recht	• •	199
	• •	200
1. Die Staatsgewalten		202
2. Die Staatsformen. Der Staatsvertrag als Ibee	• •	
3. Die Trennung ber Staatsgewalten		204
4. Preußen, Amerika, England	• •	206
5. Beurtheilung der französischen Revolution	• •	208
6. Die Frage des Revolutionsrechts	• •	210
7. Umfang und Grenze bes Staatsrechts		214
Das Strafrecht		217
1. Verbrechen und Strafe		217
2. Wiedervergeltung und Begnabigung. (Tobesstrafe)		218
3. Kant und A. Feuerbach. (Abschreckungstheorie.)		222
3wölftes Capitel.		
Bölfer: und Weltbürgerrecht		224
Aufgabe bes Bölkerrechts		224
1. Bölferbund		224
2. Der natürliche Rechtszustand ber Böller. Krieg	unb	
Frieden		225
Der ewige Friede		228
1. Das Problem		228
2. Die negativen Bebingungen		230
3. Die positiven Bedingungen		234
4. Der ewige Friede als menschlicher Naturzweck .	•	237
5. Das Recht ber Philosophen im Staate. Kant	* *	201
	mim	000
Plato		239



			Seite
1. Erziehungsreform. Rosseau und Basedow	•	٠	280
2. Erziehungszweige	•	•	283
3. Erziehungsart	•	٠	284
Funkzehntes Capitel.			
Theorie und Praxis. Moral und Politik.	De	r	
Fortschritt ber Menschheit			289
Theorie und Prazis			289
1. Die Theorie als Regel zur Praxis			292
2. Die philosophische Theorie als Sittenlehre			293
3. Joeen und Interessen			294
a. Die unpraktische Theorie in der Moral .			296
b. Die unpraktische Theorie in der Politik .	•		296
c. Die unpraktische Theorie in der Kosmopolitik	•		298
Moral und Politik	•		300
1. Gegensatz und Einheit	٠		300
2. Die Staatstunft ber politischen Moral			302
3. Die Staatsweisheit der moralischen Politik	•	•	304
Sechszehntes Capitel.			
Die Naturgeschichte ber Menschheit			307
Menschengattung und Racen			309
1. Problem ber Menschenracen			309
2. Begriff ber Race			311
3. Erklärung bes Racenunterschiedes			313
Teleologische Erklärung. Kant und Georg Forster			317
Siebzehntes Capitel.			
Die Freiheitsgeschichte ber Menschheit.	(3)	3 =	
schichtsvilosophie			321

XII

Die weltgeschichtlichen Grenzpunkte				Seite 321
				021
1. Der Anfang	•	٠	•	321
2. Der Zielpunkt. Endzweck ber Geschichte	•	•	•	325
Das gegenwärtige Zeitalter. Die Aufklärung	•	•	•	332
1. Die Aufklärerei	•	•		332
2. Die ächte Aufklärung		•	•	335
Kant's Kritik der herder'schen Geschichtsphilosophie .	•		٠	340
1. Das herbersche Stufenreich	•		•	343
2. Die falschen Hypothesen. (Kant und Moscati)	•	•	•	343
3. Die falschen Analogien	•		٠	345
4. Das Stufenreich der Dinge und die menschliche	Fr	eihe	eit.	
(Kant und Schulz)				349

XIII

Zweites Buch. I Abschnitt.

Religionslehre.

Der Streit zwischen Satzung und Rritit.

G(I	ite
Vernunfthedürfniß und Vernunftglaube. Das	
Problem der Theodicee. Das Weltende . 35	5
Berstandesmetaphysit und Glaubensphilosophie. Kant's Berhält:	
niß zu Mendelssohn und Schlosser	7
1. Das Bernunftbedürfniß. Der orientirende Gesichtspunkt 35	9
2. Der Vernunftglaube	3
3. Die intellectuelle Anschauung und die modernen Plato:	
niker. Der vornehme Ton und ber ewige Friede in ber	
Philosophie	55
Die Theodicee in der Philosophie	0
1. Das Problem	0
2. Die moralische Weltregierung	3
3. Unmöglichkeit einer boctrinalen Theobicee 37	4
Das Ende aller Dinge	5
1. Unitarier und Dualisten	6
2. Das natürliche und übernatürliche Enbe 37	17
3. Das wibernatürliche Ende	8
3weites Capitel.	
Das rabicale Bose in ber Menschennatur . 38	12
Das Gute und Bose unter religiosem Gesichtspunkte 38	
1. Das menschliche Erlösungsbedürfniß	

XIV

	Seite
3. Der rigoristische Standpunkt	388
4. Die menschlichen Triebfebern und beren Ordnung	391
5. Das bose Herz. (Der Hang zum Nichtguten.)	395
Das radicale Bose in der menschlichen Natur	397
1. Die Thatsache ber bosen Gesinnung	397
2. Der böse Wille	399
3. Die Erbsünde	404
4. Das Böse als Fall	405
Die Erlösung vom Bosen	406
1. Das Gute als Selbstbesserung	406
2. Das Gute als Wiedergeburt	407
3. Die Erlösung als Gnadenwirtung. (Parerga)	409
Drittes Capitel.	
Der Kampf bes guten und bofen Princips .	413
Der Glaube an das Gute	414
1. Das moralische Ideal als Sohn Gottes	414
2. Der praktische Glaube an den Sohn Gottes	417
3. Die Wiedergeburt als Umwandlung bes empirischen	
Charatters	419
4. Das Erlösungsproblem. Die Hindernisse ber Erlösung	424
a. Die mangelhafte That	425
b. Die wankelmüthige Gesinnung	426
c. Die alte Sündenschuld	427
5. Auflösung des Problems	429
a. Die erlösende Strafe	429
b. Das stellvertretende Leiben	431
c. Die erlösende Gnade	432
Der Kampf bes Bosen mit bem Guten	434
1. Das Bose als Fürst dieser Welt	434

XV

	Seite
2. Das legale Gottesreich	435
3. Das moralische Gottesreich. Die Entscheidung des Kampfs	436
Der Erlösungsglaube als Wunderglaube	439
1. Bestimmung bes Wunderglaubens	439
2. Kritit, bes Wunderglaubens	440
Viertes Capitel.	
Der Sieg bes guten Princips und bas Reich	
Gottes auf Erben	444
Begriff ber Kirche	444
1. Der ethische Staat. Wiedergeburt ber Gesellschaft	444
2. Unsichtbare und sichtbare Kirche	448
3. Vernunft = und Kirchenglaube	450
4. Schriftglaube und Orthoboxie	453
a. Die gelehrte Schrifterklärung	454
b. Die moralische (religiöse) Erklärung	455
c. Der praktische Schriftglaube	457
Kirche und Religion. Gegensatz und Ginheit	457
1. Die Antinomie	457
2. Die entgegengesetzten Extreme. Aberglaube und Unglaube	462
3. Die Auflösung der Antinomie	463
Die Religion als Kirche	467
1. Die jübische Kirche	468
2. Die dristliche Kirche	470
3. Katholicismus, Protestantismus, Aufflärung	472
Das Religionsgeheimniß	473
1. Der Begriff bes Mysteriums	473
2. Das Mysterium ber Weltregierung. (Die Trinität.) .	475
3. Das Mysterium ber Berufung, Genugthuung und Er-	
wählung	476

XVI

Fünstes Capitel.	
Offenbarungs: und Bernunftglaube. Dienst	Seit
und Afterdienst Gottes	479
Geoffenbarte und natürliche Religion	479
1. Naturalismus, Nationalismus, Supernaturalismus .	479
2. Die Offenbarung als Religionsmittel	481
3. Die Offenbarung als Religionsgrund. Der Glaube als	
Gehorsam. Aleriker und Laien	483
Der Afterdienst Gottes	485
1. Der Religionswahn	485
2. Rechtfertigung burch ben Cultus	486
3. Fetischbienst und Pfaffenthum	488
4. Die Wahrhaftigleit bes Glaubens und beren Gegentheil.	
Fanatismus und Heuchelei	490
Der wahre Gottesbienft	496
Summe ber kantischen Religionslehre. Kant und Lessing	499
Sechstes Capitel.	
Sapung und Aritik. Positive und rationale	
Wissenschaften. Der Streit ber Facultäten	504
Wissenschaft und Staat	
1. Positive und rationale Wissenschaft	
2. Die Rangordnung der Facultäten	
	511
4. Der gesetymäßige Streit	
Der Streit der philosophischen und theologischen Facultät	
1. Berhältniß zur Bibel	
2. Kirchensecten und Religionssecten. (Mystik.) Der Pietis- mus (Spener und Zinzendorf)	
Der Streit der philosophischen und juristischen Facultät	
Let Siten der philosophilagen und intellingen Mucultut	040

XVII

	Seite
1. Die Streitfrage	525
2. Die Entscheidung ber Streitfrage	527
Der Streit der philosophischen und medicinischen Facultät	531
1. Die Bernunft als Heilkraft	531
2. Medicinische Vernunftlehren	536
Zweites Buch. II. Abschnitt.	
Kritik der Urtheilskraft. Aesthetik und Teleologie.	
Erstes Capitel.	
Der Begriff ber natürlichen Zwedmäßigteit	
und die reflectirende Urtheilstraft	539
Bereinigung ber Natur und Freiheit	539
1. Gegensatz beider	539
2. Unterordnung ber Ratur unter die Freiheit	540
3. Der Begriff ber natürlichen Zwedmäßigkeit. (Die speci-	
fische Gesetymäßigkeit ber Natur)	541
4. Die tritische Aufgabe	546
Die natürliche Zwedmäßigkeit als Reslexionsprincip	548
1. Das teleologische und ästhetische Urtheil	548
2. Gefühl ber Lust ober Unlust	550
3weites Capitel.	
Die Analytik bes Schönen	553
Die kritische Grundfrage	553
Das ästhetische Urtheil	555
1. Das uninteressirte Wohlgefallen	555
2. Das allgemeine Wohlgefallen	561

XVIII

	elte
3. Die ästhetische Zweckmäßigkeit 5	68
4. Die ästhetische Nothwendigkeit 5	72
Drittes Capitel.	
Die Analytit bes Erhabenen 5	74
Die Thatsache des Erhabenen 5	74
1. Das Schöne und Erhabene 5	74
2. Das mathematisch und bynamisch Erhabene. Das Große	
und das Gewaltige 5	75
3. Die logische und ästhetische Größenschätzung 5	77
4. Widerstreit und Harmonie zwischen Ginbilbungefraft und	
Bernunft	79
Die Erklärung bes Erhabenen 5	82
1. Das erhabene Subject 5	82
2. Die Subreption	85
3. Das erhabene Object	86
Viertes Capitel.	
Freie und anhängende Schönheit. 3beal,	
Runft, Genie. Debuction und Dialettit ber	
ästhetischen Urtheilstraft 5	89
	89
	89
	93
	94
	96
	597
	599
	302
	604

XIX

	Scite
Deduction der Geschmacksurtheile	607
1. Bestimmungsgrund der asthetischen Urtheile	607
2. Die ästhetische (erweiterte) Denkweise	610
Dialektik der ästhetischen Urtheilskraft	611
1. Widerstreit und Lösung	611
2. Der Zbealismus der Zweckmäßigkeit	613
Fünktes Capitel.	
Die natürliche Zwedmäßigkeit als objective,	
materiale, innere: Organisation und Leben	616
Das teleologische Urtheil	616
1. Die objectiv=formale Zweckmäßigkeit	617
2. Die objectiv = materiale Zweckmäßigkeit. Aeußere und in=	
nere Zweckmäßigkeit	619
3. Die zweckthätige Causalität	623
a. Die Idee des Ganzen als Ursache	624
b. Die Organisation	624
c. Kunst = und Naturproduct	625
Die tritische Geltung des teleologischen Urtheils	626
Sechstes Capitel.	
Dialektik ber teleologischen Urtheilskraft.	
Mechanismus und Teleologie	631
Antinomie der teleologischen Urtheilsfraft	631
1. Mechanismus und Teleologie	631
2. Die Auflösung bes Widerstreits	634
Dogmatische Geltung der Teleologie	636
1. Realismus und Idealismus. (Casualität und Fatalität.	
Hylozoismus und Theismus)	636
2. Widerlegung der bogmatischen Teleologie	638

F (1970)

$\mathbf{x}\mathbf{x}$

•	Seite
Kritische Geltung ber, Teleologie. Der biscursive und intuitive	
Verstand	639
Siebentes Capitel.	
•	
Methobenlehre der teleologischen Urtheils:	
fraft. Die Teleologie als Naturbetrachtung,	
als Natursystem, als Theologie	643
Die teleologische Naturbetrachtung	643
1. Die ursprüngliche Organisation der Materie	643
2. Die Urformen. Die Natur als Stufenreich. (Kant und	
Göthe)	645
3. Der architektonische Verstand. Prästabilismus	646
4. Die Theorie ber Epigenesis	649
Das teleologische Natursystem	651
1. Der Mensch als Endzweck ber Natur	651
a. Die menschliche Glückseligkeit	654
b. Die menschliche Gesellschaft	655
c. Die ästhetische Bilbung	656
2. Der sittliche Endzweck	657
Teleologie und Theologie	658
1. Physikotheologie und Moraltheologie	658
2. Moraltheologie und Religion	662

Erstes Buch.

Metaphysik der Natur und der Sitten.

CLOE LILE.

Erstes Capitel.

Aufgabe der metaphysischen Naturlehre. Die Körperwelt. Begriff der Bewegung. Größe der Bewegung. Phoronomie.

> I. Die reine Naturwiffenschaft.

1. Mathematische und philosophische Raturlehre.

Die Kritik der reinen Vernunft hat den sicheren Grund geslegt, worauf jetzt das Erkenntnißspstem der reinen Vernunft errichtet werden soll. Sie hat in der Vernunft die Quellen einer doppelten Gesetzgebung entdeckt, die Principien des vernunstgesmäßen Erkennens und Handelns; jene bestimmen den Verstand in seinen Urtheilen, diese den Willen in seinen Handlungen: die ersten können theoretische, die anderen praktische Principien gesnannt werden.

Zugleich hat die Kritik bewiesen, daß sich das rechtmäßige Berstandesgebiet auf die Welt der sinnlichen Erscheinungen einsschränkt, daß es keine andere wissenschaftliche Erkenntniß der Dinge giebt, als Mathematik und Erfahrung. Die Objecte der Mathematik sind uns nicht durch die Sinne gegeben, sondern durch Construction gemacht oder durch selbstthätige Unschauung gebildet. So weit uns also die Dinge von außen gegeben sind, ist keine andere Erkenntniß derselben möglich als die Erfahrung.

Mennen wir den Inbegriff der sinnlichen Erfahrungsobjecte Natur, so beschränkt sich unsere Erkenntniß der Dinge auf die Naturwissenschaft.

Wir müssen die Naturwissenschaft nach ihren Erkenntnißs gründen unterscheiden: entweder sind diese durch die Ersahrung, oder sie sind vor aller Ersahrung gegeben; im ersten Falle sind sie empirisch, im anderen transscendental. Die letzteren sind reine oder rationale Principien. Demgemäß unterscheiden wir die reine Naturwissenschaft von der empirischen. Die reine Naturwissenschaft umfaßt alle diesenigen Erkenntnisse, die rücksichtzlich der Natur möglich sind durch bloße Vernunft.

Hier ift die Rebe nur von ber reinen ober rationalen Bas kann von den sinnlichen Erscheinun= Naturwissenschaft. gen erkannt werden durch bloße Vernunft? In allen Fällen sind die sinnlichen Erscheinungen in der Unschauung gegeben. Wenn sie bloß durch Unschauung gegeben sind, d. h. wenn in der Erscheinung nichts enthalten ist, was die Unschauung nicht gegeben ober gemacht hat, wenn mit anderen Worten die Er: scheinungen ohne Rest Producte der Anschauung sind, so sind sie vollkommen durch bloße Vernunft erkennbar. Es giebt in solchen Erscheinungen nichts, bas nicht die reine Bernunft ganz zu durchdringen vermöchte. Alle Erscheinungen sind ihrer Form nach Producte der Unschauung, benn alle find in Raum und Zeit. Die mathematischen Größen sind auch ihrem Inhalte nach Probucte ber Anschauung, benn ber Inhalt ber Größen ift selbst nur räumlich und zeitlich. Nicht bloß die Erkenntnisweise, auch die Objecte der Mathematik sind a priori; sie ist die einzige, durchgängig reine ober rationale Wiffenschaft. Hier ift barum alles vollkommen klar und durchsichtig. Wenn wir daher die Wissenschaft einschränken auf biejenigen Erkenntnisse, die vollkommen

rein ober a priori sind, so mussen wir behaupten, daß die Naturwissenschaft nur so weit rein ist, als sie mit der Mathematik zusammenfällt, oder wie sich Kant ausdrückt: "daß in jeder besonderen Naturlehre nur so viel eigentliche Wissenschaft angetrofsen werden könne, als darin Mathematik anzutressen ist *)."

Run aber sind die Naturerscheinungen nicht bloß mathematische Größen. Es ist etwas in ihnen enthalten, das sich niemals construiren läßt, nämlich ihre Materie im Unterschiede von der Form: ihr Dasein selbst, das zwar in unserer Unschauung gegeben, aber nicht burch dieselbe gemacht ift. Bermoge ihres Da= seins, ihrer von außen gegebenen Eristenz, sind die Naturerschei= nungen nicht bloß Figuren, sondern Dinge. Den Begriff von einem Dasein können wir nicht construiren, sondern nur denken oder durch Erfahrung erkennen. Aus diesem Grunde ist die reine Naturwissenschaft nicht bloß Mathematik. Es ist etwas in der Naturerscheinung, das in die Construction nicht aufgeht, das nicht durch Unschauung, sondern durch Begriffe erkannt sein will. Entweder also giebt es überhaupt feine reine Naturwissenschaft, ober diese will nicht bloß durch Anschauung, sondern durch Begriffe gebildet sein. Die Erkenntniß durch Begriffe ift bie philo: sophische im Unterschied von der mathematischen; sie ist näher bestimmt die metaphysische. Reine Naturwissenschaft ist deßhalb Metaphysik ber Natur. Ihre Frage heißt: was kann von der Natur erkannt werden burch ben reinen Berftand oder burch reine Begriffe?

Die Kritik hat gezeigt, daß es eine Metaphysik der Natur giebt. Es ist jetzt die erste Aufgabe des Systems, diese Wissensichaft auszubilden und den Inhalt der naturphilosophischen Er=

^{*)} Metaphysische Ansangsgründe der Naturwissenschaft. Vorr. — Gesammtausgb. Bb. VIII. S. 444.

kenntniß zu entwickeln. Die Naturphilosophie ist gleichsam der eine Flügel in dem Lehrgebäude der reinen Vernunft, dessen zweizter Flügel die Moralphilosophie sein soll. In den "metaphysissichen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" vom Jahre 1786 löst Kant jene erste und nächste Aufgabe seines Systems.

2. Geelenlehre und Rorperlehre.

Doch muß diese Aufgabe noch näher begrenzt werben. Wir hatten so eben die Naturwissenschaft nach ihren Erkenntniggrun= ben unterschieden in die empirische und rationale, und die lettere in die mathematische und metaphysische. Wir müssen sie jetzt auch nach ihren Objecten unterscheiden. Die Natur im Verstande der kritischen Philosophie bildet den Inbegriff aller Erfahrungsobjecte; die Erfahrungsobjecte sind die äußeren und inneren Erscheinun= gen. Die Erkenntniß ber äußeren (im Raume gegebenen) Er= scheinungen ist die Körperlehre oder Physik im engeren Sinn, die ber inneren (nur in ber Zeit gegebenen) Erscheinungen ift die Psychologie. Es ist ausführlich bewiesen worden, daß es eine rationale Psychologie (reine Naturwissenschaft ber inneren Erschei= nungen) nicht giebt. Also bleibt als das einzige Object einer reinen Naturwissenschaft nur die Körperwelt übrig; es kann sich nur noch um eine metaphysische Körperlehre handeln ober um die Frage: was ist von der Körperwelt erkennbar durch bloße Begriffe?

Reine Mathematik kann die Naturwissenschaft niemals sein, und in keinem ihrer Gebiete. Denn es giebt kein Object der naturwissenschaftlichen Erfahrung, kein empirisches Object, das bloß durch Construction besteht, das nichts ist als ein Product der Vernunstanschauung, dessen Dasein die Vernunst selbst her- vorbringt. Aber die verschiedenen Gebiete der Naturwissenschaft

können der Mathematik näher ober ferner liegen, die Unwendung der Mathematik auf die Naturwissenschaft findet in dem einen Gebiete einen größeren Spielraum als in dem anderen. Und hier gilt der schon erklärte Sat: je mehr Mathematik in einem Bebiete ber Naturlehre anzutreffen ift, um fo mehr liegt biefes Gebiet innerhalb ber reinen Bernunftwissenschaft; je weniger bagegen die Mathematik in einem naturwissenschaftlichen Gebiete ein= heimisch geworden ist oder jemals einheimisch werden kann, um so mehr ist die Naturwissenschaft in diesem Theile unsichere Em= pirie und bloße Erperimentallehre. So ist die Chemie um so wissenschaftlicher geworden, je mehr die mathematische Einsicht in ihr zugenommen hat. Als Kant seine metaphysischen Anfangs= grunde der Naturwiffenschaft schrieb, war die Chemie von der Mathematik noch wenig durchdrungen. Er durfte sie als ein Beispiel der bloßen Empirie und Experimentallehre anführen. Wo aber die räumliche Anschauung überhaupt aufhört, da findet begreiflicherweise die Mathematik auch die geringste Unwendung; barum ist sie am wenigsten anwendbar auf bas gesammte Gebiet der inneren Erscheinungen, auf die Psychologie. Hier ist ber Grund, warum die Psychologie so weit entfernt ist von dem Range einer reinen Vernunftwissenschaft: weil sie ber Mathematik so wenig Spielraum bietet, weil keines ihrer Objecte eine räumliche Anschauung erlaubt. Allerdings sind ihre Objecte, die Borstellungen, Reigungen, Begierben u. f. f. zugleich Größen, biefe Größen haben ihren Grad, diese Grade sind Beränderungen, diese inneren Beränderungen sind dem Gesetze ber Continuität unter: worfen. Aber keine biefer Brogen, keine biefer Beränderungen, weil sie bloß in der Zeit verfließen, lassen sich construiren. her hat die Mathematik in dem Gebiete der Seelenlehre einen so fleinen und unficheren Spielraum, mahrend sie in dem Gebiet

ber Körperlehre einen vollkommen sicheren und sehr umfassenden beschreibt. So groß ist der Unterschied beider, daß sich der mathematische Spielraum in der Psychologie zu dem in der Physist vershält, etwa wie die Lehre von der geraden Linie zur ganzen Geometrie. (Denn die Objecte der Psychologie sind nur in der Zeit, und die Zeit hat nur eine Dimension, sie läßt sich nur unter dem Bilde oder Schema der geraden Linie vorstellen.) Ohne Rücksicht auf diese wohlbestimmte Grenze hat in der nachkantischen Zeit Herbart den mißlichen Versuch gemacht, die Mathematik auf umfassende Weise in das Gebiet der Seelenlehre einzussühren*).

3. Die metaphysische Körperlehre. Materie und Bewegung.

Die kantische Naturphilosophie beschränkt sich demnach auf die metaphysische Körperlehre. Nun setzen alle Erscheinungen der Körperwelt ein Dasein im Raume voraus, das ihnen zu Grunde liegt; dieses beharrliche Dasein ist die Substanz der Körperwelt oder die Materie. Nach Abzug der Materie sind die räumlichen Erscheinungen nichts als geometrische Größen. Es ist die Materie, die ihnen den körperlichen Bestand giedt; es ist also die Materie, wodurch sich die physikalischen Körper von den geozmetrischen, die Objecte der Naturwissenschaft von denen der Mathezmatik unterscheiden. Und so läuft das ganze Problem der philozsphischen Naturwissenschaft oder der metaphysischen Körperlehre auf die Frage hinaus: was kann von der Materie oder der körzperlichen Natur erkannt werden durch reine Begriffe?

Die Materie ist nur in ihren Erscheinungsformen erkennbar. Ihre Erscheinungsform ist die Art, wie sie sich äußert oder wahr:

^{*)} Metaph. Anfangsgrunde. Vorr. — Bb. VIII. S. 445, 46,

nehmbar macht, wie sie wirkt. Die Materie ist die Substanz der Körper, die selbst nichts anderes sind als äußere Erscheinunzen. Diese Erscheinungen sind Modisicationen der Substanz, Beränderungen der Materie. Nun sind alle materiellen Beränderungen räumlich und alle Beränderungen im Raume Bewegunzen. Ulso ist es die Bewegung, worin die Wirkungsweise der Materie besteht. Und da die Materie nur in ihrer Wirkungsweise oder Erscheinung erkenndar ist, so ist die Bewegung das Object der metaphysischen Körperlehre. Damit ist der Charakter und die Grundfrage der kantischen Naturphilosophie bestimmt, sie ist Bewegungslehre; ihre Grundfrage heißt: was kann von der Bewegung a priori erkannt werden durch bloße Begriffe?

Die reinen Begriffe sind die Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität. Diese Begriffe waren die Bedingungen für die Möglichkeit aller Erfahrung, also auch die Bedingungen für alle Objecte einer möglichen Erfahrung, also auch (da die Bewegung ein solches Object ist) die Principien der Bewegung. Sie sind mithin die a priori erkennbaren Grundbestimmungen der materiellen Bewegung. Demnach theilt sich die Grundfrage der kantischen Naturphilosophie in vier Hauptsuntersuchungen, betreffend die Quantität, Qualität, Relation und Modalität der Bewegung.

Die Quantität der Bewegung ist die Bewegung als Größe betrachtet, als Raumgröße, d. h. als räumliche Beränderung oder gógos, um den aristotelischen Ausdruck zu brauchen. Die räumsliche Beränderung kann betrachtet werden, abgesehen von der masteriellen Beränderung. Das Subject der räumlichen Beränderung, die bewegliche Materie, kann jeder beliebige Körper sein, auch bloß ein mathematischer Punkt. Das Moment der Masse kommt unter dem Gesichtspunkte der Quantität noch nicht in Bes

- - - - - In-

tracht. Die Bewegungslehre bloß unter diesem Gesichtspunkt ist die "Phoronomie"; sie ist, wie es ihre Betrachtungsweise mit sich bringt, das mathematische Gebiet innerhalb der metaphyssischen Körperlehre, denn die Bewegung, deren Subject durch einen mathematischen Punkt vorgestellt werden kann, läßt sich ansschaulich darstellen oder construiren.

Die Qualität der Bewegung ist die Bewegung als Eigensschaft der Materie, als deren eigenthümliche Aeußerung und Wirskungsart. Gilt die Bewegung als Wirkung der Materie, so muß diese als Ursache oder Kraft der Bewegung betrachtet wers den. Unter diesem Gesichtspunkte ist die Aufgabe der Bewegungs-lehre die Erkenntniß der bewegenden (materiellen) Kräfte oder die "Onnamik".

Die Relation der Bewegung ist das Verhältniß oder der gesetzmäßige Zusammenhang, in dem die bewegten Körper auf einander einwirken: die Erkenntniß dieser Bewegungsgesetze ist die "Mechanik".

Endlich die Modalität der Bewegung ist die Bewegung, sofern sie betrachtet wird als eine mögliche, wirkliche oder nothwendige Erscheinung. Nun sind diese Bestimmungen ganz abhängig von unserer Vorstellungsweise, sie betreffen die Urt, wie
uns etwas erscheint. Darum hat Kant diesen letzten Theil der
reinen Bewegungslehre als "Phänomenologie" bezeichnet.

Die vier Hauptaufgaben der kantischen Naturphilosophie sind demnach: Phoronomie, Dynamik, Mechanik und Phänomenolosgie, die der Folge und dem System der reinen Verstandesbegriffe entsprechen. Ihr gemeinschaftlicher Grundbegriff ist die Bewesgung. Darum wird vor allem dieser Begriff genau und kritisch bestimmt werden müssen. Was ist Bewegung als äußere Ersscheinung betrachtet?

II.

Der mahre Begriff ber Bewegung.

Bewegung und Ruhe als räumtiche Relation.

Sier ift ber Drt, nachträglich einer Schrift zu gebenken, Die noch in Kant's vorkritische Periode gehört, und die wir damals gefliffentlich nicht erwähnt haben. Es ist eine fleine, sehr scharf: sinnige Abhandlung aus bem Jahre 1758, die ben Titel führt: "Neuer Lehrbegriff ber Bewegung und Rube". Um ben frucht= baren Grundgebanken bieser Schrift in seiner Wichtigkeit und Tragweite zu erkennen, muffen wir sie im Busammenhange mit ben "metaphysischen Unfangsgründen der Naturwissenschaft" dar= fiellen, die das Phänomen der Bewegung ebenso auffassen und beurtheilen, als Kant achtundzwanzig Jahre vorher den "neuen Lehrbegriff" derfelben bestimmt hatte. Es wird hier ber Begriff der Bewegung untersucht und in einer Beise bestimmt, daß da= burch die herkömmlichen Begriffe der Ruhe und Trägheit vollkommen wiberlegt werben. Man kann ichon baraus ermeffen, wie wichtig dieses Ergebniß für die kantische Naturphilosophie fein wird. Denn ift die Materie nur in ihrer Bewegung erkennbar, so hört entweder die Naturphilosophie eben da auf, wo die Bewegung der Materie aufhört, wo also die Ruhe der Materie ein: tritt, ober es barf im eigentlichen Verstande gar nicht behauptet werden, daß die Materie ruht.

Und boch scheint der Begriff der Bewegung selbst den der Ruhe und Trägheit zu fordern. Setzen wir nämlich, daß die Materie ihre Bewegung von außen empfängt, so muß als ihr ursprünglicher Zustand offenbar die Nichtbewegung oder Ruhe gelzten; setzen wir, daß die Materie jeder äußeren Bewegung Wizderstand leistet, so muß sie offenbar das Bestreben haben, in ih:

rem Zustande zu beharren, also ein Beharrungsstreben oder eine Trägheitskraft. Auf diesen Begriff stützte sich die cartesianische Naturphilosophie. Eben dagegen richtet sich Kant's neuer Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe. "Ich wage es," sagt er in der Borrede, "die Begriffe der Bewegung und Ruhe, ingleichen der mit der letzteren verbundenen Trägheitskraft zu untersuchen und zu verwersen; ob ich gleich weiß, daß diesenigen Herren, welche gewohnt sind, alle Gedanken als Spreu wegzuwersen, die nicht auf die Iwangmühle des Wolfschen oder eines anderen berühmten Lehrgebäudes aufgeschüttet worden, bei dem ersten Andlick die Mühe der Prüfung für unnöthig und die ganze Betrachtung für unrichtig erklären werden*)."

Bewegung ist Veränderung im Raume, d. h. Ortsveränderung. Jeder Ort im Raum ist bestimmt durch seine Lage und Stellung, d. h. durch seine Beziehung zu anderen Orten, zu den äußeren Gegenständen, die ihn umgeben. Seinen Ort verändern, heißt darum nichts anderes, als seine Lage und Stellung, d. h. sein räumliches Verhältniß zu anderen Orten verändern. Ort ist allemal eine relative Bestimmung. Ortsveränderung ist die Veränderung einer Beziehung, einer Relation, eine relative Veränderung, d. h. eine solche, die nur in Beziehung auf etwas and beres gilt. Ist aber die Bewegung eine lediglich relative Bestimmung, so kann die Ruhe keine absolute sein. Also beide, Bezwegung und Ruhe, sind relativ; sie sind Verhältnisbestimmunzgen und können beide nur durch Verhältnisse bestimmt werden.

Ein Körper A nehme einen bestimmten Ort im Raum ein und badurch eine bestimmte Lage zu den Körpern B und C. Er

^{*)} Neuer Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe und der damit verknüpsten Folgerungen in den ersten Gründen der Naturwissenschaft. 1758. Borr. — Ges.-Ausgb. Bb. VIII. S. 427.

verändert seine Lage nicht in Beziehung auf B, wohl aber auf Körper C; so mussen wir von bem Körper A sagen, daß er in der ersten Rücksicht ruht, in ber zweiten sich bewegt; daß er also zu= gleich ruht und sich bewegt, was unmöglich wäre, wenn er nicht in einer anderen Rücksicht ruht, in einer anderen sich bewegt, d. h. wenn nicht überhaupt Bewegung und Ruhe lediglich "respective ober relative Bestimmungen" wären. Ein Beispiel mache bie Eine Rugel ruhe auf einem Tische, ber Sache anschaulich. Tisch stehe in der Kajute eines Schiffs, das Schiff segle stromab= warts, der Strom fließe von Often nach Besten, mahrend bie Erde um ihre Achse von Westen nach Often rotirt, während sie zugleich um die Sonne von Often nach Westen sich bewegt, mahrend vielleicht das gesammte Planetengebäude, wenn Bradlen Recht hat, feine Stelle im Universum veranbert. ruht in Rücksicht auf den Tisch, der Tisch ruht in Rücksicht auf bas Schiff, in welchem er seinen Ort nicht verändert, aber bas Schiff bewegt fich in Ruckficht auf bie Ufer bes Stromes, also sind in dieser Rücksicht auch Rugel und Tisch bewegt, sie verän= dern ihren Ort nicht in Beziehung auf das Schiff, aber sie ver= ändern ihren Ort auf der Erde, sie verändern mit der Erde ihre Stellung zur Sonne u. f. f.

Wenn aber Bewegung und Ruhe bloß Relationen sind, so ergiebt sich daraus folgende wichtige und einleuchtende Bestimmung. Es seien zwei Körper A und B gegeben; B bewege sich in der Richtung auf A, während A ruht, so ist ganz klar, daß in demselben Augenblicke, wo B seine Lage zu A verändert, auch A seine Lage zu B verändert, daß also A in einer Beziehung nicht ruht: es ruht nicht in Beziehung auf B. Man darf diesen Schluß verallgemeinern. Wenn ein Körper sich bewegt, so versändert derselbe eben badurch seine Lage zu allen übrigen Körpern,

-430 Mar

so verändern eben dadurch alle übrigen Körper ihre Lage in Beziehung auf ihn, d. h. in die ser Beziehung ruht keiner. Wenn also überhaupt etwas sich bewegt, so ruht nichts. "Es ist un= möglich, daß ein Körper gegen einen anlausen sollte, der in abs soluter Ruhe ist."

Wenn sich der Körper B in der Richtung auf A bewegt, so verändern beide Körper ihre Lage gegen einander, beide bewegen Nun bewege sich B in der Richtung auf A so geschwind, baß es in einer Secunde ben 3wischenraum von funf Fuß zurud: legt; so bewegen sich beide Körper mit einer Geschwindigkeit von funf Grad. Die Größe ber Bewegung ift bieselbe. Die Größe der Bewegung ift in diesem Falle gleich dem Producte der Maffe in die Geschwindigkeit. Die Masse von A sei gleich 3 Hb, die Masse von B gleich 2 H. Also muß die Gesammtgeschwindig= keit unter beide Körper im umgekehrten Verhältniß ihrer Massen fo vertheilt werden, daß die Producte auf beiden Seiten einan= Mennen wir die Geschwindigkeit des einen x, der aleich sind. bie des anderen y, so muß 3x=2y, x+y=5, also x=2, Mit anderen Worten, die Wirkung von B und v=3 fein. die Gegenwirkung von A find einander vollkommen gleich.

Es ist mithin unmöglich, daß jemals ein ruhender Körper gestoßen wird. Er wird gestoßen, d. h. er wird von einem Körper berührt, von dem er vorher nicht berührt wurde, er hat seine Lage in Rücksicht auf diesen Körper verändert, er hat sich bewegt. Die stoßende Bewegung des einen ist dieselbe Bewegung des anderen. Es ist mithin nothwendig, daß im Stoße der Körper Wirkung und Gegenwirkung einander immer gleich sind. Es solgt aus dem Erklärten von selbst, daß der gestoßene Körper keineswegs das Bestreben hat, in seinem Zustande zu besharren, daß die Unnahme einer Trägheitskraft durchaus unnöthig

ist, um seinen Widerstand und seine Gegenwirkung zu erklären, da sich beide vollkommen aus seiner Bewegung erklären*).

Ш.

Das Problem der Phoronomie.

1. Relativer und abfoluter Raum.

Dieser neue Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe bildet die Borschule zur metaphysischen Körperlehre, die in ihrem genauen Verstande nichts anderes sein will als Bewegungslehre. Das Subject ber Bewegung ift die Materie, jenes Etwas im Raum, wodurch sich der physische Körper vom mathematischen unterschei= Wir können barum bie Materie einfach erklären als "bas Bewegliche im Raum". Wenn wir zunächst absehen von ihrer Masse und an die Stelle der Materie (des Beweglichen im Raum) den mathematischen Punkt setzen, so bleibt als Bewegung nur eine Linie übrig, die ber Punkt nach einer bestimmten Richtung in einer bestimmten Zeit beschreibt oder durchläuft: es bleibt nur die Nichtung und Geschwindigkeit der Bewegung, die Bewegung bloß als Raum = und Zeitgröße. Die Bewegung, lediglich als Größe betrachtet, ift bemnach ber erfte Gegenstand ber metaphy= fischen Körverlehre, die Aufgabe der Phoronomie.

Was die Richtung betrifft, so sind folgende Fälle denkbar: entweder der Körper bewegt sich nur in seinem Orte, ohne diesen selbst zu verändern, d. h. er dreht sich, oder er verändert seinen Ort in Rücksicht auf andere Körper, d. h. er schreitet fort; die fortschreitende Bewegung kann in geraden oder krummen Linien stattsinden; die krummen Linien sind entweder in sich zurücksehrend oder nicht; die in sich zurücksehrenden beschreiben eine kreis-

^{*)} Reuer Lehrbegriff u. s. f. — Bb. VIII. S. 428 — 438. Ugl. bes. S. 432 von der Trägheitskraft.

förmige ober pendularische (circulirende ober ofscillirende) Bewesgung.

Da in der Phoronomie als das Bewegliche der mathematische Punkt gilt, so wird hier nur von der fortschreiten den Bewegung die Rede sein, und zwar in der einfachsten Form, der geraden Linie. Die Geschwindigkeit ist der bestimmte, durch die Zeit gemessene Raum, das einfache directe Verhältniß der Raum-

und Zeitgröße, die Formel:
$$C = \frac{S}{T}$$
*).

Ein Körper bewegt sich in fortschreitender Richtung, er verändert seinen Ort im Raum, er verändert seine räumlichen Berhältniffe, b. h. seine Lage zu ben ihn umgebenden Körpern, die mit ihm zugleich wahrgenommen werden und ebenfalls einen bestimmten Raum einnehmen; er verändert seine Berhältniffe zu biesem bestimmten, mit anderen Körpern erfüllten Raum. bestimmte, körperliche und darum wahrnehmbare Raum möge ber "empirische ober materielle Raum" heißen. Er begreift bie Körper in sich, in Rücksicht auf welche ein anderer Körper seinen Ort verändert; es ist der Raum, zu welchem der bewegte Körper sich verhält, oder mit dem verglichen, jener Körper seine Lage und Stellung verändert. Ein folder Raum bildet in der Relation ber Bewegung die eine Seite der Verhältnißbestimmung: beshalb heiße er ber "relative Raum". Nun sind in der Rela= tion der Bewegung beide Seiten beweglich: darum heiße der relative Raum zugleich der "bewegliche".

Von dem relativen Raume unterscheiden wir den absoluten. Relativ ist der Raum, der sich zu einem anderen verhält; abso-

^{*)} Metaph. Anfangsgründe der Naturwissenschaft. I Hptst. Met. Anfangsgr. der Phoronomie. Erklärung 2. Anmerk, 2 u. 3. — Bd. VIII. S. 459—61.

lut bagegen ber Raum, ber sich zu keinem anderen verhalten kann, weil er alle Räume in fich begreift. Dieser Raum kann niemals die Seite eines räumlichen Berhältniffes ausmachen, alfo kann er auch nicht beweglich sein. Er selbst bewegt sich nicht; in ihm bewegt sich alles. Relativ ist ber Raum, ber einen anderen außer fid) hat; ein solcher (begrenzter) Raum fteht in einem räum= lichen Berhältniß; ein Körper kann gegen ihn seine Lage verän= bern, also auch er die seinige in Rücksicht auf jenen Körper. Der relative Raum ist begrenzt und beweglich; ber absolute Raum ift unbegrenzt und unbeweglich. Wir konnen beibe burch ben Begriff ber Bewegung auch so unterscheiben: jebe Bewegung geschieht im Raum und verhält sich zu einem bestimmten Raum; jeder Raum ist relativ, zu dem (in Rücksicht auf welchen) eine Bewegung stattsinden kann; wogegen der absolute Raum berjenige ist, in welchem alle Bewegung vorgestellt werden muß, der aber selbst sich nicht bewegt.

Ein Körper bewegt sich in einem relativen Raume, der ruht. Also verändert er in diesem Raum seine Lage und damit zu diesem Raum sein Verhältniß; also verändert auch dieser Raum sein Verhältniß zu ihm. Und es ist jetzt vollkommen gleich, ob ich sage, der Körper A bewegt sich in einer bestimmten Richtung in einem bestimmten Raume, welcher ruht; oder ob ich sage, der Körper A ruht, und der relative Raum bewegt sich in der entgesgengesetzen Richtung mit derselben Geschwindigkeit*).

2. Conftruction ber Bewegungegröße.

Aus diesem Gesichtspunkte, den schon der neue Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe festgestellt hatte, löst Kant das eigentliche Problem der Phoronomie. Es soll die reine Bewegungs-

-111 Va

^{*)} Ebendaselbst. I Hptst. Erklärung 1. Anmerkg. 1 und 2. Bischer, Geschichte ber Philosophie IV. 2. Aust.

größe construirt werden. Eine Größe construiren, heißt dieselbe zusammensesen. Zede Größe ist aus Größen zusammengesett; also muß auch die Bewegungsgröße vorgestellt werden als zusammengesett aus Bewegungsgrößen. Es handelt sich um diese Zussammensetzung: das ist die eigentliche Aufgabe der Phoronomie. Dabei gilt als das Bewegliche der mathematische Punkt, als die Richtung der Bewegung die gerade Linie. Da die zusammengessetzte Bewegung construirt werden soll, so kommt bloß die geosmetrische Größe in Betracht, und es gilt gleich, ob die verschiesdenen Bewegungen, welche die Componenden bilden, dieselbe Gesschwindigkeit haben oder nicht.

Die Frage heißt: wie verbinden sich verschiedene Bewegunsgen zu einer? Die Zahl der verschiedenen Bewegungen kann beliebig groß sein; das Problem ist gelöst, sobald die Summe zweier Bewegungen durch Construction erkannt worden*).

Die Bewegung ist dargestellt durch die gerade Linie; die Zussammensehung gerader Linien geschieht entweder in einer graden Linie oder im Winkel. Mit anderen Worten: verschiedene Beswegungen gehen entweder in derselben oder in verschiedenen Linien, in dem letzteren Falle bilden sie einen Winkel. Nun kommt bei der Bewegung noch die Richtung in Betracht; wenn verschiedene Bewegungen in derselben Linie gehen, so haben sie entweder diesselbe oder entgegengesetzte Richtung. Das Problem der Phoronomie hat mithin drei Fälle. Die Bewegung ist zusammengesetzt aus verschiedenen Bewegungen 1) in derselben Linie und in dersselben Richtung, 2) in derselben Linie und in verschiedenen (entsgegengesetzten) Richtungen, 3) in verschiedenen Linien**).

Die ganze Schwierigkeit liegt hier allein in ber phoronomi-

^{*)} Ebendaselbst. I hptst. Grunds. 1. Anmtg.

^{**)} Ebenbaselbst. I Sptft. Ertl. 5. Anmig.

schen Betrachtungsweise. Aus dem Gesichtspunkte der Mechanik, durch die Begriffe der Kraft und Causalität, wären die obigen Fälle sehr leicht und einfach zu entscheiden. Indessen betrachtet die Phoronomie die Bewegung nur als Größe. Ihre Probleme, die im Grunde nur ein einziges ausmachen, sollen durch Construction gelöst werden. Die Construction stellt ihren Begriff in der Anschauung dar. Wie will man nun anschaulich machen, daß ein Punkt zwei verschiedene Bewegungen zugleich hat? Wie will man die zusammengesetzte Bewegung construiren? Wie also will man die Aufgabe der Phoronomie durch geometrische Construction lösen?

Daß eine und bieselbe Größe zwei verschiedene Bewegungen in derselben Zeit hat, läßt sich auf keine Beise anschaulich bar-Wohl aber läßt sich anschaulich machen, daß jene Bewegungen zu berselben Zeit in zwei verschiedenen Größen statt= Also die Möglichkeit der Construction hängt davon ab, ob sich bie beiben verschiedenen Bewegungen, die in berfelben Größe zugleich stattfinden, an zwei verschiedene Größen vertheilen laffen, ohne in ber Sache selbst bas Minbeste zu anbern. Diese Möglichkeit ist bereits erkannt. Es ist vollkommen gleich, ob wir sagen, der Punkt A bewegt sich in der geraden Linie AB, ober ber Punkt A ruht und ber relative Raum bewegt sich in ber entgegengesetzten Richtung BA. Wenn sich der Punkt A bewegt, so ist die Folge, daß die Linie AB durchlaufen wird, also bie beiden Punkte A und B aufhören, von einander entfernt zu sein, und in bemselben Orte zusammenkommen. Wenn sich ber relative Raum in der entgegengesetzten Richtung BA bewegt, so ist die Folge, daß die Linie BA zurückgelegt wird, also die beiden Punkte B und A nicht mehr von einander entfernt sind, son= bern in bemselben Orte zusammentreffen. Es ift also klar, baß

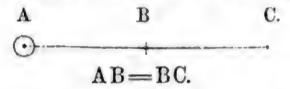
beide Bewegungen ganz dieselben Ortsveränderungen, also dies selben Bewegungen sind.

Auf diese Weise läßt sich demnach die zusammengesetzte Bewegung construiren und das Problem der Phoronomie in allen seinen drei Fällen geometrisch auflösen*).

Nehmen wir die Geschwindigkeiten als gleich an, so können wir die verschiedenen Bewegungen darstellen durch zwei gleich große gerade Linien, die im ersten Falle dieselbe Nichtung, im zweiten entgegengesetzte Richtungen haben, im dritten einen Winskel einschließen. Es leuchtet sogleich ein, daß die zusammensgesetzte Bewegung sich darstellt im ersten Fall als die Summe, im zweiten als die Dissernz, im dritten als die Diagoen ale des Parallelogrammes der beiden gegebenen Linien.

a. Die zusammengesetzte Bewegung als Summe.

In allen drei Fällen läßt sich die zusammengesetzte Bewesgungsgröße durch Construction bestimmen. Es sei der Punkt A gegeben, der in derselben Zeit zwei verschiedene Bewegungen von gleicher Größe und Nichtung beschreibt, jede dieser Bewegungen sei gleich der Linie AB, so wird der Punkt A in derselben Zeit, wo er mit einfacher Bewegung die Linie AB durchlaufen würde, jetzt eine doppelt so große Linie (2 AB — AC) zurücklegen.



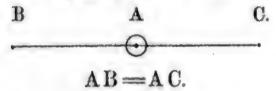
Die beiden verschiedenen Bewegungen, die der Punkt A zu gleicher Zeit beschreibt, sind AB und BC. Die eine von beiden Bewegungen habe der relative Raum. Statt zu sagen, der Punkt A bewegt sich von B nach C, dürfen wir sagen, der rela=

^{*)} Ebendaselbst. I Sptst. Lehrsat 1.

tive Raum bewegt sich mit derselben Geschwindigkeit von C nach B. Damit ist die Construction gegeben. Es hat nicht die minzdeste Schwierigkeit, vorzustellen, daß der Punkt A in einer gezwissen Zeit die Linie AB durchläuft, man kann sich eben so leicht vorstellen, daß der relative Raum in derselben Zeit sich von C nach B bewegt hat: daß also in dem Moment, wo der Punkt A in B eintrisst, auch der Punkt C in B eintrisst, d. h. daß in demselben Augenblicke die Punkte A und C zusammenkommen, also die Entfernung zwischen beiden Punkten, d. h. die Linie AC, zurückgelegt ist*).

b. Die zusammengesetzte Bewegung als Differenz.

Setzen wir den zweiten Fall. Die beiden verschiedenen Bewegungen des Punktes A seien die Linien AB und AC von gleicher Größe und entgegengesetzter Richtung.



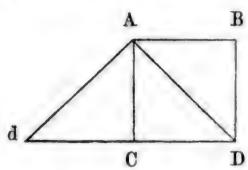
Der Punkt A soll sich in derselben Zeit von A nach B und von A nach C bewegen. Wir geben die eine der beiden Bewesgungen dem relativen Raum. Der Punkt A bewege sich nach B; in derselben Zeit bewegt sich der relative Raum von C nach A. Wenn diese beiden Bewegungen zugleich stattsinden, so ist klar, daß in dem Augenblicke, wo A in B angekommen, der Punkt C in A eintrisst. Also ist die Entsernung zwischen A und C = BA = AC, d. h. sie ist dieselbe als vor der Bewegung, der Punkt A hat seinen Ort in Beziehung auf C nicht veränzbert, er hat sich also gar nicht bewegt; die Disserenz der beiz

^{*)} Ebendaselbst. I Sptft. Lehrsat 1. Beweis. Erster Fall.

ben verschiedenen (entgegengesetzten) Bewegungen war in biesem Falle gleich Null*).

c. Die zusammengesetzte Bewegung als Diagonale.

Setzen wir den dritten Fall. Die beiden verschiedenen Bewegungen des Punktes A, die zugleich stattfinden, seien die beiden gleich großen Einien AC und AB, die den rechten Winkel CAB einschließen.



Der Punkt A soll sich in berselben Zeit von A nach C und von A nach B bewegen. Die eine ber beiden Bewegungen habe ber relative Raum. Der Punkt A bewege sich nach C; in bersselben Zeit bewege sich der relative Raum von B nach A. Er bewegt sich in dieser Richtung mit allen seinen Punkten, also auch mit dem Punkte C. Wenn also der Punkt A in C angelangt ist, so besindet sich in eben diesem Augenblick der Punkt C in d. Während A sich nach C fortbewegt, hat sich C nach d fortbewegt, also hat der Punkt A die Linie A d durchlausen. Aber die Beswegung von C nach d ist die des relativen Raumes. Uebersetzen wir diese Bewegung in die Bewegung des Punktes C, während der relative Raum ruht, so hat sich Punkt C in der entgegenzgesetzen Richtung nach D bewegt. Also hat im absoluten Raum der Punkt A die Bewegung von A nach D gehabt oder die Diagonale in dem Quadrat CABD beschrieben**).

^{*)} Gbenbaselbst. I Sptft. Lehrsat 1. 3meiter Fall.

^{**)} Ebenbaselbst. I Sptst. Lehrsat 1. Dritter Fall.

Damit ist die Aufgabe der Phoronomie gelöst und die zussammengesetzte Bewegungsgröße in allen ihren möglichen Fällen durch Construction bewiesen. Diese Construction war möglich, da wir als das Bewegliche im Raume den mathematischen Punkt annahmen; sie war möglich, da nach dem "neuen Lehrbegriss der Bewegung und Ruhe" jede Bewegung gleich gesetzt werden durste einer entgegengesetzten Bewegung des relativen Raumes. Indessen ist das Bewegliche in der Natur nicht der Punkt, sondern die Materie oder der wirkliche Körper. Setzen wir nun statt des Punktes die Materie als das Bewegliche im Raum, als das Subject der Bewegung, so muß die Materie begriffen werden als die Ursache oder Kraft der Bewegung. Das ist die zweite Grundfrage der metaphysischen Naturlehre: die Aufgabe der Dynamik.

in the

Zweites Capitel.

Der Begriff der Materie und deren Kräfte. Dynamik.

I.

Die Materie als Ursache der Bewegung.

1. Die Materie als Raumerfüllung.

Die Phoronomie hatte die Materie erklärt als "das Bewegliche im Raum". Diese Erklärung war mit Ubsicht so weit gefaßt, daß man von dem Moment der Masse ganz absehen und für die Materie auch den mathematischen Punkt setzen durfte. Die wesentliche Bestimmung der Materie ist von der Phoronomie nicht ausgesprochen worden; sie soll jetzt hinzugefügt werden.

Die Materie ist ein Gegenstand unserer äußeren Anschauung, aber nicht deren Product, nicht deren Construction; sie ist in der Anschauung gegeben, nicht durch die Anschauung gemacht. Sie unterscheibet den physischen Körper vom mathematischen; sie ist dasjenige, was zur mathematischen Größe hinzugefügt werden muß, um auß derselben ein natürliches Ding zu machen. Als Gegenstand der Anschauung oder als äußere Erscheinung ist die Materie im Raum. Da aber dieses Object nicht zugleich Prozduct der Anschauung oder keine bloße Construction ist, so ist die

Materie nicht bloß Raum. Sie ist das Etwas im Raume, das nicht bloß Raum ist, sondern ein vom Raum unterschiedenes Ding ausmacht. Der Raum als solcher ist leer. Die vom Raum unterschiedene Materie, die zugleich nur im Raum ist, muß demnach begriffen werden als den leeren Raum erfüllend. Sie ist nicht bloß das Bewegliche im Raum; das konnte der mathematische Punkt auch sein; sie ist zugleich das raumer= füllende Dasein: das ist weder der mathematische Punkt noch sonst eine mathematische Größe*).

2. Die Raumerfüllung als Rraft.

Soll aber die Materie etwas sein, das einen Raum erfüllt, einnimmt, behauptet, so muß sie nothwendig die Bedingungen in sich haben, unter denen allein ein Raum erfüllt werden kann. Wir können uns vorstellen, daß eine Bewegung von außen auf die Materie eindringt und deren Raumerfüllung angreift und verringert. Wenn diesem Angriffe von Seiten der Materie gar kein Widerstand entgegengesetzt wird, so muß der erfüllte Raum immer mehr und mehr verringert und zuletzt ganz aufgehoben werden. Die Raumerfüllung hört auf, mit ihr die Materie. Eine widerstandslose Materie ist daher nicht im Stande, einen Raum wirklich zu erfüllen.

Mithin ist die einzige Bedingung, unter der die Materie ein raumerfüllendes Dasein ausmacht, ihr Widerstand gegen jede eindringende Bewegung: sie muß im Stande sein, dieselbe entsweder aufzuheben oder zu vermindern. Nun kann eine Bewesgung nur durch eine andere in entgegengesetzter Richtung entweder ganz oder zum Theil aufgehoben werden. Also ist der Widers

^{*)} Ebendaselbst. II Hptst. Metaph. Anfgsgr. der Dynamik. Erklärung 1.

stand der Materie diese jeder eindringenden Bewegung entgegenzgesetzte Bewegung. Die Materie muß im Stande sein, diese entgegengesetzte Bewegung zu bewirken; sie muß Ursache einer Bewegung d. h. eine bewegende Kraft, also Kraft sein; sonst ist sie kein raumerfüllendes Dasein, keine Materie. Es ist nicht das bloße Dasein, sondern es ist die Kraft, wodurch allein die Materie ihren Raum wirklich erfüllt. Die Kraft ist die neue, wesentliche Bestimmung, die wir jetzt dem Begriff der Materie hinzusügen. In der Phoronomie erschien die Materie bloß als ein beweglicher Punkt; in der Dynamik erscheint sie als eine beswegende Kraft*).

Die eindringende Bewegung, welche die Materie sowohl macht als leidet, beschreibt eine gerade Linie. Zwischen den Grenzpunkten bieser Linie liegt der Spielraum der materiellen Rraft. Nun sind zwischen ben Grenzvunkten einer geraden Linie nur zwei Richtungen möglich, von A nach B und von B nach A. Wenn wir diese Richtungen vom Punkte A aus bestimmen, so ist die Richtung von A nach B die Entfernung, bagegen die von B nach A die Annäherung. Es find also im Punkte A zwei bewegende Kräfte benkbar, bie ben Spielraum ber geraben Linie AB beschreiben, eine entfernende und eine annähernde Kraft. Jene bewirkt, daß sich B von A entfernt; diese, daß sich B auf A zubewegt: die erste Kraft moge die treibende, die zweite die ziehende heißen; die ziehende ist Anziehungefraft ober Attrac= tion, die treibende Burnaftogungsfraft oder Repulfion. Diefe beiden Kräfte sind in der Materie möglich; wir sagen noch nicht, daß sie nothwendig sind **).

^{*)} Ebendaselbst. II Hptst. Lehrsat 1. Beweis.

^{**)} Ebenbaselbst. II Hptst. Erkl. 2. Zusat.

3. Die Rraft ber Daferie als Repulfion.

Nothwendig zur Raumerfüllung ist zunächst die repulsive Kraft. Was nicht die Kraft der Zurückstoßung hat, kann seinen Raum nicht erfüllen, sondern höchstens einschließen. Darin unterscheidet sich eben der materielle Körper vom mathematischen: der erste erfüllt seinen Raum, der andere schließt den seinigen ein, begrenzt denselben, aber erfüllt ihn nicht. Wenn also ein Theil des materiellen Körpers ohne repulsive Kraft wäre, so würde in diesem Theile der Raum nicht erfüllt, sondern leer sein, so würde die Materie überhaupt ihren Raum nicht wirklich erfüllen. Ulso gehört zur Raumerfüllung und darum zur Natur der Materie, daß jedem ihrer Theile die Kraft der Zurückstoßung inwohnt, daß die Repulsion alle Theile der Materie bewegt, daß nirgends in ihr ein leerer Raum stattsindet.

a. Ursprüngliche Elasticität.

Vermöge dieser Zurückstoßungskraft ist die Materie in allen ihren Theilen raumerfüllend oder ausgedehnt. Ihre repulsive Kraft ist zugleich erpansiv, diese Ausdehnungskraft der Materie ist ihre Elasticität. Ohne diese Kraft der Repulsion, Ausdehnung, Elasticität ist die Materie gar nicht denkbar. Darum gehört die Elasticität, als durch die Repulsion begründet, zu den nothwendigen Bedingungen der Materie, zu deren ursprünglichen Eigenschaften**).

b. Relative Undurchdringlichkeit.

Jede Kraft ist eine intensive Größe, die einen Grad hat; die repulsive Kraft der Materie muß einen bestimmt en Grad

437 Va

^{*)} Ebendafelbit. II Sptft. Lehrsat 2. Beweis.

^{**)} Ebendaselbst. II Sptst. Busat 1.

haben; sie kann weder unendsich groß noch unendlich klein sein. Nicht unendlich groß, benn sonst würde sie in's Grenzenlose wirsken und in einer endlichen Zeit einen unendlichen Raum erfüllen. Nicht unendlich klein, benn sonst würde sie niemals im Stande sein, auch nur den kleinsten Raum zu erfüllen.

Eine unendlich große Kraft wäre eine solche, über die hinaus keine größere vorgestellt werden kann. Wenn nun die repulsive Kraft nicht unendlich groß ist, so kann sie durch größere Kräfte überboten werden. Wenn diese größeren Kräfte der Repulsion eines Körpers entgegenwirken, so wird die nothwendige Folge sein, daß sie die repulsiven Kräfte um so viele Grade vermindern, oder, was dasselbe heißt, daß sie die Raumerfüllung des Körpers einschränken, daß sie den Körper zwingen, einen engeren Raum einzunehmen, daß sie mit einem Worte die Materie zusammendrücken. Es giebt repulsive Kräfte. Diese Kräfte können einander entgegenwirken mit größerer oder geringerer Stärke, diese größere Kraft ist in Rücksicht auf die geringere, der sie entgegenwirkt, eine zusammendrückende Kraft. Sie nöthigt die letztere, sich in einen engeren Spielraum zurückzuziehen.

Es giebt also zu sammen brücken be Kräfte. Wenn es beren keine gäbe, so wäre es unmöglich, daß eine Materie je-mals in ihrem Raume verengt würde, sie wäre dann absolut undurchdringlich.

Die zusammendrückende Kraft muß, wie die repulsive, einen bestimmten Grad haben. Sie kann weder ynendlich groß noch unendlich klein sein. Wäre sie unendlich groß, so würde jeder mögliche ihr entgegengesetzte Widerstand gleich Null sein; sie würde die Raumerfüllung der angegriffenen Materie ganz aufzheben, d. h. die Materie in leeren Raum verwandeln oder verznichten. Da sie nicht unendlich groß ist, da sie einen gewissen

Grad hat, so kann sie die entgegengesetzte Kraft auch nur bis auf einen gewissen Grad einschränken, also die Raumerfüllung verengen, aber nicht ausheben.

Es ift bemnach unmöglich, daß bie Materie von ber zusam= mendrückenden Kraft jemals vollkommen durchdrungen wird; also ist die Materie nicht absolut durchdringlich. Es ist möglich, daß die Materie von der (relativ größeren) zusammendrückenden Kraft bis auf einen gewissen Grad durchdrungen wird; also ist bie Materie nicht absolut undurchdringlich. Mithin ergiebt sich als eine nothwendige Eigenschaft der Materie deren relative Undurchbringlichkeit. Diese Eigenschaft ist in ber bynamischen Natur ber Materie begründet. Weil die Materie Kraft ift, die eine gewiffe Starke hat, barum kann fie von einer entgegengesetten Kraft, die eine größere Stärke hat, bis auf einen gewissen Grad eingeschränkt ober verengt werden. Der mathematische Körver ist ohne Rraft: barum ift auch ber Raum, ben er einschließt, abfolut undurchdringlich; es giebt in dem mathematischen Kurper keine Kräfte, also auch keine entgegengesetzten. Aus biesem Grunde darf die absolute Undurchdringlichkeit auch die "mathe= matische", die relative die "dynamische" genannt werden *).

II.

Die Materie als Substanz ber Bewegung.

1. Die materiellen Theile.

Die Materie ist als bewegende Kraft das eigentliche Subject oder die Substanz der Bewegung. Diese Substanz ist als ein ausgedehntes Wesen theilbar. In jedem ihrer Theile wirkt die bewegende Kraft der Repulsion, folglich ist jeder materielle Theil selbst beweglich. Wenn er beweglich ist, so kann er eine

^{*)} Ebendaselbst. II Sptst. Ertl. 3. Lehrs. 3. Bew. Anntg. Ertl. 4.

eigene Bewegung für sich haben, er kann selbst eine Substanz ausmachen, er kann sich als solche von den andern Theilen, mit denen er verbunden war, fortbewegen, absondern oder trennen. Wenn sich die Theile eines Körpers von einander trennen, so löst sich der Körper in seine Theile auf, er wird getheilt. Die physische Theilung besteht in der Trennung*).

2. Die unendliche Theilbarfeit ber Materie.

Run ift jeder Theil selbst wieder Substanz, also selbst wieber aus Theilen zusammengeset, bie sich trennen können. Zusammensetzung ber Materie läßt sich in Gebanken in's Unend= liche fortseten. Mit anderen Worten: die Materie ift in's Un= endliche theilbar. Diese unendliche Theilbarkeit ift schon von ben ersten Metaphysikern bes Alterthums erkannt und als ein Wider= spruch bingestellt worden, der den Begriff der Materie unmög= lich mache. Die Materie sei undenkbar eben deßhalb, weil sie gedacht werden muffe als in's Unendliche theilbar. Dann nämlich bestehe der Körper aus einer unendlichen Menge von Theilen und bilbe bennoch ein Ganzes! Dann würden unendlich viele Theile ein Ganzes ausmachen, also eine unendliche Menge Vollendete Unendlichkeit ist ein offenbarer Wivollendet sein. berspruch. Was vom Körper gilt, eben basselbe gilt vom Raum. Das war der Grund, warum jene Metaphpsiker erklärten, Raum und Materie seien undenkbar und barum unmöglich.

Diesen Widerspruch löst die kritische Philosophie; sie ist die erste gewesen, die jenes metaphysische Räthsel gelöst hat. Der Widerspruch selbst eristirt nur für die dogmatische Vorstellungs= weise. Wenn der Raum eine Eigenschaft der Dinge an sich wäre, so müßten die räumlichen Dinge aus unendlich vielen Theilen be-

^{*)} Ebendaselbst. II Hptst. Erkl. 5. Anmkg.

stehen, so müßte diese unendliche Menge von Theilen mit dem Raum an sich gegeben sein. Nur darin, daß eine unendliche Menge gegeben er Theile ein begrenztes und vollendetes Ganzes ausmacht, liegt die Unmöglichkeit.

Soll also der Raum und die Materie im Raume möglich sein, so gilt der Satz: entweder der Raum ist nicht in's Unendzliche theilbar, oder der Naum ist nicht eine Eigenschaft der Dinge an sich; da er das erste nothwendig ist, so ist er unmöglich das zweite.

Die unendliche Theilbarkeit bes Raumes verneinen, hieße verneinen, daß der Raum zusammengesetzt und jeder Theil des Raumes selbst wieder Raum sei; das hieße den Raum selbst verzneinen. Er ist in's Unendliche theilbar. Also bleibt für seine Möglichkeit nur der einzige Fall übrig, daß er keine Eigenschaft der Dinge an sich, sondern eine bloße Vorstellung bildet; daß also auch "die Materie kein Ding an sich selbst ist, sondern bloße Erscheinung unserer äußeren Sinne überhaupt, so wie der Raum die wesentliche Form derselben." Daß sich aber die Sache so und nicht anders verhält, hat die kritische Philosophie in ihrer transscendentalen Aesthetik auf das klarste bewiesen; und die metaphysischen Ansangsgründe der Naturwissenschaft, vor allem die Dynamik, sind ganz in demselben klaren, scharssinnigen, wissenschaftlich und didaktisch vollendeten Geiste gehalten.

Ist der Raum eine bloße Vorstellung, so ist auch seine uns endliche Theilbarkeit eine Vorstellung; er muß vorgestellt werden als in's Unendliche theilbar: das heißt nicht, er ist in's Unendzliche getheilt. Die Theilung kann in Gedanken in's Unendzliche fortgesetzt werden: das heißt nicht, es sind unendliche viele Theile unabhängig von unserer Vorstellung gegeben. Nur auf dieser letzten, dogmatischen Unnahme beruht jener Widerspruch,

den Zeno zum Beweise nahm gegen die Möglichkeit des Raums und der Materie*).

III.

Die beiben Grundfrafte ber Materie.

1. Attraction.

Die Materie ist bewegende Kraft; diese Kraft ist die Respulsion. Wenn nun die Materie nichts wäre als repulsive Kraft, so würde diese Kraft für sich allein ununterbrochen wirken, sie würde, durch nichts begrenzt, die Theile der Materie immer weister von einander entfernen und zuletzt durch den unendlichen Raum zerstreuen; die Materie würde nicht mehr einen bestimmten Raum erfüllen, der Raum würde leer, also die Materie selbst aufgehoben sein. Ulso kann die repulsive Kraft nicht die alleinige und ausschließende Bedingung zum wirklichen Dasein der Materie sein, da ihre alleinige ungehinderte Wirksamkeit nicht im Stande ist, den Raum zu erfüllen.

Es ist mithin zum raumfüllenden Dasein noch eine andere Kraft nöthig, die der Repulsion entgegenwirkt, deren Ausdehmung in's Unbegrenzte verhindert und die Theile der Materie zwingt, sich einander zu nähern. Diese Kraft ist die zusammendrückende. Daß eine solche Kraft möglich sei, haben wir vorher gezeigt; wir müssen jetzt hinzusügen, daß sie zum Dasein der Materie nothwendig ist.

Wo werden wir diese zusammendrückende Kraft suchen? Entweder in der Materie selbst oder außer ihr. Außer ihr ist entweder leerer Raum oder andere Materie. Der leere Raum kann die Materie nicht zusammendrücken, denn der leere Raum

^{*)} Ebendaselbst. II Hptst. Lehrsatz 4. Bew. Anmkg. 1 u. 2. Bgl. bef. Anmkg. 2.

ist kraftlos. Eine Materie kann die andere zusammendrücken versmöge ihrer eindringenden Kraft, also ihrer eigenen stärkeren Respulsion. Aber wenn diese entgegenwirkende Materie selbst nur repulsive Kraft märe, so wäre sie eben deßhalb gar nicht Materie. Also bleibt nur der einzige Fall übrig, daß die zusammendrückende Kraft in der Materie selbst liegt. Die Materie selbst muß in zwei einander entgegengesetzen Kräften bestehen. Vermöge der einen Kraft repellirt sie ihre Theile und macht, daß sich dieselben von einander entsernen; vermöge der andern zieht sie ihre Theile an einander und macht, daß sich dieselben einander nähern: diese zweite Kraft ist die Anziehungs- oder Attractionskraft.

Die Attractionskraft ist nicht abgeleitet aus der repulsiven. Dhne dieselbe würde die repulsive unbeschränkt, d. h. unendlich groß oder unmöglich sein. Also ist die Attractionskraft die Bedingung, die der repulsiven Kraft ihre ursprüngliche Grenze sett. Mithin ist die Attractionskraft selbst ursprünglich; sie ist in der Natur der Materie begründet, die ohne sie gar nicht zu Stande kommen könnte, sie ist mithin ebenfalls eine Grundkraft der Materie. Wir haben früher gezeigt, daß in der Bewegung der Materie die beiden Kräfte der Anziehung und Zurückstoßung möglich sind; wir sügen jetzt hinzu, daß beide nothwendig sind zum Dasein der Materie*).

2. Repulfion und Attraction.

Wenn die Materie nichts als Uttractionskraft wäre, so würde diese für sich allein ununterbrochen fortwirken; sie würde, durch nichts begrenzt, die Theile der Materie einander mehr und mehr nähern und zuletzt dieselben im mathematischen Punkte versschwinden machen. Die Folge wäre der leere Naum, die aufges

^{*)} Ebendaselbst. II Hptst. Lehrsat 5. Bew. Anmerkg. Fischer, Geschichte ber Philosophie IV. 2. Aust.

hobene Materie. Die Repulsion, in's Unbegrenzte fortgesetzt, ersstreckt sich in den un en dlichen Raum; die Attraction, in's Unsbegrenzte fortgesetzt, verschwindet im mathematisch en Punkt. Die Materie ist der erfüllte Raum: also kann ihre bewegende Kraft weder die repulsive allein noch die attractive allein sein; nur beide zusammen können das raumerfüllende oder materielle Dasein bewirken. Iede von beiden muß einen bestimmten Grad haben; sie kann ihn nur haben, wenn die andere Kraft ihr entzgegenwirkt. Die Attraction macht, daß die Repulsion nicht in's Unendliche geht; ebendasselbe bewirkt die Repulsion in der ihr entzgegengesetzten Kraft: darum sind beide die Grundkräfte der Materie, deren Dasein auf dem gemeinschaftlichen Zusammenwirzken dieser beiden einander entgegengesetzten Kräfte beruht*).

a. Repulsion als erfte Kraft. Berlihrung und Ferne.

Anziehung und Zurückstoßung sind die beiden ursprünglichen Kräfte der Materie, die nothwendigen Bedingungen, ohne welche die Materie gar nicht sein kann. Wir haben von diesen beiden Kräften die Repulsion zuerst hervorgehoben und sie mit gutem Grunde der Attraction vorangestellt. Nicht deßhalb, weil die letztere etwa weniger ursprünglich wäre als jene (beide sind gleich ursprünglich und bedingen sich gegenseitig), sondern deßhalb, weil uns die Materie ihr Dasein zuerst in der Form der Repulsion wahrnehmbar und erkennbar macht. Was wir von der Materie zuerst empfinden, ist, daß sie uns zurückstößt, also ihre Unzdurchdringlichkeit, die sich im Stoß und Druck kundgiebt. Die Wahrnehmung setzt den Eindruck, der Eindruck die Berührung voraus; was die Materie berührt, dem setzt sie nach dem Maße ihrer Kraft ihren Widerstand entgegen, darauf also wirkt sie ein

^{*)} Ebendaselbst. II Sptst. Lehrsat 6.

nach dem Grade ihrer Widerstandskraft oder ihrer Repulsion. Darum ist für uns die Repulsion die erste und nächste Erscheisnungsform der Materie*).

Die Körper oder Materien wirken auf einander ein nach der Natur und dem Maße ihrer bewegenden Kräfte. Hier sind zwei Fälle denkbar: sie wirken auf einander ein entweder in oder außerhalb der Berührung. Wenn sie sich berühren, so behauptet jeder gegen den anderen seine Undurchdringlichkeit, jeder stößt den anderen, so weit es ihm möglich ist, zurück. In der Berührung wirken die Körper repellirend auf einander. "Berührung im physischen Verstande ist die unmittelbare Wirkung und Gegenzwirkung der Undurchdringlichkeit. Physische Berührung ist Wechzselwirkung der repulsiven Kräfte in der gemeinschaftlichen Grenze zweier Materien*)."

b. Attraction als Wirfung in die Ferne.

Wenn die Materien sich nicht berühren und doch auf einanber einwirken, so ist diese Wirkung [außerhalb der Berührung] eine Wirkung in die Ferne, eine "actio in distans". Entweder besindet sich zwischen den beiden Materien leerer Raum oder andere Körper, welche die Wirkung in die Ferne vermitteln. In
dem ersten Falle wird die gegenseitige Einwirkung beider auf einander durch nichts vermittelt: die Wirkung in die Ferne ist unmittelbar, wenn sie durch den leeren Raum geht.

Die Wirkung in die Ferne kann nicht Zurückstoßung sein, benn diese setzt die Berührung voraus. Wenn es also überhaupt eine Wirkung in die Ferne giebt, so kann diese nur in der Unziehung bestehen. In der Berührung können die Materien einanz

^{*)} Cbendaselbst. II Hptft. Lehrsat 5. Anmig.

^{**)} Ebendaselbst. II Hptst. Erkl. 6. Unmkg.

der nur zurückstoßen, sie wirken in diesem Falle durch ihre Uns durchdringlichkeit: die eine sucht die Bewegung der anderen, so viel sie vermag, von sich abzuhalten. Wenn es also überhaupt eine Anziehungskraft giebt, so kann diese nicht in der Berührung, sondern nur in die Ferne wirken. Anziehung ist Wirkung in die Ferne*).

Bermöge der Unziehung nähert sich ein Körper dem anderen. Aber nicht jede Unnäherung ist Anziehung. Wenn 3. B. der Körper B sich dem Körper A nähert, weil ihn der Körper C burch den Stoß in dieser Richtung bewegt, so ift klar, daß diese Unnäherung von A und B eine Folge bes Stoßes von C, aber nicht der Unziehung von A ist; es ist die repulsive Kraft von C, welche in diesem Falle die Unnäherung bewirkt hat. Die Un= ziehung ist in diesem Falle nur scheinbar. Die mahre und eigentliche Anziehung zwischen zwei Körpern kann barum niemals durch andere Körper vermittelt werden. Wenn es also eine wahre Unziehung giebt, so muß diese eine solche Wirkung in die Ferne sein, die durch den leeren Raum geht, d. h. eine unmittel= bare Wirfung. Bahre Unziehung ift unmittelbare Wirkung in die Ferne. Der mit Kant zu reben: "bie aller Materie wesentliche Anziehung ist eine unmittelbare Wir= fung berselben auf andere burch ben leeren Raum."

Wenn man die unmittelbare Wirkung in die Ferne leugnet, so leugnet man die Anziehungskraft. Wenn man die erste für unbegreislich erklärt, so erklärt man eben dadurch auch die zweite für unbegreislich, die in der That in gar nichts anderem bestehen kann. Wäre die Anziehungskraft nicht im Stande, durch den leeren Raum zu wirken, so könnte sie nicht unabhängig von der körperlichen Berührung wirken. Nun ist körperliche Berührung

^{*)} Ebenbaselbst. II Hptst. Lehrsat 7. Beweis.

offenbar nicht möglich ohne körperliches Dasein, und dieses ist nicht möglich ohne ursprüngliche Anziehungskraft. Dhne diese Anziehungskraft kein körperliches Dasein, also auch keine körperzliche Berührung; mithin ist die körperliche Berührung abhängig von der Anziehungskraft, nicht umgekehrt. Wenn aber die Anziehungskraft unabhängig ist von der körperlichen Berührung, so ist sie auch unabhängig von der Erfüllung des Raumes, so kann sie auch unabhängig davon wirken, d. h. sie muß im Stande sein, durch den leeren Raum zu wirken. Auf diesen Begriff der Anziehungskraft als einer allgemeinen Eigenschaft der Materie gründete Newton seine Uttractionstheorie*).

c Flächenfraft und durchdringende Kraft.

So unterscheiden sich die beiden Grundkräfte der Materie in ihrer Wirkungsweise. Die Attraction wirkt durch den leeren Raum, also ohne Vermittlung anderer Körper; die Repulsion wirkt nur durch solche Vermittlung, sie wirkt auf einen entsernzten Körper nur durch die Kette der dazwischen liegenden Körper; der erste stößt den zweiten, dieser den dritten u. s. f. Die Rezpulsion bewegt nur denjenigen Körper, den sie berührt; die Körzper berühren sich in ihrer Grenze, die Grenze des Körpers ist die Fläche. Wenn zwei Körper nur in der gemeinschaftlichen Fläche der Berührung auf einander einwirken können, so ist ihre bewegende Kraft eine "Flächenkraft"; wenn aber ein Körper auf die Theile des anderen jenseits der Berührungsfläche einwirkt, so dringt seine bewegende Kraft durch die Grenze hindurch und kann insofern eine "durchdringende Kraft" genannt werden. Es leuchztet ein, daß von den beiden Grundkräften der Materie die zurückt

^{*)} Ebendaselbst. II Sptft. Lehrsat 7. Anmig.



gebietet, ober es ist eine gewisse Größe der Entsernung, über welche hinaus die Anziehungskraft nicht mehr wirkt. Ein Körper kann jene Grenze nicht sein, denn die Anziehungskraft ist in Rücksicht der körperlichen Grenze durchdringend. Es bleibt das her als Grenzbestimmung nur die Entsernungsgröße übrig. Nun sind unendlich viele Entsernungsgrößen möglich. Und ebenso sind unendlich viele Grade der bewegenden Kraft möglich. Es giebt hier keinen letzten Grad. Also giebt es auch keine Größe der Entsernung, bei der die anziehende Kraft ihren letzten Grad erreicht. Mithin hat die Anziehungskraft gar keine Grenze: sie wirkt durch den leeren Raum in's Unbegrenzte; ihre Wirksam=keit erstreckt sich durch den Weltraum*).

Mit der zunehmenden Entfernung hört die Anziehungskraft nicht auf, sie nimmt nur ab; sie vermindert ihren Grad, wie die Entfernung ihre Größe vermehrt. Je weiter der angezogene Körper entfernt ist, um so schwächer wird die bewegende Kraft des anziehenden. Daher das Grundgesetz der allgemeinen Anziehung: die Körper ziehen sich an im geraden Verhältniß ihrer Massen und im umgekehrten Verhältniß ihrer Entfernungen. Die Anziehungskraft ist den Massen und Entfernungen proporztional, jenen in geradem, diesen in umgekehrtem Verhältniß.

Die Unziehungsfraft ist bemnach eine durchaus allgemeine Eigenschaft des materiellen Daseins: sie wirkt in jeder Materie, sie wirkt auf jede Materie, sie wirkt in allen Räumen. Mithin ist auch ihre Wirkung durchaus allgemein. Jede Materie ist dieser Wirkung unterworfen, jede wird von allen übrigen angezogen: diese Eigenschaft nennen wir die Gravitation. Sie wird nach den verschiedensten Richtungen angezogen; ihre Gravitation ist verschieden nach den Massen der anziehenden Körper.

^{*)} Ebendaselbst. II Sptst. Lehrsat 8. Beweis.

Die größte Masse zieht am meisten an; also ist in dieser Richtung auch die Gravitation am größten. Die angezogene Materie wird sich in der Richtung der größten Gravitation bewegen: dieses Streben ist ihre Schwere. Die Gravitation oder Schwere ist die unmittelbare und allgemeine Wirkung der Attraction, wie die Elasticität die unmittelbare Wirkung der Repulsion war. Elasticität und Schwere sind mithin die ursprünglichen Eigenschaften jeder Materie, da Uttraction und Repulsion deren Grundkräfte sind*).

b. Quadrat und Bürfel der Entfernungen.

Mur burch bas Busammenwirken biefer beiben Grundfrafte ist die Materie möglich. Aus ber Natur jeder der beiden ur= sprünglichen Kräfte folgt bas Gesetz ihrer Wirkungsart. Darin stimmen beide überein, daß sie mit der abnehmenden Entfernung an Stärke zunehmen, daß sie also im umgekehrten Berhältniffe ber Entfernungen wirken. Aber bie Burudftogungsfraft wirkt nur in ber Berührung, also in unendlich kleinen Entfernungen, bagegen bie Unziehungskraft wirkt in jeder Entfernung; jene wirkt nur in erfüllten oder korperlichen, diese wirkt durch den leeren Raum. Jede wirkt, wie es in der Natur der Kraft liegt, von einem bestimmten Punkte aus gleichmäßig nach allen Rich= tungen. Denken wir uns die Attractionskraft in einem bestimm= ten Punkte, so werben alle Punkte, die gleich weit von dem anziehenden entfernt sind, gleich stark bahin angezogen. Alle biese in verschiedenen Gbenen gelegenen, von dem Mittelpunkte gleich weit entfernten Punkte muffen in einer Rugelfläche liegen. Jeder Grad ber Attractionsfraft beschreibt seine Wirkungssphäre in einer Rugelfläche; jene Grabe nehmen in dem Maße ab, als die Rugelflächen zunehmen; sie wachsen in demselben Maße, als die

^{*)} Ebendaselbst. II Hptst. Lehrsat 8. Zusat 2.

Kugelflächen abnehmen. Da nun die Oberflächen concentrischer Kugeln quadratisch wachsen und abnehmen, so solgt das bestimmte Gesetz der Anziehungskraft: "sie wirkt im umgekehrten Berhältnisse der Quadrate der Entsernungen." Dagegen die repulsive Krast wirkt im körperlichen Raum. Ihre Wirkung ist die Raumerfüllung; ihre Wirkungsweise muß daher durch die Größe des körperlichen Raums bestimmt werden, nicht durch das Quadrat, sondern durch den Würfel der Entsernungen. Ihr Gesetz heißt: sie wirkt im umgekehrten Verhältnisse der Würfel der unendlich kleinen Entsernungen*).

IV.

Die spezifische Berschiedenheit ber Materien.

1. Figur und Bolumen.

Die Körper in der Natur sind unendlich mannigsaltig und verschieden. Wir haben bisher nur ihre allgemeinen Eigenschafzten erklärt, die Attribute der körperlichen Natur, die selbst ohne die Kräfte der Zurückstoßung und Anziehung gar nicht gedacht werden kann. Diese beiden Kräfte sind die Grundeigenschaften aller Materie. Welches sind die abgeleiteten oder besonderen Eigenschaften?

Vermöge der repulsiven Kraft erfüllt die Materie einen bestimmten Raum. Die repulsive Kraft ist als intensive Größe unendlich vieler Grade fähig. Und so verschieden die Grade sind, so verschieden kann die Erfüllung des bestimmten Raumes sein. Der ganze Raum ist erfüllt, aber in verschiedenen Graden. Nenen wir den bestimmten Grad der Raumerfüllung die Dichtigkeit der Materie, so kann dieselbe Raumgröße ganz erfüllt sein durch Materien von verschiedener Dichtigkeit. Es ist nicht nöthig,

^{*)} Ebendaselbst. II Hptst. Lehrsay 8. Anmerkg. 1 und 2.

die Unnahme leerer Zwischenräume zu machen, um die verschies benen Dichtigkeiten der Materie zu erklären.

Wenn nun die Materie einen bestimmten Raum erfüllt, so folgt, daß sie in bestimmte räumliche Grenzen eingeschlossen ist, daß sie innerhalb dieser Grenzen den Raum vollsommen einznimmt. Die Begrenzung ist ihre räumliche Form, die Erfüllung ihr Raumesinhalt; jene ist die Figur, diese das Volumen der Materie. Der erfüllte Raum ist ganz erfüllt, aber nach dem Maße der zurückstößenden Kraft in verschiedenem Grade. Er ist in höherem oder geringerem Grade erfüllt, er ist in diesem Sinne mehr oder weniger erfüllt: das heißt nicht, es ist mehr oder weniger Raum erfüllt, es giebt mehr oder weniger Theile in dem materiellen Raume, die gar nicht erfüllt, d. h. leer sind. Giebt es aber in dem körperlichen Raume keine leeren Theile, so hängen alle Theile der Materie genau zusammen, so bildet die Materie ein Continuum, kein Interruptum*).

2. Bufammenhang ober Cohareng.

Die Theile der bestimmten Materie bilden einen stetigen, an keinem Punkte unterbrochenen Zusammenhang. Es giebt also keinen Theil, der nicht von einem anderen unmittelbar berührt würde. Was die Theile einander nähert und aneinander zieht, ist die Uttractionskraft. Wenn die Uttractionskraft die Theile aneinander sesthält, so wirkt sie in der Berührung, sie wirkt dann als Flächenkraft und bildet den Zusammenhang oder die Cohärenz der Theile. Da nun jeder Theil eine bewegliche und darum räumlich veränderliche Substanz ist, so ist auch ihr Zusammenhang veränderlich.

Die Beränderung im Busammenhange ber Theile kann eine

^{*)} Ebendaselbst. II Hptst. Allg. Anmerkg. zur Dynamik.

boppelte sein: entweber der Wechsel der sich berührenden Theile oder die Ausbedung der Berührung. Im ersten Falle tritt kein Theil außer alle Berührung mit den übrigen; so viele Theile sich vor dem Wechsel berührt hatten, eben so viele berühren sich nach ihm: das Quantum der Berührung im Ganzen wird nicht vermindert. Im zweiten Falle dagegen treten gewisse Theile außer alle Berührung. Dort werden die Theile gegen einander verschoben, hier werden sie von einander getrennt. Was also den Zusammenhang oder die Cohärenz der Materie betrifft, so sind deren Theile entweder verschied der Materie betrifft, so sind deren Theile entweder verschied der Trennung widerstrebt, ist die Kraft ihres Zusammenhanges; was sich der Verschiedung widersetzt, ist die Unhänglichkeit, welche die Theile zu einander haben, ihre gegenseitige Friction oder Neibung*).

3. Fluffige und fefte Materien.

Jede Materie wehrt sich gegen die Trennung ihrer Theile, denn jede hat einen bestimmten Zusammenhang, und die Kraft dieses Zusammenhangs widersetzt sich der trennenden Kraft. Aber nicht jede Materie widersetzt sich der Verschiedung ihrer Theile, denn nicht in jeder Materie hängen die Theile so aneinander, daß sie sich gegenseitig reiden, daß der eine den anderen sesthält. Wenn sie sich gar nicht aneinander reiden, so sind sie absolut verschiedbar: diese vollkommene Verschiedbarkeit der Theile macht den Charakter des flüssigen Körpers. Der slüssige Körper kann durch die geringste Kraft den Zusammenhang seiner Theile versändern, ohne ihn auszuheben; er kann durch die geringste Kraft den Zusammenhang seiner Theile wechseln.

Wenn die Theile eines Körpers nicht absolut verschiebbar

^{*)} Cbendaselbst. II Spift. Allg. Anmerkg. zur Dyn. 2.

sind, so hängen sie durch Reibung zusammen, so halten sich die Theile gegenseitig fest, so ist eine Beränderung ihres Zusammen: hangs zugleich eine Trennung der Theile, nicht bloß ein Wechsel ihrer Berührung. Ein solcher Körper heißt fest oder starr; er heißt spröde, wenn seine Theile so sest an einander hängen, daß sie sich nur durch einen Riß von einander trennen lassen.

4. Ratur ber fluffigen Materie. Spbrobnnamif.

Hieraus erhellt der Unterschied der festen und flussigen Kor-Die Theile können bei beiben getrennt werden; fie können in bem festen Körper nicht verschoben, sondern nur getrennt Der Verschiebung der Theile widersett fich die Reibung, der Trennung widersetzt fich der Zusammenhang. sich also ber feste Körper von dem flüssigen unterscheidet, das ist nicht ber Zusammenhang, sondern die Reibung der Theile. Da= ber darf man nicht sagen, der feste Körper habe einen größeren Zusammenhang als der flüssige, er hat nur eine andere Urt des Zusammenhangs. Wenn der Körper um so flüssiger wäre, je geringer ber Busammenhang feiner Theile ift, so murbe bie Bergrößerung des Zusammenhangs die Flüssigkeit des Körpers ver-Nun ist der Zusammenhang eines Körpers um so größer, je mehr Theile einander berühren, je weniger Theile den leeren Raum berühren. Wenn biese Theile eine Augelgestalt bilben, so ist offenbar ihre wechselseitige Anziehung, ihre gegenseitige Berührung am größten, so ift bie Berührung mit bem leeren Raum die kleinste. Ist nun ein Wassertropfen weniger fluffig, wenn er ben größten Zusammenhang seiner Theile, die Kugelgestalt angenommen hat? Die Bergrößerung des Zusam= menhangs thut mithin der Fluffigkeit ber Materie nicht den minbesten Abbruch. Der Verschiebung seiner Theile leistet das Bafser keinen Widerstand, wohl aber deren Trennung. Im Wassertropfen bewegt sich das Insect mit Leichtigkeit, aber mit Mühe arbeitet es sich durch auf die Oberstäche des Tropfens.

Weil die flüssigen Theile absolut verschiebbar find, so sind fie widerstandslos auch gegen ben fleinsten Druck, so vermag felbst der kleinste Druck das Wassertheilchen nach allen Richtun= gen bin zu bewegen. Nehmen wir an, daß es dem kleinsten Druck auch nur den kleinsten Widerstand entgegensetzte, so wurde sich mit bem zunehmenben Drucke biefer Widerstand verstärken und am Ende so wachsen, daß die Theile nicht mehr aus ihrer Lage gerückt oder nicht mehr verschoben werden könnten. fen wir uns nun zwei verbundene Röhren von ungleicher Größe, die eine so weit, die andere so eng, als man will, beide mit Wasser gefüllt: so murbe es bei der kleinsten Widerstandskraft gegen die Verschiebung der Theile unmöglich sein, daß die geringere Baffermaffe bie größere fteigen macht; alfo mußte zulett bas Wasser in der engeren Röhre höher stehen, als in der weiteren, was der Natur des fluffigen Körpers und den ersten Gesetzen der Hobrodynamik vollkommen widerspricht. Wenn wir ber fluisi= gen Materie auch nur die geringste Widerstandskraft gegen die Berschiebung ihrer Theile zuschreiben, auch nur in etwas die absolute Verschiebbarkeit der letteren einschränken, so sind alle Bedingungen der Hydrostatik aufgehoben *).

5. Elafticitat als expansive und attractive.

Es ist die Kraft des Zusammenhangs in jeder Materie, die sich gegen die Trennung der Theile wehrt. Es sind die bewezgenden Grundkräfte der Repulsion und Attraction, die in jeder Materie mit einer gewissen Stärke zusammenwirken und dadurch

^{*)} Ebendafelbst. II Hptst. Allg. Anm. z. Dyn. 2,

die bestimmte Raumerfüllung und den Zusammenhang der materiellen Theile bewirken. Jede Beränderung des Bolumens ift baher ein Angriff auf die Kräfte ber Materie, die sich diesem Ungriffe nothwendig widerseten. Run ift die Beränderung des Bolumens entweder beffen Bergrößerung ober Berkleinerung. Die Materie wird in beiden Källen durch ihre Kraft diese Veränderung aufzuheben suchen; sie wird in ihr früheres Volumen zurückfehren, entweder indem sie sich wieder ausdehnt, wenn ihre Theile von außen zusammengedrückt, oder indem sie sich wieder zusammenzieht, wenn durch äußere Kraft ihre Theile Dieses Bestreben der Materie ift auseinandergespannt werden. ihre abgeleitete Elasticität, deßhalb abgeleitet, weil sie bedingt ist durch die Grundfräfte, das Volumen und den Zusammenhang der Materie, während die ursprüngliche Elasticität unmittelbar mit der Repulsion selbst gegeben war. Die abgeleitete Elasticität ist entweder expansiv oder attractiv, je nach der Richtung, in welcher die Materie ihr ursprüngliches Volumen wiederherzu= stellen strebt *).

6. Mechanische und chemische Beranderung.

Materien können gegenseitig auf einander einwirken, sie können sich gegenseitig verändern. Die materielle Veränderung ist in allen Fällen eine räumliche, sie betrisst entweder den Ort und die Lage des Körpers oder seine Zusammensetzung, die Versbindung seiner Theile. Eine Materie kann unter dem Einflusse der anderen ihren Ort und die Verbindung ihrer Theile veränzdern. Von der ersten Art der Veränderung, der fortschreitenden Bewegung in Folge der Attraction oder Repulsion, die ein Körper auf den anderen ausübt, haben wir bereits gehandelt. Wir

^{*)} Ebendaselbst. II Sptst. Allg. Anm. z. Dyn. 3.

Materie die Verbindung ihrer Theile unter dem Einfluß einer anderen verändert, so kann dieser Einfluß doppelter Art sein. Entweder eine Materie verändert die Zusammensehung der anderen durch eindringende Bewegung, oder sie bringt diese Veränderung hervor ohne einen solchen äußeren gewaltsamen Eingriff: im ersten Fall ist die Veränderung me chanisch, im zweiten chem seil spalten, so wird die Verbindung seiner Abeile verändert, diese Beränderung ist aber nur mechanisch. Es ist nicht die Eigenzthümlichkeit des Keils, nicht dessen Eigene Kraft, sondern lediglich die Kraft seines Stoßes, die hier die Veränderung bewirkt.

Wenn aber zwei Körper auch im Zustande der Ruhe wechselseitig die Verbindung ihrer Theile verändern, so ist diese Veränberung chemisch. Die verbundenen Theile werden getrennt; die chemische Trennung heißt Muflösung, die Theile ber einen Materie verbinden sich mit den Theilen ber anderen. Wenn diese so verbundenen Materien wieder getrennt und von einander ab= gefondert werden, fo beißt diese Trennung Scheibung. chemischen Beränderungen sind Auflösung und Scheidung. giebt eine absolute Auflösung ber einen Materie durch die andere. Dann ift jeder Theil der einen mit einem Theile der anderen in demselben Berhältnisse verbunden, als die ganzen Körper selbst mit einander verbunden find. Rennen wir den einen Körper bas Auflösungsmittel, den anderen die aufzulösende Materie, so giebt es keinen Theil des einen, der nicht mit einem Theile des anderen in bestimmter Proportion verbunden mare: wir haben in dieser chemischen Verbindung einen Körper, der in jedem seiner Theile aus ben beiden Bestandtheilen des Auflösungsmittels und der aufzulösenden Materie zusammengesetzt ist. Der Körper heiße

C, diese Bestandtheile A und B. Also ist das Bolumen des Körpers C in jedem. seiner Theile erfüllt von A und B; beide nehmen denselben Raum ein, was unmöglich wäre, wenn sie nur äußerlich an einander gefügt wären. Ihre Berbindung ist mithin eine Durchdringung. Die absolute Auslösung ist die chemische Durchdringung, nicht Jurtaposition, sondern "Intusssusseption ist chemische Berbindung. Wären die Theile nur an einander gefügt, so wäre A nur an der Stelle, wo B nicht ist, so würde A nicht den ganzen Raum des Körpers C erfüllen, und eben so wenig B. Mechanisch läßt sich darum die chemische Versbindung nicht erklären, sondern nur dynamisch ").

7. Mechanische und dynamische Raturphilosophie.

Hier ist der Punkt, wo die kantische Naturphilosophie der mechanischen Physik die Spihe bietet und der mathematisch-mechanischen Erklärungsart die metaphysisch-dynamische entgegenseht. Es wird gezeigt, daß die erste den Vorzug nicht hat, den sie zu haben vorgiedt. Sie hält ihre Principien für die einzig möglichen zur Erklärung der spezisischen Verschiedenheit der Materien. Wenn also Körper von demselben Volumen verschiedene Dichtigkeiten haben, so könne man diese Thatsache nicht anders erklären, als daß der dichtere mehr Theile desselben Raums erfülle, der weniger dichte dagegen weniger. Wenn aber dieser weniger Theile desselben Raums erfüllt, fo müssen gewisse Raumtheile vorhanden sein, die er gar nicht erfüllt, die also vollkommen leer sind. Es muß dann leere Käume geben; der Körper ist dann kein Continuum mehr, sondern ein Interruptum; seine Zusammensesung ist nur aggregativ; die Theile können sich nicht durch-

^{*)} Ebendaselbst. II Hptst. Allg. Anm. z. Dyn. 4.

bringen, sondern nur äußerlich (mit größeren oder kleineren 3wisichenräumen) an einander fügen. Also giebt es Theile, die abstolut undurchdringlich, physisch untheilbar sind, Atome, Elesmentarkörperchen oder Corpuskeln, ihrem Stoffe nach gleichartig, nur verschieden in ihrer Gestalt und in der von ihrer Form abshängigen Bewegung: "Maschinen", auß denen, als ihren Grundsstoffen, alle Erscheinungen der Natur abgeleitet werden müssen. Diese Erklärungstheorie ist die mechanische Naturphilosophie, entweder die Atomistik Demokrits mit dem Princip der Atome und des Leeren oder die Corpuskularphysisk Descartes".

Kant hatte bereits in der Vernunftkritik, in der Lehre von den Grundsätzen des reinen Verstandes, gezeigt, daß der leere Raum und die Atome nicht Gegenstände einer möglichen Erfahrung, also nicht Naturerscheinungen seien, daß sie eine metaphysische Hypothese ausmachen, die nur nöthig erscheine, so lange man in der Natur keine andere als ertensive Größen anerkenne; der Begriff intensiver Größen hebe diese Einseitigkeit auf und mache die darauf gestützte Hypothese überslüssig.

Genau in demselben Geiste bekämpft Kant in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft die mechanische Naturphilosophie. Er bestreitet deren Nothwendigkeit und setzt an ihre Stelle die dynamische Erklärungsweise. Die Materie ist nicht bloß ertensive Größe und Masse; sie ist zugleich intensive Größe, denn sie ist Kraft.

MIVERSITY

Drittes Capitel.

Die Mittheilung der Bewegung. Mechanik.

Die Phoronomie hatte die Bewegung nur als Größe und barum die Materie nur als bas Bewegliche im Raume betrachtet, das vorgestellt werden konnte durch den mathematischen Punkt. Die Dynamik hatte in der Materie deren ursprüngliche bewegende Rräfte erkannt. Alfo ift die Materie bas Bewegliche, bas bewegende Kraft hat. Wir bestimmen die Materie als den durch eigene Kraft beweglichen und bewegten Körper. Die Körper können gegenseitig auf einander einwirken, sie können sich gegen= seitig bewegen. Da aber jeder durch eigene Kraft bewegt wird, so kann ihm von außen ober durch andere Körper die Bewegung nicht erft ertheilt, sondern nur mitgetheilt werden. anderes ift die Bewegung ertheilende Kraft, ein anderes die Bewegung mittheilende; jene ift ursprünglich, biese abgeleitet. Es giebt keinen bewegten Körper, überhaupt keine Materie ohne Bewegung ertheilende Kraft; es giebt ohne bewegten Körper keine Bewegung mittheilende Kraft: jene war Gegenstand ber Dynamik; biese ist Gegenstand ber Mechanik.

Ein Körper kann dem anderen seine Bewegung mittheilen, entweder indem er ihn anzieht oder fortstößt, entweder also durch Uttraction oder Repulsion. Im letten Fall geschieht die Mithei= lung durch Druck ober Stoß. In beiden Fällen sind die Gesetze der mitgetheilten Bewegung dieselben, nur die Richtungslinien verschieden. Wir beschränken uns deshalb auf die Bewegung, welche durch repulsive Kräfte mitgetheilt wird*).

Die mitgetheilte Bewegung ift eine Wirkung, die ein bewegter Körper auf einen anderen ausübt. Um diese Wirkung zu bestimmen, muß man vor allem die Ursache richtig erkennen. Die wirkende Ursache ist die Kraft des bewegenden Körpers. groß ist diese Kraft? In jedem bewegten Körper wirken zwei Factoren, die Größe des Körpers und die der Bewegung. Größe des Körvers besteht in der Menge seiner bewegten Theile (Maffe), die Größe der Bewegung ist die Geschwindigkeit: also find Maffe und Geschwindigkeit die beiden Factoren, beren Pro= duct die Kraft eines bewegten Körpers bestimmt oder deffen ganze Bewegungsgröße ausmacht. In der Phoronomie kam die Maffe gar nicht in Betracht, die Bewegungsgröße erschien bort bloß als Geschwindigkeit. Hier bagegen gilt als bas Subject ber Bewegung nicht mehr der mathematische Punkt, sondern die materielle Substanz, deren Größe verschieden ift nach der Menge ih= rer Theile. Darum ist jett die Größe der Bewegung nicht mehr bloß ber Grad der Geschwindigkeit, sondern das Product ber Masse in die Geschwindigkeit.

Es ist unmöglich, die Masse eines Körpers ober die Menge seiner Theile für sich genommen zu schähen, deshalb unmöglich, weil der Körper in's Unendliche theilbar ist. Also kann die Größe der Masse nur geschäht werden durch die Größe der Bewegung bei gegebener Geschwindigkeit. Sehen wir, die Geschwindigkeit eines Körpers sei gleich 5 Grad, die ganze Bewegungsgröße

^{*)} Met. Aufgsgr. der Naturw. III Hptst. Met. Aufgsgr. der Me= chanit. Ertl. 1. Anmerk.

gleich 15, so ergiebt sich für die Masse x die Gleichung 5 x = 15, also x = 3. In allen Fällen ist die Masse gleich der Quantität der Bewegung, getheilt durch die gegebene Geschwindigkeit. Es folgt von selbst, daß die Quantität der Bewegung oder die Kraft des bewegten Körpers sich gleich bleibt, wenn man die Masse verdoppelt und die Geschwindigkeit halbirt; daß die Kräfte zweier Körper dieselben bleiben, wenn man dei dem einen die Masse, bei dem anderen die Geschwindigkeit verdoppelt u. s. f. *).

Damit ist der Gegenstand der mechanischen Körperlehre bestimmt. Es ist die Veränderung, die ein Körper burch seine Bewegung einem anderen mittheilt. Bu biefer Veränderung steht ber Körper in einem breifachen Verhältniß, und in biesen brei verschiedenen Beziehungen muß er von der mechanischen Körper= lehre betrachtet werden. Er ift in feiner Maffe bas Gubject Die= ser Beränderung: basjenige, mas sich verändert ober in dem die Beränderung vor sich geht. Er ift durch seine Bewegung die Urfache, die jene Veränderung in einem anderen Körper hervorbringt, die dem anderen Körper Bewegung mittheilt: das Bewegung mittheilende Subject. Zugleich ift er bas Object, dem von einem anderen Körper Bewegung mitgetheilt wird. Also muß bie Mechanik den Körper betrachten als Subject aller Bewegung, als Bewegung einem anderen Körper mittheilendes Subject, als Subject und zugleich Object ber mitgetheilten Bewegung, b. h. als Bewegung mittheilend und zugleich mitgetheilte Bewegung empfangend. Mit anderen Worten: Die Mechanik betrachtet Die körperlichen Beränderungen in Rudficht ihrer Substanz, ihrer Ursache, ihrer Wechselwirkung.

So ist die mechanische Körperlehre ganz auf jene Grund-

^{*)} Ebendaselbst. III Hptst. Erkl. 2. Lehrsatz 1. Beweis. Zusatz. Anmerkg.

fätze bes reinen Verstandes gebaut, die wir als "Unalogien ber Erfahrung" in der Vernunftkritik kennen gelernt haben. Es was ren die Grundsätze der Substanz, der Causalität und der Wechsselwirkung oder Gemeinschaft. In aller Veränderung beharrt die Substanz; alle Veränderung hat ihre Ursache (jede Veränderung ist eine Wirkung); alle Substanzen, sofern sie zugleich sind, stehen in durchgängiger Gemeinschaft oder Wechselwirkung. Diese Grundsätze der reinen Naturwissenschaft, angewendet auf die Bewegung, bilden die Gesetze der Mechanik.

Es ist klar, daß jene Grundsätze ohne weiteres anwendbar sind auf die Bewegung. Denn jede Bewegung ist eine Berändezrung, eine Beränderung im Raum. Was von aller Berändezrung gilt, muß ebendeßhalb auch von die fer Veränderung, der Bewegung, gelten. Die Substanz die ser Beränderung ist die Materie. Die Grundsätze der Mechanik verhalten sich zu jenen Grundsätzen des reinen Berstandes, wie der Begriff der Bewegung zu dem der Beränderung, d. h. wie die Species zur Gatztung. Die Gesetze der Mechanik, so weit dieselben a priori erzkennbar sind, sind nichts anderes als die Unalogien der Ersahzrung in ihrer physikalischen Unwendung.

. I.

Das Gefet ber Gelbstänbigfeit.

Die Materie als Substanz.

Die Bewegung ist Veränderung der körperlichen Natur, das Subject oder die Substanz dieser Veränderung ist die Materie in ihren Theilen, die körperliche Masse oder die Quantität der Materie. Darum gilt das Gesetz: "bei allen Verändes rungen der körperlichen Natur bleibt die Quans

tität ber Materie im Ganzen diefelbe, unvermehrt und unvermindert*)."

Das Kennzeichen ber Substanz ist die Beharrlichkeit. im Raum ist bas beharrliche Dasein erkennbar. Das beharrliche Dasein im Raume, bas letzte Subject aller räumlichen Berände= rung (Bewegung), ist die Materie. Folglich ist die Materie die einzige erkennbare Substanz. Die Materie besteht aus Theilen. Diese Theile sind räumlich, b. h. außer einander. Jeder dieser Theile ist beweglich, also kann sich jeder dieser Theile von den anderen absondern, trennen, eine eigene Bewegung für sich ha= ben, d. h. selbständiges Subject einer Bewegung ober Substanz fein. Die Theile ber Materie konnen getrennt, aber nicht vernichtet werden. Zertheilung ist nicht Vernichtung. Es giebt keine körperliche Beränderung, die einen materiellen Theil vernichten oder aus nichts hervorbringen könnte. Ulso giebt es keine körperliche Veränderung, welche die Menge der materiellen Theile um das mindeste vermehren oder vermindern könnte, also bleibt die Quantität der Materie bei allen körperlichen Beränderungen dieselbe, unvermehrt und unvermindert **).

Der Beweisgrund der Beharrlichkeit der Materie liegt in ihrem räumlichen Dasein, in ihren außereinander besindlichen Theilen, in ihrer extensiven Größe. Es ist nicht zu begreisen, wie außereinander besindliche Theile verschwinden können. Ihre Beharrlichkeit und damit ihre Substantialität ist einleuchtend. Auß eben diesem Grunde läßt sich von dem Subjecte der inneren Erscheinungen, von dem Gegenstande des inneren Sinnes, dem denkenden Subjecte, welches keine extensive, sondern nur intensive Größe ist, niemals beweisen, daß es beharre. Das eins

^{*)} Ebendaselbst. III Hptst. Lehrsat 2.

^{**)} Chendaselbst. III Hptst. Lehrsat 2. Beweis.

zige Kennzeichen, woran man die Substanz erkennt, ist in die: fem Falle unerkennbar. Darum ift von ber Geele nicht zu beweisen, daß fie Gubstang sei; barum gab es feine rationale Pin= chologie, keinen Beweis für die Unsterblichkeit ber Geele. Geten wir die Wesenseigenthumlichkeit der Seele in das Bewuftsein, fo läßt sich aus ber einfachen Natur bes Bewußtseins nichts für fein beharrliches Dafein schließen. Das Bewußtsein erscheint in ben Gradunterschieden des Hellen und Dunkeln. Es läßt sich benken, daß es in abnehmenden Graden zuletzt verschwindet, ohne baß irgend eine Substang babei vernichtet wird. Es ift ein fehr gedankenloser Schluß ber bogmatischen Metaphysik gewesen, aus ber Theilbarkeit der Dinge die Berganglichkeit, aus der Ginfach= heit das beharrliche Dasein zu folgern. Im Gegentheil, das Theilbare ift unvergänglich. Wenigstens ift seine Bernichtung auf keinerlei natürliche Weise zu begreifen. Wenn sie geschieht, so ist sie ein Wunder. Bertheilung ist nicht Berftorung, nicht Bernichtung, sondern (räumliche) Beränderung der Theile. Der Stoff bleibt, die Form allein verwandelt sich. In dem materiel= Ien Dasein, in ber räumlichen Natur giebt es feine Bernichtung, sondern nur Verwandlung, weder Entstehen noch Vergeben, son= bern nur Metamorphose *).

II.

Das Gefet ber Trägheit.

1. Die außere Urfache.

Jede Beränderung hat ihre Ursache. Also hat auch die Beränderung der Materie ihre Ursache. Diese Beränderung ist Bewegung. Die Materie ist Raum, ihre Theile sind außer einander, ihre Bestimmungen sind sämmtlich räumlicher, darum äußes

^{*)} Ebendaselbst. III Hptst. Lehrsat 2. Anmerkg.

rer Natur. Ulso muß auch die Ursache ihrer Beränderungen eine äußere Ursache sein. Das Gesetz heißt: "alle Veränderung der Materie hat eine äußere Ursache."

Die räumliche Veränderung besteht in der Bewegung und Ruhe. Entweder ruht die Materie, oder sie bewegt sich. fie ruht, fo kann sie nur durch eine außere Ursache genöthigt werben, sich zu bewegen. Wenn sie sich bewegt, so bewegt sie sich fort mit berselben Geschwindigkeit und in berselben Richtung, und nur eine äußere Ursache kann sie nöthigen, entweder ihre Bewegung ganz aufzuheben ober ben Modus berfelben zu ändern. Benn die Materie nur durch eine äußere Ursache verändert wer= ben kann, so beharrt sie in ihrem Zustande sei es der Ruhe oder Bewegung, bis eine außere Ursache auf sie einwirkt. Es ift also vollkommen gleich, ob wir sagen: "alle Beränderung der Materie hat ihre äußere Ursache," ober "die Materie beharrt in ihrem vorhandenen Zustande, bis sie von außen her baraus vertrie= ben wird." Dieses Gesetz ber Beharrung ist bas Gesetz ber Tragheit (lex inertiae), bas nur in biesem Verstande einen gultigen Sinn hat *).

2. Mechanismus und Sylozoismus. Bewegung und Leben.

Alle Beränderung der Materie hat eine äußere Ursache. Nesgativ ausgedrückt: keine Beränderung der Materie hat eine innere Ursache. Wenn eine Substanz aus innerer Urssache, also aus innerem Antried ihren Zustand verändert, so ist die Substanz lebendig. Die innere Ursache ist ein Trieb, ein Begehren; die innere Thätigkeit ist ein Denken, Fühlen, Wollen. Alle Veränderung der materiellen Substanz besteht

431 14

^{*)} Ebenbaselbst. III Sptst. Lehrsat 3.

in der Bewegung. Wenn sich die materielle Substanz aus innerer Ursache bewegte, so wäre die Materie lebendig, so wären in ihr Bewegungstriebe und vorstellende Kräfte. Nun ist die Materie äußere Erscheinung, Gegenstand bloß der äußeren Unsschauung. Triebe, Begierden, Vorstellungen sind nie Objecte der äußeren Anschauung, also können sie auch nie Bestimmunsgen der Materie sein; in keinem Falle sind sie deren erkennbare Bestimmungen *).

Wir reden von der Materie als Gegenstand der Erfahrung, als Object der Naturwissenschaft. Wir reden von ihr nur in diesem Sinn. Also kann in diesem Sinn nie die Rede davon sein, daß sich die Materie aus inneren Ursachen verändert. Mitz hin ist die Materie, wissenschaftlich genommen, durchaus leblos. Das Gesetz der Trägheit ist gleichbedeutend mit dem der Leblosigskeit. Es darf darum die Trägheit auch nicht verstanden werden als ein Beharrungstrieb der Materie, als ein positives Bestreben derselben, ihren Zustand zu erhalten.

Sobald die Materie vorgestellt wird als eine von Bewegungstrieben und vorstellenden Kräften erfüllte Substanz, so wird sie
lebendig gedacht. Diese Vorstellungsweise ist Hylozoismus.
Es ist klar, daß damit jeder wissenschaftliche Begriff der Materie
und damit alle Naturwissenschaft aushört. Der Hylozoismus ist
der Tod aller Naturphilosophie. Hatte Kant vorher die dynamische Naturerklärung der mechanischen, so weit diese atomissisch
ist, entgegengesetz, so setzt er hier die mechanische Naturphilosophie dem Hylozoismus entgegen, der bei den Griechen der alten
Zeit, bei den Italienern des sechszehnten Jahrhunderts, bei Leibniz in der neueren Zeit seine naturphilosophische Geltung hatte.
Die Utomistik ist nicht nöthig zur Naturerklärung. Der Hylo-

^{*)} Ebendaselbst. III Sptst. Lehrsay 3. Beweis.

zoismus ist absolut verwerflich, denn er setzt an die Stelle des wissenschaftlichen Begriffs der Materie eine Phantasie, die nie sein kann, was die Materie immer sein muß: Object der äußeren Anschauung.

Wenn aber die Bewegung nicht aus inneren Ursachen erklärt werden darf, so darf sie auch nicht aus zweckthätigen Kräften, also nicht durch Zweckursachen erklärt werden. Denn die Zweckursachen in der Natur sind innere. Es folgt, daß in der wissensschaftlichen Naturerklärung die Teleologie gar keinen Platz hat. Mit dem Hylozoismus wird von der Naturphilosophie auch die Teleologie ausgeschlossen. Es giebt in der naturwissenschaftlichen Erklärung der Dinge nach kritischen Grundsähen keine andere Causalität als die mechanische*).

Ш.

Das Gesetz ber Gegenwirkung ober bes Antagonismus.

Jebe Beränderung der Materie hat eine äußere Ursache, also ist sie eine äußere Wirkung. Ein Körper wird bewegt durch einen anderen. Beide Körper sind zugleich da, mithin stehen sie nach dem Grundsaße der Gemeinschaft in Wechselwirkung: sie bewegen sich gegenseitig. Der bewegte Körper wirkt auf den bewegenden zurück. Die Wechselwirkung ist in diesem Falle Gegenwirkung, die actio mutua ist von Seiten des bewegten Körpers reactio. Wird ein Körper durch einen anderen gestoßen, so reagirt er durch den Gegenstoß; wird er durch einen anderen gestrückt, so reagirt er durch den Gegendruck; wird er gezogen, so reagirt er durch den Gegenzug. Und hier gilt das Gesetz, "daß Wirk ung und Gegenwirkung jederzeit gleich sind."

^{*)} Ebendaselbst. III Hptst. Lehrsat 3. Anmerkg.

Der Stoß ist gleich bem Gegenstoß, ber Druck gleich bem Gegens bruck, ber Zug gleich bem Gegenzug*).

1. Das Problem.

Dieses Geset gilt in ber Körperwelt allgemein und noth: wendig. Es ist also ein Naturgesetz ber metaphysischen Körperlehre und muß a priori erkannt werden. Indessen haben die Na= turforscher den Erklärungsgrund nicht an der wahren Stelle gefucht. Newton wußte nicht, biefes Gesetz aus Principien zu begrunden, sondern berief sich auf die Erfahrung. Reppler wollte baffelbe so erklaren, daß jeder Körper der eindringenden Bewegung einen Widerstand entgegensett, kraft bessen er nicht bloß auf sich einwirken läßt, sondern zurückwirkt und die Größe der eindringenden Bewegung vermindert; diese Widerstandskraft bezeichnete Keppler als die jedem Körper natürliche Trägheit. bat aus ber Trägheit eine Trägheitskraft, eine vis inertiae gemacht und auf diese Weise dem mahren Begriffe der Tragheit widersprochen. Die Trägheit ist keine Kraft, sie widersteht nicht; was der Bewegung wirklich widersteht, ift in allen Fällen nur die entgegengesetzte Bewegung. Aber die bewegende Kraft ist das Gegentheil der Trägheit. Bermöge der Trägheit ruht der Körper ober beharrt in seinem Bustande, bis eine äußere Ursache benselben verändert. Micht daß er einer äußeren Bewegung wi= berfteht, ift feine Trägheit, fondern daß er eine außere Bemegung leibet, bag er nur burch eine außere Urfache in Bewegung (ober, wenn er bewegt ift, in Rube) gefeht werden kann. Trägheit, richtig verstanden, ift nicht gleich bem Widerstande, sondern der Leblosigkeit der Materie; sie bildet das zweite, nicht bas britte Gesetz ber Mechanik. Dahin also muß ber Begriff

^{*)} Ebendaselbst. III Sptst. Lehrsat 4.

Kepplers berichtigt werden. Undere haben die wechselseitige Mitztheilung der Bewegung in Weise einer Transsussion verstanden, als ob die Bewegung aus einem Körper in den anderen hinüberzwandert, wie Wasser aus einem Glase in ein anderes, und nun der eine Körper an seiner Bewegung eben so viel verliert, als er dem anderen mittheilt. Indessen ist diese Vorstellungsweise nur eine Umschreibung, keine Erklärung der Thatsache*).

2. Löfung bes Problems.

Um zunächst die Thatsache selbst festzustellen, so setzen wir ben Fall, daß ein Körper A in seiner Bewegung auf einen an= beren B trifft, ben er stößt; in biesem Zusammentreffen ist nicht bloß A ber stoßende, B ber gestoßene Körper, sondern beide stoßen fich gegenseitig. A theilt dem anderen Körver burch seinen Stoß eine gewisse Bewegung mit: bas ist die Wirkung; A empfängt von dem anderen Korper burch den Gegenstoß eine gewisse Bewegung zurud: das ift die Gegenwirfung. Diese lette Bemegung, die von B aus A mitgetheilt wird, ift offenbar ber Bewegung von A entgegengesett. Also wird baburch die Größe ber Bewegung von A vermindert, entweder gang ober zum Theil aufgehoben. Und zwar vermindert fich die Bewegung von A um eben so viel, als A dem anderen Körper an Bewegung mitgetheilt So viel Bewegungsgröße B empfangen hat, eben so viel giebt es zurück. Mithin ift die Gegenwirkung an Größe gleich der Wirkung. Das ift die Thatsache, und die naturphilosophi= sche Aufgabe ist, diese Thatsache a priori zu begründen oder aus ben Principien ber Bewegung zu erklären.

Das Gesetz der mechanischen Wechselwirkung folgt aus dem wohlverstandenen Begriff der Bewegung, wie Kant denselben

^{*)} Ebenbaselbst. III Hptft. Lehrsat 4. Anmerkg. 1.

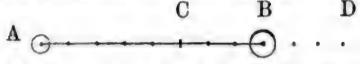
an die Spite seiner metaphysischen Unfangsgrunde gestellt hat. Es liegt in ber Natur ber Bewegung, daß fie immer wechselseitig ift. Wenn A seinen Ort in Rucksicht auf B verändert, so ver= ändert eben baburch auch B feinen Ort in Rudficht auf A; b. h. beide Körper bewegen sich. Ift aber jede Bewegung wechselfeitig, so ist auch die Wirkung eines bewegten Körpers auf einen ande= ren wechselseitige Wirkung oder Wechselwirkung. Es ift unmög= lich, sich gegen einen ruhenben Körper zu bewegen. Der Kör= per ruht nicht, in Rucksicht bessen irgend ein anderer seinen Ort verändert, gegen den irgend ein anderer sich bewegt. Es ist un= möglich, einen rubenden Körper zu stoßen, denn der gestoßene Körper stößt zurud, er leiftet Widerstand, b. h. er bewegt sich. Der Widerstand folgt nicht aus der Ruhe, sondern aus der Bewegung. Also ist es nicht, wie Keppler meinte, die Trägheit, aus der sich die Gegenwirkung erklärt. Der gestoßene Körper ist der zurückstoßende, b. h. der bewegte, also niemals der träge. So wenig es möglich ift, einem ruhenden Körper sich zu nähern, fo wenig ift es möglich, einen trägen Körper zu ftogen.

Oder kann sich der Körper A dem Körper B nähern, ohne daß sich um eben so viel auch B dem Körper A nähert? Wenn ich bloß auf diese beiden Körper und ihr Verhältniß im absoluten Raum achte, so ist es offenbar ganz gleich, ob ich sage A nähert sich B, oder B nähert sich A. A nähert sich B bis auf eine unsendlich kleine Entsernung, d. h. es stößt auf B; also nähert sich auch B bis auf eine unendlich kleine Entsernung A, d. h. es stößt auf A.

Die Bewegung ist Relation, sie geschieht nie bloß auf einer Seite, sondern immer auf beiben. Die Bewegung von der einen Seite ist allemal zugleich die entgegengesetzte Bewegung von der anderen. Also ist auch die Wirkung von der einen Seite die

entgegengesetzte Wirkung von der anderen. Und hier leuchtet die Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung auf das deutlichste ein. Die Richtung, in der sich A dem Körper B nähert, in eben derselben nähert sich auch B dem Körper A. Die Geschwinz digkeit, womit A auf B zueilt, mit eben derselben eilt auch B auf A zu. Und was von der Annäherung gilt, eben dasselbe gilt vom Stoß, vom Druck, von der Anziehung.

Die Phoronomie hatte es bloß mit Richtung und Geschwinsbigkeit zu thun. Die Mechanik hat auch die Masse des Körpers zu bedenken. Setzen wir den Fall, ein Körper, dessen Masse gleich 3 Pfund sei, bewege sich mit einer Geschwindigkeit von 5°, so ist die Größe seiner Bewegung gleich 15. Dieser Körper bewege sich gegen einen anderen, der in Rücksicht des relativen Naumes ruht. Die Masse des anderen Körpers sei gleich 5 Pfund. Beide Körper, im absoluten Raume betrachtet, bewegen sich gegeneinander mit gleicher Bewegungsgröße. Nun ist die Bewegungsgröße des einen gleich 15, also ist auch die des anderen gleich 15, und da die Masse des letzteren gleich 5 ist, so muß seine Geschwindigkeit gleich 3 sein. Es sei der Körper A, der sich in der Richtung der Linie AB dem Körper B nähert.



Im absoluten Raume sind beide Körper bewegt, A mit der Geschwindigkeit 5, B mit der Geschwindigkeit 3; wenn also A in der Richtung nach B fünf Theile der Linie AB durchlausen hat, so hat B in der Richtung nach A drei Theile durchlausen. Beide treffen sich im Punkte C und setzen sich gegenseitig in Ruhe. Die entgegengesetzte Bewegung, welche B gemacht hat, ist in unserer Construction gleich BC: das ist die Gegenwirkung von B.

Nun ist aber B in Rücksicht bes relativen Raumes nicht be-

wegt. Es ist gleichbebeutend, ob ich sage, A bewege sich mit einer Geschwindigkeit von 50 im relativen Raum, in welchem B ruht, oder dieser relative Raum bewege sich mit einer Geschwindigkeit von 3" in ber entgegengesetten Richtung. In Diefer Bewegung findet ein Bufammenstoß von A und B statt, in Folge beffen sich beide Körper gegenseitig in Ruhe versetzen. relative Raum ruht deßhalb nicht, sondern bewegt sich über den Punkt bes Zusammenstoßes hinaus mit einer Geschwindigkeit von 3° in der Richtung von BA, d. h. der Punkt B im relativen Raum entfernt fich vom Körper B um bie Linie BC. Seten wir den relativen Raum als ruhig, so ist die Folge des Zusam= menstoßes von A und B, daß der Körper B in ber Richtung ber Linie AB fortbewegt wird mit einer Geschwindigkeit von 30, ober er wird von B nach D (um das Stuck BC) fortgestoßen. Also ift die Bewegung, welche A durch seinen Stoß bem Korper B mittheilt, gleich BD: bas ift bie Wirkung. BC war die Gegenwirfung. BC = BD, b. h. die Wirfung ift gleich der Gegen-Wenn eine Masse von 3 Pfund mit einer Geschwinwirkung. digkeit von 5° auf eine Masse von 5 Pfund trifft, so bewegt sie dieselbe in gleicher Richtung vorwärts mit einer Geschwindigkeit von 3°, und bann ruhen beide. Die Wirkung ift, daß sich bie Masse von 5 Pfund mit ber Geschwindigkeit von 3° fortbewegt. Die Gegenwirkung ift, bag die Maffe von 3 Pfund mit ber Geschwindigkeit von 50 so viel Bewegungsgröße verliert, als sie ber anderen mitgetheilt hat, b. h. in diesem Falle, daß fie im Punkte D aufhört sich zu bewegen oder ruht*).

3. Sollicitation und Acceleration.

Es ist also flar, daß jeder Körper durch den Stoß eines

^{*)} Ebendaselbst. III Sptst. Lehrsat 4. Beweis. Bufat 1 u. 2.

anderen beweglich ift und eine gewisse Bewegung baburch empfängt, die er dem anderen in entgegengesetzter Richtung gurude= giebt. Die Gegenwirkung ist eine Bewegung und hat als solche eine gewisse Zeitfolge, sie verläuft in einer gewissen Zeit. Wir unterscheiden hier ben Moment, in bem sie beginnt, und die Zeit= reihe, welche fie durchläuft. Der Moment, in dem fie beginnt, ist der Augenblick, in welchem die Wirkung eines Körpers auf einen anderen anhebt, in welchem der Körper die erste Einwirkung von dem anderen empfängt. Dieser Moment ift bie "Gollicitation". hier entsteht eine Bewegung, die mit einer gewissen Geschwindigkeit sich durch eine gewisse Zeitreihe fortsetzt und in gleichem Verhältniß mit den Zeittheilen zunimmt. Ift g. B. Die Geschwindigkeit dieser Bewegung so groß, daß der Körper in 1 Secunde 3 Fuß burchläuft, so wird er, wenn keine außere Ur= fache ihn hindert, in 2 Secunden 6 Fuß u. f. f. durchlaufen. Diese so wachsende Geschwindigkeit nennen wir das Moment der "Ucceleration". In allen Fällen wird in einer endlichen oder bestimmten Zeit sich ber Körper mit einer endlichen oder bestimmten Geschwindigkeit bewegen, in keinem Falle mit einer unendlichen Geschwindigkeit. Run ift jede bestimmte Zeit eine unendliche Menge von Augenblicken, benn ber Augenblick ift fein Zeitraum, sondern ein Zeitpunkt ober eine Zeitgrenze. Wenn also der Kor= per in dem Augenblicke ber Sollicitation eine bestimmte oder end= liche Geschwindigkeit empfinge, so mußte sich in einer bestimmten Beit diese Geschwindigkeit unendlich vervielfältigen, also mußte ber Körper in jeder bestimmten Zeit eine unendlich große Beschwindigkeit haben. Mit anderen Worten: wenn die Sollicita= tion eine endliche oder bestimmte Geschwindigkeit mittheilt, so muß bie Acceleration unendlich groß sein. Da das Lettere nicht mög= lich ist, so folgt, daß das Moment ber Acceleration nur eine un= endlich kleine Geschwindigkeit enthalten kann.

4. Der unendlich kleine Widerstand. Rein absolut= harter Körper.

Wenn ein Körper burch einen anderen gestoßen wird, fo erfolgt aus der Widerstandskraft des gestoßenen Körpers der glei= de Gegenstoß ober die gleich große entgegengesette Bewegung. Im Augenblicke der Sollicitation aber kann der Gegenstoß nur unendlich klein sein, denn wenn er in diesem Augenblick eine ge= wisse Größe hätte, so müßte er in jeder meßbaren Zeit unendlich groß fein. Also kann jeder Körper im Augenblicke der Sollicita= tion nicht seine gange Widerstandsfraft außern, sonbern nur ei= nen unenblich kleinen Widerstand leiften. Segen wir nun, bag ein Körper absolut = hart oder vollkommen undurchdringlich wäre, so könnten seine Theile durch keine Kraft getrennt ober in ihrer Lage gegen einander verändert werden. Gegen einen folchen Kör= per wäre jede eindringende Bewegung machtlos, ein solcher Kör= per würde im Augenblicke ber Sollicitation seine Widerstands= fraft mit einer Größe äußern, die der Größe jeder eindringenden Bewegung gleichkommt; er wurde also bestrebt sein, in einer endlichen Zeit sich mit unenblicher Geschwindigkeit auszudehnen. Da das Lettere unmöglich ist, so giebt es keinen absolut = harten Körper.

5. Die Stetigfeit ber mechanischen Beranberung.

Ulso leistet jeder Körper vermöge seiner Undurchdringlichkeit jeder eindringenden Bewegung in einem Augenblicke nur unendlich kleinen Widerstand. Wenn aber der Widerstand in einem Ausgenblick unendlich klein ist, so werden auch die räumlichen Vershältnisse eines Körpers nicht in einem Augenblicke verändert. Die räumlichen Verhältnisse eines Körpers sind Ruhe oder Bewegung,

bie lettere in einer bestimmten Richtung mit einer bestimmten Geschwindigkeit. Wenn die Beränderung der Ruhe oder Bemegung in einem Augenblicke stattfände, so würde sie nicht in einem Beitraum verlaufen, sondern in der Zeitgrenze eintreten, b. h. fie würde plötlich geschehen. Sie kann also nicht plötlich, sondern nur allmälig geschehen. Jebe mechanische Beränderung braucht Beit, sie geschieht nur in einem gewissen Beitraume, sie burchläuft also eine unendliche Reihe von Zwischenzuständen. Wenn wir in bieser Zeitreihe den Zustand bes Körpers im ersten Moment mit feinem Zustande im letten, bas erfte Glied ber Weranderung mit bem letten vergleichen, so ift zwischen biesen die größte Differenz. Jebe Differenz ber Zwischenzustände ist kleiner als biese. Beränderung des Körvers ist demnach allmälig oder stetig ver= laufen: bas ift bas "mechanische Gefet ber Stetigfeit (lex continui mechanica)."

Wie die Gesetze der Phoronomie den Kategorien der Quantiztät (Einheit, Vielheit, Allheit), die Gesetze der Dynamik den Kategorien der Qualität (Realität, Negation, Limitation) entsprochen haben; so entsprechen die drei mechanischen Gesetze der Selbständigkeit, Trägheit und Gegenwirkung den Kategorien der Relation (Substantialität, Causalität, Gemeinschaft). Es ist die Topik der reinen Verstandesbegriffe, die sich überall in dem kantischen Lehrgebäude und dessen Architektonik geltend macht.

Biertes Capitel.

Die Bewegung als Erscheinung. Phänomenologie.

I.

Die Aufgabe ber Phanomenologie.

1. Die Modalitat ber Bewegung.

Die Bewegung ist, wie die Materie, lediglich Erscheinung, Gegenstand des äußeren Sinnes, Vorstellung; sie erscheint als ein körperlicher Vorgang, als eine materielle Veränderung und verhält sich daher zum Körper, wie das Prädicat zum Subject. Die Verknüpfung beider wird auf dreisache Art von uns vorgesstellt: als eine mögliche, wirkliche, nothwendige. Eben so muß die Bewegung beurtheilt werden: als eine mögliche, wirkliche oder nothwendige Erscheinung. Wie das Erkenntnißurtheil, so hat auch die Bewegung als Erkenntnißobject (Erscheinung) diese dreisache Modalität. Es handelt sich jeht um die Erscheinungsart der Bewegung. Unter welchen Bedingungen erscheint sie als möglich, wirklich, nothwendig? Das ist die Frage der Phänomenologie *).

^{*)} Metaph. Anfgsgr. ber Ntw. IV Hptft. Met. Anfgsgr. ber Phänomenologie. Erklärung.

2. Das alternative, disjunctive, distributive Urtheil.

Jede Bewegung ist eine räumliche Relation, ein Verhältniß, bessen beide Seiten Körper sind. Dieses Verhältniß kann ein doppeltes sein: entweder bewegt sich nur einer der beiden Körper, oder sie bewegen sich beide zugleich; entweder kann die Bewegung nur einem von beiden oder sie muß beiden zugleich zugesschrieben werden.

Wenn die Bewegung nur einem von beiden zukommen kann, so ist ein doppelter Fall möglich. Die beiden Körper, welche die Correlata der Bewegung bilden, seien A und B; entweder bewegt sich A oder B. Wie entscheiden wir, welch er von beiden sich bewegt? Entweder ist unsere Entscheidung beliebig oder nicht. Ist sie beliebig, so können wir wählen; es ist kein Grund vorshanden, warum A eher als B der bewegte Körper sein sollte; im anderen Fall nöthigt uns ein bestimmter Grund, von dem einen der beiden Körper die Bewegung zu bejahen, von dem anderen zu verneinen. Im ersten Falle ist das Urtheil alternativ: "entweder A oder B bewegt sich, nimm, welchen du willst!" Im zweiten Falle ist das Urtheil disjunctiv: "entweder A oder B bewegt sich, nimm, welchen du willst!" Im zweiten Falle ist das Urtheil disjunctiv: "entweder A oder B bewegt sich; aus diesem bestimmten Grunde ist A der bewegte Körzper, also B der nichtbewegte." Dagegen ist das Urtheil disstributiv, wenn die Bewegung von beiden Körpern zugleich gilt.

Das Bewegungsverhältniß wird bemnach auf dreifache Weise beurtheilt: entweder alternativ oder disjunctiv oder distributiv. Das alternative Urtheil erklärt: die Bewegung kann eben so gut auf der einen als auf der anderen Seite stattsinden. Wenn ich A als bewegt annehme, so werde ich B als nicht bewegt setzen, und umgekehrt. Wenn aber von zwei Fällen der eine eben so

gut stattsinden kann als der andere, so ist jeder von beiden möglich, aber auch nur möglich. Das disjunctive Urtheil erklärt: die Bewegung sindet nur auf der einen Seite statt und nicht auf der anderen; sie ist auf der einen Seite wirklich, auf der anderen nicht wirklich, also nur scheindar, nicht empirisch, sondern illusorisch. Endlich das distributive Urtheil erklärt: die Bewegung muß deis den Seiten zugleich zugeschrieben werden, sie ist auf beiden Seiten nothwendig. So erklärt das alternative Urtheil die Möglichsteit, das dissjunctive die Wirklichkeit, das dissjunctive die Wirklichkeit, das disstributive die Nothwendigkeit der Bewegung. Wenn die Bewegung nur einem von beiden Körpern zugeschrieben werden kann, so ist sie entweder möglich oder wirklich; wenn sie beiden zugeschrieben werden muß, so ist sie nothwendig*).

II.

Die Lösung ber Aufgabe.

1. Die Doglichfeit ber Bewegung.

Die gerade Linie.

Jede Bewegung geschieht mit einer gewissen Geschwindigkeit in einer bestimmten Richtung. Wenn keine äußere Ursache den Körper von der eingeschlagenen Richtung ablenkt, so wird er von sich aus dieselbe fortsehen, ohne sie zu verändern. Eine Bewegung, die ihre Richtung behält oder in keinem Punkte verändert, ist geradlinig. Iede geradlinige Bewegung ist eine Ortsveränzberung in fortschreitender Richtung; also verändert der Körper, wenn er sich in gerader Linie bewegt, seinen Ort und seine Lage in Beziehung auf andere ihn umgebende Körper, d. h. in Bezziehung auf den relativen Raum; jede geradlinige Bewegung ist relativ.

^{*)} Chendaselbst. IV Sptft. Ertl. Anmrig.

Wenn sich ber Körper A in geraber Linie auf ben Körper B zubewegt, so ist es gang gleich, ob ich sage: ber Körper A bewegt sich im relativen Raume, ben ich als ruhend vorstelle; ober ob ich sage: A ruht im absoluten Raum, und ber relative Raum mit bem Körper B bewegt sich mit gleicher Geschwindig= keit in entgegengesetzter Richtung. Die objective Erscheinung (Erfahrung) ift in beiben Betrachtungsweisen vollkommen biefelbe. Es hängt also lediglich von unserer Vorstellungsart ab, ob wir A ober B als bewegt annehmen wollen. Ohne an ber objectiven Erscheinung (Erfahrung) das mindeste zu ändern, kön= nen wir A eben so gut bestimmen burch bas Prädicat der Rube im absoluten Raum, als burch bas Prädicat der Bewegung im relativen. Dasselbe gilt von B. Wir können von den beiden Prabicaten so gut bas eine als bas andere setzen. Wir konnen wählen, unfer Urtheil ift alternativ, die vorgestellte Bewegung mithin bloß möglich.

Tede geradlinige Bewegung ist relativ. Daraus folgt die Berneinung des conträren Gegentheils: keine geradlinige Bewesgung ist absolut. Sie wäre absolut, wenn die bewegte Materie ihren Ort veränderte ohne irgend welche Beziehung zu einer ans deren Materie, ohne irgend welche Beziehung zu einem relativen Raum; sie wäre mithin absolut, wenn sie nur im absoluten Raum stattfände. Nun ist der absolute Raum niemals Gegensstand der Erfahrung, also ist auch kein Berhältniß im oder zum absoluten Raume jemals Gegenstand der Erfahrung. Eine gezradlinige Bewegung, die absolut wäre, könnte niemals Erfahrungsobject sein, d. h. eine solche Bewegung ist nach den Postulaten des empirischen Denkens unmöglich. Mit anderen Worzten: wenn eine geradlinige Bewegung relativ ist, so bildet sie in einem Erfahrungsurtheile das mögliche Prädicat eines Körpers;

wenn sie absolut ist, so ist sie ein unmögliches Prädicat und kann daher in keinem Erfahrungsurtheile von einem Körper ausgesagt werden.

Darum heißt der erste Lehrsatz der Phänomenologie: "bie geradlinige Bewegung einer Materie in Ansehung eines empirischen Raumes ist, zum Unterschiede von der entgegengesetzten Bewegung des Raumes, ein bloß möglich es Prädicat. Eben dasselbe in gar keiner Relation auf eine Materie außer ihr, d. i. als absolute Bewegung gedacht, ist unmöglich *)."

Es handelt sich bei der Bestimmung der Möglichkeit einer Bewegung bloß um deren Richtung, ohne Rücksicht auf irgend eine äußere Ursache der Bewegung, ohne Rücksicht also auf eine bewegende Kraft. Die Richtung als solche ist eine phoronomische Bestimmung. Darum sagt Kant von dem obigen Lehrsatz, er bestimme die Modalität der Bewegung in Unsehung der Phoronomie**).

2. Die Birflichfeit ber Bewegung.

Die Curbe.

Wenn sich eine Materie in gerader Linie fortschreitend beswegt, so kann für diese Bewegung ebenso gut die entgegengesetzte des relativen Raumes angenommen werden. Bon beiden Bewesgungen ist die eine so gut möglich als die andere, darum ist die geradlinige Bewegung auch nur möglich. Wenn wir also von einer Bewegung urtheilen sollen, sie sei nicht bloß möglich, sons dern wirklich, so muß dieselbe so beschaffen sein, daß an ihrer Stelle nicht eben so gut die Bewegung des relativen Raumes in entgegengesetzer Richtung gesetzt werden darf. Vielmehr müssen

^{*)} Chendaselbst. IV Sptft. Lehrsat 1. Beweis.

^{**)} Ebendaselbst, IV Spist. Lehrsay 1. Anmerkg.

wir Grund haben, von dieser Bewegung zu urtheilen, sie sei nicht wirklich, sondern bloß scheinbar.

Wenn sich ein Körper bewegt, so verandert er vermöge feiner Trägheit nicht von sich aus die eingeschlagene Richtung: er bewegt sich in geraber Linie vorwärts. Soll er seine Rich= tung verändern, so muß er burch eine außere Ursache von ber geraben Linie abgelenkt werben. Die Urfache einer Bewegung ift allemal bewegende Kraft. Wenn also ein Körper seine Rich: tung verändert, so liegt darin der unzweideutige Beweis, daß er durch eine äußere Ursache, durch eine bewegende Kraft bazu getrieben wird. Der bloße Raum hat keine bewegende Rraft. Wenn also ein Körper sich bergestalt bewegt, daß er seine Richtung verändert oder nicht in gerader Linie fortläuft, so kann für biese Bewegung nicht eben so gut die entgegengesetzte bes relativen Raums angenommen werden. Von diesen beiden Bewegungen ist die eine nicht eben so gut möglich als die andere. Wir kön= nen in diesem Kalle nicht alternativ, sondern nur disjunctiv ur= theilen: die Bewegung des Körpers ift wirklich, die entgegengesette bes relativen Raums ist unwirklich, sie ist keine Erfahrung, fonbern nur subjective Vorstellung, keine erfahrungsmäßige Vor= stellung, sondern eine solche, der kein Object entspricht, d. h. sie ift bloß Schein.

Ein Körper bewegt sich in gerader Linie, er verändert seine räumliche Relation, er verändert sie continuirlich. Wenn er nun auch seine Richtung continuirlich verändert, so bewegt er sich nicht in der geraden Linie, sondern in einer solchen, die in jedem Momente (continuirlich) von der geradlinigen Richtung abweicht: d. h. der Körper bewegt sich in der Curve. Die Kreisbewegung ist die continuirliche Veränderung der geraden Linie; die geradlinige Bewegung ist die continuirliche Veränderung der räumlichen Relation. Also ift die Kreisbewegung die continuirliche Beränderung der Beränderung der räumlichen Relation. Die Berände= rung ber räumlichen Relation ift Bewegung. Wenn die Bewegung selbst verändert wird, so entsteht eine neue Bewegung. Mithin ent= steht in der Curve oder in der Kreisbewegung in jedem Moment eine neue Bewegung. Die Kreisbewegung ift mithin bas con = tinuirliche Entstehen einer neuen Bewegung. Nun könnte keine Bewegung entstehen ohne äußere Urfache, ohne bewegende Kraft. Also sett die Kreisbewegung eine äußere Ursache, eine bewegende Kraft voraus, ohne die sie gar nicht stattfinden könnte. Bon sich aus hat ber Körper bas Bestreben, in ber ge= raben Linie, d. h. in ber Tangente bes Kreises, fortzulaufen. Wenn er sich dennoch im Kreise bewegt, so muß eine äußere Urfache ba fein, bie dem Tangentialbestreben entgegenwirkt und ben Körper nöthigt, in jedem Momente von der geraden Linie abzulenken ober seine Richtung zu verändern.

Die Kreisbewegung eines Körpers setzt bewegende Kraft voraus. Der bloße Raum hat keine bewegende Kraft. Also kann für die Kreisbewegung eines Körpers nicht eben so gut die entgegengesetzte Bewegung des relativen Raums angenommen werden. Von diesen beiden Bewegungen ist die erste wirklich, die andere nicht wirklich.

Darum heißt der zweite Lehrsatz der Phänomenologie: "die Kreisbewegung einer Materie ist, zum Unterschiede von der entzgegengesetzten Bewegung des Raumes, ein wirkliches Präzdicat derselben; dagegen ist die entgegengesetzte Bewegung eines relativen Raumes, statt der Bewegung des Körpers genommen, keine wirkliche Bewegung des letzteren, sondern, wenn sie dafür gehalten wird, ein bloßer Schein."

Bei der Bestimmung der Wirklichkeit einer Bewegung han-

belt es sich um eine bewegende Kraft, d. h. um eine dynamische Größe. Darum sagt Kant von dem obigen Lehrsatz, er bestimme die Modalität der Bewegung in Ansehung der Dynamik*).

3. Die Rothwendigfeit ber Bewegung.

Die Mittheilung ber Bewegung ift nach dem britten Gefete ber Mechanik allemal Wechselwirkung, d. h. Wirkung und Ge-Mithin find in ber Mittheilung ber Bewegung genwirkung. beide Körper bewegt, die Bewegung ist auf beiden Seiten wirk-Der gegenwirkende muß bewegt sein, bas folgt unmittel= bar aus seiner räumlichen Relation, b. h. die Bewegung ist auf ber Seite des gegenwirkenden nothwendig. Darum heißt ber dritte Lehrsatz der Phänomenologie: "In jeder Bewegung eines Körpers, wodurch er in Unsehung eines anderen bewegend ift, ist eine entgegengesetzte gleiche Bewegung bes letzteren nothwenbig." Bei ber Bestimmung ber Nothwendigkeit einer Bewegung handelt es sich um die Gegenwirkung, die an Größe allemal ber Wirkung gleich kommt, b. h. um eine mechanische Größe. Darum fagt Kant von bem obigen Lehrfat, er bestimme die Modalität der Bewegung in Unsehung der Mechanif **).

Die Nothwendigkeit der Bewegung, sofern sie Gegenwirskung ist, läßt sich auch indirect darthun durch die Unmöglichskeit des Gegentheils. Die Gegenwirkung ist nothwendig, weil ihr Nichtsein eine Unmöglichkeit zur Folge haben würde. Setzen wir, es gäbe keinen Antagonismus der Materie, die Materie vermöchte der eindringenden Bewegung entweder gar keinen oder keinen gleichen Widerstand entgegenzusetzen, was würde die Folge sein? Daß eine Bewegung, weil sie keinen Widerstand findet,

^{*)} Ebendaselbst. IV Spist. Lehrsat 2. Bew. Anmertg.

^{**)} Chendaselbst. IV Hptst, Lehrsat 3. Bew. Anmerkg.

alle Materie aus ihrem Gleichgewicht rlickte, also das Weltall selbst fortbewegte. Das Weltall würde sich in gerader Linie forts bewegen — wohin? Da außer ihm keine Materie ist, so würde diese Bewegung ohne alle Relation, also eine geradlinige Bewegung sein, die absolut wäre, was unmöglich ist. Ist aber das Gegentheil des Antagonismus unmöglich, so ist dieser selbst noths wendig, d. h. jede Bewegung als Gegenwirkung ist schlechters dings nothwendig*).

Ш.

Der Raum als Erfahrungsobject.

1. Der abfolute Raum.

Jede Bewegung, nicht bloß die grablinige, ift relativ: jede Bewegung, sofern sie eine Erscheinung ober ein Erfahrungsob= ject ausmacht. Jede Bewegung muß vorgestellt werden als Weränderung im Raum. Soll die Bewegung ein Erfahrungsobject fein, so muß auch ber Raum, worin die Bewegung stattfindet, ein Erfahrungsobject sein: empirisch, wahrnehmbar, materiell, beweglich. Jede Bewegung ist relativ, weil ber Raum, in bem sie stattfindet, relativ ober beweglich ift. Entweder ber Kör= per bewegt sich in dem relativen Raum, ober er bewegt sich mit bem relativen Raum, b. h. er ruht in einem Raume, ber fich selbst bewegt. Bewegt sich aber ber relative Raum, so muß er sich in einem größeren Raume bewegen, ber selbst wieder relativ ift, und fo fort in's Endlose. Jeder Raum, in welchem eine Bewegung erscheint, ist nothwendig relativ ober empirisch, er ist selbst Erscheinung, die bedingt ist durch einen (selbst wieder beding= ten) größeren Raum. Der nicht relative Raum wäre ber absolute, ber eben beghalb nicht mahrnehmbar, nicht empirisch, nicht

^{*)} Ebendas. IV Sptft. Allg. Anmerkg. zur Phanomenologie.

materiell, nicht beweglich sein kann. Der absolute Raum ist unsbeweglich und immateriell. Er ist keine Erscheinung, kein Ersfahrungsobject. Also kann auch keine Bewegung im absoluten Raume ersahren werden oder erscheinen, also können wir auch keine Bewegung, mithin auch keine Ruhe in Rücksicht auf den absoluten Raum bestimmen. Bewegung und Ruhe sind deshalb, wie der Raum, in dem sie erscheinen, stets relativ. Es giebt im empirischen Verstande weder eine absolute Ruhe noch eine absolute Bewegung.

Eine absolute Bewegung oder Ruhe ist kein möglicher Erfahrungsbegriff. Wie aber konnen Bewegung und Rube, wenn beide bloß relativ find, jemals Erfahrungsbegriffe werden? Wie können wir von einem Körper empirisch (objectiv) urtheilen, er ruhe, wenn boch ber Raum, in dem er fich befindet, selbst beweglich ift? Der von einem Körper urtheilen, er bewege fich, wenn boch ber Raum, in bem er fich befindet, ruht? Offenbar kann bem Körper in Rücksicht auf verschiedene Räume Ruhe und Bewegung zugleich zukommen. Es ift klar, wenn wir Rube und Bewegung nur bestimmen können in Rücksicht auf bewegliche Räume, so giebt es feine feste, also auch feine objectiv gultige Bestimmung, ob sich ein Körper wirklich bewegt ober nicht. Also können wir auch bie Erscheinung ber Ruhe und Bewegung nicht in einen bestimmten Erfahrungsbegriff verwandeln. Gin folder Erfahrungsbegriff verlangt, baß wir Bewegung und Rube bestimmen in Rücksicht auf einen nicht beweglichen, b. h. absoluten Raum. Wir muffen biefen Begriff eines abfoluten Raumes einführen, um eben darin alle beweglichen Räume vorstellen zu können.

Der absolute Raum ist kein Erfahrungsbegriff, aber ohne ben absoluten Raum giebt es von der Bewegung auch keinen Er=

schrungsbegriff. Also ist der absolute Raum für die Naturwissenschaft ein nothwendiger, aber kein empirischer Begriff: er ist ein Bernunftbegriff oder eine Idee, kein Object, sondern eine Regel, wonach wir die Ruhe und Bewegung der Körper objectiv bestimmen können. Wie wollen wir ohne den Begriff des absoluten Raumes die Bewegung phoronomisch bestimmen? Wir sagen: der Körper bewegt sich in Rücksicht auf einen anderen, er bewegt sich in einem relativen Raum; oder dieser relative Raum bewegt sich in entgegengesetzter Richtung. Wenn wir die zweite Bewegung annehmen, so müssen wir die erste verneinen, wir müssen den Körper als ruhend vorstellen, nicht als ruhend in einem beweglichen Raume, denn das wäre keine Ruhe, sondern als ruhend in dem nicht beweglichen, d. h. absoluten Raum. Ohne diesen Begriff ist die phoronomische Bestimmung der Bewegung und Ruhe unmöglich*).

2. Der leere Raum.

Bom absoluten Raum unterscheiden wir den leeren. Der absolute Raum gilt dem naturwissenschaftlichen Urtheil nicht als Object, sondern nur als Bestimmungsregel für Bewegung und Ruhe. Dagegen der leere Raum hat in den naturwissenschaftslichen Theorien die Geltung einer objectiven Eristenz; das Dasein desselben wird als eine nothwendige Unnahme erachtet, um daraus gewisse Naturerscheinungen zu erklären. In der Phoronomie, die von der Materie als Masse (von dem erfüllten Raume) absieht, ist der leere Raum, wie der absolute, keine angenommene Erissenz, sondern eine Bestimmungsregel des phoronomischen Urztheils; dagegen die Dynamik und Mechanik bedienen sich dieses Begriffs als einer erklärenden Hypothese.

a storedly

^{*)} Ebendas. IV Hptst. Allg. Anm. z. Phänomenol. — Bb. VIII. S. 559 — 564.

Der leere Raum ist der nicht erfüllte, das ist der Raum ohne repulsive Kräfte. Wir können den leeren Raum unterscheisden in den außer = und innerweltlichen. Wird die Welt als bez grenzt vorgestellt, so kann außer ihr nichts sein als leerer Raum. Der leere Raum in der Welt besteht entweder zwischen den Theislen der Materie oder zwischen den Materien, deren jede für sich ein Ganzes bildet. Als zwischen den Theilen der Körper besindslich, ist der leere Raum in der Welt "zerstreut (vacuum disseminatum)", als zwischen den Körpern selbst besindlich, z. B. (im Großen betrachtet) zwischen den Weltkörpern, ist der leere Raum in der Welt gleichsam "zusammengehäuft (vacuum coacervatum*)."

a. Der leere Raum außer der Welt.

Was den leeren Raum außer der Welt betrifft, so hängt diese Vorstellung mit der Annahme einer Weltgrenze zusammen, die zu den Scheinbegriffen der dogmatischen Kosmologie gehört. Die Welt ist in unserem Verstande nie als Ganzes gegeben, also auch nie als begrenztes Ganzes, also auch nicht als begrenzt durch eisnen leeren Raum außer ihr. Diese Vorstellung des leeren Raumes ist grundlos. Und gesetzt, sie wäre aus logischen Gründen möglich, was sie nicht ist, so würden ihr physistalische Gründe entgegenstehen. Die Materie, welche die Weltkörper zunächst umgiebt und einschließt, ist der Acther. Die Weltkörper selbst sind attractive Materien, also ziehen sie den Aether an sich im umgekehrten Verhältnisse der Entfernung. Te näher der Aether die Weltkörper umgiebt, um so stärker wird er angezogen, um so bichter wird er sein; je weiter er von den Weltkörpern sich ents

^{*)} Cbendas. IV Hptst. Allg. Anm. z. Phänomenol. — Bd. VIII. S. 565 — 568.

fernt, um so mehr wird er sich verdünnen. Seine Verdünnung nimmt zu, wie die anziehenden Kräfte der Weltkörper abnehmen. Da nun die Unziehungskräfte durch den unendlichen Raum wirsken, also in's Unendliche abnehmen können, ohne jemals aufzushören, so kann sich auch der Aether in's Unendliche ausdehnen und verdünnen, d. h. er kann den Raum in's Endlose dergesstalt erfüllen, daß auch außerhalb des Weltspstems sich nirgends ein leerer Raum sindet.

b. Der leere Raum in den Körpern. Dynamische Hupothese.

Es bleibt die Vorstellung eines leeren Raumes in der Welt übrig, der entweder zerftreut oder zusammengehäuft ift; die Leere in ber Welt bilden entweder die Zwischenraume in den Körpern (Poren) oder die Zwischenräume zwischen den Körpern. Bon der Unnahme ber Porosität haben wir zu wiederholten malen geredet. Sie ist gemacht in bynamischer Absicht, um die verschie: benen Dichtigkeiten ber Materien zu erklären. Sowohl bei ber Lehre von der intensiven Größe als bei der Lehre von den bewegenden Kräften ber Materie ist gezeigt worden, daß jene Unnahme durchaus unnöthig ist in dynamischer Absicht. Die verschie= benen Dichtigkeiten lassen fich vollkommen aus dem verschiedenen Grade der Kraft erklären ohne die Hypothese leerer Zwischen= räume. Die Unnahme ist physikalisch unnöthig, d. h. nicht, sie Doch könnte sie physikalisch unmöglich ist logisch unmöglich. Nimmt man nämlich ben Aether als bie alles umgebende fein. Weltmaterie, so würde biese vermöge ber allgemeinen Gravitation eine zusammendruckenbe Rraft auf die Korper in der Welt ausüben; und dieser zusammendrückenden Kraft gegenüber könnte nirgends in den Körpern ein leerer Raum bestehen, ben diese nicht vermöge ihrer erpansiven Kraft erfüllten.

c. Der leere Raum zwischen den Körpern. Mechanische Hypothese.

Es bleibt nur die Leere in der Welt als Zwischenraum zwisschen den Körpern übrig. Man hat einen solchen leeren Raum angenommen in mechanischer Absicht, um der Bewegung der Körper freien Spielraum zu schaffen. Doch ist auch in dieser Absicht diese Annahme durchaus unnöthig. Wenn auch der Raum ganz erfüllt ist, so liegt darin kein Grund, daß ein Körper die freie Bewegung des anderen hindern sollte. Denn seine Widersstandskraft kann so klein als man will gedacht werden, so ist sie groß genug, um den Raum zu erfüllen, aber nicht so groß, um die Bewegung des anderen Körpers zu hemmen.

Der leere Raum ist für die Physik, was das Ding an sich für die Metaphysik ist: ein Grenzbegriff, kein Gegenstand. Er ist keine Erscheinung, also kein Erfahrungsobject, wie schon die Grundsätze des reinen Verstandes gelehrt haben. Und will man ihn als eine Hypothese gelten lassen, so haben die metaphysischen Unfangsgründe der Naturwissenschaft gezeigt, daß er in keinem Fall eine nothwendige und unvermeidliche Hypothese ausmacht.

Fünftes Capitel.

Das Wesen oder Princip der Moralität.

I. Vernunftfritit und Sittenlehre.

1. Rant's moralphilosophische Untersuchungen.

Die Bernunftkritik hatte die Erkennbarkeit der Dinge an sich widerlegt, dagegen die Erkenntniß der Erscheinungen begründet, und zwar deren allgemeine und nothwendige Erkenntniß ("Metasphysik der Erscheinungen"). Die Erscheinungswelt begreift die Bewegungen der Körper und die menschlichen Handlungen; diese letzteren sind im Unterschiede von den Naturerscheinungen moralisch oder sittlich. Demnach hat das System der reinen Bernunft die doppelte Aufgabe zu lösen einer Metaphysik der Natur und der Sitten. Die erste Aufgabe ist in den "metaphysischen Ansangszgründen der Naturwissenschaft" gelöst und diese Lösung von uns in der vorhergehenden Untersuchung dargestellt worden.

Es bleibt als der zweite Haupttheil des Systems die Metaphysik der Sitten übrig. Verstehen wir unter "Sitten" die gesammte sittliche Welt im Unterschiede von der bloß natürlichen, so hat die sittliche Welt ihren inneren Grund in dem vernünftigen Willen, ihren äußeren Bestand in der gesehmäßig geordneten Gesellschaft vernünftiger Wesen. Der innere Grund der sittlichen

Gijder, Gefdicte ber Philosophie IV. 2. Muff.

Welt ist die Moralität', ihre äußere gesehmäßige Form ift bas Wir nehmen biese Ausdrücke noch nicht in ihrer philoso= phischen Bedeutung, die erst in den folgenden Untersuchungen ausgemacht werden soll, sondern in ihrem vorläufigen Berstande, ber nicht zur Erklärung, sondern bloß zur Drientirung diene. Die Wissenschaft hat es mit den Gesetzen ber Erscheinungen ju thun, die sie betrachtet. Gine Biffenschaft also, beren Gegen= stand die sittliche Welt ift, hat zu ihrer Aufgabe die Erkenntniß ber Sittengesetze und ber Rechtsfätze. Wenn diese Gesetze nicht aus der Erfahrung abgeleitet, sondern durch bloße Wernunft er= kannt werden, wenn sie mit anderen Worten allgemein und nothwendig find, so ist die Wissenschaft ber sittlichen Welt nicht em= pirisch, sondern rational oder metaphysisch. Das ist der vorläu= fige Begriff einer Metaphysik ber Sitten. Sie ift Moral = und Rechtsphilosophie, Tugend = und Rechtslehre.

Bevor aber eine solche metaphysische Sittenlehre aufgestellt werden kann, will vor allem die kritische Frage bedacht und gelöst sein: ob es überhaupt eine sittliche Welt giebt im Unterschiede von der natürlichen; ob es eine moralische Handlungsweise giebt, die als solche ganz anderen Gesetzen folgt, als die Wirksamkeit ber übrigen Natur? Jede Handlung wird bestimmt burch ein Geset und ausgeführt durch ein diesem Gesetze entsprechendes Bermögen. Daher verlangt die obige Frage eine doppelte Untersu= dung: giebt es ein Geset, welches alles moralische Sandeln bestimmt, und worin besteht dieses Geset? Giebt es ein Vermögen moralisch zu handeln, und worin besteht dieses Vermögen? Das Gesetz des moralischen Handelns, wenn ein solches eristirt, bilbet die Grundlage aller Sittlichkeit, die Untersuchung und Feststellung beffelben bie Grundlegung ber Sittenlehre. Ist jenes Gesetz ein reines von der Erfahrung unabhängiges Bernunftgeset, so ist die Erkenntnis besselben metaphysisch und bildet die "Grundlegung zur Metaphysik der Sitten". Die Sittlichkeit kann überhaupt nur in vernünftigen Wesen skattsins den. Die erkennende Vernunft ist theoretisch, die handelnde ist praktisch. Also kann das sittliche oder moralische Vermögen, wenn es überhaupt eristirt, nur in der praktischen Vernunft ents deckt werden. Ob ein solches Vermögen eristirt und worin es besteht, untersucht die "Kritik der praktischen Vernunft".

Dier übersehen wir schon, welchen Gang die Untersuchun= gen der metaphysischen Sittenlehre nehmen. In der Grundle= gung zur Metaphysik ber Sitten vom Jahre 1785 wird zuerst bas Sittengeset, das oberste Princip der Moralität, festgestellt. Die Schrift selbst ift aus der vollen Kraft bes fritischen Philosophen hervorgegangen, ebenbürtig an Schärfe und bundiger Klarheit den metaphysischen Unfangsgründen der Naturwissenschaft, ein Meisterstück didaktischer Darstellung, noch gehoben durch ben mächtigen und reifen Ausbruck sittlicher Burbe, bie einen fo gewaltigen und einzigen Charakterzug der kantischen Lehre ausmacht. In der Kritik der praktischen Vernunft vom Jahre 1788 wird bas sittliche Bermögen untersucht und bargethan. Endlich in der "Metaphysik ber Sitten" vom Jahre 1797, welche bie Rechtsund Tugendlehre umfaßt (ein Werk des ichon gealterten und hin= fälligen Philosophen) wird bas System ber Sittenlehre ausgeführt. Um diese Hauptuntersuchungen gruppiren sich eine Reihe kleiner Nebenschriften, Abhandlungen verwandten Inhalts, auf die wir an ihrem Orte näher eingehen werden.

Die kantische Sittenlehre hängt in ihren beiden Hauptpunkten auf das genaueste zusammen mit der Kritik der reinen Vernunft. Es giebt kein sittliches Handeln ohne Sittengesetz und ohne sittliches Vermögen; es giebt kein sittliches Vermögen ohne praktische Freiheit, keine praktische Freiheit ohne transscendentale. In der Auflösung der dritten Antinomie hat die Kritik der reinen Vernunft das kosmologische Problem der Freiheit bestimmt in der tiefsinnigen Lehre vom intelligibeln Charakter; in dem Kannon der reinen Vernunft hatte die Kritik der reinen Vernunft die moralischen Gesetze des Handelns von den pragmatischen unterschieden und als die einzigen Vernunsterkenntnisse bestimmt, die vollkommen rein sind, unabhängig von aller Ersahrung sowohl in ihrem Ursprunge als in Rücksicht auf ihren Gegenstand. Auf diesem Wege führt die Kritik der reinen Vernunft unmittels dar hinüber in die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und in die Kritik der praktischen Vernunft.

2. Die Grundfrage ber Sittenlehre.

Wir haben schon bas Problem bezeichnet und abgegrenzt, womit sich die Grundlegung zur Metaphysik ber Sitten beschäftigt. Es ist klar, daß wir nicht eher von moralischen Sandlun= gen, von einem Bermögen moralischer Sandlungen reben können, bevor wir wissen, was überhaupt moralisch, was überhaupt sitt= lich ist, wodurch eine Handlung moralisch wird? Was den mo= ralischen Charakter bedingt und unter allen Umständen ausmacht, nennen wir das oberste Princip der Moralität. Es wird damit noch nicht festgestellt, ob Moralität in ber wirklichen Belt eristirt, fondern nur bestimmt, worin fie besteht. Es handelt fich zunächst um bas Kennzeichen ber Moralität. Wenn wir wiffen, worin die Moralität besteht, also ben Inhalt bes Sittengesetzes kennen, fo entscheidet sich leicht, ob die Erkenntnig deffelben empirisch ober metaphysisch ift. Sollte bieses Princip burch keinerlei Erfahrung, sondern bloß durch reine Bernunft erkennbar fein, fo wird man urtheilen muffen: entweder es giebt gar keine Sitten=

lehre, oder dieselbe ist metaphysisch. So begründet sich die Mestaphysik der Sitten. Ist bestimmt, was Moralität ist, so wird weiter gefragt werden müssen: wie ist sie möglich? In dieser Frage liegt der Uebergang von der Grundlegung der metaphysischen Sittenlehre zur Kritik der praktischen Vernunft.

So entsprechen die Probleme der Sittenlehre in ihrer einsfachen Ordnung vollkommen den Problemen der Erkenntniß, wie sie die Vernunftkritik gefaßt hatte. Die Grundfrage der Vernunftkritik hieß: was ist Erkenntniß und wie ist sie möglich? Eben so lautet die Grundfrage der Sittenlehre: was ist Moralität und wie ist sie möglich? Der erste Theil dieser Frage: "was ist Moralität?" bildet das eigentliche Object der Untersuchung zur Grundlegung der Metaphysis der Sitten. Dieser Grund ist gelegt, sobald die Frage: was ist Moralität? ebenso bestimmt gelöst sein wird, als die Vernunftkritik die Frage nach der Erkenntniß mit jener Formel entschieden hatte: "Erkenntniß besteht in sonthetischen Urtheilen a priori." So weit diese Untersuchung, die eigentliche Fragestellung, in der Vernunftkritik gereicht hatte, eben so weit reicht in der Sittenlehre die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten.

II.

Das Moralprincip.

1. Der moralische Ginn.

Das oberste Princip der Moralität soll gesucht und festgesstellt, aus dem entdeckten Principe soll entschieden werden, ob dasselbe empirisch oder metaphysisch ist. Die Erkenntnis der Sitztengesetze heiße praktische Philosophie oder sittliche Weltweisheit. Wenn sich diese Erkenntnis auf Erfahrung gründet, so ist sie empirische oder populäre sittliche Weltweisheit; gründet sie sich auf

bloße Vernunft, so ist sie metaphysisch. Wir wollen erst bas Moralprincip auffinden, bevor wir entscheiden, was die Moralphilosophie ist: ob populäre sittliche Weltweisheit oder Metaphysik der Sitten? Mithin dürfen wir das Moralprincip weder auf dem einen noch auf dem anderen Wege entdecken, denn es wäre ungereimt, erst den Weg zu machen und nachher zu suchen.

Bier begegnen wir ber erften Schwierigkeit. Auf welchem Wege werden wir bas Moralprincip entdecken, da wir es zunächst auf keinem philosophischen Wege aufsuchen dürfen? Wir sollen das Moralprincip finden, unabhängig von aller Moralphilosophie. Wenn sich die Moralität zur Moralphilosophie ähnlich verhielte, wie die reinen Größen zur Mathematik, fo mare die obige Schwierigkeit nicht zu losen. Es ist die Mathematik, welche bie reinen Größen conftruirt ober macht, barum ift es auch allein bie Mathematik, welche jene Größen erkennbar macht. die Moralphilosophie wäre, welche die Moralität macht, so wäre biese unabhängig von jener nicht zu entbecken. Aber man sieht sofort, daß sich die Sache nicht so verhält. Es ist nicht die Wissenschaft der Moral, welche die Moralität erzeugt, sonst könnten nur die Moralphilosophen moralisch sein. Vielmehr ist bavon der moralische Charakter ganz unabhängig. Nicht bloß bilbet er sich unabhängig von aller Weisheit und Gelehrsamkeit, er wird auch unabhängig bavon beurtheilt. Das Vermögen die Moralität zu beurtheilen, dieser moralische Sinn, braucht, um in seinem Urtheile sicher zu gehen, keine Moralphilosophie. Er beruht auf einem richtigen Gefühl, auf einem unwillkürlichen, von jeder wiffenschaftlichen Ginsicht unabhängigen Instinct, und nirgends traut man seinem Instincte mehr als in moralischen Urtheilen. Kein Beurtheilungsvermögen geht ohne wissenschaftliche Führung sicherer als bas praktische. Wir wollen biefes moralische Urtheil,

das aller Moralphilosophie entbehrt und ihrer gar nicht bedarf, "die gemeine sittliche Vernunfterkenntniß" nennen.

Da wir nun den Begriff bes Moralischen zunächst nicht auf wissenschaftlichem Wege aufsuchen follen, so werden wir ihn gleich= fam im Wege ber Natur aufsuchen und biesen Begriff entbeden, wie er unwillkürlich in den Herzen der Menschen lebt und sich in ihren Urtheilen ausspricht. Die moralphilosophischen Theorien kümmern uns jest nicht. Wir glauben sicherer zu gehen, wenn wir uns an das einfache sittliche Gefühl, an ben gesunden sitt= lichen Berftand wenden, wenn wir uns zuvörderst mit bem na: türlichsten Zeugen bes Sittengesetzes, bem moralischen Instinct, über ben Begriff des Moralischen selbst verständigen. Nicht als ob wir es bem Gefühle überlaffen wollten, Diefen Begriff gu ent= Wir wollen vielmehr den Inhalt unserer sittlichen Em: pfindung in einen deutlichen Begriff, in ein klares Bewußtsein verwandeln, die gemeine sittliche Vernunfterkenntniß in die phi= losophische erheben; es wird sich dann zeigen, ob biefe philosophi= fche Erkenntniß populare Moral fein barf ober metaphysische Sittenlehre werden muß?

Aus der gewöhnlichen und jedem geläufigen Vorstellung von der Natur des moralischen Handelns soll der wahre und allgemeine Begriff des Moralischen hervorgeholt und dargestellt werden. Mit diesem ächt sokratischen Versahren leitet Kant seine Sittenlehre ein; er macht in der Weise einer sokratischen Begriffsentwickelung den "Uebergang von der gemeinen sittlichen Vernunstwerfenntniß zur philosophischen". Es sehlt nichts als die dialogische Form, in der man sich den ganzen Inhalt und Verlauf der kanztischen Untersuchung leicht selbst entwerfen kann. So wird an dem Leitsaden der natürlichzsittlichen Vorstellungsweise durch eine fortgesetze, immer tieser eindringende Analyse der Begriff des

Moralischen in allen seinen Merkmalen aufgefunden und bestimmt *).

2. Das Gute und ber Wille. Bille und Pflicht.

Wir nennen eine Handlung gut, die unserem sittlichen Gefühle entspricht, der wir unseren moralischen Beifall geben. Alles moralische Handeln ift gut. Go scheint junächst der Begriff des Guten weiter, als der des Moralischen. Um also bei der allgemeinsten Vorstellung zu beginnen: was ist gut? Wir reben von ben Gütern bes menschlichen Lebens und verstehen barunter jene Glücksgaben, die entweder unseren äußeren Berhältnissen ober unserer Person zukommen; unter bie Glücksgaben ber ersten Urt gehört Reichthum, Wohlbefinden, Macht, Unsehen u. f. f., unter bie ber zweiten körperliche und geistige Borzüge, Schonheit, glückliches Temperament, Berstand, Wis, Bildung u. f. f. Hier aber zeigt fich fogleich, was so viele Beispiele ber täglichen Erfahrung barthun, daß alle jene Güter eben so viele Uebel werben können, nach dem Gebrauche, der von ihnen gemacht, nach ber Absicht, in ber sie verwendet werden, nach dem Einflusse, ben sie auf bas menschliche Gemuth ausüben. Der Reichthum ist kein Gut, wenn er habsüchtig ober geizig macht, er ist kein But, wenn man ihn verschwendet, keines, wenn er den Müssig= gang erzeugt mit so vielen Uebeln, die dem Müssiggange folgen. Wenn die Glücksgüter die Menschen aufblasen und übermüthig machen, was, nach ber Erfahrung zu urtheilen, ber gewöhnliche Fall ift, fo mogen fie immer Guter heißen; gut find fie nicht. Selbst Gemüthsverfassungen, die nach dem Scheine zu urtheilen

^{*)} Grundlegung zur Metaphysit ber Sitten. Erster Abschnitt. Uebergang von der gemeinen sittlichen Bernunfterkenntniß zur philosophischen. — Bb. IV. S. 10—25,

ber Tugend verwandt sind, wie Selbstbeherrschung, Mäßigung u. s. f., sind als solche nicht gut, sie können dem Bösen dienen und leicht der beste Deckmantel ehrgeiziger, selbstsüchtiger, bos: hafter Pläne sein. Mit einem Wort: alle Glücksgüter und alle persönlichen Vorzüge, ob sie empfangen oder erworden sind, werzden nur gut durch den Gebrauch, den man von ihnen macht, durch den Iweck, dem sie dienen. Diesen Gebrauch macht der Wille. Der Wille setzt ihnen den Iweck, er giebt die Absicht und fügt also jenen Gütern das hinzu, was allein im moralischen Verstande gut macht, also auch allein im moralischen Verstande gut ist. Nichts ist gut als der Wille. "Nichts ist an sich gut oder böse," sagt Hamlet, "das Denken macht es erst dazu." Der Wille ist nach Kant der alleinige Ursprung alles Guten und Bösen.

Run ift ber Wille ein Bermögen nach bewußten Borftellun= gen, nach beutlichen Gründen, also nach Bernunft zu handeln; er ist praktische Vernunft. Wenn ber Wille nicht nach Vernunft= gründen handelt oder handeln fann, wenn er nach bunkeln, bewußtlosen Vorstellungen verfährt, so handelt nicht eigentlich ber Wille, sondern ber Instinct. Die lebendigen Körper ber Natur find vermöge ihrer Organisation zu einem bestimmten Lebenszweck Much die vernunftbegabten Wesen muffen einen eingerichtet. bestimmten in ihrer Vernunft angelegten 3med haben. 3wed fann unmöglich nur bas außere Wohlbefinden, bie Gludfeligkeit sein, die jedes lebendige Wesen instinctmäßig sucht, benn ware die Glückseligkeit ihr alleiniger Lebenszweck, wozu die Ber-Bur Selbsterhaltung, jur Förberung bes sinnlichen Dafeins, zur glücklichen Lebensverfassung ift offenbar ber bunkle, aber richtig führende Instinct ein weit sichereres Mittel, als die überlegende und darum von dem natürlichen Bege vielfach abfie mit aller Bildung und Sittenverseinerung, mit allen ihren Ersindungen, Künsten und Wissenschaften die Menschen nicht glücklicher gemacht habe. Vielmehr habe die fortschreitende Bilzdung die menschlichen Bedürfnisse vermehrt und in demselzben Grade die Zufriedenheit vermindert, ohne die es kein Glückgiebt. In diesem Sinne hat auch Rousseau die berühmte Frage der Akademie von Dijon entschieden. Wenn nun die Vernunft das menschliche Glück nicht befördert, so müssen wir urtheilen, daß entweder die Vernunft ihren Zweck versehle, oder daß dieser Zweck ein anderer sei als die Glückseligkeit, die ja durch den Insssinct besser als durch die Vernunft erreicht wird*).

Es kann daher nicht in der Absicht eines vernünftigen Willens liegen, sich zum Mittel für die menschliche Glückseligkeit zu machen. Er kann nicht bloß das Werkzeug sein wollen, den äußeren Lebenszustand zu verbessern. Als Mittel oder Werkzeug ist der Wille gut für einen anderen ihm äußeren Zweck. Die Vernunft macht ihren Willen nicht zum Mittel, sondern zum Zweck: nur der Wille ist gut, und gut kann der vernünstige Wille nicht als Mittel, sondern nur als Zweck.

Nicht jeder Wille ist an sich selbst gut, nicht unter allen Umständen ist der Wille seiner wahren Bestimmung gemäß. Diese Bestimmung bindet ihn nicht, sie verpslichtet ihn nur. Worin die Pflicht besteht, wissen wir noch nicht. Sie bezeichne hier nur die Grenze, die den guten Willen von jedem beliedigen Willen unterscheidet. Gut ist nur der Wille, der seine Pflicht thut, niemals der entgegengesetze. Mit dem Pflichtbegriffe ziehen wir die Grenze zwischen dem guten Willen und seinem Gegentheil.

^{*)} Ebenbaselbst. I Abschn. — Bb. IV. S. 10 — 14.

3. Pflicht und Reigung.

Rur ber Wille ift gut, und zwar nur ber pflichtmäßige Bille. Pflichtmäßig ift ber Wille, wenn seine Sandlung ber Pflicht entspricht. Es sei z. B. die Pflicht der Chrlichkeit, die bem Kaufmanne gebietet, ben Käufer nicht zu übertheuern ober ju betrügen. Der Raufmann betrüge nicht; feine Sandlung fei Dabei ift es fehr wohl möglich, baß er im Grunde pflichtmäßig, zur Chrlichkeit gar keine Reigung hat; er übt sie nur aus, weil er fürchtet, daß die Unehrlichkeit entdeckt werde und ihm Strafe, Schande, Berluft der Kunden u. f. f. eintrage. Der Gewinn ist seine Absicht, nicht die Ehrlichkeit. Seine Sandlung ift pflicht= mäßig, seine Absicht selbstsüchtig. Aber die Absicht gehört jum Willen. In diesem Kalle ist daher nur die Handlung, nicht der Wille pflichtmäßig. Die Handlung entspricht ber Pflicht; Neigung und Gesinnung find bamit im Widerstreit. Ein folcher Wille ist nicht gut.

Es kommt also in Rücksicht bes guten Willens nicht bloß auf die Handlung, sondern auf deren Beweggrund, auf die subjective Triebseder an, die den inneren Charakter der Handlung ausmacht. Der Wille ist offenbar nicht gut, wenn er zwar äußerlich die Pslicht erfüllt, innerlich aber nicht darin gegenwärztig, sondern pslichtwidrig und selbstsüchtig gesinnt ist. Setzen wir den Willen in eine andere der Pslicht gemäßere Verfassung: nicht bloß seine Handlung, auch seine natürliche Neigung stimme mit der Pslicht überein; er befolge die Pslicht aus natürlicher Neigung. Es sei z. B. die Pslicht der Selbsterhaltung. In den meisten Fällen kommt die natürliche Neigung der Selbstliebe mit dieser Pslicht überein. Ist nun der Wille gut, wenn er die Pslicht der Selbsterhaltung aus bloßer Selbstliebe aussübt? Kann

nicht die Selbstliebe Grund so vieler boser Handlungen sein? Und ift ein guter Wille benkbar, ber mit bem bofen Willen benfelben Beweggrund gemein hat? Wenn ich mein Leben bloß aus Gelbst: liebe erhalte, so ist meine Handlung und meine Neigung, aber nicht eigentlich mein Wille pflichtmäßig. Ich kann mir ben Fall vorstellen, daß unter einer Last von Unglud alle Lebensluft er= lischt, die natürliche Selbstliebe vielmehr den Tod wünscht, als bas Leben erhalten möchte, daß die Befreiung von der Lebens= plage als ein Ziel erscheint, "auf's innigste zu wunschen". Jett gehen Pflicht und naturliche Neigung auseinander, jetzt wird ber Wille auf die Probe gestellt, ob er wirklich pflichtmäßig ist oder nicht. Seiner natürlichen Neigung nach möchte er nichts lieber als das Leben los werden; wenn er es bennoch erhält, so kann in diesem Falle die Absicht seiner Sandlung nur sein, daß er nicht pflichtwidrig handeln will. Er thut die Pflicht, nicht aus einer selbstfüchtigen Absicht, nicht aus einer natürlichen Neigung, sondern bloß aus Pflicht. Er thut die Pflicht nur um der Pflicht willen. hier ift nicht bloß die Handlung, auch der Wille selbst wahrhaft pflichtmäßig. Ein solcher Wille ift an sich selbst gut, nur ein folder Bille.

Die Pflicht verlangt Wohlthätigkeit gegen andere. Wenn ich nicht wohlthätig bin, so handle ich pflichtwidrig; wenn ich wohlthätig bin, um gelobt zu werden, so handle ich pflichtmäßig, aber selbstsüchtig; wenn ich wohlthätig bin, weil ich mit dem Nothleidenden Mitleid empfinde, weil mich der Anblick rührt, weil ich mich durch meine Wohlthat von dieser schmerzlichen Rezung befreie, also meine Wohlthat mir Genuß verschafft, so handle ich pflichtmäßig aus natürlicher Neigung, die zuletzt immer auf Selbstliebe hinausläuft. Wahrhaft gut handle ich, wenn ich wohlthue bloß, weil die Pflicht es gebietet, weil ich die Pflicht

erfüllen will. Nur in biesem Falle ift auch mein Wille, nicht bloß meine Handlung wohlthätig; nur in biesem Falle bin ich selbst ber Wohlthätige, in allen anderen Fällen ist es bloß meine Handlung*).

4. Pflicht (Gefes) und Marime.

Es ift also nicht bie Handlung, welche ben guten Willen macht, sondern ber Beweggrund bes Sandelns. Diefer Beweggrund ift bas subjective Princip des Wollens. Das subjective Willensprincip beiße im Unterschiede vom objectiven die "Maxime". Die Marime ber wahrhaft guten Sandlung darf nicht die natürliche Reigung, sondern bloß die Borftellung der Pflicht fein. Die Pflicht ift bas Gesetz. Bor Diesem Gesetze verschwindet meine Selbstliebe mit allen ihren natürlichen Reigungen in nichts. Je lebhafter ich bieses Beset vorstelle und in mir wirken laffe, um so weniger Gewicht hat meine Selbstliebe, um jo geringer schätze ich mein natürliches Gelbst mit seinen Neigungen. Ich beuge mich vor bem Gefet. Bas burch feine Borftellung meine Selbst: liebe vermindert, ist ebendeßhalb ein Gegenstand meiner Uch tung. Die Vorstellung der Pflicht bewirkt in mir die Achtung vor dem Geset. Wenn ber Beweggrund meiner handlung fein anderer ist als die Vorstellung der Pflicht, so erfülle ich das Geset bloß aus Achtung vor bem Geset: diese Achtung ist die pflichtmäßige Gefinnung.

Tett haben wir die vollständige Formel, um den Begriff des Guten zu bestimmen: nur der Wille ist gut, nur der pflicht mäßig e Wille, er ist nur dann pflichtmäßig, wenn er die Pflicht thut um der Pflicht willen, das Gesetz erfüllt aus Achtung vor dem Gesetz. Nur ein solcher Wille ist gut, dessen Handlung

^{*)} Ebendaselbst. I Abschn. — Bb. IV. S. 14-18,

und Gesinnung pflichtmäßig sind, bessen Gesetz und Marime allein die Pflicht ausmacht.

Hieraus folgt, wie die Marime einer mahrhaft guten Sandlung beschaffen sein muß: sie muß mit bem Beset übereinstimmen. Das Gefet gilt in ftrenger Allgemeinheit für jeden Willen, für alle vernünftigen Besen. Alfo ift die Maxime nur bann gut, wenn fie die Form diefer Gefetmäßigkeit haben kann. Marime ift bann gut, "wenn ich auch wollen kann, daß meine Marime ein allgemeines Gesetz werde." Unter biesem Gesichts: punkte läßt sich bei jeder Handlung die Probe machen, ob sie moralisch ist oder nicht. Wenn ihre Marime der Art ist, daß sie nicht allgemeines Gesetz werden kann, daß der Sandelnde selbst diese Gesetwidrigkeit seiner Marime nicht wollen kann, so ist die Handlung nicht moralisch. Niemals fann bie Selbstliebe mit allen ihren Triebfedern ein allgemeines Gefetz werden. Auch ber Egoist kann nicht wollen, daß seine Marime als Gefet für alle gelte. Die Handlung aus Gelbstliebe ift barum nie moralisch, wenn sie auch ihrem Inhalte nach gang pflichtmäßig ift. Es ift darum nicht der Inhalt, sondern lediglich die Form der Hand= lung, die den moralischen Werth ausmacht: das Moralprincip ist nicht material, sondern formal*).

III.

Uebergang zur Moralphilosophie.

Das oberste Princip der Moralität ist gefunden. Es ist die Willensmaxime, in der sich, als dem innersten Beweggrunde der Handlung, Gutes und Böses scheidet. Gut ist die Maxime, wenn sie die Form der Gesehmäßigkeit hat, wenn sie fähig ist, allgemeines Gesetz zu sein, d. h. wenn sie alle Motive der Selbste

^{*)} Ebendaselbst. I Abschn. — IV Bb. S. 18—22.

liebe ausschließt. Noch ist das Sittengesetz selbst nicht näher besstimmt. Noch wissen wir nicht, ob es eristirt, und wie es mögslich ist? Aber so weit können wir urtheilen: entweder es giebt gar keine Moralität, die diesen Namen verdient, oder sie besteht in dem Begriff, den wir ausgemacht haben. Wir haben diesen Begriff nicht erst erzeugt, sondern nur aufgeklärt und verdeutslicht; wir sinden ihn vor in jedem moralischen Gesühl, in jedem moralischen Urtheil. Er bildet das ungeschriebene Gesetz des Herzens, wonach jeder die Handlungen anderer und, wenn er gewissenhaft ist, sich selbst richtet.

Man könnte fragen: wozu überhaupt eine Moralphilosophie, wenn boch bas sittliche Bewußtsein in bem gesunden Sinn, in bem einfachen Gefühl sich so richtig und unzweideutig kund giebt? Es ift nicht nöthig, bas sittliche Bewußtsein erft zu erzeugen, benn es ist da vor aller Philosophie und unabhängig von dieser; es ist nicht nöthig, bemselben etwas hinzuzufügen, benn es ist vollkommen gegeben; es bedarf keiner Berbefferung, denn es ift gang richtig. Also wozu der Uebergang von dem moralischen Instincte zur Moralphilosophie, von bem sittlichen Gefühle zur Sit= Wir können uns, um biefen Uebergang zu begründen, tenlehre? nicht auf bas speculative Bedürfniß berufen, benn ein folches Bedürfniß sett schon einen philosophischen Geift voraus, ben ber einfache moralische Sinn nicht zu haben braucht. Es muffen also praktische und moralische Bedürfnisse selbst fein, die uns nöthi= gen, die Moral nicht bloß dem natürlichen Gefühle zu überlaffen, sondern im Interesse der Moral selbst eine praktische Philoso= phie fordern.

Der gewöhnliche Sinn hat zwar das richtige moralische Ges fühl, aber er steht, wie das Gefühl selbst, dem ganzen Geschlechte der natürlichen Neigungen zu nahe, um zwischen ihnen und dem

Sittengesete scharf und genau zu unterscheiden und nicht selbst auf die Seite ber Neigungen zu treten, wenn diese zufällig mit bem Sittengeset übereinstimmen. Die Pflicht schließt die Rei= gungen von sich aus; ebendeßhalb ift sie ihrer Form nach nicht Gefühl, sondern Begriff und Ibee. Diefer Fassung ber Pflicht kommt ber gewöhnliche Sinn nicht gleich. Aber erst in biefer Form erscheint die Pflicht in ihrer wahren Gestalt, unvermischt mit allen natürlichen Triebfebern; erst in biefer Gestalt ift bas Sittengesetz unnahbar, und so muß es in unserer Borftellung leben, wenn das sittliche Bewußtsein fest gegründet sein foll, un= berührt und unangefochten von den beweglichen Neigungen der menschlichen Natur. Bu dieser Fassung bes Sittengesetges, zu biefer Befestigung des sittlichen Bewußtseins ist die Moralphilo= sophie nothwendig. Wir können den Pflichtbegriff nur klar ma= den, wenn wir auf bas genaueste unterscheiben zwischen Pflicht und Neigung; wir konnen nur fo ben Pflichtbegriff befestigen. Die Neigung nimmt burch eine natürliche Dialektik sehr leicht den Schein ber Pflicht an, ber ben gewöhnlichen Sinn besticht und Diesen Schein zerstört die Sittenlehre, indem sie das verführt. gange Geschlecht ber natürlichen Neigungen aus bem Seiligthume bes Pflichtbegriffs vertreibt. Sie giebt bem sittlichen Bewußt= fein die Sicherheit, ohne die es schwer ift, sittlich zu fein. nun das gewöhnliche Bewußtsein selbst feine fittlichen Ueberzeugun= gen fest und unerschütterlich haben will gegen die Bernünftelei der Reigung und Gelbstliebe, so wird es durch diefes sein Bedurfniß hingewiesen auf die Moralphilosophie. Diese lettere hat baher neben ihrer speculativen Bedeutung auch einen moralischen Werth; fie ist nothwendig aus speculativen und praktischen Grunden. Was aber für eine Wissenschaft soll biese Moralphilosophie sein: em= pirische Sittenlehre ober Metaphysik ber Sitten?

Sechstes Capitel.

Metaphysische Begründung der Sittenlehre. Das Sittengeseth und die Autonomie.

I.

Standpunkt ber Sittenlehre.

1. Der empirifche Stanbpuntt.

Die erste Frage der Sittenlehre ist gelöst. Der Begriff ber Moralität ober bes Guten ift in allen seinen Merkmalen bestimmt. Nichts ist gut als der Wille, deffen Marime gefetmäßig ober im strengen Sinne allgemeingültig sein kann: so lautet die Untwort auf die Frage nach dem Wesen der Moralität. Wir haben diese Untwort burch eine Untersuchung ber moralischen Sinnesart gefunden, wie dieselbe in allen Gemüthern lebt, sei es in der dun= keln Form bes Gefühls ober in ber einer mehr bewußten und beutlichen Vorstellung. Es ist Thatsache, baß in Rücksicht der Moralität die Menschen so empfinden und urtheilen, daß sie den sitt= lichen Werth in der pflichtmäßigen Gesinnung suchen und mithin beren Möglichkeit voraussetzen. Nur unter dieser Voraussetzung läßt sich die Thatsache des moralischen Sinnes erklären. eine solche Gesinnung gar nicht möglich wäre, so wäre unbegreiflich, wie sie der einfache natürliche Sinn zum Maßstabe seiner moralischen Dent = und Urtheilsweise nehmen könnte; bann wa-

a consider

ren diese moralischen Urtheile selbst nicht möglich. Die Thatsache der letzteren beweist zugleich die Thatsache der moralischen Gesin=
nung. Es ist somit auch die nächste Frage der Sittenlehre entschieden: giebt es Moralität? Das Princip der Moralität ist durch die Unalyse der inneren Erfahrung, d. h. auf einem Wege gefunden worden, der die Eristenz der Moralität selbst außer Zweisel setzt. Es bleibt mithin nur die Frage übrig: wie ist Moralität möglich? Diese Frage bildet das eigentliche Problem der Sittenlehre. Es handelt sich um die Erklärung der Moralität, deren Begriff und Dasein schon ausgemacht ist. Thatsachen zu erklären, ist die Sache der Wissenschaft; es ist die wissenschaftliche Sittenlehre oder Moralphilosophie, welche die vorliegende Ausgabe zu lösen hat.

Die Auflösung einer Thatsache geschieht aus einem bestimm= ten Gesichtspunkte und Princip. Erklärungsgründe können dop= pelter Art sein: entweder stammen sie aus der Erfahrung oder aus der bloßen Vernunft; sie sind im ersten Falle empirisch, im zweiten metaphysisch. Was soll die Moralphilosophie sein, empi= rische oder metaphysische Sittenlehre?

Man könnte sich zu Gunsten der empirischen Sittenlehre leicht zu folgendem Schlusse versucht fühlen. Wenn es möglich war, den Begriff der Moralität aus der inneren Erfahrung abzuleiten, so muß es auch möglich sein, die Thatsache der Moralität aus Erfahrungsgründen zu erklären. Doch eine Thatsache constatiren, heißt noch nicht dieselbe erklären. Wir haben aus der inneren Erfahrung den Begriff und die Thatsache der Moralität sestischen Grund der Moralität festgestellt; es ist deßhalb noch nicht die innere Erfahrung, die den wirklichen Grund der Moralität ausmacht. Es ist eine der ersten Vorsichtsmaßregeln der Kritik, sorgfältig zu unterscheizden zwischen Erkentnißgrund und Realgrund einer Thatsache.

Für uns war die innere Erfahrung der Erkenntnißgrund der Moralität; sie ist nicht deren Realgrund.

Wenn die Sittenlehre empirisch wäre, so wären ihre Prinzipien ausgebreitet auf der Oberfläche der allgemeinen Erfahrung und in den gewöhnlichen Bolksbegriffen enthalten; die Sittenzlehre wäre dann "populär", nicht was ihre Darstellung, sondern was ihre Grundsätze betrifft. Nun ist die Frage, ob die sittliche Weltweisheit populär in diesem Sinne sein darf oder nicht?

Die bisherige Sittenlehre, namentlich wie sie Auftlärung und Geschmack bes achtzehnten Jahrhunderts ausgebildet hatten, war in diesem Sinne populär. Sie hielt sich entweder an gezwisse erfahrungsmäßige Bestimmungen der inneren menschlichen Natur und bestimmte die Richtschnur des sittlichen Lebens bald nach dem Bedürsnisse der Bollkommenheit und der Glückseit, bald nach moralischen und religiösen Gefühlen; oder sie nahm zu dieser Richtschnur Beispiele aus der äußeren Erfahrung.

2. Der metaphyfifche Standpunft.

Es ist aber leicht einzusehen, daß solche Theorien dem Besgriffe des Sittlichen nicht entsprechen. Das Sittliche ist Gesinzung; diese ist kein Object der äußeren Erfahrung; es kann durch die Mittel der Erfahrung niemals ausgemacht werden, ob irgend etwas in der That Beispiel und Borbild der Gesinnung ist. Die Gesinnung ist unsere eigenste That. Die Nachahmung des Sittlichen mag für die Erziehung ihren Nuten haben, aber sie ist nicht im genauen Verstande sittlich, so lange sie Nachahmung ist. Die Sittlichkeit ist ihrer Natur nach unnachahmlich; sie ist pflichtsmäßige Gesinnung, eine Gesinnung oder Maxime, die fähig ist, allgemeines Geseh im strengen Sinne zu sein. Nun kann aus der Erfahrung höchstens eine Regel für viele Fälle, niemals ein

allgemeines, ausnahmsloses Gesetz geschöpft werben. Ein Gesetz, das in allen Fällen gilt, läßt sich niemals durch Erfahrung, sondern nur durch reine Vernunft erkennen. Das Sittengesetz soll, wie ein nothwendiges und allgemeines Naturgesetz, ohne Ausnahme gelten; also muß es, wie das Naturgesetz, a priori erstannt werden. Die Erkenntniß des Sittengesetzes ist mithin unabhängig von aller Erfahrung. Das Naturgesetz gilt für alle Objecte äußerer Erfahrung und ist in diesem Sinne nur in Rückssicht seiner Erkenntniß, nicht in Rücksicht seines Objects unabhängig von aller Erfahrung. Dagegen das Sittengesetz gilt nur für den Willen und dessen Marime, es gilt für alle Wesen, die Willen oder praktische Vernunst haben, für alle vernünstigen Wesen, die als solche niemals Gegenstände äußerer Erfahrung sind.

Alle besondere Kenntniß der menschlichen Natur ist geschöpft aus der Erfahrung, sie ist empirische Unthropologie und Psychozlogie. Also solgt von selbst, daß die Sittenkehre ihre Grundlage nicht in der Anthropologie und Psychologie suchen darf, daß sie unabhängig ist von aller Erfahrung, also auch von aller Anthropologie und Psychologie, worauf sie vorzugsweise das vorkantische Beitalter gegründet hatte. Sie gilt für alle vernünstigen Wesen, also sür die Menschen, sosen sie vernünstige Wesen, nicht sosen sie sinnliche Individuen sind, die unter den mannigsaltigen Einsslüssen der Natur und der Verhältnisse so oder anders arten.

Es ist demnach klar, daß die Moralphilosophie ihrem wissens schaftlichen Charakter nach nichts anderes sein kann als "Metasphysik der Sitten". Wenn nun die Moralität allein in der Gessinnung besteht, die mit dem Sittengesetze vollkommen übereinsstimmt, worin besteht dieses Gesetz? Bis jetzt wissen wir von ihm nicht mehr als die formale Bestimmung: daß es mit abso-

luter Allgemeinheit gilt für alle vernünftigen Wesen. Tetzt soll der Inhalt dieses Gesetzes bestimmt werden, sein einzig möglicher Inhalt. Da dieser Inhalt aus keiner Erfahrung, also aus keiner anderweitigen Bestimmung abgeleitet werden kann, so bleibt nichts übrig, als ihn aus seiner Form selbst zu erklären*).

II.

Das Sittengeset als Princip bes Willens.

1. Das Gebot (Imperativ).

Jedes Ding wirkt oder handelt nach einem bestimmten Gesetze; die Erkenntniß oder Vorstellung eines Gesetzes nennen wir ein "Princip". Das Vermögen, Gesetze zu begreifen, also Principien zu haben, ist die Vernunft. Wenn die Vernunft handelt, so ist sie praktische Vernunft oder Wille. Wir können darum den Willen erklären als das Vermögen, nach Principien (nach vorgestellten Gesetzen) zu handeln. Das Gesetz ist als solches der Ausdruck der Nothwendigkeit, der Wille ist als Selbstbestimmung oder als Vermögen, nach eigenen Triebsedern zu handeln, Ausdruck der Freiheit. Ich kann mir einen Willen vorstellen, der gar keine andere Triebseder hat, als das Gesetz, der deßhalb nichts anderes als das Gesetz will, in dem Nothwendigkeit und Freiheit vollkommen eines sind, in dem das Gesetz sich mit voller Freiheit ohne alle Trübung offenbart: ein solcher Wille ist durchaus aus aut, er ist absolut rein oder heilig.

Setzen wir aber vernünftige Wesen, die zugleich sinnlich bestimmt sind, die also in der Natur ihres Willens neben dem Gestetze noch andere Triebfedern haben, so werden sich solche Wesen

^{*)} Grundleg. 3. Metaph. ber Sitten. II Abschn. Uebergang von ber populären sittlichen Weltweisheit zur Metaph. der Sitten — Bb. IV. S. 26—33.

bem Gesetze gemäß und zuwider bestimmen können. In einem solchen Willen barf bas Gesetz fich nicht als Zwang äußern, sonst wäre der Wille unfrei und könnte nicht anders als gesehmäßig handeln; aber es wird tropbem als Nothwendigkeit erscheinen, benn sonst ware das Gesetz fein Gesetz. Es muß daher der Mus: bruck einer Nothwendigkeit sein, die den Zwang ausschließt: es wird ben Willen nicht zwingen, wohl aber nöthigen ober verpflichten. Co erscheint bas Geset als Pflicht, als ein Gebot, welches fagt: "bu follft!" Das Gollen ift ein Muffen, bas ben Zwang ausschließt, es bezeichnet die Nothwendigkeit des Wollens. Das Naturgeset ift fein Gebot, benn es ift unwiderstehlich; es ware finnlos zu fagen: "bie Korper follen fich im Berhältniffe der Massen anziehen, die Anziehung foll im umgekehrten Berhält: niffe ber Entfernungen wirken", benn es kann nicht anders fein. Wenn es anders fein konnte, fo ware das Befet fein Naturgeset. Die Körper muffen dem Naturgesetz folgen. Es ware eben fo finnlos ju fagen: "ber Wille muß bas Sittengefet befolgen", bann ware bie Willenshandlung eine naturnothwendige Wirkung, bann ware ber Wille fein Wille, also auch sein Gefetz fein Sit= Das Naturgeset fagt: es muß so fein; bas Sittenge: tengeset. fet fagt: bu follst so handeln. Beide find nothwendig, das erste im mechanischen Sinne, bas zweite im moralischen. Jede gesetwidrige Wirkung in ber Natur hebt bas Gesetz auf und beweist bessen Unzulänglichkeit; keine gesetwidrige Sandlung des Willens hebt das Sittengefet auf ober beeinträchtigt beffen Nothwenbigkeit.

Das Willensgesetz erscheint als "Imperativ", wenn der Wille sinnlicher Natur, also empirisch bestimmbar ist: darum kann sich das Sittengesetz im menschlichen Willen nur in der Form des Gebotes äußern. Indessen hat diese Form nicht bloß das

- condi

Sittengeset. Alle praktischen Gesetze sind Gebote, mas die Maturgesetze nie sind. Jede gebotene Handlung wird in irgend einer Rücksicht als gut vorgestellt; diese Rücksicht kann eine boppelte sein: entweder gilt die Handlung als gut in Rucksicht auf einen bestimmten 3wed, der badurch erreicht werden foll, oder sie gilt als gut an sich felbst; im ersten Fall ift die Handlung bas rich= tige Mittel zu einem Zweck, im zweiten ist sie nicht Mittel, sonbern selbst 3weck. Als Mittel zu irgend einem bestimmten 3wecke ist fie nützlich ober tauglich, als Zweck an sich felbst ift fie im eigentlichen Verstande gut. Gegenstand aller praktischen Gesetze find daher entweder nügliche Handlungen oder gute. Danach unterscheidet sich die Form der Gebote. In einer anderen Form will die nütliche Handlung geboten sein, in einer anderen die gute. Das Gebot ber erften Urt ift burch ben 3weck bedingt: wenn dieser 3weck erreicht werden foll, so muß diese Sandlung auf diese Beise geschehen. Die Form dieses Gebots ift "hypothe-Dagegen bas Gebot der guten Handlung ift, wie diefe felbst, unabhängig von irgend einem äußeren 3med; es gilt daher unbedingt, die Umstände mögen sein, welche sie wollen. Die Form dieses Gebots ist "kategorisch". Alle praktischen Gesetze (Gebote) find bemnach entweder hypothetisch oder kategorisch. Die Pflicht kann nur ein kategorischer Imperativ sein, und der kategorische Imperativ kann nichts anderes sein als die Pflicht*).

2. Die bedingten Bebote.

(Geschicklichteit und Klugheit.)

Die gute Handlung ist 3weck an sich selbst. Dieser 3weck ist absolut nothwendig, denn das Gute soll unter allen Umständen geschehen. Einen solchen 3weck hat nur die sittliche Hand-

^{*)} Ebendaselbst. II Abschn. — Bb. IV. S. 33—36.

lung, keine andere. Alle übrigen praktischen Zwecke sind zusfälliger Art, bedingt durch die Umstände und die empirisch gegesbene Natur des Willens. Wenn ich mir einen Zweck sehe, den
ich eben so gut haben als nicht haben kann, der zur Natur meisnes Willens in keiner Weise gehört, so nenne ich einen solchen
Zweck möglich; der Zweck ist wirklich, wenn er zur Natur meisnes Willens gehört, zu dessen empirischer Natur: beide Zwecke
und die Gebote, sie auszusühren, sind bedingter Art [hypothestisch]. Te nachdem es sich um einen bloß möglichen oder um eisnen thatsächlichen Zweck handelt, ist das Gebot (der hypothetische
Imperativ) entweder problematisch oder assertorisch. Der kates
gorische Imperativ ist "apodiktisch".

In ber empirischen Natur unseres Willens liegt bas Streben nach dem eigenen Wohl in der größtmöglichen Bollkommenheit; unsere Glückseligkeit erscheint barum als ein empirisch gegebener, barum wirklicher 3weck. Es giebt 3wecke anderer Art, Die nicht unmittelbar zur Natur unseres Willens gehören, Die wir ebenso gut haben als nicht haben konnen und beghalb nur als mögliche gelten laffen, wie g. B. bie Conftruction einer mathematischen Figur, einer Maschine, die Unfertigung einer Zeichnung Die Ausführung folder 3mede erforbert eine gemiffe Geschicklichkeit, ein Können und, wenn es hoch kommt, eine Runft= fertigkeit. Die bedingten 3wecke gehen baher entweder auf Glud: seligkeit ober praktisch= technische Bilbung. In ber ersten Absicht wird gefragt: was muffen wir thun, um glucklich zu werden; wie muffen wir es anfangen, um fo vielen Bortheil, fo wenig Nachtheil als möglich zu haben, um aus allem den größtmöglichen Rugen zu ziehen? In ber zweiten Absicht wird gefragt: was muffen wir thun, um dieß ober jenes zu leisten, diese ober jene Kunst zu erlernen u. s. w.? Auf beide Fragen wird geantwortet

mit gewissen Regeln, Vorschriften, Geboten (Imperativen) hypothetischer Art. Das beste Mittel zur Glückseigkeit ist Klugheit; das einzige Mittel zur Kunstfertigkeit ist Geschicklichkeit. Wer in der Welt gut fortkommen, sich auf das klügste benehmen will, verlangt gute Rathschläge; wer eine Kunst erlernen, zu einer Verrichtung geschickt werden will, verlangt gute Anweifungen, Vorschriften, Regeln. Rathschläge zur Lebensklugheit in Abssicht auf unser Wohl sind "pragmatische Imperative", man nennt ein zur allgemeinen Wohlfahrt aus Vorsorge gemachtes Gesetz eine pragmatische Sanction, ein zur praktischen Belehrung gesschriebenes Geschichtswerk eine pragmatische Geschichte; Regeln und Anweisungen zur geschickten Lösung einer Aufgabe sind "techznische Imperative").

3. Das unbedingte Bebot (fategorifder Imperativ).

Ieht läßt sich der Pflichtbegriff unter den Geboten genau und bestimmt unterscheiden. Alle praktischen Gesetze sind Imperative, diese sind entweder hypothetisch oder kategorisch; die hypothetischen sind entweder assertorisch oder problematisch, entweder pragmatisch oder technisch; jene bestehen in Rathschlägen, diese in Regeln; die Rathschläge gehen auf die Klugheit, deren Zweck die Glückseitische ist, die Regeln auf die Geschicklichkeit als Mittel zur praktisch ztechnischen Bildung. Der kategorische Imperativ gilt apodiktisch. Er ist keine Klugheitsregel, keine technische Borschrift, sondern ein Gesetz. Dieses Gesetz geht auf die Sittlichkeit, deren Zweck allein sie selbst ist.

Der kategorische Imperativ, den wir auch als den Imperativ der Sittlichkeit bezeichnen können, ist von den anderen wesentlich unterschieden. Alle die anderen Imperative haben

^{*)} Cbendaselbst. II Abschn. — Bb. IV. S. 36-41.

einen bestimmten 3weck. Wenn ich einen bestimmten 3wed er= reichen will, so muß ich die Mittel wollen, die bahin führen; das Wollen des Zwecks begreift das Wollen der Mittel in sich. Aus der Worstellung des vorausgesetzten Zwecks folgt die Unweifung auf die richtigen jenem Zweck angemessenen Mittel, folgen also die Rathschläge der Klugheit und die Regeln und Borschriften zur Geschicklichkeit. Die Gebote ber pragmatischen und technischen Imperative sind baher analytische Sätze. ber moralische Imperativ verknüpft ohne jede Rücksicht auf einen vorausgesetten 3weck, ohne Rücksicht auf die in dem Willen ent= haltenen Triebfedern und Neigungen ein Gesetz von schlechter= bings allgemeiner Geltung mit unferm Willen. Dieses Gesetz kann nicht aus dem gegebenen Begriffe bes Willens geschöpft fein, benn ber gegebene Begriff ist empirisch, und aus einer empirischen Bestimmung folgt fein allgemeines Befet, feine sitt= liche Regel. Das Sittengesetz ist baber kein analytischer, son= bern ein synthetischer Sat, ber unabhängig von aller Erfahrung, also a priori feststeht: es ist mithin "ein synthetischer Sat a priori". Hier erscheint das Problem der Sittenlehre in bersel= ben Form als das Problem der Vernunftkritik. Die Vernunft= kritik frug: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich in theoretischer Hinsicht? Die Sittenlehre fragt: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich in praktischer Hinsicht? darf demnach das Problem der gesammten kritischen Philosophie in die eine Formel zusammenfassen: wie find sowohl in theoreti= scher als praktischer Hinsicht synthetische Urtheile a priori moglich? In bieser Formel liegt bie ganze Schwierigkeit ber Untersuchung. Die Sittenlehre hat jetzt ben Punkt erreicht, wo sie in ben Kern ihrer Aufgabe eingeht *).

^{*)} Cbendaselbst. II Abschn. — Bb. IV. S. 40-43.

4. Das Sittengefet als formales Billeneprincip.

Der kategorische Imperativ forbert eine Willensbestimmung, bie absolut : gesetmäßig ift, in Rücksicht nicht bloß der Hand: lung, sondern ber Marime. Der innere Beweggrund ber Sand: lung soll so beschaffen sein, daß er allgemeines Gesetz werden Ein allgemeines Geset ift ber Ausdruck ausnahmsloser fann. Nothwendigkeit, also ein Belt = oder Naturgeset. Der katego= rische Imperativ gebietet mithin einen Willen, beffen Maxime Maturgefet fein fann. Die Marime felbft ift ein Willensact. Meine Handlung foll zufolge bes Sittengesetzes so beschaffen sein, daß nach meinem eigenen Willen der Beweggrund meiner Handlung als Naturgesetz gelten konnte. Wenn die Handlung nicht fo beschaffen ift, wenn ich bei ernster Gelbstprüfung mir einge= stehen muß, ich könnte nicht wollen, daß meine Maxime natur: gesetzliche Nothwendigkeit hätte, so ist die Handlung nicht mora-Wie ist ein solcher Imperativ möglich, ber für jede sitt= liche Handlung die Allgemeingültigkeit der Maxime gebietet?

Der Beweggrund jeder eigennühigen Handlung ist die Selbstliebe. Ich kann diesen Beweggrund haben, aber ich kann unmöglich wollen, daß diese Marime Naturgeseh werde. Denn wenn alle Wesen nur nach dem Beweggrunde der Selbstliebe handelten, so würde keine Gemeinschaft, kein Zusammenhang, in diesem Sinne keine Natur möglich sein: ich würde ein Naturgeseh wollen, wonach die Natur selbst unmöglich ist. Deshalb kann von der Selbstliebe nie gewollt werden, daß sie als Geseh gelte; deshalb ist keine Handlung moralisch, deren Marime die Selbstliebe ist, sei es nun die verseinerte Selbstliebe oder der gröbste Sigennuh. Es wäre nur eine verseinerte Selbstliebe, wenn ich etwa so reden wollte: ich will nicht selbstsüchtig handeln,

bamit auch andere gegen mich nicht selbstsüchtig handeln; ich würde aus diesem Grundsatze menschenfreundlich handeln aus Selbstliebe. Man hat dem kantischen Moralprincipe den Vorzwurf gemacht, daß es im Grunde auf das bekannte: "was du nicht willst, das dir geschieht u. s. f." hinauslause. Mit Unrecht und aus Mißverständniß des kantischen Satzes. Die kantische Moral verneint die Selbstliebe, nicht weil sie Schaden bringt, sondern weil sie die Gemeinschaft, den Zusammenhang, die Natur in diesem Sinne ausschließt, also niemals allgemeines Geset (Naturgeset) werden kann. In dem kantischen Moralprincip liegt gar keine Rücksicht auf den subjectiven Vortheil.

Nun sind alle Triebsedern des empirischen Willens eben so viele Neigungen der Selbstliebe. Wenn also der moralische Imperativ die Selbstliebe von der Maxime vollkommen ausschließt, so schließt er damit zugleich alle empirischen Triebsedern aus. Diese Triebsedern bilden das gegebene Willensmaterial. Was vom Willen übrig bleibt nach Abzug dieses natürlichen, empirisch gegebenen Inhalts, ist der "reine oder bloß formale Wille". Die empirischen Triebsedern bilden das materiale Willensprincip. Der moralische Imperativ, der dieses materiale Willensprincip ausschließt, setzt an dessen Stelle ein rein formales. Wie ist ein solcher Imperativ, wie ist ein solches Willensprincip möglich*)?

5. Das Sittengefet als Endzwed.

Die Berfon und deren Burde.

Tedes Willensprincip ist ein Beweggrund des Handelns, etwas, das in der Handlung verwirklicht werden soll, d. h. ein Zweck. Wenn es keine Zwecke gabe, so gabe es auch keine Moztive, keinen Willen, keine Willensgesetze oder Gebote. Teder

^{*)} Ebendaselbst. II Abschn. - Bb, IV. S. 43-51.

empirische Beweggrund ist ein Zweck, ber in meiner Natur bebingt ist und in Rücksicht auf mein Interesse gilt: er ist ein bebingter, relativer, subjectiver Zweck; die darauf bezüglichen Handlungen sind durch diesen Zweck bestimmt als Maßregeln der Klugheit oder Geschicklichkeit nach pragmatischen und technischen Regeln. Die relativen Zwecke und die bedingten Gebote (hypothetische Imperative) stützen sich gegenseitig. Ein relativer Zwecke motivirt stets einen hypothetischen Imperativ. Auch der Grund des kategorischen Imperativs ist ein Zweck, aber unmöglich ein relativer; also kann es nur der ab solute Zweck siehn, der den kategorischen Imperativ ermöglicht. Der relative Zweck gilt unter gewissen Bedingungen, der absolute Zweck gilt an sich selbst. Giebt es einen Zweck, der an sich selbst gilt?

Der relative 3weck bient zu irgend etwas, er ift bas 3meck= bienliche, Mügliche, Brauchbare: er gilt als Mittel. Jeber 3med ift relativ, ber als Mittel bient zu einem anderen 3med. Im Unterschiede davon nennen wir absolut benjenigen 3weck, ber seiner Natur nach nie Mittel, sondern nur Zweck ist. Ein solcher 3wed gilt an fich felbst: er ift Selbstzwed. Es fragt sich, ob es ein Wefen giebt, bas burch feine Natur die Geltung eines absoluten 3weds hat? Es mußte ein Wesen sein, bas seiner Natur nicht Mittel sein kann für einen anderen 3wed. Nun ift klar, daß nur ein solches Wefen nie selbst Mittel sein kann, für welches alles andere Mittel ist: ein Wesen, welches selbst bas Princip ober ben letten Grund aller relativen 3wede bilbet. Ein solches Wesen kann selbst niemals relativer 3med ober Mit= tel sein, denn sonst wäre es nicht die Bedingung, unter ber allein relative 3wecke möglich find; sonst wurde es ein anderes Wesen voraussetzen, wodurch es selbst als 3weck oder Mittel bedingt ware. Wie das Princip aller Erfahrung nicht selbst Ge-

- sende

genstand der Erfahrung, das Subject aller Prädicate nicht selbst Prädicat sein kann, so kann das Princip oder Subject aller Mitz tel nicht selbst Mittel, nicht selbst zweckbienliches Object sein.

Es giebt keine Mittel, keine relativen Zwecke ohne ein zwecksleiendes Wesen, d. h. ohne Willen oder praktische Vernunft. Das vernünstige Wesen ist Person. Die Person ist das Princip aller relativen Zwecke, die Bedingung, unter der allein Mittel möglich sind. Darum ist die Person nie Mittel, sondern nur Zweck, absoluter Zweck, Selbstzweck: die Person als Vernunstzwesen, als praktische Vernunst, also auch der Mensch, sosern er Person ist oder fähig ist Person zu sein, also jed er Mensch.

Jeder 3med hat eine Geltung, die seinen Werth ausmacht. Das Mittel hat relativen Werth, der Selbstzweck absoluten. Micht Personen, sondern nur Sachen können Mittel fein; also find es nur Sachen, bie einen relativen Werth haben. relative Werth ift ber Nugen, den etwas gewährt, der Gebrauch, ber bavon gemacht werden kann, die Geltung einer Sache in Rudficht auf eine Person. Dieser Werth kann größer ober geringer sein, der Größenwerth kann gemeffen und nach einem Maßstabe von allgemeiner Geltung bestimmt werden. Diefer allgemeine Maßstab ist das "Aequivalent" aller relativen Werthe (im bürgerlichen Verkehre das Geld, welcher Urt es auch sei), wodurch der Größenwerth einer Sache oder beren Preis bestimmt wird. Jede Sache hat ihre relative Werthbestimmung Wenn die Sache fur Geld feil ift, fo nennen ober ihren Preis. wir ihre Werthbestimmung ben "Kauf = ober Marktpreis". Es kann Sachen geben, die fur Geld nicht feil find, die also keinen Marktpreis und boch (als Sachen) nur einen relativen Berth haben. Es sei z. B. eine Sache, die mich an eine geliebte Perfon erinnert und die ich um nichts in der Welt hergeben möchte,

fo liegt ber Werth biefes Unbenkens nicht in ber Sache selbst, fondern in meiner Neigung, sie hat einen personlichen Werth, feinen Markt = sondern einen "Uffectionspreis". Der Werth einer Sache liegt eigentlich nie in ihr felbst, sondern stets in der Person, die sie braucht ober schätt. Wenn eine Sache ben allgemeinen menschlichen Bedürfnissen bient, wie z. B. die Nahrungsmittel, so hat ihr Werth einen Marktyreis; wenn sie nur die Neigung dieser einzelnen Person für sich hat, so ist ihr Werth ein Uffectionspreis. In allen Fällen ift der Werth der Sachen Mur die Person selbst hat einen absoluten Werth, ber jedes Aequivalent ausschließt, der keinen Preis hat, der schlech= terdings unveräußerlich ist und durch nichts ersetzt ober aufge= wogen werden kann. Die Person gilt durch sich selbst, ihr Werth ist ihr Dasein, nicht der Nuten, den sie für andere hat: dieser rein moralische Werth ift die "Burde der Person", die Menschenwürde.

Damit ist der Zweck bestimmt, der den kategorischen Imperativ ausmacht und ermöglicht. Das Sittengesetz sagt: "handle so, daß die Marime deiner Handlung nach deinem eigenen Wilzten Naturgesetz sein kann." Mit anderen Worten: "handle nach einem absoluten Zwecke, der jeden relativen oder eigennützigen Zweck ausschließt." Dieser absolute Zweck kann nur die verznünstige Natur selbst, die Geltung der Person, die Würde der Menschheit sein. Also erklärt sich das Sittengesetz in der Formel: "handle so, daß du die Menschheit sowohl in deis ner Person, als in der Person eines jeden Andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst*)".

^{*)} Ebendaselbst. II Abschn. — Bb. IV. S. 51—60, Bergl. S. 53.

Denken wir uns das Sittengesetz erfüllt, so bildet es eine Ordnung oder einen Zusammenhang vernünftiger Wesen, die sich gegenseitig als Zwecke achten und behandeln, deren keines das andere zu seinem Mittel herabwürdigt. Wenn diese Ordnung auch die Dinge in sich begreift, so bildet sie ein "Reich der Zwecke", worin alles entweder einen Preis oder eine Würde hat. "Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes als Aequivalent gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist, mithin kein Aequivalent verstattet, das hat eine Würde." Würde hat in diesem Reiche nur die Person, aber die Person als solche, d. h. jede Person. Diese so geordenete Welt ist die moralische Ordnung der Dinge: die moralische Weltordnung ist der Zweck des Sittengesetzst.

III.

Das Sittengeset als Autonomie bes Billens.

1. Seteronomie und Autonomie.

Es ist noch eine Bestimmung nothwendig, die den moralisschen Grundcharakter des Sittengesetzes erst wahrhaft ausmacht und erfüllt. Denn die allgemeine Geltung des Gesetzes, die allzgemeine Geltung der Menschenwürde machen, für sich genommen, noch nicht den moralischen Charakter. Das Sittengesetz gelte in strenger Allgemeinheit, ausnahmlos wie ein Naturgesetz, jede Person bilde ein Glied in der Zweckgemeinschaft aller, jede Person gelte nach dem obersten Gesetze der sittlichen Ordnung als Zweck, jede erfülle das Gesetz in pünktlichem Gehorsam, so kommt es noch immer darauf an, aus welch em Beweggrunde das Gesetz erfüllt wird. Wenn das Gesetz willenlos befolgt wird, in blindem Gehorsam, so herrscht es als Naturgesetz, und von einer

^{*)} Ebendaselbst. II Abschn. — Bb. IV. S. 58, 59.

füttlichen Welt ist nicht die Rede. Der Gehorsam sei bewußt, das Gesch sei deutlich vorgestellt, es werde genau in jeder einzelznen Handlung befolgt, aber aus irgend einem subjectiven Interesse, aus einem Motive der Selbstliebe, aus Furcht vor Strafe oder aus Hoffnung auf Lohn und Bortheil, so ist offenzbar der Grund dieser pünktlichen Geseheserfüllung nicht moralisch, also auch die von dem Gesehe beherrschte Welt nicht sittlich: sie heißt nur so, aber im Grunde ist sie es nicht, denn der Beweggrund der Handlungen ist nicht gesehmäßig; das Gesehbeschreibt nur die Obersläche, aber durchdringt nicht den Grund der Handlungen. So lange die Marimen der Handlungen aus der Selbstliebe sließen, sind sie dem Gesehe fremd. So lange sie dem Gesehe fremd. So lange sie dem Gesehe fremd. So lange sie dem Gesehe fremd wicht moralisch, also auch die dem Gesehe gehorchende Welt keine sittliche, also auch das Geseh selbst nicht wahrhaft Sittengeseh.

Die Willensmotive sind dem Gesetze fremd, so lange das Gesetz dem Willen fremd ist. Der Wille handelt immer aus bestimmten Motiven. Wenn diese Motive nicht das Gesetz selbst sind, so sind sie andere als das Gesetz, so sind sie subjective Triedsedern, die aus der Selbstliebe entspringen, Interessen eigennütziger Art. Das fremde Gesetz, das von außen gegebene, welcher Abkunft es auch sei, wird erfüllt aus Triedsedern, die nicht das Gesetz sind. Ein solches Gesetz kann darum niemals eine sittliche Welt aus sich erzeugen.

Die lette Bedingung der sittlichen Welt und des Sittensgesetzt besteht also darin, daß der Wille das Gesetz erfüllt um des Gesetzes willen, bloß aus Uchtung vor dem Gesetz. Und eine solche Gesetzeserfüllung ist nur dann möglich, wenn das Gesetz kein fremdes, dem Willen von außen gegebenes, aufgestrungenes, sondern dessen Besetz ist, das sich der Wille

felbst giebt. Nur ein felbstgegebenes Gesetz kann sittlicher Na= tur sein, denn nur ein solches kann aus dem einzig sittlichen Beweggrunde erfüllt werben: um seiner selbst willen. Gin fremdes Gesetz kann die Geltung der Autorität haben und durch seine Macht sich Gehorsam erzwingen, es wird nicht als Gesetz begrif= fen, sondern als Macht empfunden; es wird befolgt, nicht weil es Befet ift, es fann auch ein willfürlicher Befehl fein, fon= bern weil es mit bem Unsehen ber Gewalt auftritt. rafter des Gesetzes besteht in der strengen Allgemeinheit seiner Gel= tung. Diese allgemeine Geltung will begriffen sein. nicht als Gesetz begriffen habe, das hat auch für mich nicht die Bedeutung eines Gesetzes. Der Charafter der strengen Allge= meinheit besteht in der reinen Vernunftmäßigkeit; nur die Vernunft kann Gesetze begreifen und geben: das begriffene Gesetz ist ein Vernunftgesetz. Wenn ich das Sittengesetz nicht als solches erkenne, so gilt es auch nicht für mich als Gesetz im eigentlichen Berftande, so ist auch mein Gehorsam, so punktlich und treu er fein mag, nicht eigentlich Gesetzeserfüllung. Ich kann bas Sittengesetz nur erkennen, wenn es ein praktisches Vernunftgesetz ist, wenn mein eigener Wille, sofern berfelbe praktische Vernunft ift, bas Gefet felbst giebt. Der selbst gesetzgebende Wille ift "autonom"; der bloß gehorsame Wille, der ein fremdes Gesetz befolgt, ist "heteronom". Also ist es die Autonomie des Willens, die im letten Grunde bie Sittlichkeit bedingt und bas Sittengeset (kategorischen Imperativ) ermöglicht. Nur ber autonome Wille kann sittlich handeln, denn nur ein solcher Wille kann das Gesetz erfüllen, weiles Gefet ift, nur ein folder kann bie Pflicht thun um ber Pflicht willen *).

In der sittlichen Welt soll die Person nicht bloß Glied, son=

^{*)} Ebendaselbst. II Abschn. — Bb. IV. S. 56. 57.

dern zugleich Oberhaupt sein. Sie ist Glied der sittlichen Ordenung, wenn sie deren Gesetz erfüllt; sie ist Oberhaupt, wenn sie das Gesetz selbst giebt. Der Gehorsam gegen das Gesetz macht die Person zum Glied im Reich der Zwecke, die Autonomie macht sie zum Oberhaupt. Es ist daher die Autonomie des Willens, welche die Moralität der Gesetzeserfüllung bedingt und darum das eigentliche Princip der Sittlichkeit und der Sittenlehre ause macht. Ist die Vernunft autonom, ist sie die einzige und alleiznige Quelle aller praktischen Gesetzebung, so folgt von selbst, daß ihre Gesetze unbedingte Allgemeinheit haben und unbedingten Gehorsam fordern, daß sie, kurzgesagt, kategorisch gelten.

2. Das fritische und bogmatische Moralprincip.

Die Möglichkeit der Moralität und der Sittenlehre steht und fällt mit dem Principe der Autonomie. In diese Frage zieht sich das ganze Problem der Moralphilosophie zusammen. Die Grenze zwischen Autonomie und Heteronomie scheidet die ächte Sittenlehre von der falschen, die kritische von der dogmatischen, das kantische Moralspstem von allen anderen. Alle Moralsssssen, mit Ausnahme des kantischen, stehen unter dem Principe der Heteronomie; sie konnten kein anderes Princip haben. Das Princip der Autonomie konnte erst die kritische Philosophie fassen, denn um in der reinen Vernunft die Quelle der praktischen Gesetz un finden, mußte die reine Vernunft selbst erst entdeckt werden, und eben darin bestand die Epoche der kritischen Philosophie.

Nicht in der Gesetmäßigkeit des Willens, sondern in der Gesetzmäßigkeit seiner Maxime liegt die Moralität, und diese Gesetzmäßigkeit ist nur möglich in einem Willen, der selbst Gesetzgeber ist. Die dogmatischen Moralsysteme suchen den sittlichen Willen in der Uebereinstimmung mit einem Gesetz, das sie aus

a property

anderen Bedingungen herleiten als aus der vernünftigen Natur des Willens selbst; sie verhalten sich gleichgültig gegen die eigentzliche Triebseder des Willens. Daher sehlt in dieser vermeintlichen Moralität und Sittenlehre der sittliche Kern. Die vernünstige Natur des Willens ist nur eine; es giebt darum nur ein Princip der Autonomie, nur eine darauf gegründete Sittenlehre. Aber außer der praktischen Vernunft sind der Bedingungen viele und verschiedene, aus denen sich vermeintliche Sittengesetze herleiten lassen; darum giebt es verschiedene Principien der Heteronomie und eben so viele dogmatische Moralspsteme.

Die Principien der Heteronomie sind nicht Gesetze, welche die praktische Vernunft selbst giebt, sondern solche, die ihr geges ben sind und aus der Natur der Dinge geschöpft werden. Die Erkenntniß der Dinge ist entweder empirisch oder metaphysisch, in beiden Fällen dogmatisch. Entweder also gründen sich die dogmatischen Moralsysteme auf empirische oder metaphysische Principien.

Die dogmatische Metaphysik ist rationale Psychologie, Kosmologie, Theologie. Die dogmatische Sittenlehre, wenn sie sich auf die rationale Erkenntniß der Natur der Dinge gründet, wird sich besonders entweder an die Seelenlehre oder an die Theologie halten: im ersten Fall macht sie die menschliche Bollkommenheit, im andern den göttlichen Willen zum Princip und Bestimmungsgrunde des sittlichen Handelns. Us Beispiel der ersten Urt nimmt Kant Wolf und die Stoiker, als Beispiel der zweiten Erusius und überhaupt die theologischen Moralisten.

Wenn die dogmatische Sittenlehre nicht rational ist in der eben bezeichneten Weise, so ist sie empirisch. Sie schöpft die Principien des sittlichen Handelns aus empirischen Bedingungen, die sie entweder in der menschlichen Natur oder außerhalb derselben aufsucht. Wenn sie ihr Princip in der empirischen (sinnlichen)

Natur bes Menschen entbeckt, so bildet den Ausgangspunkt des sittlichen Handelns das Gefühl, den Zielpunkt das Wohlgefühl: die so begründete Sittenlehre ist Gefühls: und Glückseligkeits: theorie. Entweder nimmt sie ihren Ausgangspunkt in dem physsischen Gefühl und Bedürfniß, wie Epikur, oder in einem sogenannten moralischen Gefühle, wie die englischen Sittenlehrer der neueren Zeit, namentlich Hutcheson.

Es bleibt noch übrig, daß die empirische Sittenlehre ihre Grundsätze aus äußeren Bedingungen herleitet; dann ist es entzweder die Gesellschaft und der bürgerliche Zustand, der die Sittzlichkeit bedingt, oder es ist die Erziehung, aus der sie hervorgeht: im ersten Falle sind die Moralprincipien politisch, im anderen päzdagogisch; als Beispiel der ersten Art läßt Kant Mandeville gelzten, als Beispiel der zweiten Montaigne.

Wie verschieden diese Moralsysteme auch sind, wie groß der Unterschied auch ist zwischen Mandeville und Crusius, zwischen Epikur und Wolf: sie sind sämmtlich dogmatisch, sie gründen sich alle auf das Princip der Heteronomie und sind darum gleich unsfähig, die wirkliche Moralität zu begreisen und wahrhafte Sittenslehre zu sein. Nicht das Gesetz macht den Willen, sondern der Wille macht das Gesetz: das ist der Unterschied zwischen Heteronomie und Autonomie*).

3. Das Sitten gesetz als Freiheit. Uebergang zur Kritit der praktischen Bernunft.

Wir sind bis zur Wurzel des sittlichen Handelns und damit der Sittenlehre vorgedrungen. Die Möglichkeit der Moralität und des moralischen (kategorischen) Imperativs setzt den selbst=

^{*)} Ebendaselbst. II Abschn. — Bb. IV. S. 60—72. Bgl. Kristit der prakt. Vern, I Theil. I Buch. I Hptst. §. 8. — Bb. IV. S. 142 bis 145.

gesetzebenden oder autonomen Willen voraus. Was setzt der autonome Wille voraus? Wie ist Willensautonomie möglich? Wenn der Wille sein eigener Gesetzeber ist, so bestimmt er sich selbst, so ist er selbst die alleinige Ursache von dem, was er thut, so ist er in seinem Handeln schlechterdings unabhängig von allen anderen (empirischen) Ursachen. Diese Unabhängigkeit von allen äußeren Ursachen und Bestimmungsgründen ist "Freiheit". Wenn wir die Freiheit als eine solche Unabhängigkeit von natürlichen Ursachen erklären, so erklären wir sie durch das, was sie nicht ist, wir nehmen ihren Begriff in seinem negativen Verstande. Wenn der Wille in diesem Sinne nicht frei wäre, so könnte er nie autonom sein. "Der Begriff der Freiheit ist mithin der Schlüssel zur Erklärung der Autonomie des Willens*)."

Was ist Willensfreiheit? Der negative Begriff erklärt nur die Unabhängigkeit des Willens von natürlichen Ursachen. Damit ist nicht gesagt, daß der Wille von allen Ursachen unabhängig sei; eine solche Unabhängigkeit wäre Willkür oder gesetzlose Freiheit, die sich mit dem Begriffe des Willens zunächst nicht vereinigen läßt, denn der Wille ist ein Vermögen nach Vorstellungen zu handeln, also ist er Ursache, deren Wirkung Handlungen sind: er ist Caussalität und als solche gesetzmäßig. Wenn der Wille natürliche Causalität wäre, so würde er nur nach Naturgesetzen handeln, so wäre das Gesetz seiner Wirkungsweise ihm gegeben und er selbst demnach unfrei. Wenn er nun frei sein soll, so hört er deßhalb nicht auf, gesetzmäßig zu handeln oder Causalität zu sein; er handelt nur nicht nach Naturgesetzen, das Gesetz seiner Wirkungszweise ist ihm nicht gegeben, sondern er giebt es sich selbst. Freis

^{*)} Grundleg, zur Metaph. der Sitten. Dritter Abschnitt. Ueberz gang von der Metaph. der Sitten zur Kritif der reinen praktischen Berz nunft. — Bd. IV. S. 73—93.

heit im negativen Verstande bedeutet Unabhängigkeit von natürzlichen Ursachen, die als solche Unabhängigkeit von allen Ursachen (Willkür) sein könnte, aber nicht zu sein braucht. Freiheit im positiven Verstande bedeutet nicht Willkür, sondern Autonomie. Willensfreiheit und Autonomie sind ein und derselbe Begriff.

Wie aber ift Willensfreiheit in biefem Sinne möglich? In ber Natur ober als Gegenstand ber Erfahrung ist sie nicht mög= lich. Und da alle menschliche Verstandeserkenntniß ihrem Db= jecte nach empirisch ift, so ift die Willensfreiheit kein Object un= ferer Verstandeseinsicht. Nun giebt es unabhängig von ber Erfahrung überhaupt keine wissenschaftliche Erkenntniß, auch keine metaphysische, die nur in ihrem Ursprunge, aber nicht nach ihrem Gegenstande unabhängig ist von der Erfahrung. Also ist die Willensfreiheit auch kein Object metaphysischer Ginficht. Grundlegung zur Metaphysit ber Sitten hat mit biesem Begriff ihre Grenze erreicht. Sie hat gezeigt, worin die Sittlichkeit, richtig begriffen, besteht; sie hat beren oberstes Gesetz festgestellt und zugleich bargethan, baß dieses Besetz nur möglich ift unter ber Bedingung ber Willensautonomie ober Freiheit. Das Gitten= geset ift ber Erkenntnifgrund ber Freiheit, die Freiheit ift ber Realgrund ber Sittlichkeit.

Jetzt muß dieser Realgrund untersucht werden. Die Wilzlensfreiheit ist ein Vernunftvermögen, das nach eigenen (selbstgezgebenen) Gesetzen handelt. Nur ein solches Vermögen kann das Sittengesetz geben und ausführen. Das Gesetz wäre nichtig, wenn keine Kraft da wäre, die es aussührte. Das gesetzmäßige Sollen wäre sinnlos ohne ein naturgemäßes Können. Um die Sittenlehre zu vollenden, muß beides untersucht werden, das Gesetz und die Kraft, das Sollen und das Können. Die Grundzlegung zur Metaphysis der Sitten hatte das Gesetz, den kategoz

1-1/1 mile

rischen Imperativ, das oberste Princip der Moralität zu ihrer Aufgabe. Dieses Gesetz ist aufgefunden und festgestellt. Jetzt handelt es sich um das zweite Princip: das dem Gesetz entsprechende Vernunftvermögen. Diese Untersuchung fordert eine neue Selbstprüfung, eine Vernunftkritik in Rücksicht auf unser praktisches Vermögen, den Willen oder die menschliche Freiheit: "die Kritik der praktischen Vernunft".

Die Grundlegung zur Metaphysik ber Sitten und die Kritik der praktischen Vernunft verhalten sich zu einander wie ihre Dbjecte, das Sittengesetz und die Freiheit. Diese beiden verhalten sich, wie wir gesagt haben. Dhne Freiheit kein Sittengesetz, ohne Sittengesetz keine Erkenntniß der Freiheit von Seiten der menschlichen Vernunft; die Freiheit ist der Realgrund des Sitten= gesetzes, bas Sittengesetz ist unser Erkenntnifgrund ber Freiheit. Weil das Sittengesetz nicht sein könnte, wenn die Freiheit nicht ware, barum konnte auch in uns bas Sittengeset nicht vorhanben sein, wenn wir nicht bas Vermögen ber Freiheit hatten; barum ist für uns das Sittengesetz ber Beweisgrund unserer Frei-Die Sittenlehre urtheilt: "wir follen, alfo wir fonnen"; "wir konnen, benn wir follen". Grundlegung der Metaphysik ber Sitten ift daher früher als bie Kritik der praktischen Vernunft. Die Sittlichkeit gründet sich auf die Freiheit, aber bas Freiheitsbewußtsein grundet fich auf bas sittliche Bewußtsein, barum war die Unalyse bes sittlichen Bewußtseins Kant's erste moralphilosophische Aufgabe.

Der kantische Uebergang von der theoretischen zur praktischen Philosophie ist, wie es Schiller epigrammatisch ausdrückt:

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden, Aber ber praktische Sat gilt doch: Du kannst, denn du sollst!

- Jugarli

Siebentes Capitel. Das Problem der Freiheit.

Die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten hat das oberste Princip der Moralität durchgängig bestimmt; sie hat dieses Princip zurückgeführt auf die Willensautonomie als die Bedingung, unter der allein Sittlichkeit möglich ist, sie hat die Willensautonomie gleich gesetzt der Freiheit und an diesem Punkt ihre Untersuchung beendet. Denn der Freiheitsbegriff ist kein Gegenstand metaphysischer Einsicht. Sobald das Problem der Sittenlehre in das Problem der Freiheit übergeht, verwandelt sich die Sittenlehre selbst in die Kritik der praktischen Vernunft.

Was also hat genau genommen jene Grundlegung zur Metasphysik der Sitten geleistet? Hat sie ein neues Sittengesetz gefunden oder überhaupt das wahre Sittengesetz erst entdeckt? Wenn es sich so verhielte, so müßte man behaupten, die Welt, die jene kantische Untersuchung nicht kennt, habe entweder gar keine sittlichen Grundsätze oder falsche. Aber Kant selbst hat den obersten aller sittlichen Grundsätze aus dem gewöhnlichen, von aller Mozralphilosophie unabhängigen Bewußtsein abgeleitet: der beste Beweis, daß das Sittengesetz nicht erst durch die kantische Philosophie gemacht, nicht einmal erst entdeckt zu werden braucht. Es sindet sich vor als eine Thatsache der Bernunft, jedem fühlbar

und bei einiger Selbstprüfung auch von jedem empfunden. Weder die Thatsache des Sittengesetzes noch deren Entdeckung ist das
Verdienst der kantischen Sittenlehre. Sie hat nichts anderes gethan, als jenes vorhandene und überall anerkannte Gesetz wissenschaftlich bestimmt; sie hat das Sittengesetz formulirt und will
dafür nicht bloß eine neue, sondern die erschöpfende und einzig
richtige Formel gesunden haben. Es ist etwas Großes um eine
richtige Formel. "Wer weiß, was dem Mathematiker eine For=
mel bedeutet, die das, was zu thun sei, um eine Ausgabe zu
besolgen, ganz genau bestimmt und nicht versehlen läßt, wird
eine Formel, welche dieses in Ansehung aller Pslicht überhaupt
thut, nicht für etwas Unbedeutendes und Entbehrliches halten*)."

I. Der Begriff ber Freiheit.

1. Unerfennbarfeit.

Nun beruht die Sittlichkeit und deren oberster Grundsatz auf dem Vermögen der Freiheit. Ohne Freiheit des Willens ist das Sittengesetz kein selbstgegebenes, und damit fehlt ihm, was sein Inhalt auch sei, die moralische Verbindlichkeit und der moralische Charakter. Wenn also die wissenschaftliche Sittenlehre in der That grundlegend sein will, so muß sie dieses Vermögen mit voller Sicherheit behaupten. Mit der Freiheit, wenn man sie verneint, wird das sittliche Vermögen, mit dem Freiheitsbegriff die Sittenlehre ausgehoben. Hier also berühren wir das innerste und schwierigste Problem der ganzen Moralphilosophie: die Frage der Freiheit.

- cont

^{*)} Kritit ber praktischen Bernunft. Borrebe. — Bb. IV. S. 103. Anmerkung.

Die Freiheit ist das Vermögen einer von äußeren Ursachen unabhängigen Wirksamkeit, einer unbedingten Causalität. unbedingte Ursache ist nie empirisch und darum nie erkennbar. In der Natur der Dinge, so weit sie Erscheinungen oder Erfahrungsobjecte find, giebt es nichts Unbedingtes. Das Bermögen der Freiheit ift baher nie als Erscheinung gegeben. Unsere Berftandesbegriffe gelten nur für Erscheinungen; nur Erscheinungen können Gegenstände unserer Erkenntniß fein: mithin ift die Freiheit fein Berftandesbegriff, fein Erkenntnigobject. Nur von Erscheinungen sind Erkenntnigurtheile möglich, barum barf von der Freiheit weder bejahend noch verneinend geurtheilt werden, sie läßt sich dogmatisch weder behaupten noch ableugnen: das alles hatte die Kritik der reinen Vernunft in ihrer dritten Untinomie bewiesen. Diefer Sat bleibt unumstößlich. Aus ber Natur ber Dinge konnen wir die Freiheit nicht erklären; eben fo wenig ift ber Freiheitsbegriff felbst im Stande, etwas in ber Natur ber Dinge zu erklären. Erkennbar also ift bas Dasein ber Freiheit in keinem Falle, eben so wenig ift das Nichtdasein ber Freiheit erkennbar. Der Empirismus, der sie leugnet, ist eben so wenig berechtigt, als der Idealismus, der sie behauptet.

2. Freiheit und Beit.

Wenn die kritische Philosophie die Erkennbarkeit der Freischeit verneint, so verneint sie damit nicht auch deren Dasein. Die erste Verneinung ist kritisch, die zweite wäre dogmatisch. Etwas kann dem Begriffe nach möglich sein, ohne unserem Versstande gegenständlich zu sein: im letzteren Falle ist es erkennbar, im ersten ist es bloß denkbar. Wenn die Vernunftkritik die Erskennbarkeit der Freiheit verneint, so verneint sie damit nicht auch deren Denkbarkeit.

Denkbar ist, was sich im logischen Verstande nicht widersspricht. Ein absolut begrenzter Raum, eine vollendete Zeit, ein begrenztes Weltganzes sind undenkbar, denn die Anschauungen von Raum und Zeit sind unbegrenzt. Dagegen ist eine unbedingte Causalität sehr wohl denkbar. Denn da Ursache und Wirkung verschiedenartig sind, so ist es kein Widerspruch, daß Wirkungen, die bedingt sind, eine Ursache haben, die unbedingt ist. Es ist kein Widerspruch zwischen der Kette der natürlichen Wirkungen und der unbedingten Causalität, zwischen Natur und Freiheit. Die Freiheit ist denkbar, so wenig sie erkennbar ist. Der Freiheitsbegriff ist möglich; unmöglich ist die Freiheit nur als Ersahrungsobject. Diese Denkbarkeit der unbedingten oder freien Caussalität hatte die Kritik der reinen Vernunft in der Auslösung ihrer dritten Antinomie ausdrücklich offen gelassen*).

Indessen ift die Freiheit nur in einer bestimmten Beise bent-Man muß sich bie Fälle beutlich machen, in benen sie nicht benkbar ift. Sie kann nicht gedacht werden als ein Theil oder Glied der Sinnenwelt, sie ist unmöglich als Erfahrungsob-Die Sinnenwelt ift Gegenstand unserer Erfahrung, biefe ift äußere und innere, die äußeren Erfahrungsobjecte find in Raum und Zeit, die inneren sind nur in der Zeit; die Berände= rungen in Raum und Zeit (Bewegungen) sind mechanisch, die inneren Veränderungen sind psychisch. Man barf bie mechanische Causalität von der psychischen unterscheiden. Dort sind die Beränderungen stets durch außere Ursachen, hier burch innere bedingt, in beiden Fällen aber find fie beterminirt und barum unfrei. Der Mechanismus ber Natur schließt die Freiheit vollkommen aus. Man muß sich nicht einbilden, daß die psychische Causalität die Freiheit einschließe; die inneren Bestimmungsgründe determiniren

^{*)} Bgl. oben Bb. III. Buch II. Cap. XII. Ar. II. S. 559 figd.

nicht weniger zwingend als die äußeren, sie schließen ebenfalls die Willensfreiheit aus. Das Sustem ber psychischen Causalität ist eben so beterministisch als bas ber mechanischen; ber Begriff der Freiheit verträgt sich mit Leibniz' Lehre so wenig als mit der Spinoza's. Die innere Causalität ber Vorstellungen und Motive ist ebenfalls eine natürliche, sie wirkt mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit, also mechanisch, sie ist psychomechanisch; wie die Ursachen eintreten, so folgen unvermeidlich die bestimmten Wirkungen. Sind die Urfachen materiell, so ist die badurch bewegte Maschine ein "automaton materiale"; sind sie Vorstellun= gen, so ist bas Triebwerk ein "automaton spirituale". Solche Automaten find die leibnizischen Monaden, die ebendeßhalb bas Bermögen der Freiheit vollkommen entbehren. Wenn unfere Freiheit darin bestände, daß wir durch Borstellungen getrieben werden, so "wurde fie," fagt Kant, "im Grunde nichts beffer, als die Freiheit eines Bratenwenders fein, ber auch, wenn er einmal aufgezogen worden, von selbst seine Bewegungen ver= richtet *)."

Die Freiheit ist undenkbar in der Erscheinungswelt, es sei die äußere oder die innere. Der Grund leuchtet vollkommen ein. Die Erscheinungen, es seien äußere oder innere, sind in der Zeit, sie bilden eine Zeitreihe, jede erfolgt in einem gewissen Zeitpunkt und ist darum bedingt durch alle früheren Begebenheiten: jeder Moment einer Veränderung ist bedingt durch alle früheren Zusstände, jede Veränderung in der Welt, sie sei körperliche Bewesgung oder bewußte Handlung, ist bedingt durch alle vorhergehens den Veränderungen. So ist jede Erscheinung Glied einer stetigen

^{*)} Kritik der praktischen Bernunst. I Theil. I Buch. III Hptst. Kritische Beleuchtung der Analytik der r. pr. Bern. — Bd. IV. S. 204—224. Bgl. bes. S. 213.

Naturkette und darum "a parte priori" vollkommen determi= nirt. Was der Vergangenheit angehört, habe ich nicht mehr in meiner Gewalt. Wenn ich durch etwas bestimmt werde, das ich schlechterdings nicht in meiner Gewalt habe, so handle ich unfrei. Was in der Zeit geschieht, ob in oder außer uns, ist bedingt durch die Vergangenheit und darum vollkommen unfrei. Mithin ist die Freiheit innerhalb der Zeit undenkbar.

3. Die Freiheit als intelligible Urfache.

Es kann bemnach die Freiheit nur gedacht werden als Eigenschaft ober Vermögen eines Wesens, das den Bedingungen der Zeit nicht unterliegt, also nicht Erscheinung, nicht Vorstellung, sondern Ding an sich ist. Das Subject der Freiheit kann nicht gedacht werden als sinnliche Erscheinung, sondern nur als "instelligibler Charakter", nicht als Glied der Sinnenwelt, sondern der intelligiblen Welt, nicht als Phänomenon, sondern als Noumenon. Damit ist die Bedingung sestgestellt, unter der allein die Freiheit gedacht werden kann. Es ist noch nicht gesagt, daß sie gedacht werden muß.

Die Möglichkeit ober Denkbarkeit der Freiheit überhaupt beruht auf dem Begriffe des intelligiblen Charakters, auf der Unzterscheidung der Phänomena und Noumena, der Erscheinungen und der Dinge an sich. In dieser Unterscheidung liegt der Schwerspunkt der kritischen Philosophie. Und worauf beruht diese Unterscheidung selbst? Warum sind Erscheinungen nicht Dinge an sich? Weil sie in Raum und Zeit sind, und Raum und Zeit nicht Beschassenheiten der Dinge an sich sind, sondern reine Unschauungen. Iene Unterscheidung also beruht auf der Einsicht in die wahre Natur von Raum und Zeit, auf der transscendentalen Aesthetik, dieser Grundlage der ganzen Vernunstkritik.

Setzen wir nach Art ber Dogmatiker, bag Raum und Zeit, unabhängig von unserer Borftellung, ben Dingen als solchen jukommen, so sind die Dinge an sich in Raum und Zeit, so sind die Erscheinungen gleich den Dingen an sich, so ist zwischen beiden keine Unterscheidung möglich, so giebt es nichts von der Zeit Unabhängiges, kein Wesen als Subject ber Freiheit, so ist die Freiheit schlechterdings unmöglich, schlechterdings undenkbar. Also beruht die Denkbarkeit ber Freiheit in ihrem letten Grunde (und mit ihr die Möglichkeit der Sittenlehre) auf der transscenden= talen Aesthetik. Und wie diese den neuen und eigenthümlichen Gesichtspunkt ber fritischen Philosophie bildet, so leuchtet ein, daß unter allen Systemen die kritische Philosophie das einzige ift, welches den Begriff der Freiheit möglich gemacht hat; sie macht ihn möglich, weil sie durch die nothwendige Unterscheidung zwischen Borstellung (Erscheinung) und Ding an sich ben Begriff des intelligiblen Charafters, der intelligibeln Welt entdeckt hat *).

4. Gott und Freiheit.

Die Freiheit gehört unter die Dinge an sich. Hier aber giebt es selbst einen Begriff, der die Möglichkeit der Freiheit bes droht und ihrer Denkbarkeit widerstreitet. Wenn sie gerettet ist gegen den Widerspruch der Zeit, in der eine unbedingte Causaliztät keinen Platz sindet, so scheint sie verloren gegenüber dem Bezgriffe Gottes. Gott vorausgesetzt, giebt es außer ihm kein freies Wesen. Die göttliche "Allgenugsamkeit" fordert, daß er von nichts, alles von ihm abhängt. Bejaht man das Dasein und die Wirksssamkeit Gottes, so muß man folgerichtig, wie Spinoza gethan hat, die Möglichkeit der Freiheit in der Welt verneinen.

^{*)} Gbendaselbst. Kr. Beleuchtung ber Analytik b. r. pr. B. — Bb. IV. S. 214—217.

Dieser Einwurf, unwiderleglich aus bogmatischem Gesichtspunkte, löst sich auf unter dem kritischen. Alle Handlungen sind Erscheinungen und als solche in der Zeit. Wenn nun die Handlungen in ihrem letten Grunde Wirkungen oder Producte Gottes wären, so müßte Gott in der Zeit wirken, so müßte die göttliche Wirksamkeit selbst zeitlich bedingt sein. Wie aber die Schöpfung nicht zeitlich bedingt sein kann, so kann auch Gott nicht als Schöpfer der Erscheinungen, nicht als Ursache der Zeitbegebenzheiten, also auch nicht unserer Handlungen vorgestellt werden. Die göttliche Causalität ist zeitlos. Sind einmal Dinge an sich und Erscheinungen richtig unterschieden, so ist auch zwischen Gott und den Handlungen in der Welt diesenige Grenze gesetzt, welche die Freiheit der letzteren Gott gegenüber ermöglicht*).

II.

Löfung bes Problems.

1. Der intelligible Charafter.

Jetzt leuchtet ein, wie allein die Freiheit als Ursache der Handlungen in der Welt sich benken läßt. Wenn die Ursache meiner Handlung ein anderes Wesen ist als ich selbst, so ist meine Handlung unfrei. Wenn ich selbst die zeitliche oder empirische Ursache meiner Handlung bin, so ist meine Handlung ebenso unsfrei als ich selbst. Meine Handlung ist frei, wenn ich ihre alle einige Ursache bin, ihre intelligible oder unbedingte Ursache. Mitz hin ist die Freiheit nur dann möglich, wenn das Subject der Handlung gedacht werden kann als "intelligibler Charakter".

Um diese Frage gleich an dem eigenen Wesen zu untersuchen, so sind wir selbst ein Gegenstand unserer äußeren und inneren

^{*)} Sbendaselbst. Kritische Beleuchtung der Anal. u. s. f. – Bb. IV. S. 217—220.

Erfahrung, wir find in biefer Ruckficht Erscheinung, Erfahrungsobject, Vorstellung. 218 Gegenstand ber Erfahrung sind wir Glied ber Sinnenwelt (Erscheinung); als Bernunftwesen unterscheiden wir uns von allen unseren Vorstellungen, denken uns als davon unterschieden, als unterschieden auch von unserer eigenen Erscheinung, von und als Sinnenwesen. Was von allen Vorstellungen unterschieden wird, nennen wir Ding an sich. Also benken wir uns selbst, indem unsere Vernunft sich von allen ih= ren Vorstellungen unterscheidet, als Ding an sich im Unterschiede von unserem empirischen Charakter: wir benken uns als intelli= gibeln Charakter. Es liegt in der Natur unserer Bernunft ein doppelter Gesichtspunkt ber Gelbstbetrachtung: unter bem einen erscheinen wir und als Erfahrungsobject, Sinnenwesen, empiri= icher Charakter, Glied ber Sinnenwelt; unter bem anderen benfen wir uns als Ding an sich, Berstandeswesen, intelligibeln Charafter, Glied ber intelligibeln Welt. Als empirischer Charafter find wir zeitlich bedingt und darum unfrei, als intelligibler sind wir unbedingt und darum frei. Als freie Causalität sind wir Wille, ber sich selbst bas Gesetz giebt. In ber Sinnenwelt handelt der Wille nach Begierde und Neigung, also heteronom; in der intelligibeln Welt handelt er nach dem eigenen Gesetz, ohne alle empirischen Bestimmungsgrunde, also autonom. Das Geset, das sich ber Wille ohne alle sinnlichen Motive giebt, trägt ben Charakter rein moralischer Nothwendigkeit; bieses Sittengesetz erscheint in dem sinnlich = vernünftigen Wesen als gebieterische Pflicht oder als kategorischer Imperativ.

Der intelligible Charafter ist benkbar. Er ist kein Gegenstand der Erkenntniß, sondern ein Gesichtspunkt der Selbstbetrachtung. Unter diesem Gesichtspunkte, den die Vernunft einnimmt, sobald sie sich von allen ihren Vorstellungen unterscheidet,
Bischer, Geschickte der Philosophie IV. 2 Aust.

denken wir uns als freie Wesen. Denn der intelligible Charakter hat unbedingte Causalität. Es giebt also einen Standpunkt
der Selbstbetrachtung, mit dem der Gedanke unserer Freiheit sich
nothwendig verknüpft. Wir sagen nicht, wir sind frei, sondern
wir denken uns als frei, wir handeln unter der Idee der
Freiheit. Das ist ein Unterschied in Rücksicht des wissenschafts
lichen Urtheils, aber keiner in Rücksicht des sittlichen Hans
delns*).

Wir haben schon früher, bei Gelegenheit der rationalen Rosmologie, vom intelligibeln Charafter gehandelt und weisen hier zurück auf die dort gegebenen Erklärungen. Die Möglichkeit ber Freiheit im absoluten ober transscendentalen Berftande beruht auf diesem Begriff. Unter absoluter ober transscendentaler Freibeit verstehen wir die unbedingte Causalität, b. h. ein Bermögen, von sich aus eine Reihe von Handlungen zu beginnen: das Wermögen ber Initiative. Es leuchtet ein, daß in ber Zeit ein solches Bermögen nicht ftattfinden fann. Es giebt feinen Zeitpunkt, bem fein früherer vorausginge, keinen absolut erft en Zeitpunkt, feinen wahrhaften Unfang, alfo fein Bermogen ber Freiheit, welches aus sich eine Reihe von Handlungen beginnt. Die unbedingte Causalität ist nicht zeitlich, nicht empirisch, sondern intelligibel; die Freiheit ift baher nur möglich als intelligibler Cha-Wir redeten damals von der Freiheit als Weltprincip; jett handelt es sich um die Freiheit als Moralprincip. Dort bildete sie das kosmologische Problem, hier bildet sie das moralische oder praktische Problem. Aber beide Probleme hängen genau zu= Sie betreffen beibe baffelbe Bermögen einer absoluten ober transscendentalen Freiheit; sie verhalten sich zu einander,

^{*)} Grundlage zur Metaphysik der Sitten. III Abschn. — Bb. IV. S. 74—76.

wie der allgemeine Fall zum besonderen. Zuerst wird die Freischeit betrachtet in Rücksicht auf alle Handlungen in der Welt; jeht wird sie betrachtet in der engeren Rücksicht auf das sittliche Handeln. Wenn die absolute Freiheit überhaupt undenkbar wäre, so wäre auch die moralische Freiheit undenkbar. Darum nahm die kosmologische Lehre vom intelligibeln Charakter schon die sittliche Freiheit in Aussicht. Und Kant hat diesen tiessten und schwierigsten Punkt seiner Lehre nur an diesen beiden Orten bezührt: in der dritten Antinomie der Kritik der reinen Vernunft und am Schlusse der Analytik der praktischen Vernunft.

2. Der intelligible und empirische Charafter.

Wie kann baffelbe Wesen gedacht werden zugleich als empirischer und intelligibler Charafter? Wie kann dieselbe Handlung als Wirkung des empirischen Charafters und zugleich des intelli= gibeln gelten? Als Wirkung des ersten ist sie durchaus unfrei, eine Zeitbegebenheit, bedingt durch alle vorhergehenden; als Wirfung des zweiten ist sie durchaus frei. Die unfreie Handlung ist nothwendig im naturgesetzlichen Berstande, sie konnte nicht anders fein, nicht anders erfolgen, als sie erfolgt ift. Dieses Bewußtsein hebt alle Zurechnungsfähigkeit auf, alle sittliche Gewissensqual, alle Reue. Dagegen die freie Handlung hätte auch unterlassen werden können; ihr Geschehen hat keine zwingenbe Nothwendigkeit. Wenn ich hätte unterlassen können, was ich niemals hätte thun follen, wenn ich meine Freiheit mit Freiheit gemigbraucht habe, so entsteht aus diesem Bewußt= sein das bose Gewissen und die Reue als nothwendige Folge der willfürlich vollbrachten, moralisch verwerflichen That. Es scheint demnach, daß dieselbe Handlung, wenn sie zugleich als Wirkung des empirischen und intelligibeln Charafters betrachtet wer=

den soll, widerstreitende Merkmale in sich vereinigt und damit zu einer Vorstellung führt, die der logischen Möglichkeit wider= streitet. Doch bildet diese Vorstellung eine nothwendige Folge aus dem Begriffe des intelligibeln Charakters. Wenn der Folge= satz unmöglich ist, so ist auch das vorausgesetzte Princip unmög= lich. Wir sind an einen Punkt gekommen, wo, wie es scheint, der Begriff eines intelligibeln Charakters und damit das Ver= mögen der Freiheit aushört, denkbar zu sein.

Der dargelegte Widerstreit ift lösbar, wenn wir zur Beurtheilung ber Sache ben richtigen Standpunkt wählen. Rede Handlung ift als Begebenheit in ber Zeit nothwendig nach bem Naturgesetze ber Causalität: bieser Nothwendigkeit konnen wir nichts abdingen. Jede unserer Handlungen ist bedingt durch alle früheren, und diese sind bedingt durch den empirischen Charafter als ihre natürliche Urfache: in biefer Naturkette ber Handlungen ist nirgends ein Punkt, wo plöglich die unbedingte Willensfrei= heit eintreten und von sich aus eine Reihe von Handlungen beginnen könnte. Aber setzen wir, daß ber empirische Charakter selbst bedingt ist durch den intelligibeln, so sind alle Wirkungen bes empirischen Charafters, wie dieser selbst, zugleich Wirkungen des intelligibeln. Ich sage: alle Wirkungen, die gange Reihe ber Handlungen, die aus dem empirischen Charafter nothwendig folgt, hat in dem intelligibeln Charafter ihre lette unbedingte Urfache. Alle Handlungen des empirischen Charakters find nothwenbige Erscheinungen; der empirische Charakter selbstift eine That der Freiheit. Der empirische Charafter ift gleich ber gangen Reihe seiner Handlungen. Also werden diese Handlungen, so nothwenbig sie sind als Folgen bes empirischen Charafters, zugleich gelten dürfen als Thaten der Freiheit. Was aber von der ganzen Reihe gilt, bas gilt ebendeßhalb auch von jedem einzelnen Gliede; was

von allen Handlungen gilt, das gilt ebenbeshalb auch von jeder einzelnen. Und so erscheint in der That jede unserer Sandlungen vor unserem inneren Bewußtsein. Wir betrachten uns als empirische und als intelligible Wesen. Unter bem ersten Gesichtspunkt erscheint jede Handlung als bedingt durch unseren empirischen Charafter; unter bem zweiten erscheint unser empirischer Charafter und mit ihm je de seiner Handlungen als bedingt burch den intelligibeln, der selbst unbedingt ober frei ift. Unsere Hand= lung muß so sein, wie unser empirischer Charafter; aber biefer empirische Charafter hätte anders sein können. Darum hätte auch biefe einzelne Sandlung, in ihrem letten Grunde betrachtet, unterlassen werben können. Go entsteht bas sittliche Bewußtsein, das als Gewissen und Reue empfunden wird. Und so vereinigt sich vollkommen mit der Nothwendigkeit der Handlung die Freiheit, ohne welche Gewissen und Reue, diese Thatsachen unferes sittlichen Bewußtseins, unmöglich und unbegreiflich waren.

3. Nothwendigfeit und Freiheit.

Das Gewiffen als Beweisgrund.

Wenn man die Gewissenssstimme etwas ausmerksamer verz nimmt und sich deutlich macht, was sie eigentlich sagt, so ist es bei weitem weniger die einzelne Handlung, die sie richtet, als unser empirischer Charakter, den sie uns vorhält, vorwirft, sür den sie uns verantwortlich macht. Das Gewissen ist weit gründzlicher, als man meint; es ist ganz so gründlich und tiesdringend als man es empfindet. Wir empfinden die Gewissenssstimme richz tiger, als wir uns gewöhnlich ihre Richtersprüche auslegen. Das strasende Gewissen sagt nicht: "diese deine Handlung ist schlecht, du hättest sie unterlassen sollen und können, denn du bist im Grunde besser als deine Handlung!" Vielmehr sagt das strasende Gewissen: "biese beine Handlung ift, wie du selbst, aber bu selbst bist nicht, wie bu sein solltest!" Bare bas Gewissen nicht fo gründlich, so wäre es auch bei weitem nicht so peinlich; bas Gewissen tröstet nicht, wenn es richtet und straft. Und was wäre bas für eine Strafe, wenn bas Bewissen sagte: "biese beine Sandlung ift nichtswürdig, bu hättest sie unterlassen sollen, auch leicht unterlassen können, sie hat in dir selbst gar keine Nothwenbigkeit, du bist weit besser als deine Handlung und wirst auch bas nächstemal weit besser handeln?" Was ist das für ein Richter, der mir bei Gelegenheit einer nichtswürdigen Sandlung so viele schöne Dinge sagt über bie Vortrefflichkeit meines Besens, und daß ich es kunftig nicht mehr thun werde? Auf diese Weise tröften fich die meiften Menschen über bie Stimme ihres Gewis= sens, weil sie nicht den Muth haben, den niederschlagenden Don= ner dieser Stimme zu boren. Muf diese Beise werden die Bubenftreiche entschuldigt, und die Knaben, um ber Strafe zu entge= ben, versprechen, daß sie es nicht wiederthun wollen. Das Ge= wissen ist nicht, wie manche Lehrer, die einen schlechten Schüler an seinem Ehrgefühl angreifen und ihn baburch besser machen wollen, daß sie ihn für beffer halten als er ift, daß fie ihm diefe beffere Meinung vorreben. Das Gewiffen ift der einzige Richter, der jede Maske durchschaut und selbst nie eine Maske vornimmt, ber einzige Richter, ber nie täuscht und nie getäuscht wird. Nicht die einmalige Handlung trifft es mit seinem Richterspruche, fon= bern die Ursache aller unserer Handlungen, unsern Charafter felbst, unser ganges sittliches Sein, und bei jeder unlauteren Handlung wiederholt es deutlich und bem sittlichen Bewußtsein vernehmlich: "biese Handlung ist, wie du felbst, aber du selbst bist nicht, wie du fein solltest und sein konntest!" Weit entfernt, uns die Nothwendigkeit unserer Handlung auszureden, straft es

uns vielmehr durch das Bewußtsein eben dieser Nothwendigkeit. Darum ist das bose Gewissen die Hölle des Bewußtseins, es ist die einzige Hölle, die es giebt, aber auch bei weitem die furchtsbarste. Wenn wir also das Gewissen richtig verstanden haben, so müssen wir erklären: ohne Freiheit oder intelligibeln Charakter giebt es kein Gewissen, aber ohne die Nothwendigkeit der Hand-lungen vermöge des empirischen Charakters giebt es auch keines*).

4. Das moralifde und pfnchologifche Problem.

Es ift bewiesen, daß Freiheit und Nothwendigkeit in unseren Sandlungen vereinigt fein konnen, daß nur diefe Bereinigung ben unsichtbaren Richter in uns möglich macht. Sie können nur auf eine einzige Weise als vereinigt gedacht werden: wenn ber empirische Charafter bedingt ift durch ben intelli= gibeln. Die gange Untersuchung über bie Freiheit munbet in die Frage: wie kann ber intelligible Charakter zugleich empirisch fein? wie ift es möglich, daß ein intelligibles Wesen zugleich empirisch ift, daß ein und dasselbe Subject der intelligibeln und sinnlichen Welt zugleich angehört? Wenn wir diese Frage psp= chologisch ausbrücken wollen, so würde sie lauten: wie kann ein benfenbes Wefen finnlich fein? Wie ift Sinnlich= keit in reiner Vernunft möglich? Ober wie ist es möglich, baß in einem denkenden Wesen die Vorstellung (Unschauung) von Raum und Zeit stattfindet? Wir erinnern uns, daß bei bieser Frage, als der letten und unauflöslichen, das psychologische Problem stehen geblieben war. So endet das kosmologische und moralische Problem bei ber Frage: wie kann der intelligible Charakter empirisch sein? Die kritische Philosophie stellt dieses Problem bin mit der Ginficht in seine Unauflöslichkeit.

^{*)} S. Anmerkung am Schluffe bes Capitels.

III.

Die Realitat ber Freiheit.

Das Vermögen der Freiheit ist denkbar: dieser Sat ist jetzt gegen jeden Einwand gesichert. Wir setzen hinzu, daß wir dieses Vermögen als unser eigenes denken mussen. Wenn es nämzlich eine Thatsache giebt, die nur unter einer einzigen Bedingung möglich ist, so ist diese Bedingung selbst eine Thatsache, eine erzwiesene. Nun giebt es ein Sittengesetz in uns, einen kategorischen Imperativ, dem niemand seine Anerkennung versagt: dieses Sittengesetz gilt als ein Factum der Vernunft. Ohne das Vermögen der Freiheit wäre dieses Factum unmöglich. So gewiß wir die Thatsache des Sittengesetzs anerkennen, so gewiß mussen wir dessen, und zwar als unser eigenes Vermögen.

Bis jeht durfte uns die Freiheit nur als Vernunftbegriff oder Idee gelten. Jeht gilt diese Idee in Rücksicht des Sittengessehes, also in praktischer (nicht theoretischer) Rücksicht, als eine "objective Realität", als Eristenz. Der Freiheitsbegriff hat, um mit Kant zu reden, praktisch immanente Geltung. Unzter allen Vernunftbegriffen ist die Freiheit die einzige Idee, deren Eristenz seskstehet. Es ist die Frage, ob auf dem Grunde dieses Begriffs auch den anderen Vernunftbegriffen, der theologischen und psychologischen Idee, objective Realität zugeschrieben werden darf? So viel ist klar, daß die Freiheit die einzige Möglichkeit bietet, jene anderen Ideen zu realisiren. Wenn die se Möglichzkeit seit sehlschlägt, so giebt es keine andere.

Die Kritik der reinen Vernunft. hat unsere Vermögen ausges messen und genau unterschieden in Sinnlichkeit, Verstand, Versnunft (im engeren Sinn), oder in Vermögen der Anschauung (Raum und Zeit), der Kategorien, der Ideen.

Von den reinen Anschauungen und den Kategorien ist die objective Realität dargethan. Wenn sie auch von den Ideen auf eine bestimmte Weise dargethan werden kann, so ist das reine Vernunftsystem vollendet. Von dem Freiheitsbegriff ist sie nachzgewiesen. Wenn sie auch den anderen Ideen zukommen darf, so ist es nur durch den Freiheitsbegriff möglich. Dieser Begriff bilzbet deßhalb den "Schlußstein von dem ganzen Gebäuse des Kinstems der reinen Vernunft"*).

*) Rr. d. pr. Vern. Vorr. — Bb. IV. S. 97 Ich berühre hier noch einmal Trendelenburg's fift. Belle (FLOT) bie S. 257 in Rudficht auf "bie Lehre vom Gewiffen" die Urtundlich= keit meiner Darstellung in Anspruch nehmen. Sie erklären, "es sei ih= nen hier ergangen, wie in der transscendentalen Aefthetik." Wie es ih= nen bort ergangen ist, wissen wir, und können nur bejahen, baß es sich in der That hier gang eben so verhält wie dort. Da ich Kant nicht abschreibe, sondern seine Lehre entwickle, so muffen sich freilich bei mir viele Worte finden, die bei Kant nicht stehen; aber ich will die Lehre sehen, die ich als kantisch gebe, ohne daß sie es ist, ohne daß ich sie als solche beurfunde. Bu fagen: "ich habe die Stelle in Rant nicht auffinden können, also ist die gegebene Darstellung nicht kantisch, " ift ein formell eben so voreiliger Schluß als ein sachlich unbegrundeter und leerer Einwurf.

Hier ist die von mir citirte und hiermit wörtlich angesührte Stelle, auf deren Grund ich das Gewissen zum Beweisgrunde genommen habe für das Verhältniß des intelligibeln und empirischen Charakters, wie Kant dasselbe bestimmt. Es handelt sich hier um einen der schwierigsten und tieisten Gedanken der ganzen kantischen Lehre, der eine erleuchtende Auseinandersetzung sowohl verdient als bedarf.

Die Stelle ("fritische Beleuchtung der r. praktischen Vernunft", — Bb. IV. S. 214—217) heißt: "Eben dasselbe Subject, das sich andererseits auch seiner als Dinges an sich selbst bewußt ist, betrachtet auch sein Dasein, sofern es nicht unter Zeitbedingungen steht, sich selbst aber nur als bestimmbar durch Gesetze, die es sich durch Ver-

nunft selbst giebt, und in diesem seinem Dasein ist ihm nichts vorhergehend vor seiner Willensbestimmung, sondern jede Handlung und überhaupt jede dem inneren Sinne gemäß wechselnde Bestimmung seines Da= feins, selbst die ganze Reihenfolge seiner Existenz als Sinnenwesen, ist im Bewußtsein seiner intelligibeln Existenz nichts als Folge, niemals aber als Bestimmungsgrund seiner Causalität als Noumens anzusehen. In diesem Betracht nun kann das vernünftige Wesen von einer jeden ge= setwidrigen Handlung, die es verübt, ob sie gleich als Erscheinung in bem Bergangenen hinreichend bestimmt und sofern unausbleiblich noth: wendig ift, mit Recht fagen, baß es sie hatte unterlassen konnen; benn fie mit allem Bergangenen, bas fie bestimmt, gehört zu einem ein = gigen Bhanomen feines Charafters, ben es fich felbst verschafft, und nach welchem es sich als einer von aller Sinnlichkeit unabhängigen Urfache die Caufalität jener Erscheinungen selbst zurechnet. hiermit fimmen auch bie Richtersprüche besjenigen wunberfamen Bermögens in uns, welches wir Gewissen nen: nen, vollkommen überein." - "Denn bas Sinnenleben hat in Ansehung des intelligibeln Bewußtseins seines Daseins (der Freiheit) absolute Einheit eines Phanomens, welches, sofern es bloß Erscheinungen von der Gesinnung, die das moralische Gesetz angeht (von dem Charakter) enthält, nicht nach der Naturnothwendigkeit, die ihm als Erscheinung zutommt, sondern nach der absoluten Spontaneität der Freiheit beurtheilt werden muß. Man kann also einräumen, daß, wenn es für uns möglich wäre, in eines Menschen Denkungsart, sowie sie sich burch innere sowohl als äußere Handlungen zeigt, so tiefe Einsicht zu haben, daß jede, auch die minbeste Triebseder dazu uns bekannt wurde, ingleichen alle auf diese wirkenden äußeren Beranlassungen, man eines Menschen Verhalten auf die Zukunft mit Gewißheit, jo wie eine Mondober Sonnenfinsterniß, ausrechnen könnte, und bennoch babei behaupten, baß ber Mensch frei sei. Wenn wir nämlich einer intellectuellen Unschauung besselben Subjects fähig wären, so wurden wir boch inne werben, daß biese ganze Kette von Erscheinungen in Ansehung beffen, was nur immer bas moralische Geset angehen kann, von ber Spontaneität des Subjects als Dinges an sich selbst abhängt, von beren Bestimmung sich gar keine physische Erklärung geben läßt." — Weiter sagt Kant von der Berantwortlichkeit des Menschen, zu der die Richtersprüche des Gewissens gehören, daß sie unmöglich wäre, "wenn wir nicht vorzaussetzen, daß alles, was aus seiner Willkür entspringt, eine freie Causalität zum Grunde habe, welche von der frühen Jugend an ihren Charakter in ihren Erscheinungen (den Handlungen) ausdrückt, die wegen der Gleichsörmigkeit des Verhaltens einen Naturzusammenhang kenntlich machen, der aber nicht die arge Beschaffenheit des Willens nothwendig macht, sondern vielmehr die Folge der freiwillig angenommenen bösen und unwandelbaren Grundsätze ist, welche ihn nur noch um desto verwerslicher und straswürdiger machen." Was ist nun nach diesen wörtzlichen Erklärungen Kant's in meiner obigen Darstellung nicht kantisch?

a di bessenda

Achtes Capitel.

Die Freiheit als praktische Vernunft oder Wille.

I. Analyse bes Willens.

1. Der empirifche und reine Bille.

Das Vermögen der Freiheit ist in seiner objectiven Realität bewiesen. Unter theoretischem Gesichtspunkte betrachtet, ist es möglich oder denkbar; alle Verstandeseinwände und Widersprüche, die sich dagegen vorbringen ließen, sind gelöst. Unter praktischem Gesichtspunkte betrachtet, ist das Vermögen der Freiheit nothewendig und gewiß. Jeht können wir diesen so gesicherten Besgriff näher untersuchen und entwickeln, was aus ihm folgt.

Die Freiheit ist kein Vermögen erkennender, sondern hervorbringender Thätigkeit: sie ist nicht theoretisch, sondern praktisch. Tedes Vermögen wirkt kraft gewisser Ursachen; die Ursachen, kraft deren die Freiheit wirkt, sind Vorstellungen oder bewußte Beweggründe. Ein Vermögen, welches nach Vorstellungen handelt, die es zu verwirklichen strebt, unterscheiden wir von den mechanischen Kräften der Natur und nennen es Wille. Freiheit ist Wille. Nur ein vernünstiges Wesen kann aus bewußten Ursachen (Vorstellungen) handeln. Die Freiheit ist demnach ein Vermögen, welches zugleich praktisch und vernünstig ist: sie ist Wille ober "praktische Vernunft". Aber der Wille ist nur dann frei, wenn er durch kein anderes Gesetz als das eigene bestimmt wird, und das Gesetz der Freiheit konnte nie ein empirisches, sondern nur ein reines Vernunftgesetz sein. Die Vorstellung, wonach die Freiheit handelt, darf keine andere sein, als die reine Vernunft selbst. Also vollendet sich der Begriff der Freiheit in diesen drei Bestimmungen: sie ist praktisch, das ist ihr Unterschied von den Erkenntnisvermögen; sie ist Wille, das ist ihr Unterschied von den mechanischen Kräften; sie ist bestimmt durch die reine Vernunft, das ist ihr Unterschied von allen Vermögen, die heteronomisch oder empirisch bedingt sind. Mit einem Worte gesagt: Freiheit ist "reine praktische Vernunft", sie ist die praktische Vernunft, welche rein, die reine Vernunft, welche praktisch ist. Sie ist reiner Wille.

In der Kritik der theoretischen Vernunft haben wir ein Versmögen der reinen Unschauung und des reinen Verstandes kennen gelernt. In der Kritik der praktischen Vernunft handelt es sich um das Vermögen des reinen Willens. Es gab eine empirische Unschauung im Unterschiede von der reinen, ein empirisches Ursteil im Unterschiede vom reinen Urtheil, der Function des reinen Verstandes; um die reine Unschauung und den reinen Verstand darzussellen, mußten wir Unschauung und Verstand von allen empirischen Bestandtheilen reinigen: diese Reinigung vollzog die Vernunftkritik in ihrer Unalytik. Ebenso müssen von der praktischen Vernunft alle empirischen Bestandtheile ausgesondert werden, um die reine praktischen Vernunft, den reinen Willen darzustellen. Diese Ausgabe löst die "Analytik der praktischen Vernunft").

^{*)} Kr. d. pr. Bern. I Theil. I Buch. Die Analytik der reinen praktischen Bernunft. I Hptst. Bon den Grundsätzen der rein. pr. Bern. — Bd. IV. S. 116—146,

Es ist die Aufgabe ber Analytik, den Willen barzustellen nach Abzug aller empirischen Bestandtheile, von der Natur bes Willens alles Empirische auszuscheiden. Was nach dieser Ausscheidung vom empirischen Willen übrig bleibt, ift der reine Wille. In allen Fällen wird der Wille durch Vorstellungen bestimmt. Wenn er nicht durch die reine Vernunft, die Vorstellung des Sittengesetes, bestimmt wird, so find es empirische Borftellun= gen, die ihn bewegen. Nennen wir die Vorstellung, die den Willen bestimmt, Beweggrund ober Motiv, so sind die Motive bes empirischen Willens bestimmte Gegenstände der Erfahrung. Es ist die Vorstellung eines Objects, die den Willen motivirt ober in Bewegung fett; es ift also ein bestimmtes Dbject, auf das sich ber Wille richtet. In dieser Richtung auf ein bestimmtes Object, ist der Wille Neigung oder Begierde, positive oder negative Begierde, er will etwas haben oder lossein, er begehrt etwas. Nicht das Object als solches motivirt den Willen, son= bern das begehrte Object. Die Begierde will Befriedigung; bie Befriedigung gewährt Luft. Begehrt wird nur ein Object, bas uns in irgend einer Rücksicht als Ursache der Lust erscheint; es ist die Borstellung der Lust, die ein Object begehrenswerth macht und dadurch in ein Motiv unseres Willens verwandelt. Rur durch die Worstellung der Lust können Objecte auf unferen Willen einwirken. Aber die Lust ist ein bestimmter Empfindungs= zustand, eine Beschaffenheit bes inneren Sinnes, also ein emvirisches Datum. Lust ist angenehme Empfindung; wenn biese angenehme Empfindung nicht bloß einen vorübergehenden Lebens= moment, sondern unsern dauernden Lebenszustand ausmacht, so ist sie Glückseligkeit. Glückseligkeit ist das Ziel, wonach die Gelbstliebe strebt.

Wenn der Wille durch Objecte bestimmt wird, so folgt er

allemal ber Begierbe, er wird durch die Vorstellung ber Lust erregt und getrieben, also in empirischer Weise bedingt. Die beiden Sähe sind vollkommen gleichbedeutend: "der durch Objecte bestimmte Wille ist empirisch", und "der empirische Wille ist durch Objecte bestimmt, die er begehrt". Der empirische Wille ist gleich der Begierde, sein Motiv ist gleich der Lust. Wenn aber der Wille einmal die Lust sucht, so sucht er solgerichtig auch die größtmögliche Lust, die größtmögliche Lebensannehmlichseit; er sucht die angenehme Empsindung im weitesten Umfange, im stärksten Grade, in der größten Dauer: mit einem Worte den Zustand der Glückseligkeit, der nichts anderes ist als das eigene Wohl, so vollkommen als möglich. Das Begehren des eigenen Wohls ist die Selbstliebe. Der empirische Wille ist gleich der Selbstliebe, sein Motiv ist gleich der Glückseligkeit.

Die Bedürfnisse find so verschieden wie die Individuen; die begehrten Objecte sind so verschieden wie die Bedürfnisse. Wenn sich nach ben Bedürfnissen die empirischen Willensmotive richten, so muffen sie so verschieden und zufällig sein als die Individuen selbst. Jeder hat sein eigenes Wohl, seine versönlichen 3wede, feine eigene Gludfeligkeit. Es ist darum unmöglich, empirische und materiale Bestimmungsgründe des Willens zu einem Gesetze für alle zu machen. Die Glückseligkeit kann niemals allgemeines Gefet, barum niemals Sittengefet werden. Bielmehr ift hier die Uebereinstimmung im Objecte ber Zwiespalt ber Subjecte. Wenn zwei dasselbe Object begehren, so sind ihre Willensrichtungen einander feindlich. "Es kommt auf diese Urt eine Harmonie heraus, die derjenigen ähnlich ist, welche ein gewisses Spottgebicht auf die Seeleneintracht zweier fich zu Grunde richtender Cheleute schildert: "o wundervolle Harmonie, was er will, will auch sie"; oder auf jene Uebereinstimmung, welche

send-

den Krieg erzeugte zwischen Karl V und Franz I von Frankreich: "was mein Bruder Karl haben will", sagte Franz, "das will ich auch haben, nämlich Mailand"*).

2. Gludfeligfeit und Sittlichfeit.

Alle bisherige Sittenlehre war im Grunde eudamonistisch; fie wollte es sein und konnte auch unter bem bogmatischen Besichtspunkte nicht anders ausfallen. Kant scheidet Sittlichkeit und Glückseligkeit vollkommen und auf das genaueste. In biese Scheidung legt er ben gangen Nachdruck ber fritischen Sitten= lehre. Der Wille zur Glückseligkeit ift Gelbstliebe, also in seiner Wurzel Eigennut und Selbstsucht, das baare Gegentheil des sittlichen Willens. 'Alle eudämonistische Sittenlehre gründet sich auf ben Egoismus, die Selbstliebe ober ben empirischen burch die Worstellung der Lust bestimmten Willen. Dieses Motiv giebt bie Willensrichtung. Ein solcher Wille wird allemal bem Schmerze bas Bergnugen, bem fleineren Genuffe ben größeren, bem schwäderen Grabe angenehmer Empfindung den höheren Grad, der kleineren Zeitdauer ber Lust die langere Dauer, endlich, wenn bie Genüsse, unter benen er wählen kann, an Umfang, Grad und Dauer einander gleich find, bem beschwerlicheren Wege gum Glücke ben leichteren Weg und die beguemeren Mittel vorziehen. So entwickelt sich aus dem Motive der Lust die Richtschnur und bas Snftem ber Glückfeligkeitslehre.

Man muß sich nicht blenden lassen durch den Unterschied, der zwischen den verschiedenen Systemen der eudämonistischen Sittenlehre besteht. Alle machen die Glückseligkeit zum Princip; nicht alle sind epikureisch. Im Gegentheil erscheint bei vielen die

^{*)} Ebendaselbst. I Theil. I Buch. I Hptst. S. 4. Lehrsat III.

Glückfeligkeit in einer Gestalt, welche die Selbstliebe milbert, wenn nicht gar bis zur vollkommenen Resignation herabsetz; sie erscheint in ihrer letzten Form so ähnlich der Sittlichkeit und Tugend, daß sie kaum davon unterschieden werden kann und gar nicht durch äußere Kennzeichen. Wer will einem Systeme wehren, sich auf den Satz zu stellen: "die Tugend ist meine Glückseligkeit; ich strebe freilich nur nach Glückseligkeit, aber ich sinde sie zuletzt nur in der Tugend!" Ein solches System könnte sich den Ausdruck geben, als ob es eudämonistisch und moralisch zugleich wäre. Das ist der Schein, der uns leicht blenden kann, wenn man ihn nicht gründlich zerstört. Woher kommt in den bogmatischen Moralsystemen jener Unterschied, der auf gleicher Grundlage die einen ganz egoistisch, die anderen ganz moralisch erscheinen läßt?

Eudämonistisch sind alle. Alle lassen den Willen bestimmt werden durch die Borftellung der Luft, b. h. burch ein Dbject, womit sich die Vorstellung der Lust verbindet. Aber was für ein Gegenstand uns als Ursache bes Bergnügens erscheint, welcher Art die Borstellung ift, die uns lockt: bas giebt den Systemen ber Glückseligkeitslehre ein so verschiedenes Aussehen. Es ift gewiß ein großer Unterschied, ob ich burch Geld gelockt werbe ober durch die Aussicht auf eine wissenschaftliche Einsicht, auf die Erweiterung meiner Kenntnisse; ob es sinnliche oder geistige, grobfinnliche oder äfthetische Genuffe find, beren Borftellung meine Willensrichtung bestimmt. Freilich ift bieser Unterschied groß, was die Materie meines Willens und die Art meiner Bil= bung betrifft; nur in Rucksicht der Sittlichkeit sind diese Unterschiede ungültig und nichtig. In allen jenen Fällen wird ber Wille durch die Vorstellung ber Luft, durch die Aussicht auf Genuß in seinen Absichten und Sandlungen bestimmt; er ift

a state of the

allemal auf die Glückseligkeit gerichtet und von Objecten beherrscht. Auf die sen Punkt kommt es allein an, wenn es sich um Sittlichkeit handelt: nicht darauf, was den Willen empirisch bestimmt, sondern ob er überhaupt durch Objecte sempirisch bestimmt wird oder nicht; ob er den Genuß sucht, in welcher Gestalt es immer sei, oder dem reinen Vernunftgesetze in Gesinnung und Handlung entspricht. Es kommt darauf allein an, ob der Wille empirisch ist oder rein. Der reine Wille duldet auch nicht den kleinsten empirischen Bestimmungsgrund, er wird aufgehoben durch die geringste empirische Juthat. Es verhält sich mit der reinen Moral ähnlich, als mit der reinen Mathematik: beide hören in demselben Maße auf rein zu sein, als sie empirisch werden.

Die Sittenlehre steht und fällt mit der Frage: ob es einen reinen Willen giebt, einen Willen, der nicht durch die Borsstellung der Lust bestimmt wird, nicht Begierde ist, nicht empizisch, sondern reine Vernunst? Wie man früher die theoretische Vernunst in unteres und oberes Erkenntnisvermögen unterschiesden hatte, so könnte man die praktische in oberes und unteres Begehrungsvermögen unterscheiden: das untere solgt der Empsindung (der Borstellung der Lust), das obere solgt der reinen Vernunst (der Borstellung des Sittengesetzs); wenn aller Wille bloß empirisch wäre, so gäbe es nur ein unteres Begehrungsversmögen, gleichviel welcher Art die treibenden Vorstellungen sind. Diese Unterscheidung vorausgesetzt, lautet die kritische Frage: giebt es überhaupt ein oberes Begehrungsverwögen?

Wenn wir nun vom Willen alle empirischen oder materialen Bestimmungsgründe ausscheiden, so bleibt zur Willensbestimmung nichts übrig als die Form, die Form des Gesetzes, die bloße Gesetzmäßigkeit des Willens und der Handlung. Wenn

5.000

aber das Motiv des Willens keinen anderen Inhalt haben darf, als die Form des Gesehes, so muß es so beschaffen sein, daß der Bestimmungsgrund oder die Maxime der Handlung fähig ist, allgemeines Geseh zu werden: die Maxime muß gleich dem Sitztengesehe sein. Der reine Wille ist mithin der durch das Sittengeseh allein bestimmte. Die Thatsache des Sittengesehes war festgestellt, sie ist jeht in ihre Bedingungen zergliedert und auszeinandergeseht [analysixt]. Es handelt sich noch um die Nechtzmäßigkeit dieser Bedingungen, um die Deduction der Freiheit.

Die Kritik ber reinen Bernunft hatte die Aufgabe gehabt, die reinen Verstandesbegriffe barzustellen und zu beduciren; bie Deduction lag in bem Beweise, daß nur unter ber Bedingung jener Begriffe Erfahrung, Natur als Gegenstand ber Erfahrung, Sinnenwelt möglich ift. Auf diese Weise kann bas Sittengeset und die Freiheit nicht beducirt werden. Weder läßt fich die Freiheit aus der Erfahrung noch umgekehrt aus der Freiheit die Mög= lichkeit ber Erfahrung beweisen. Das Sittengeset ift nur möglich unter ber Bedingung der Freiheit, beren Erkenntniß felbst nur möglich ist unter der Bedingung bes Sittengesetzes. bem letteren steht die Freiheit fest; nur unter ber Bedingung ber Freiheit ist sittliches Handeln, eine sittliche, also überfinnliche Das Sittengeset ift bas Princip für bie Des Welt möglich. duction der Freiheit. Daß ohne reine Berftandesbegriffe die Sinnenwelt nicht möglich ift: barin lag die Deduction dieser Begriffe, die Rechtfertigung des reinen Verstandes. Daß ohne Freiheit die intelligible Welt nicht möglich ist: darin liegt bie Deduction des Begriffs der Freiheit, die Rechtfertigung bes reinen Willens. Das Sittengesetz giebt ber Freiheit objective Realität und macht fie dadurch zu einem Object (nicht der wifsenschaftlichen, sondern) ber praktischen Erkenntniß. In bieser

Rücksicht, aber auch nur in dieser, hat das Sittengesetz die Besugniß, unsere Erkenntniß über die Grenzen der Erkahrung zu erweitern, nicht innerhalb des wissenschaftlichen Gebietes sone dern des moralischen*).

3. Legalitat und Moralitat.

Der Wille ist immer zwecksehend und darum nie ohne Gesgenstand. Object der Lust ist das Angenehme, Object der Unlust das Gegentheil davon; der sinnlichsempirische Wille begehrt das Wohl und verabscheut das Uebel; ihm gilt als gut, was für ihn gut ist, was ihm nütt. Unter dem Gesichtspunkte des empirischen Willens ist das Gute gleich dem Nützlichen. Dagegen der reine Wille schließt den empirischen Bestimmungsgrund der Lust von sich aus, er sucht das Gute nicht in Rücksicht auf das eigene Wohl, sondern an und für sich selbst: sein Object ist das Gute im Unterschiede vom Angenehmen (Nützlichen), das Gegentheil das von ist das Böse im Unterschiede vom Unangenehmen (Uebel).

Gut ist der Wille, der mit dem Sittengesetze übereinstimmt. Zum Willen gehört die Triebseder und die Handlung, die Marime und die That. Soll der Wille dem Sittengesetze vollkommen gemäß sein, so muß das letztere nicht bloß den Inhalt seiner Handlung, sondern auch deren Triedseder ausmachen; der Wille muß das Gesetz nicht bloß thun, sondern auch wollen. Wenn er es bloß thut als äußeres Werk, so ist seine Handlung gesetzmäßig, aber auch nur die Handlung, nicht die Gesinnung: der Wille ist in diesem Falle "legal". Wenn auch das Motiv oder die Triedseder der Handlung im Sittengesetze selbst besteht und nur in ihm, so ist der Wille vollkommen gesetzmäßig: er ist in diesem Falle moralisch. Diese Unterscheidung zwischen "Legalität" und

^{*)} Ebendas. I Th. I Buch. I Sptst. - Bb. IV. S. 146-164.

"Moralität" ist wichtig, sie bildet den Ausgangspunkt für die Unterscheidung zwischen Recht und Tugend, für die Eintheilung der Sittenlehre in Rechts = und Tugendlehre*).

II.

Das Gittengeset als Triebfeber.

1. Das moralische Befühl.

Die Triebfeder des reinen Willens ist nur das Sittengesetz. Wie kann das Sittengesetz Triebseder oder Willensimpuls werden? Die Triebseder will empfunden sein, das Gesetz kann nur gedacht werden: wie also kann die Vorstellung des Gesetzes die Form der Triebseder annehmen? Wie kann das Sittengesetz von seiner intelligibeln Höhe bis zur Empfindung herabsteigen, sich fühlbar machen und in dieser Gestalt den Willen erregen? Ist nicht jede Empfindung, welche es auch sei, ein empirischer Zustand? Ist nicht jede empirische Willensbestimmung eine dem Sittengesetze fremde? Das Sittengesetz muß, um als Triebseder zu wirken, Empfindung werden. Diese Empfindung darf unter keinen Umständen eine empirische sein. Es muß also eine Empfindung geben selbst intelligibler Natur, eine rein moralische Empfindung, die aus dem Sittengesetze folgt als eine nothwendige und a priori erkenndare Wirkung.

Das Sittengesetz ist nur möglich in einem Vernunftwesen, Empfindung nur in einem sinnlichen Wesen; moralische Empfins dung, wenn sie möglich ist, kann nur in einem sinnlich svernünfstigen Wesen, wie der Mensch, stattsinden. Als sinnliches Instividuum betrachtet, wird der Mensch bestimmt durch seine Neisgungen und Begierden, er sucht nichts anderes als sein eigenes

5.000

^{*)} Ebendaselbst. I Th. I Buch. II Hptst. Von dem Begriffe eines Gegenstandes b. r. pr. Vern.

Wohl; seine Willensrichtung ist die Selbstfucht, er selbst ist ber erste und vorzügliche Gegenstand seines Wohlwollens, der erste und vorzügliche Gegenstand seines Wohlgefallens: dieses Wohlwollen ist Selbstliebe, dieses Wohlgefallen Eigendunkel. Selbstsucht in der Form der Selbstliebe und bes Eigendunkels bildet ben Charafter ber rein sinnlichen, von bem Sittengesetze nicht ergriffenen und geläuterten Denkweise. Run lebt in bemselben Subjecte, welches so natürlich, sinnlich und selbstfüchtig empfindet, die Borftellung bes Sittengesetes. Diese Borftellung muß auf die menschliche Gelbstliebe einen Ginfluß ausüben, der ihre Empfindungsweise andert. Gine Beranderung aber, die in ber Empfindung vorgeht, muß selbst empfunden werden. läßt sich mithin unabhängig von aller Erfahrung so viel erkennen, daß die in dem sinnlichen Vernunftwesen lebendige Vorstellung bes Sittengesetzes auf beffen Empfindungen einfließt und barum selbst Empfindung bewirkt: biese so bewirkte Empfindung, welche es auch sei, ist a priori erkennbar.

Das Sittengesetz wirkt vernichtend auf die Selbstsucht, einschränkend auf die Selbstliebe, niederschlagend auf den Eigenzbünkel. Diese Wirkung, weil sie in der Empfindung stattsindet, wird selbst empfunden; sie wird in Rücksicht der Selbstsucht nez gativ, in Rücksicht des Sittengesetzes positiv empfunden: negativ als verminderte Selbstliebe, als herabgedrückter Eigendünkel, positiv als etwas, womit verglichen das liebe Ich in nichts verschwindet. Was meine Selbstliebe sinken macht, das ist eben dadurch ein Gegenstand meiner Achtung. Nur das Gesetz in seiner absoluten Geltung kann diesen Eindruck auf die Selbstliebe machen: es ist die einzige Macht, mit der verglichen die Selbstliebe unendlich klein wird. Die Achtung vor dem Gesetz ist daher das positive Gesühl, das die Vorstellung des Sittengesetzes noth-

wendig in unserer Empfindung erzeugt. Dieses Gefühl ist rein moralisch, es ist das einzige rein moralische Gefühl, unter allen unseren Empfindungen die einzige a priori erkennbare. Dieses moralische Gefühl hat nichts gemein mit der Gefühlstheorie der englischen Moralisten, denen Kant in seiner vorkritischen Periode eine Zeitlang gefolgt war, deren System er jeht vollkommen verwirft als eines, das in die Reihe der heteronomischen gehört. Worin liegt der Unterschied beider? Bei den englischen Sittenzlehrern war das moralische Gefühl empirisch, es war ein natürlich sittlicher Instinct, den die Erfahrung entdeckt und bestätigt; bei Kant ist es a priori gegeben und erkennbar: dort beruhen die sittzlichen Grundsähe auf dem Gefühl, hier dagegen das Gefühl auf dem sittlichen Grundsah.

Wenn nun die Wirkung bes Sittengesetzes in dem sinnlichvernünftigen Wesen bas moralische Gefühl ist, was ist die Wirkung des moralischen Gefühls? Es besteht in der Achtung vor bem Gesetze; negativ ausgedruckt, in ber verminderten Selbstliebe, in bem niedergeschlagenen Eigendunkel, also in der Einschränkung und Aufhebung gerade ber Triebfebern, welche die Sittlichkeit Diese Hindernisse wegräumen und dadurch der Sitt= hindern. lichkeit freien Spielraum schaffen, heißt die lettere befördern. So ist das moralische Gefühl die sittliche Gesinnung und als solche die Sittlichkeit selbst. Es ist das Pflichtgefühl, welches die Pflicht erfüllt, aus keinem anderen Grunde, aus keinem anderen Intereffe, als um der Pflicht willen; jedes andere Interesse ware selbstsüch= tig und pathologisch, dieses Interesse allein ist moralisch, benn es ist die Fähigkeit, Antheil zu nehmen an dem Gesetz ohne irgend eine der Luft oder dem Bergnugen analoge Empfindung *).

a_corde

^{*)} Ebendaselbst. I Th. I Buch. III Hptst. Bon ben Triebsedern ber r. pr. Bern. — Bd. IV. S. 183—224. Bgl. bes. 183—193.

2. Der Rigorismus ber Pflicht. Rant und Schiller.

Es ist baber nach Kant genau zu unterscheiden zwischen bem moralischen Gefühl und jeder Art ber natürlichen Neigung. Das Pflichtgefühl ist Achtung vor dem Gesetze, biese Achtung kann nicht übergehen in die Form einer vertraulichen und freiwilligen Zunei: gung, benn in dieser Form ware sie nicht mehr reine Uchtung, nicht mehr Pflichtgefühl, nicht mehr moralische, sondern natürliche Empfindung. Die Pflicht soll nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht gethan werden. Es giebt in ber Sittlichkeit keine "Bo-Die Pflichterfüllung kann nicht geschehen, wie etwas, bas man gern thut, aus freiwilliger Reigung, aus Liebhaberei. Was man gern thut, bas braucht nicht erst geboten zu werben. Wenn die Pflicht aufhört Gebot zu sein, so rebet sie nicht mehr als kategorischer Imperativ, als unbedingtes Gesetz. Aber die Form des Gesetzes ist für die Pflicht keine äußere Hülle, die sich ablegen ließe; sie ist der Pflicht so wesentlich, daß von der letteren nichts übrig bleibt, wenn man diese Form abzieht. Das Gesetz ist hier nicht Buchstabe, sondern die Sache felbft.

Diese Fassung bes Pflichtbegriffs, die strenge und ausschlies gende Haltung der Pflicht gegenüber unseren natürlichen Neigungen, macht den rigoristischen Charakter der kantischen Moral, die nichts wissen will von einer ästhetischen Sittlichkeit. Bekanntzlich bildete dieser Punkt die Differenz zwischen Kant und Schiller, der aus ästhetischem Bedürfniße die Versöhnung und Ausgleichung zwischen Pflicht und Neigung, Vernunft und Sinnlichkeit suchte und die Harmonie beider in der Schönheit, Kunst und ästhetischen Bildung entdeckt haben wollte. Indessen schlägt das Epigramm sehl, womit Schiller den kantischen Rigorismus lächerlich machen wollte:

Gewissensscrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es seider mit Neigung, Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin!

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rath, du mußt suchen, sie zu verachten, Und mit Abschen alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

Die Wendung wäre gut, wenn sie den kantischen Sat wirklich auf die Spitze triede und dadurch zu Fall brächte, aber dieses ist keineswegs die Spitze der kantischen Moral. Wenn die Pslicht nicht aus Neigung geschehen darf, so darf sie auch nicht aus Abscheu geschehen, denn der Abscheu ist ebenfalls Neigung, nämlich negative. Kant hat gesagt: "die Pslicht solle nicht geschehen aus Neigung." Tetzt soll er gesagt haben: "die Pflicht solle gesschehen aus Abneigung!" Das ist eine etwas grobe Sophistik, die logisch zu falsch ist, um epigrammatisch tressend zu sein. Das Sittengesetz nach Kant will nicht, daß die Pslicht gern erfüllt werde. Will es beshalb, daß man sie ungern erfülle? Us ob Kant aus der sittlichen Triedseder nicht überhaupt das Geschlecht der natürlichen Neigungen (wozu auch die natürliche Absneigung gehört) ausgeschlossen wissen wollte!

Er wußte sehr gut, warum er dem Pflichtbegriffe diese risgoristische Haltung gab. Weil ohne dieselbe die ganze Sittlichsteit zweideutig werden und den Charakter der Reinheit, auf den alles ankommt, gänzlich verlieren würde. Wenn die Pflicht aus Neigung geschieht, warum geschieht dann die Pflicht? Weil sie Pflicht ist oder weil sie Neigung ist? Wenn wir sie thun, weil sie Pflicht ist, so genügt die ser Grund allein und wird nicht stärker durch die Mithülse der Neigung, so ist die letztere ein tonloses Wort, das in der Formel des Sittengesetzes süglich entbehrt werden kann. Wenn wir dagegen die Pflicht nur thun

h-constr

bloß weil es uns so gefällt, weil unsere Neigung es so mit sich bringt, so können wir eben so gut aus einer anderen Neigung die Pflicht ein anderes mal nicht thun. Aus dem Herzen kommen auch arge Gedanken; wenn die Sittlichkeit auf diesem bewegzlichen und zufälligen Grunde ruhen soll, so ist es um sie geschehen. Entweder muß die Sittlichkeit unabhängig von Neigung und Abneigung bestehen, oder sie besteht überhaupt nicht. Wenn also Kant ein unerschütterliches Princip der Sittlichkeit ausstellen wollte, so mußte er von ihrer Triebseder die Neigung dem Wesen nach ausschließen. Diese Ausschließung enthält die Formel: "die Pflicht um der Pflicht willen*)"!

3. Seiligfeit und Tugenb.

Zwischen Pflicht und Neigung giebt es keine Gleichung, welche ben Unterschied beider auslöscht. Bielmehr steht die Neigung ihrem sinnlichen Ursprunge nach im Widerspruch und Kampfe gegen das Sittengeset, sie verhält sich zu dem letteren immer angreifend, fie sucht beständig unseren Willen von der rein moralischen Richtung, die bas Sittengesetz gebietet, abzulenken. Dar= um braucht der Wille eine immer erneute Unstrengung, um sein reines Pflichtgefühl aufrechtzuhalten gegen die Neigung, die ihn bald verführerisch ablockt, bald mit wilder Leidenschaft gegen das Pflichtgebot anstürmt. Jede wahrhaft moralische Handlung ist ein Sieg ber Pflicht über bie Neigung, ein Sieg, ber im Kampf errungen sein will: in diesem Kampfe besteht die Tugend. Uebereinstimmung mit dem Sittengesetz ohne Kampf wäre eine in ihrem Ursprunge schon vollendete Sittlichkeit, die nur möglich ift in einem Wesen ohne Sinnlichkeit, ohne natürliche Neigungen:

^{*)} Ebendaselbst. I Th. I Buch. III Hptst. — Bb. IV. S. 195 — 198.

eine solche von jeder Versuchung freie moralische Gesinnung ist Heiligkeit. In einem sinnlich vernünftigen Wesen, wie der Mensch, ist Sittlichkeit ohne Kampf nicht möglich; solche Wesen können nicht heilig, sondern nur tugendhaft sein. Die mensch-liche Tugend will erkämpft und errungen werden, wie die Urbeiten und Siege des Hercules!

Der Kampf mit ber Neigung ist nicht Abneigung ober Ab: scheu, sondern Tugend. Wenn in einem bestimmten Falle meine Neigung mit dem Pflichtgefühl übereinstimmt, so mag es sein, es mag sogar ein günstiger Zufall genannt werden, aber auch bann geschieht die sittliche Handlung nicht, weil es mir gefällt so zu handeln, sondern weil ich so handeln soll: sie geschieht nicht aus Neigung, sonbern aus Pflicht. Ich barf mir nicht einbilden, baß biese zufällige Uebereinstimmung meiner Neigung mit ber Pflicht den moralischen Werth der Handlung irgendwie vergrößert. Wenn sie bloß aus Neigung und nicht aus Pflichtgefühl geschieht, fo ist ihr moralischer Werth gleich Null. Ich soll die Pflicht thun, nicht weil meine Reigung mit der Pflicht übereinstimmt, benn ich soll die Pflicht thun, auch wenn meine Reigung gar nicht mit ihr übereinstimmt. So wenig die Abneigung jemals ein Grund sein darf, die Pflicht zu unterlassen, so wenig barf die Liebhaberei jemals ein Beweggrund sein, sie zu thun.

4. Tugendstolz und Tugenddemuth. Unachte und achte Moral.

Wenn aber unsere Sittlichkeit nur in der Tugend besteht, so ist sie ein beständiger Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit, der Pflicht mit der Neigung, ein Kampf, der nach jedem Siege

^{*)} Ebendaf. I Th. I Buch. III Hptft. — Bb. IV. S. 198—203. Ueber ben Unterschied der christlichen Moral von der griechischen Sitten=



Erziehungssysteme. Dieser erschlaffenden und verweichlichenden Richtung ihrer Zeit tritt die kantische Sittenlehre entgegen in ihrer erhebenden Kraft und Würde. Bon Seiten der Kraft durfte sie sich dem Stoicismus verwandter fühlen, so wenig sie seinen Tuzgendstolz gutheißt.

Un die Stelle des Tugenbstolzes setzt sie die Tugendbemuth: den ernsten und beständigen Kampf mit den Versuchungen ber sinnlichen Natur, worin der Kämpfende nie mit dem Pharisäer, sondern immer mit dem Zöllner übereinstimmt. Die Tugend verliert in eben dem Maße an Werth, als sie, sei es mit gerührter ober stolzer Empfindung, sich in der Einbildung ihrer Bollkom= menheit wohlgefällt. Diese Bereinigung der Tugend und Demuth findet fich in keiner anderen Sittenlehre früher als in ber driftlichen, beren Urheber in seiner Person biese Tugend vorbilb= lich erfüllt hat. Hier ist der Punkt, wo sich die kantische Philo= fophie aus innerster Gleichstimmung ber driftlichen Religion zuwendet und von sich aus die Richtung auf ben Mittelpunkt ber driftlichen Moral einschlägt. "Man kann es, ohne zu heucheln, der moralischen Lehre des Evangelii mit aller Wahrheit nachsagen: daß es zuerst durch die Reinigkeit des moralischen Princips, zu= gleich aber durch die Ungemeffenheit desselben mit den Schranken endlicher Wesen alles Wohlverhalten des Menschen ber Zucht ei= ner ihnen vor Augen gelegten Pflicht, die sie nicht unter moralischen geträumten Bollkommenheiten schwärmen läßt, unterworfen und bem Eigendunkel sowohl als der Eigenliebe, die beide gern ihre Grenzen verkennen, Schranken ber Demuth (b. i. ber Selbsterkenntniß) gesetzt habe. Pflicht! Du erhabener großer Name, ber bu nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts droheft, was natürliche Abneigung im Gemüth erregte und schreckte,

um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüthe Eingang findet, und boch sich felbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor bem alle Reigungen verstummen, wenn sie gleich im Geheim ihm entgegenwirken, welches ift ber beiner wurbige Ursprung, und wo findet man die Burgel deiner edlen Ub= kunft, welche alle Berwandtschaft mit Neigungen folz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachläßliche Bedingung desjenigen Berthes ift, ben fich Menfchen allein felbst geben können? Es kann nichts Minderes sein, als was den Men= schen über sich selbst (als einen Theil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knupft, die nur ber Werstand benken kann, und bie zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr bas empirisch = bestimmbare Dasein bes Menschen in ber Zeit und bas Ganze aller Zwecke unter sich hat. Es ist nichts Undes res als die Personlichkeit, d. i. die Freiheit und Unabhängig= keit von dem Mechanismus der ganzen Natur, ba es bann nicht ju verwundern ift, wenn ber Mensch, als ju beiden Welten gehörig, sein eigenes Besen in Beziehung auf seine zweite und höchste Bestimmung, nicht anders als mit Berehrung, und bie Gesete berselben mit ber höchsten Achtung betrachten muß."

Reuntes Capitel.

Begriff des höchsten Gutes. Antinomie und Lösung. Primat der praktischen Vernunft und deren Postulate.

Die Analytik der praktischen Bernunft hat ihre Aufgabe gelöst und bas sittliche Vermögen in uns bargethan, unvermischt mit allen frembartigen Beftandtheilen. Dieses Bermögen ift ber reine Wille, von dem empirischen darin unterschieden, daß dieser durch ein begehrtes Object, durch das Gefühl der Lust, jener da= gegen bloß durch das Vernunftgeset, durch das Gefühl der Uch= tung vor bem Gesetze (Pflichtgefühl) bestimmt wird. Hier unter= scheidet sich in der Sittenlehre die reine Moral von der Glückseligkeitslehre: jene gründet sich auf den reinen, diese auf den empi= rischen Willen. Jede empirische Begründung in der Moral ist Es ist gleichgültig, ob sie mehr ober weniger eueudamonistisch. dämonistisch ist; sie darf es gar nicht sein, sie soll jede Art der Glückseligkeitslehre vollkommen ausschließen. Zwischen ben beiben Moralsustemen, bem reinen und empirischen, bem metaphy= sischen und eudämonistischen, dem kritischen und bogmatischen, giebt es keinen Bertrag, sondern nur eine Scheidung, die mit geometrischer Punktlichkeit, ja Peinlichkeit, vollzogen sein will. Das Sittengesetz verträgt sich mit keinem empirischen Beweggrunde bes Willens, welcher Urt biefer Beweggrund auch fei;

es verträgt sich schlechterbings mit keinerlei Begierde. Jede Bezgierde ist selbstschitg, und das Sittengesetz schlägt jede Selbstzschit nieder. So wie sich der Wille mit dem Sittengesetz verzbindet, scheidet er sich von der Begierde und allen Motiven empirischer Abkunft. Diese Verbindung und Scheidung in dem mozralischen Vermögen giedt Kant in dem Bilde eines chemischen Vorganges in der Körperwelt: er vergleicht den Willen mit dem Salzgeiste, die Begierde mit der Kalkerde, das Sittengesetz mit dem Akali; wenn man zu dem empirisch afsierten Willen das moralische Gesetz als Bestimmungsgrund zusetzt, so ist es, "als ob der Scheidekünstler der Solution der Kalkerde in Salzgeist Alkali zusetz; der Salzgeist verläßt sofort den Kalk, verzeinigt sich mit dem Alkali, und jener wird zu Boden gestürzt*)."

T.

Der Begriff bes hochften Gutes.

1. Zugend und Gludfeligfeit.

Nur der reine Wille ist gut. Der menschliche Wille ist von Natur nicht rein; darum soll er sich läutern: diese Läuterung ist ein beständiger Kampf, der siegreiche Kampf ist die Zugend. Wenn aber die Zugend im Kampse besteht, der sich stets erneut und immer schwer ist, so muß dem menschlichen Willen ein natürzliches Bestreben inwohnen, seinen Neigungen und Begierden zu folgen, lieber zu folgen, als dem Sittengesetz, ein natürlisch es Widerstreben gegen das Gute. Von hier aus sehen wir schon, wie Kant zu der Lehre vom "radical Bösen in der Menschennatur" kommen konnte und mußte.

Wir haben bas Gute bezeichnet als Willensobject, als Ge-

^{*)} Ebendas. I Th. I Buch. III Hptst. Kritische Beleuchtung der Analytit der r. pratt. Bern. — Bb. IV. S. 208.

genstand der praktischen Bernunft. Es liegt in der Natur der Bernunft, daß sie in der Vorstellung ihrer Objecte nicht auf halz bem Wege stehen bleibt, daß sie diese Vorstellung zu einem Ganzen verknüpft und auf ein letztes unbedingtes Princip zurückführt, daß sie diese unbedingte Einheit ihrer Objecte verlangt. Darum muß sich die praktische Vernunft nothwendig den Inbegriff alles Guten zum Vorwurfe nehmen. Dieser Inbegriff heiße "das höchste Gut". Hier wird die Kritik der praktischen Vernunft zur Lehre vom höchsten Gut, dessen Erkenntniß in den Moralspstemen der Alten als die eigentliche und höchste Weisheit galt; hier wird die Sittenlehre, wie sich Kant ausdrückt, zur "Weisheitszlehre"*).

Das höchste Gut ist zugleich ber Gipfel und Inbegriff aller Güter: es giebt außer ihm kein höheres Gut, b. h. es ist von allen Gütern das oberfte (bonum supremum); es giebt außer ihm überhaupt kein Gut, b. h. es ist ber Inbegriff und bie Bollendung alles Guten (bonum consummatum). Das oberfte Gut ist die Tugend, unter allem Guten bas einzig unbedingte. Der Inbegriff alles Guten, das vollendete Gut, schließt offenbar auch alle bedingten Güter in sich, bas Rügliche, Unnehmliche, ben befriedigten Lebenszustand, bessen höchsten bauernden Grad die Glückseligkeit ausmacht. Wenn also bas höchste Gut bas vollen= bete sein soll, ber Inbegriff alles Guten, so muß es bestimmt werben als die Einheit von Tugend und Glückseligkeit. stoßen wir auf ein neues Problem. Bisher war die Kritik der praktischen Vernunft damit beschäftigt gewesen, Tugend und Glückseligkeit genau und punktlich zu unterscheiden: das war bie Aufgabe ihrer Analytik. Test foll sie in der Vorstellung des höch=

^{*)} Ebendaselbst. I Th. II Buch. Dialektik ber rein. prakt. Bern. I Hrtft. — Bb. IV. S. 225—228.

Bif der, Geschichte ber Philosophie IV. 2. Aufl.

sten Gutes Tugend und Glückseligkeit als vereinigt denken. Ohne diese Bereinigung kein höchstes Gut, ohne höchstes Gut kein Gezgenstand der praktischen Vernunft, kein Princip der praktischen Philosophie. Die Einheit von Tugend und Glückseligkeit ist demnach ein nothwendiger Begriff. Wie ist dieser Begriff denke bar? In der Bestimmung und Auflösung dieses Problems besteht die Aufgabe der Dialektik.

Wenn es sich um die Verbindung zweier Begriffe handelt, so kommt es darauf an, ob diese Begriffe gleichartig oder versschieden sind. Gleichartige Begriffe verhalten sich, wie A zu ekenem Merkmale von A; verschiedene verhalten sich, wie A zu B. Die Verbindung gleichartiger ist logisch oder analytisch, die Verzbindung verschiedener ist real oder synthetisch. Wenn also die Verbindung der Tugend und Glückseligkeit gedacht werden soll, so muß dieselbe entweder als analytische oder synthetische Einheit gedacht werden*).

2. Die Untinomie ber praftischen Bernunft.

Die Verbindung sei analytisch, so sind die Begriffe von Tusgend und Glückseligkeit ihrer Natur nach identisch: entweder ist die Glückseligkeit ein Merkmal der Tugend, oder die Tugend ein Merkmal der Glückseligkeit; mit dem einen der beiden Begriffe ist unmittelbar auch der andere gesetzt. Im ersten Falle lautet das Urtheil: "die Tugend ist Glückseligkeit, das tugendhafte Beswußtsein begreift alle Glückseligkeit in sich;" im anderen Falle lautet das Urtheil: "die Glückseligkeit ist Tugend, das richtige Streben nach Glückseligkeit führt unmittelbar auch zur Tugend." Dort ist die Tugend der Hauptbegriff, dessen Bestandtheil die

^{*)} Ebendaselbst. I Th. II Buch. II Hptst. — Bb. IV. S. 229 —232.

Glückfeligkeit bildet; hier ist umgekehrt die Glückfeligkeit der Hauptbegriff, der die Tugend als Merkmal in sich enthält. Genau so stehen sich in der Moralphilosophie der Alten die stoische und epikureische Sittenlehre gegenüber. Ihr Gegensat hat seinen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt in der Art, wie beide das Vershältnis von Tugend und Glückseligkeit begreisen: beide nehmen die Verbindung der Tugend und Glückseligkeit als Identität, als eine logische oder analytische Sinheit. In dieser Auffassung liegt der gemeinschaftliche Irrthum, die falsche dogmatische Voraussehung. Tugend und Glückseligkeit sind dem Ursprunge nach verschiezden; die Quelle der Tugend ist der reine Wille (reine Vernunft), die der Glückseligkeit ist die Begierde (empirischer Wille); jene ist ein reiner, diese ein empirischer Begriff. Darum kann die Verzbindung beider, wenn sie überhaupt möglich ist, nur die synthetische Einheit sein.

Die nothwendige Berbindung verschiedenartiger Begriffe ist (nicht Identität sondern) Causalität. Die beiden Begriffe seien A und B, so hat ihre nothwendige Berbindung den doppelten Fall: entweder A ist die Ursache von B, oder B ist die Ursache von A. Wenn also der Begriff des höchsten Gutes demgemäß bestimmt werden soll als die synthetische Einheit von Tugend und Glückseligkeit, so sind folgende beide Urtheile möglich: "entweder ist die Tugend Ursache der Glückseligkeit, oder die Glückseligkeit ist Ursache der Tugend."

Der Causalzusammenhang ist nur erkennbar, so weit er empirisch ist, so weit er Erfahrungsobjecte verknüpft. Die Glücksseligkeit ist ein Erfahrungsobject, nicht die Tugend. Darum ist die Tugend weder als Ursache noch als Wirkung der Glückseligsteit erkennbar. Als Erkenntnißurtheile sind baher beide Urtheile unmöglich.

Nach den Grundsätzen des reinen Berftandes muffen Ur: fache und Wirkung einer empirischen Erscheinung selbst empirisch Daher kann die Tugend (die rein moralische Gefinnung) unter dem Gesichtspunkte des Verstandes weder als Ursache noch als Wirkung ber Glückseligkeit gelten. Der Berftand muß von sich aus beides verneinen. Gesetzt nun, es ließe sich unter einem höheren Gesichtspunkte ein Causalzusammenhang zwischen Tugend und Glückseligkeit benken, fo konnte aus moralischen Gründen niemals der empirische Zustand die Ursache des mo-Dann ware die Sittlichfeit empirisch begrundet, ralischen sein. ihr innerstes Motiv ware die Gelbstfucht und bamit die Sittlich= keit als solche vernichtet. Beide Behauptungen widersprechen den Grundsätzen des reinen Verstandes; die zweite widerspricht außerdem den Grundfägen ber Moral, benn sie gründet sich auf das Princip der Heteronomie.

Die ganze Aufgabe geräth bemnach in einen Widerstreit mit sich selbst. Die praktische Vernunft fordert den Begriff des höchsten Gutes, bieser Begriff fordert die Einheit der Tugend und Glückseligkeit, diese Einheit ift entweder analytisch oder syn= thetisch, entweder Identität oder Causalität; analytisch (identisch) ist sie nicht, also kann sie nur synthetisch sein; wenn es also ein höchstes Gut giebt, so muß die Tugend entweder die Ursache ober bie Wirkung ber Glückseligkeit sein. Beides ist unmöglich, also ist das höchste Gut auch nicht die Causalverknüpfung von Tugend und Glückfeligkeit. Es bleibt mithin für diesen Begriff kein einziger benkbarer Fall. Wenn aber bas höchste Gut nicht gedacht werden kann, wo bleibt die Möglichkeit der praktischen Bernunft, wo bleibt die Möglichkeit der Sittenlehre überhaupt? Der Begriff bes höchsten Gutes beruht auf zwei Fällen, die fich zu einander verhalten wie Thesis und Antithesis: das ist die

"Untinomie der praktischen Vernunft". Von jenen beiden Fälzlen kann zunächst keiner bejaht werden, sie erscheinen beide unz möglich: das ist das Dilemma der praktischen Vernunft. In diesem Dilemma steht der Begriff des höchsten Gutes und damit die praktische Vernunft selbst. Es handelt sich um die Lösung dieses Widerstreites*).

5. Auflöfung ber Antinomie.

Die Auflösung selbst hat nur einen einzig möglichen Kall. Das Sittengesetz steht fest, mit ihm bas Vermögen ber praktischen Bernunft; mit diesem Bermogen ift ber Begriff eines höchsten Gutes nothwendig verknüpft: dieser Begriff muß gebacht werben und ist nur benkbar als die Causalverknüpfung ber Tugend und Glückseligkeit. Daß bie Tugend eine Wirkung ber Blückseligkeit sei, ist schlechterdings unmöglich, bas hat alle Gründe gegen sich, sowohl die logischen als moralischen, sowohl bie speculative als die praktische Vernunft; daß dagegen die Tugend Urfache ber Glückseligkeit sei, das ist zwar aus Gründen ber speculativen Vernunft nicht zu begreifen, aber bie praktische Bernunft erhebt gegen biefe Fassung keinen Widerspruch. Wenn wir also die beiden Sage, auf denen der Begriff bes hochsten Gutes beruht, sorgfältig abwägen, so steht die Waage nicht gleich; wenn einer von beiden gelten foll, fo fällt die Entscheidung unbedenklich dahin, wo die Tugend gilt als Ursache der Das ift für ben Begriff bes höchsten Gutes bie Glückseligkeit. einzig mögliche Fassung.

Diese Fassung ist nothwendig. Zwar ist auch hier die Causalverknüpfung nicht erkennbar, wohl aber benkbar, eben so benk-

- could

^{*)} Ebendas. I Th. II Buch. II Hptst. I. Die Antin. d. pr. B.

bar, als die Freiheit, als der intelligible Charafter, und aus denselben Gründen. Die Zugend muß als Ursache der Glücksfeligkeit eben so gedacht werden, wie die Freiheit als Ursache empirischer Handlungen, wie der intelligible Charafter als Ursache des empirischen. In allen drei Fällen, um sie auf einen Generalnenner zu bringen, handelt es sich um die intelligible Causalistät, nämlich darum, daß ein Intelligibles gedacht wird als Urssache des Empirischen. Die speculative Vernunft verdietet die Erkennbarkeit dieser Causalverknüpfung, sie erlaubt deren Denksarkeit. Diese Denkbarkeit gedietet die praktische Vernunft. Aus Gründen der speculativen Vernunft ist jene Causalverknüpfung nicht erkennbar, wohl aber denkbar; aus Gründen der praktischen Vernunft muß sie gedacht werden*).

Wit dieser Auflösung entscheibet sich zugleich das wahre Berhältniß der speculativen und praktischen Vernunft. Beide sind Vermögen der reinen Vernunft, also auf gleiche Weise ursprünglich, auf gleiche Weise a priori. Die Function der speculativen Vernunft ist die Erkenntniß, die der praktischen der Wille; das Object der Erkenntniß ist die sinnliche Welt, das Product des Willens die sittliche; die speculative Vernunft geht auf die Natur, die praktische auf die Freiheit; das Gesetz der Natur ist mechanisch, das der Freiheit moralisch. Wenn diese Bestimmungen sich nur wie Thesis und Untithesis verhalten, so bilden sie eine Untinomie und schließen einander aus, so verhalten sich die speculative und praktische Vernunft als nebengeordnete Arten, als contradictorische Sätze, so bildet die Vernunft keine Einheit, kein Ganzes, sondern sieht im Widerspruche mit sich selbst. Wir sind im Verlause der kritischen Untersuchung

^{*)} Ebendas. I Th. II Buch. II Hptst. II. Kritische Aushebung der Antinomie der pr. Bernunft. — Bd. IV. S. 234—240.

biefer Antinomie in allen ihren Formen begegnet und haben sie Jett liegt sie in ihrer Grundform vor und will überall gelöst. an ber Wurzel gelöst werden. Natur und Freiheit, sinnliche und intelligible Welt, Empirisches und Intelligibles sind einanber nicht coordinirt, sie liegen nicht auf demselben Gebiete, son= bern das Intelligible muß als ber lette Grund bes Empirischen gedacht werben. Das verlangt bie praktische Bernunft. Die speculative Bernunft fann diese Causalverknupfung nicht begreifen, aber auch nicht verneinen; sie verneint ihre Erkennbarkeit, aber erlaubt ihre Denkbarkeit, also kann sie der Forderung der praktischen Vernunft sich nicht widersetzen, sondern ift genöthigt, dieselbe anzunehmen, also dem Gebote ber praktischen Bernunft zu gehorchen. Ihr Berhältniß zur praktischen Bernunft ist also nicht Nebenordnung, sondern Unterordnung. Das Verhältniß ber praktischen Bernunft zur speculativen ift, wie fich Rant ausbrudt, "Primat". Wie sich bas Intelligible zum Empirischen, die Freiheit zur Natur verhält, so wird sich die praktische Bernunft zur speculativen verhalten muffen: nicht als ihr gleichartig ober nebengeordnet, auch nicht als von ihr bedingt und abhängig, sondern, was allein übrig bleibt, als das Princip, von dem die speculative Bernunft selbst abhängt: dieses Berhältniß nennt Kant "Primat der reinen praktischen Bernunft". Der Begriff eines folden Primates ift die lette Auflösung jener Antinomie, die wir im Gebiete sowohl der speculativen als praktischen Wer= nunft, in den Begriffen der Welt und des hochsten Gutes kennen gelernt und zuletzt auf den ursprünglichen Widerstreit der beiden Bernunftvermögen felbst zurückgeführt haben. Um das Ergebniß furz zu fassen: Berstand und Wille sind nicht gleichartige Bermogen, die sich neben einander ordnen, sondern es findet zwi= schen beiden ein Abhängigkeitsverhältniß statt; aber es ift nicht,

5 700

sole bie bagmatifden Metaphellter geglaubt haben, der Berfand, der den Willen mocht, fondern umgefehrt der Bille, ben bem der Berline) abbling! ").

II.

Die Poftulate ber praftifden Bernunft.
Die Gegenflinte ber praftifden Bernunft unterfdeiben fich fo ven benen ber fperulation, bag fie nicht gegeben, foebeen aufgegben find: fie fün nicht Erfenzeteife, foebern Willendeijent; wen bert nach bene nicht fenne, fie find, bedehm fie fallen

gepten (160:) für find night Ordenstuße, fenderen Millenbehörter, man hard von Some night figure, für film, fenderen für film, film gibt der Millenbehür behörbt night in der Erichtung, die der oberheitung, fenderen in dem Millen, der für verweirfallen. Sie flied zusöfende Aufgeben, night gefüllige, die man eben fe gut behen nich nicht beisen fann, fenderen nedenstellige, was den Berematte unseinen der

Das bleift des foll evenfelled serben, siele da Mittel gelt fenn beiden bende, fanten alle troße den underligen geringen beiden bende, fanten alle troße den underligen Eurostriques finig, et ill underlige serbensigh, bet bie flower daspidiert wich, bei Flewerbertheilt ill sied strausgefelde, fanten seratife. Die Beneistidium på beiden gefelde, fanten seratife. Die Beneistidium på bidden der Beneistidium seratifen seratifen sied seratifen seratifen seratifen sied seratifen seratifen sied seratifen seratifen seratifen sied seratifen seratifen

Das hochfte Gut ift ein fittlicher 3med, ber nicht ausgeficen ift ober ein fittliches, von bem Mochanismus ber Ratur-

⁹ Oberbef, I 25, II Sod, II (ppt. III. See ben Brimat ber t. pt. Sern. in ihrer Scotiabung mit ber Speculation. — So. IV. G. 240—43. ursachen vollkommen unabhängiges Vermögen, ohne das Vermögen der Freiheit.

1. Unfterblichfeit ber Geele.

Das höchste Gut verbindet mit der vollendeten Sittlichkeit die vollendete Glückfeligkeit; und zwar foll es die Sittlichkeit fein, der die Glückfeligkeit folgt. Alfo ist die oberste Bedingung des höchsten Gutes die vollkommene Tugend. Sittlichkeit ist pflichtmäßige Gefinnung; vollendete Sittlichkeit ift die vollkom= men lautere Gesinnung, die von den selbstsüchtigen Trieben der finnlichen Natur ganz frei ist; sie wäre nicht ganz frei, wenn sie beren Ungriff und Bersuchung noch zu fürchten hätte, sie muß auch von der Verlockung frei sein: in dem Zustande einer solchen Freiheit ist der Wille mehr als tugendhaft, er ist heilig. Die Augend ist ber angestrengte Rampf, ber errungene Sieg über die Reigung. Unter ben fortwährenden Anfechtungen des irdi= schen Lebens, das die sinnlichen Triebe nicht los wird, will der Rampf zwischen Pflicht und Neigung immer wieder erneut werben; es giebt hier keinen letten, dauernden Sieg; die absolute Lauterkeit der Gefinnung, diese erste nothwendige Bedingung zur Verwirklichung bes höchsten Gutes, ist in dem irdischen Leben nicht zu erreichen. Sie kann überhaupt in keinem begrenzten Zeitraume erreicht werben. Die Lösung bieser sittlichen Aufgabe ist nur in einer Ewigkeit möglich: also verlangt bas höchste Gut, wenn es durch den menschlichen Willen verwirklicht werden soll, die unendliche Fortdauer des menschlichen Daseins ober die Unsterblichkeit ber Geele*).

^{*)} Ebendas. I Th. II Buch. II Hptst. IV. Die Unsterblichkeit ber Seele als ein Postulat der r. pr. Vern. — Bb. IV. S. 243—245.

2. Das Dafein Gottes.

Das höchste Gut besteht in ber vollendeten Glückseligkeit vermöge der vollendeten Sittlichkeit; die Beiligkeit soll die Selig= keit zur Folge haben, zur nothwendigen Folge. Der Sittlich= feit soll bie Glückfeligkeit proportionirt fein. Die Sittlichkeit besteht nur in der Gesinnung; die Glückseligkeit betrifft ben ge= fammten Lebenszustand, ber felbst einen Theil bes gesammten Weltzustandes ausmacht. Die Gesinnung richtet sich bloß auf das Geset; das Gesets verheißt und weder Glückseitgeit noch nimmt es von sich aus Rucksicht auf die außere Ordnung der Dinge. Und boch foll zwischen Gefinnung und Beltorb = nung ein nothwendiger Busammenhang stattfinden: eine Barmonie, worin sich der Welt = und Lebenszustand nach der mora= lischen Gefinnung richtet. Diefer Zusammenhang soll sein. Also muß auch die Bedingung eristiren, unter der allein ein solcher Zusammenhang möglich ift. In uns kann diese Bedingung nicht enthalten sein; wir haben die Welt und Natur nicht gemacht, also auch nicht so gemacht, daß sie in ihrem Gange der moralischen Gesinnung gerecht wird. Diese Bedingung kann nur bie Urfache ber Welt selbst sein, eine solche Welturfache, die gemäß ber moralischen Gesinnung handelt, also eine intelligente Weltursache, ein moralischer Welturheber, mit einem Worte Gott, in dem sich Beisheit, Beiligkeit, Seligkeit vereinigen. Dhne Unsterblichkeit ift die sittliche Vollendung unerreichbar, die zur Seligkeit führt. Dhne Gott ist die Weltordnung unmöglich, in welcher aus der Sittlichkeit die Glückseligkeit hervorgeht. Das höchste Gut verwirklichen heißt: 1) nach der moralischen Bollkommenheit streben, 2) bieselbe erreichen, 3) badurch ber Geligkeit würdig und theilhaftig werden, als einer nothwendigen Folge

Total Crist

ber vollenbeten Tugend. Dhne Freiheit kann die moralische Bollkommenheit nicht erstrebt, ohne Unsterblichkeit der Seele nicht erreicht werden, ohne Gott giebt es überhaupt keinen durch die Lauterkeit der Gesinnung bedingten Zustand der Glückseligkeit, kein Verhältniß, in welchem die Glückseligkeit von der Tugend abhängt*).

3. Bernunftglaube.

Die moralische Vernunft forbert ben Begriff des höchsten Gutes, die Verwirklichung beffelben, die Bedingungen, unter benen allein jenes Gut verwirklicht werden kann: sie verlangt bas Bermögen ber Freiheit, die Unsterblichkeit ber Seele, bas Dasein Gottes; sie behauptet die Realität dieser Ideen, weil sie nothwendig find zur Verwirklichung des höchsten Gutes. Diefe Behauptung ift fein Erkenntnigurtheil, fein theoretischer Sat, sondern eine moralische Forderung, ein praktisches Postulat. Das höchste Gut zu verwirklichen, ist unser höchster 3weck; die Bedingungen anzunehmen, unter benen jene hochste Aufgabe gelöft werben kann, ift ein nothwendiges Bedürfniß unserer Bernunft. Die Behauptungen, die sich auf ein solches Bernunft= bedürfniß gründen, sind Postulate. So postuliren wir das Bermogen ber Freiheit, Die Unsterblichkeit ber Geele, bas Da= fein Gottes. Bedürfnisse find nicht Pflichten. Pflicht ift allein bas moralische Handeln. Man kann moralisch handeln, ohne bestimmte Gate anzunehmen, fei es theoretisch ober praktisch, fei es bejahend oder verneinend. Es giebt keine Pflicht, etwas zu glauben oder nicht zu glauben. Es giebt nur die eine Pflicht, moralisch zu handeln. Wenn mit dieser Pflicht gewisse Unnah-

^{*)} Ebendas. I Th. II Buch. II Hptst. V. Das Dasein Gottes als ein Postulat ber r. pr. Bern. — Bb. IV. S. 245—254.

men ober Glaubensüberzeugungen zusammenhängen, so ist es nicht der Glaube, auf den sich die Pflicht, sondern umgekehrt die Pflicht, auf die sich der Glaube gründet.

Jene Postulate der moralischen Vernunft sind Ueberzeugunzen nicht aus Pflicht, sondern aus Bedürsniß. Aber dieses Bedürsniß gründet sich nicht auf eine zufällige Neigung oder Liebschaberei, sondern auf die Versassung der moralischen Vernunft selbst und ist daher, wie diese, allgemein und nothwendig. Wenn daher Wizenmann dem kritischen Philosophen entgegenhielt, daß Bedürsniß nach einem Objecte nicht die Ueberzeugung von der Wirklichkeit jenes Objects begründen könne, so hatte er Necht in Vetress aller Neigungsbedürsnisse, und Kant hatte Recht, wenn er seine Postulate dagegen verwahrte. Sie sind nicht Neigungssondern Vernunftbedürsnisse*).

So allgemein und nothwendig, wie die Vernunft selbst, sind ihre Bedürfnisse, sind die Postulate, die sich auf diese Bedürfnisse gründen. Nun verstehen wir unter objectiver Realität im Sinne der kritischen Philosophie nichts anderes als nothwenzige und allgemeine Geltung. In diesem Sinne beanspruchen die Postulate der praktischen Vernunft objective Realität.

Hier erweist sich der Primat der praktischen Vernunft in seiner Machtvollkommenheit. Die praktische Vernunft entscheisdet, was die speculative nicht zu entscheiden vermochte. Die speculative Vernunft konnte die Wirklichkeit (objective Realität) der Ideen weder bejahen noch verneinen; sie konnte nur deweisen, daß diese Realität auf rationalem Wege nie zu erkennen, nie zu beweisen sei; sie konnte nur alle dafür aufgebrachten Beweise widerlegen. In der speculativen Vernunft blieben die Ideen

^{*)} Ebendas. I Th. II Buch. II Hptst. VIII. Vom Fürwahrhalsten aus einem Bedürfnisse der r. Bern. — Bb. IV. S. 268 Anmerkg.

unübersteigliche Grenzbegriffe, unauflösliche Probleme. Diese Probleme löst die praktische Bernunft. Sie löst dieselben in positiver Weise. Diese positive Auflösung sind die Postulate.

Im Sinne der speculativen Vernunft konnte von der Seele nie erkannt werden, daß sie beharrlich, also auch nicht, daß sie unsterblich sei; alle dahin zielenden Beweise waren Paralogismen. Die praktische Vernunft beweist die Unsterblichkeit, ihr Beweistist moralisch. Sie ist genöthigt, dieselbe zu postuliren. Dasselbe gilt von der Freiheit, von dem Dasein Gottes. In der speculativen Vernunft bleibt die Freiheit problematisch, in der praktischen wird sie kategorisch. In der speculativen Vernunft ist das Dasein Gottes ein Ideal, in der praktischen wird dieses Ideal eine Realität.

Postulate find nicht Erkenntnigurtheile. Sie find Ueber= zeugungen aus Bernunftbedürfniß, nicht aus Berftandesbegriffen. Als Berftanbeseinfichten waren fie theoretische Dogmata, Erklä= rungen über die Natur und das Wesen der Dinge; als solche Erklärungstheorien sind sie nichts als schwankende, unsichere, unzureichende Hypothesen, ohne eigentlichen wissenschaftlichen Werth, ohne alle Gewißheit. Wir haben von dem Vermögen ber Freiheit, der Unsterblichkeit ber Seele, dem Dasein Gottes keine andere als eine moralische Gewißheit. Diese Gewißheit ist keine Berstandeseinsicht, also kein Wissen; sie ist nicht bloß annähernde, sondern vollkommene Gewißheit, also nicht bloß Meinung, fondern Ueberzeugung: fie ift Glaube, ein Glaube, ber sich auf praktische Vernunft grundet, also reiner Bernunft= glaube ober praktischer Glaube. Der Gegenstand dieses Glaubens ist das ewige Leben und Gott als der moralische Urheber und Gesetzgeber der Welt. Im Geiste Dieses Glaubens werden also auch die sittlichen Gesetze als göttliche Gebote gelten durfen. Go

werden die Pflichten Glaubensobjecte. Die Pflicht als Triebfeber bes Willens bilbet ben Inhalt und Charafter ber Sittlich: keit; die Pflicht als Gegenstand des Glaubens (als göttliches Gebot) bildet den Inhalt der Meligion innerhalb der bloßen Bernunft. Hier ift der Punkt, wo der Unterschied und Zusammen: hang zwischen der moralischen und religiösen Gemüthsverfassung einleuchtet, wo aus der praktischen Bernunft die Religion ber= vorgeht, und die Sittenlehre in die Religionsphilosophie über-Nicht der Glaube wird zum Inhalte der Pflicht, sondern die Pflicht wird zum Inhalte bes Glaubens. Die sittliche Geltung ber Pflichten ist nicht bedingt durch die religiöse, sondern Richt weil sie göttliche Gebote sind, gelten sie als umgekehrt. Pflichten, sondern weil sie Pflichten sind, werden sie geglaubt als göttliche Gebote. Wenn bie Sittenlehre von der Glaubenslehre abhängt, so ist eine solche Sittenlehre theologische Moral; wenn bagegen die Glaubenslehre von der Sittenlehre abhängt, so ist eine solche Glaubenslehre Moraltheologie. Es leuchtet schon jett ein, daß die fritische Philosophie nie theologische Moral, sondern nur Moraltheologie einräumen und geben kann *).

III.

Methobenlehre. Die fittliche Erziehung.

Die Grundprobleme der Sittenlehre sind gelöst. Die beis den Factoren, deren Product die Sittlichkeit bildet, sind in ihrer Ursprünglichkeit dargethan und festgestellt: das Sittengesetz und der reine Wille, der Pflichtbegriff und das Vermögen der Pflichtserfüllung. Der Angelpunkt der gesammten kantischen Moral liegt in dem Begriffe der Pflicht. Damit in der Kritik der prak-

^{*)} Gbendas. I Th. II Buch. II Hptst. VI — VIII. — Bd. IV. S. 254—270.

tischen Vernunft dieselbe Architektonik herrsche, als in ber Kritik ber reinen, wird ber Elementarlehre noch eine Methodenlehre hin= Methode ist wissenschaftliche Form, Darstellungs: zugefügt. Die Methodenlehre der praktischen Philosophie frägt: weise. welches ist die richtige Urt, den Pflichtbegriff barzustellen? Diese Frage hat eine praktische Bebeutung und verlangt deghalb eine praftische Untwort. Die einzige Form, bie ber Pflicht entspricht, bie einzige Gestalt, in ber sich die Pflicht wahrhaft ausdrückt, ift die pflichtmäßige Gefinnung ober ber sittliche Charafter. Ginen folchen Charafter zu bilben, ift die Aufgabe des moralischen Unterrichts, der sittlichen Erziehung. Was die Methodenlehre in der Kritik der praktischen Bernunft will, das leistet nicht die Philosophie, sondern die Pädagogik, und die richtige moralische Bildung ift die hochste padagogische Leistung. Kant hat an dieser Stelle für die sittliche Erziehungskunft die Grundzüge entworfen, wie sie der Beist seiner Philosophie fordert. Es soll die mensch= liche Natur moralisch, die Pflicht in ihrer ganzen Strenge und Reinheit lebendig gemacht und in der Gefinnung erweckt werden. Darum bilbe man vor allem ben moralischen Sinn in ber Beur= theilung bes menschlichen Handelns. Jebe Handlung gelte nur nach ihrem moralischen Werth, dieser werbe nur nach dem Maß= stabe ber Pflicht beurtheilt und anerkannt. Man lerne zuerst in feiner Beurtheilung fremder Handlungen die moralische Triebfeber von den felbstsüchtigen Motiven so scharf und genau als möglich unterscheiden, damit man sie eben so genau und peinlich in dem eigenen Handeln unterscheide und sich nie überrede, die Selbstsucht, wie fein und tief verborgen sie sei, konne jemals moratisch handeln. In dieser Unterscheidung der sittlichen Trieb: federn werde das moralische Urtheil geübt und baburch ber mora= lische Sinn geweckt, bis es bem Menschen zur zweiten Natur

wird, fich und andere mit dem Mage ber Pflicht zu meffen. Jebe Handlung gelte nur nach ihrer Pflichtmäßigkeit; die pflicht= mäßige Handlung gelte nie, als ob fie bas Dag ber mensch= lichen Natur übersteige, als ob sie ein ganz besonderes Berdienst ober gar überverdienstlich ware. Sie ift nur richtig. Wenn fie um der Pflicht willen geschehen ift und aus keinem anderen Grunde, so ift sie nicht anders als sie sein soll. Man billige die sittliche Handlungsweise, aber nobilitire fie nicht. Das Ge= rede von sogenannten ed len Handlungen ist unklar und schäd: lich, es lenkt ben moralischen Sinn vom richtigen Wege ab und führt ihn ber Eitelkeit zu, statt ihn in ber einfachen pflichtmäßis gen Gefinnung zu bestärken. Man prufe die Sandlungen genau und bewundere sie nicht vorzeitig, errege nicht flüchtigen Enthusiasmus und eilige Gefühle, die mit dem Augenblicke kommen und gehen, die höchstens gute Unwandlungen find, aber nicht dauernbe Gefinnung werden. Nichts ist schlimmer, als ben gesunden, moralischen Sinn in Gefühlsschwärmerei verwandeln. Das ist sehr leicht, aber auch ganz nuplos und unfruchtbar; es ist vielmehr schädlich. Denn eben baburch wird bem moralischen Sinn alle jene Festigkeit, Sicherheit und Klarheit genommen, bie ihm angewöhnt werden soll, und ohne welche er selbst niemals reif, lebensfähig, thatkräftig wird.

Es giebt Beispiele, in denen sich Tugend und pflichtmäßige Gesinnung gleichsam vorbildlich verkörpern. Solche Beispiele benutze die sittliche Erziehung, setze sie in das richtige und wirkzame Licht, damit sie dem Zöglinge fruchtbar und erhebend einzleuchten. Die Tugend erscheint um so reiner, je größer und schwerer die Opfer sind, die um ihretwillen gebracht werden. Die Pflichterfüllung ist leicht, wenn sie nichts kostet. Es ist wenig, wenn man um der Pflicht willen den Lohn verschmäht,

ben die pflichtwidrige Handlung einträgt. Es ist mehr, wenn man um der Pflicht willen auch die Verluste hinnimmt, welche die pflichtmäßige Handlung herbeiführt. Und je schwerer, schwerz-licher diese Verluste sind, je näher sie das Gemüth selbst treffen, um so reiner erscheint die so erkämpste Tugend. Die ächte probe-haltige Tugend erscheint im Leiden. Hier ist es, wo sich die selztenen und erhebenden Beispiele sinden, die man dem heranreisenzen moralischen Sinne zum Vorbilde geben barf. In diesem Triumphe über die Natur offenbart sich der Mensch in seiner sittzlichen Würde, in seiner moralischen Geistesfreiheit*).

IV.

Sinnenwelt und Sittengefes.

Der Mensch ist Glied zugleich ber sinnlichen und intelli= gibeln Welt. Die Sinnenwelt ift sein Gegenstand, die fittliche ift sein Product; jene ist eine Aufgabe ber menschlichen Erkennt= niß, diese eine Aufgabe des menschlichen Willens; dort hat die speculative, hier die praktische Vernunft ihren Spielraum. Der Wille ift unabhängig von der Erkenntniß, wie bas Sittengeset unabhängig vom Naturgefet. Doch kann in einer gewissen Rudficht die Erkenntniß der Sinnenwelt selbst einen auf unsere moralische Unlage gunstigen Einfluß ausüben. Das Sittengesetz bemuthigt die menschliche Selbstliebe, das sinnliche Selbstgefühl. Wenn es ein Naturgesetz giebt, bem gegenüber ber Mensch als lebendiges Geschöpf sich unendlich klein erscheint, so wirkt diese Erkenntniß in einer bem Sittengesetz analogen Beise auf bas mensch= Was uns als sinnliche Wesen demüthigt, liche Selbstgefühl. bas erhebt uns als geistige Wefen. So bemüthigend und so er: hebend wirkt auf die menschliche Natur die Sinnenwelt im



^{*)} Sbendas. II Theil. Methodenlehre. — Bd. IV. S. 273—287. Fischer, Geschlichte der Philosophic IV. 2. Auft. 12

Großen, ber unermegliche Weltbau, die Unschauung des Firmaments und die Erkenntniß seiner ewigen Gesetze. Dinge," sagt Kant, "erfüllen das Gemuth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhal= tender sich das Nachdenken damit beschäftigt: ber gestirnte Sim= mel über mir und das moralische Gefet in mir. Der erftere Un= blick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wich= tigkeit als eines thierischen Geschöpfs, das die Materie, baraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkte im Beltall) wie: ber zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit lebender Kraft versehen gewesen. Der zweite bagegen erhebt meinen Werth als einer Intelligenz unendlich burch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit und felbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus ber zwedmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen biefes Lebens eingeschränkt ift, sonbern in's Unendliche geht, abnehmen läßt."

Zehntes Capitel.

Der Rechtsbegriff. Privatrechtslehre.

I. Der Rechtsbegriff.

1. Rechts = und Tugenbpflichten.

Die menschliche Bernunft ist die Quelle einer doppelten Gesetgebung, der natürlichen und sittlichen. Der Verstand ist der Gesetzeber der Natur, der Wille oder die praktische Vernunft ist der Gesetzgeber der Freiheit. Jedes Gesetz ist als solches der Mus= druck einer ausnahmstosen Nothwendigkeit, aber diese Nothwenbigkeit selbst ist nach ber Natur bes Gesetzes verschieden. Eine andere ist die mechanische, eine andere die moralische Nothwen-Naturgesetze muffen befolgt werben; Freiheitsgesetze follen befolgt werben, sie gelten für ein Bermögen, welches sie nicht zwingen, sondern nur verpflichten können. Es ift also mög= lich, daß sie auch nicht befolgt werden. Die Veränderungen und Begebenheiten in der Natur find immer gesetymäßig; die mensch= lichen Handlungen sind es nicht immer, fie können mit den Sit= tengesetzen übereinstimmen ober nicht. Im ersten Kalle sind sie geset = oder pflichtmäßig. Aber weil die pflichtmäßigen Sand= lungen frei oder willkurlich sind, fo steht es bei ihnen, aus welchen Triebfedern sie das Gesetz erfüllen. Die Handlung kann gesetzmäßig sein, ohne daß auch die Triebseder es ist. In diesem Fall ist das Gesetz nur der Inhalt, nicht die Form und Gesinnung der Handlung; in diesem Fall ist die Uebereinstimmung zwischen Gesetz und Handlung eine völlig äußere. Wenn die Handlung das Gesetz äußerlich erfüllt, gleichviel aus welchen Beweggründen, so ist sie nichts weiter als legal. Wenn sie es erfüllt um des Gesetzes willen, bloß aus Achtung vor dem Gesetz, so ist sie moralisch. Wir haben den Unterschied der Legalität und Moralität schon früher aus dem Begriffe des Freiheits: und Sittengesetzs abgeleitet und erklärt. Hier theilt sich die Sittenlehre in zwei verschiedene Gebiete, die wir näher untersuchen müssen, um das Gebäude zu vollenden.

Die Sittengesete sind stets dieselben, aber ihre Gesetgebung unterscheibet sich in äußere und innere: jene geht bloß auf die Handlung, völlig unbekümmert um beren Gesinnung und Triebfeber, diese richtet sich auf die Gesinnung; die erste ist juridischer, bie zweite moralischer Urt. Die Freiheitsgesetze find insgesammt Pflichten. Die moralische Pflichterfüllung verlangt immer die pflichtmäßige Gesinnung. Aber es giebt Pflichten (Freiheitsge= setze), die abgesehen von der Gesinnung äußerlich erfüllt werden können und sollen; es giebt andere, beren Erfüllung nur durch die Gesinnung möglich ist. Mit anderen Worten: gewisse Pflich= ten können burch legale Handlungsweise erfüllt werden, die übri= gen nur durch moralische. Es ist Pflicht, einen abgeschlossenen Vertrag zu halten; es ist Pflicht, ben Nächsten zu lieben. Die erste Pflicht läßt sich legal (abgesehen von der Gesinnung) erfül= len, die zweite bagegen nur moralisch, nur burch die Gesinnung. Wir wollen die Pflichten der ersten Urt "Rechtspflichten", die ber zweiten "Tugendpflichten" nennen. So wird fich die Metaphysik der Sitten in eine Rechts: und Tugendlehre unterscheiden ("metaphysische Anfangsgründe der Rechts: und Tugendlehre") *).

Das Princip der gesammten Sittenlehre besteht in dem Gesfetz und Vermögen der Freiheit. Ohne dieses Vermögen giebt es keine Verbindlichkeit, und ohne diese weder Rechte noch Tuzgenden. Dieß hatte Kant schon früher in seiner Beurtheilung von Schulze's deterministischer Sittenlehre mit der größten Bestimmtheit ausgesprochen **).

2. Positive und rationale Rechtelehre.

Wir handeln zunächst von der Rechtslehre. Sie unterscheisdet sich, wie überhaupt unsere Erkenntniß, in reine und empirische, rationale und historische Rechtswissenschaft; die erste ist philosophisch, die zweite gelehrt. Die Rechtsgelehrsamkeit hat zu ihrem Gegenstande die positiven Bestimmungen, welche die Gezsetzgebung an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten festgesetzt und rechtsgültig gemacht hat: das geschichtlich gewordene positive Recht. Wenn man die Frage stellt, was unter gegebenen Bedingungen Rechtens ist, so antwortet hierauf allein die empirische Rechtskunde. Eine andere Frage ist die der rationalen Rechtslehre: "was ist Recht?" Wir haben es hier lediglich mit den rationalen Rechtsbegriffen zu thun.

Das rationale oder natürliche Recht ist allein auf die Vernunft gegründet. Wie folgt aus der praktischen Vernunft, aus dem Vermögen der Freiheit das Recht? Die persönliche Freiheit



^{*)} Metaphysik ber Sitten. I Th. Met. Anfgegr. ber Rechtslehre. Einleitg. III — Bd. V. S. 17 flgb.

^{**)} Necension von Schulz's Versuch einer Einleitung zur Sittens lehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religion. 1783. Bb. V. S. 337 flgd.

ift, formell betrachtet, die Billfur ober bas Bermögen ber ein= zelnen Person, nach ihrem Gutdunken zu handeln, so weit ir= gend ihre Macht reicht. Davin liegt die durch nichts gehinderte Möglichkeit, daß sich die Freiheitssphären der verschiedenen Per= sonen in ihrer Wirksamkeit gegenseitig stören, feindlich gegen ein= ander gerathen, bas geordnete Zusammensein und dadurch die Freiheit jedes Einzelnen gefährden und aufheben. Darum verlangt das Freiheitsgesetz, wenn es nicht sich selbst widersprechen foll, daß die Willfür jedes Einzelnen sich bem Underen gegenüber in die richtigen Grenzen einschließe, bag feiner die Freiheit des Anderen verlete. So wird die personliche Freiheit in jedem Ein= zelnen mit einer Richtschnur umgeben, innerhalb beren sie eine gesicherte Sphäre beschreibt und ausfüllt. Diese Sphäre ift ihr Recht; die Unerkennung und Bewahrung der fremden Freiheit ist ihre Pflicht. Ohne diese Pflicht giebt es kein Recht, ohne Recht überhaupt feine Freiheit. Erft in dieser Form stimmt Die Freiheit mit fich felbst überein. Darum muß die Freiheit bas Rechtsgesetz fordern. Das Recht ist ein nothwendiges Postulat ber praktischen Vernunft. Die kantische Erklärung sagt: "bas Recht ist der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Will= für des Einen mit der Willfür des Underen nach einem allgemei= nen Gesetze ber Freiheit zusammen vereinigt werden kann *)."

3. Recht und 3mang. Enges und weites Recht.

Daraus erhellt, wie das Recht vernünftigerweise verstanden sein will. Es ist ein Verhältniß zwischen Personen, ein gegensseitiges Verhältniß, weil jede Seite der anderen gegenüber zus gleich berechtigt und verpflichtet ist; dieses Rechtsverhältniß ist

^{*)} Metaph. Anfgsgr. ber Rechtslehre. Einl. in die Nechtsl. §. A. §. B. — Bd. V. S. 29—30.

rein äußerlich, die Seiten desselben sind nicht die Gesinnungen, sondern die Willfür der Personen; ich habe kein Recht, daß der Andere gegen mich so oder anders empfinde, diese oder jene Gessinnung hege, ich habe lediglich darauf ein Necht, daß der Andere seine Willfür der meinigen gegenüber so weit beschränkt, daß er in die Sphäre meiner Freiheit nicht verletzend eingreift. Aus welchen Gesinnungen er diese Verbindlichkeit befolgt, ist dabei ganz gleichgültig; die inneren Triebsebern kommen dabei in keiznerlei Betracht. Das moralische Gesetz verlangt, daß die Rechtsepssicht erfüllt werde, weil sie Pslicht ist, aus keiner anderen Triebseber; das Rechtsgesetz selbst macht diese Forderung nicht, ihm geschieht genug mit der äußeren Ersüllung.

Das Freiheitsgefet gebietet die Rechtserfüllung, bie vollfommen punktliche und genaue; es verbietet mit berfelben Strenge die Rechtsverletzung ober bas Unrecht. Soll bas Freiheitsgeset, wie es die praktische Vernunft verlangt, unbedingt gelten, so muß jedes Hinderniß aus dem Wege geräumt, die Rechtserfüllung muß erzwungen, die Rechtsverletzung ober bas Unrecht fraftlos gemacht, das Recht in allen Fällen wiederhergestellt werden Meußere Handlungen find um ihrer greifbaren Natur willen er: zwingbar; fie muffen es fein im Interesse bes Rechts; wenn fie es nicht wären, so könnten die rechtmäßigen Handlungen auch unterbleiben, fo hatte bie Rechtsverletzung offenen Spielraum, und niemand könnte zu solchen Handlungen verpflichtet, niemand berechtigt sein sie zu fordern. Das Recht wäre dann ohne alle Kraft, ein machtloses Wort; bas Freiheitsgeset ware bann ohne alle Geltung. Das Recht, wenn es im Ernfte Recht fein foll, muß die Befugniß zu zwingen in sich schließen; es ist nur bann wirklich Recht, wenn es zugleich 3wangsrecht ift. Die Befugniß zu zwingen ist barum nicht auch die Verbindlichkeit zu zwin=

200010

gen. Die Besugniß ist ein Recht, das ich ausüben darf, wenn ich will, bessen Ausübung ich auch unterlassen darf, wenn es mir so beliebt; dagegen die Verbindlichkeit zu zwingen darf nicht unterlassen werden. Huseland hatte in seinem "Versuch über den Grundsatz des Naturrechts" den obersten Zweck der Rechtsgesetze in die Vervollkommnung der Menschheit gesetzt, und in Rücksicht auf diesen Zweck erschien ihm jedes Hinderniß als etwas, dessen Vernichtung nicht unterlassen werden dürse, jede Besörderung als etwas, das im Nothfall erzwungen werden müsse. Daher galt ihm das Zwangsrecht nicht bloß als Besugniß, sondern als Pflicht. Das war der Punkt, den Kant in seiner Kecension Huseland's besonders hervorhob und angriss.

Die Erzwingbarkeit unterscheibet das Recht von der Zugend, die juridische Pflicht von der moralischen; sie macht das Recht im eigentlichen und engen Verstande, das "stricte Recht". Bo das Zwangsrecht aushört, da ist auch die eigenthümliche Rechts-grenze; jenseits dieser Grenze kann von Necht nicht mehr oder nur im uneigentlichen und weiten Verstande geredet werden. Benn meine Rechtsansprüche nicht im genauen Sinne erzwingdar sind, so habe ich eigentlich nicht das Recht, sondern nur die Billigkeit für mich, vorausgesetzt, daß jene Unsprüche in der Natur der Sache begründet sind. Benn ich einen Zwang ausübe, wozu ich im genauen Verstande nicht berechtigt bin, den ich im Mozmente der Gesahr, im Interesse der Selbsterhaltung, ohne rechtswidrige Absicht ergreise, so ist mein Zwang nicht durch das Recht, sondern durch die Noth begründet, nicht Zwangsrecht, sondern Nothwehr. Eine solche Nothwehr z. B. übt der Schissendern Rothwehr.

^{*)} Necension von Gottl. Huseland's Versuch über den Grundsatz bes Naturrechts. 1786. — Bd. V. S. 361. — Egl. Rechtslehre. Einl. §. D.

brüchige, ber mit dem letzten Aufwande von Kraft dem Unglücksgefährten das letzte Rettungsmittel entreißt. In der Bereinigung
von Recht und Iwang besteht das enge Recht ("jus strictum"), in
der Trennung beider das weite ("jus latum"). Recht ohne Iwang
ist Billigkeit, Iwang ohne Recht ist Nothwehr; der Sinnspruch
der Billigkeit heißt: "das höchste Necht ist das höchste Unrecht
(summum jus summa injuria);" der der Nothwehr: "Noth
kennt kein Gebot (necessitas non habet legem)." Kant nennt
dieses weite Recht ein zweideutiges, weil sich hier über die Natur des Rechts das moralische und juristische Urtheil trennen ").

Der Inbegriff aller Rechtspflichten läßt sich in folgende drei einfache Vorschriften zusammenfassen: "wahre dein persönliches Recht, verletze kein fremdes; befördere, so viel an dir ist, die Gerechtigkeit, die jedem das Seine sichert!" Kant vergleicht diese Formeln mit den bekannten Sähen Ulpians: "honeste vive, neminem laede, suum cuique tribue**)!"

4. Privates und öffentliches Recht. Ursprüngliche und erworbene Rechte.

Das Rechtsverhältniß ist nur zwischen Personen möglich. Run können sich Personen zu einander verhalten entweder als einzelne zu einzelnen oder als Glieder eines Gemeinwesens. Us Privatpersonen bilden sie die natürliche, als Glieder des Gemeinzwesens die bürgerliche Gesellschaft. So wird sich auch das Rechtszerhältniß in ein privates und öffentliches (bürgerliches) untersscheiden. Das Privatrecht umfaßt diesenigen Rechte, die inners

5 300lc

^{*)} Ebendas. S. E. Anhang zur Einl. in die Rechtst. Bom zweis beutigen Necht (jus aequivocum) I u. II.

^{**)} Ebendas. Eintheilung der Rechtslehre. A. Allgem. Einth. der Rechtspflichten.

halb ber natürlichen Gesellschaft (im Zustande, wo sich die Personen als einzelne zu einander verhalten) gehabt oder erworben werden können, während das bürgerliche Recht nur auf der staatlichen Grundlage stattsindet und der Person nur als Glied des politischen Gemeinwesens zukommt.

Man sieht leicht, daß auch das Privatrecht zu seiner formellen Bollendung der staatlichen Grundlage bedarf. Denn zur Rechtsvollkommenheit ist durchaus die unverletzliche, im äußersten Fall erzwingbare Geltung nothwendig. Diese Geltung sichert allein das öffentliche, mit der Gewalt bekleidete Gesetz. Nur im Staate verbindet sich mit dem Recht die erforderliche, unwiderssiehliche Macht. Ohne diese Unterstühung giebt es kein strictes und darum kein vollkommenes Recht. In der natürlichen Gesellschaft sind und gelten alle Rechte nur provisorisch; erst der Staat macht sie "peremtorisch".

Man hat die Rechte in Betreff ihrer Entstehung in ursprüngliche ober angeborene und abgeleitete ober erworbene unterschieden. Im genauen Verstande sind alle Rechte erworben, benn sie sind Berhältnisse, die durch den Willen gemacht werden, sie sind will= kürliche und äußere Verhältnisse, die Personen gegenseitig schlie= Hier kann von einer angeborenen Beschaffenheit nicht die Rede sein. Will man body von angeborenen Rechten reden, so läßt sich barunter nichts anderes verstehen, als die Bedingung, ohne welche überhaupt keine Rechte erworben werden können, b. i. die Rechtsfähigkeit, die Unabhängigkeit des personlichen Daseins, bie moralische Existenz. Dazu ist die Anlage freilich durch die Natur gegeben. Will man die Personlichkeit und ihr Dasein selbst ein Recht nennen, so ist dieses das einzige ursprüngliche Man sollte fie besser als das Rechtsver: ober angeborene Recht. mögen, als die Bedingung bezeichnen, unter ber überhaupt Rechte

möglich sind: eine Bebingung, die sich zur Thatsache bes Nechts ähnlich verhält, wie die Vernunftformen der Sinnlichkeit und bes Verstandes zur Thatsache der Erkenntniß*).

II.

Das Privatrecht.

1. Das Recht als intelligibler Befis.

Jedes private Recht sest ein Object voraus, worauf es sich bezieht, worin es besteht, ein Object, das wir zunächst understimmt lassen, von dem nur so viel einleuchtet, daß es der privaten und darum ausschließenden Sphäre der persönlichen Willskür angehört. Die Willkür einer Person verbindet sich mit irzgend einem Objecte auf eine äußere und ausschließende Weise. Wir wollen diese äußere Verbindung mit dem Worte "haben" bezeichnen. Jedes Privatrecht ist ein Haben, und zwar ein Haben ausschließender Art; was die eine Person hat, hat eben darum die andere nicht. Das ausschließende Haben macht den Unzterschied von Mein und Dein; in diesem Unterschiede besteht der Besit. Was ich besitze, davon habe ich den alleinigen Gebrauch, der jeden fremden ausschließt.

Jedes private Recht ist Besitz. Man brückt sich ungenau aus, wenn man von einem Recht auf Besitz redet; das Recht selbst ist der Besitz. Freilich ist nicht jeder Besitz auch Recht. Was ich in meiner Hand halte, in meiner physischen Gewalt habe, das ist darum noch nicht im rechtlichen Sinne mein. Man muß den physischen Besitz vom rechtlichen, die bloße Inhabung (detentio) vom wirklichen Eigenthum unterscheiden. Worin besseht der rechtliche Besitz, und wie ist er möglich? Das ist die

^{*)} Ebendaselbst. Eintheilung der Nechtslehre. B. Allg. Einth. der Rechte.

kritische Grundfrage der rationalen Rechtslehre in Betreff des Privatrechts.

Rant nennt ben rechtlichen Besitz im Unterschiede vom sinnlichen den "intelligibeln Besity". Er ist intelligibel, weil er un= abhängig ift von den finnlichen Bedingungen bes habens. Et= was ist im rechtlichen Sinne mein, wenn ich es habe, obwohl ich es nicht halte; wenn das mir zugehörige Object, wo es auch ist, jeden fremden Gebrauch ausschließt; wenn jeder Undere die Verbindlichkeit hat und anerkennt, meinen Besit nicht zu ftoren. Diese Berbindlichkeit auf Seiten ber anderen Personen macht meinen Besitz rechtlich. Was also ben Besitz im rechtlichen Sinne ermöglicht, was den bloßen Besitz in Eigenthum verwanbelt, bas ist die Einstimmung und Anerkennung aller in Rucksicht des Mein und Dein: es ist nicht die einseitige, sondern die vereinigte Willfür, die den Besit jum Gigenthume macht. Dhne biese Bereinigung findet entweder gar fein Besit ftatt oder nur eine physische Inhabung, die kein Recht ist. Als rechtlicher Besiger habe ich die Sache, auch wenn ich sie nicht inhabe; als unrechtmäßiger Besitzer habe ich die Sache nicht, auch wenn ich sie inhabe. Wenn man den zufälligen Inhaber, der die Sache nimmt, ohne sie zu besitzen, ben Besitzer im Unterschiede vom Eigenthumer nennt, so erklärt man bas Recht in einer Sache ("jus in re, jus reale") ganz richtig durch die gewöhnliche Formel: "es sei das Recht gegen jeden Besitzer berselben." In der Anerkennung bes fremden Besitzes legt sich jeder die Verbindlichkeit auf, die Sache nicht einseitig zu ergreifen ober zu gebrauchen; jeder begiebt sich des Rechts auf diese Sache, beren ausschließenden Befit er dem Anderen zugesteht. Dieser Act aber, wodurch die Nichteigenthümer ihre Willkür von der Sache ausschließen, sett offenbar einen Zustand voraus, worin kein einziger Wille von

irgend einer Sache ausgeschloffen ift, also einen urfprünglichen Gesammtbesig, eine "communio possessionis originaria". Wenn nämlich erst durch die rechtliche Unerkennung des fremben Besitzes jeder sich zum Nichteigenthumer der bestimmten Sache macht und gleichsam bazu verpflichtet, fie nicht zu besitzen, fo muß jeder vorher einen Mitbesitz der rechtlichen Möglichkeit nach gehabt haben. Dhne einen solchen ursprünglichen Gesammtbesit ift das Privateigenthum unmöglich. Natürlich wird dieser ursprüngliche Gesammtbesit zufolge des Rechtsbegriffes nur der Ibee nach vorausgesetzt oder gefordert, keineswegs etwa angenommen als ein thatsächlicher Urzustand, in dem alle dasselbe Object gleich= mäßig beseffen haben. Die Borftellung eines folden uranfäng= lichen Gesammtbesites ift die communistische, die mit der rechts= verständigen nichts gemein hat. Es folgt aus dem Rechtsbegriffe nur, daß jeder ursprünglich bas Recht auf alles Besithare hat, daß er ohne dieses Recht weder Privateigenthumer werden noch andere burch seine Ginstimmung und Unerkennung zu Privateigen= thumern machen könnte. Es folgt in Rücksicht ber Sache aus jener Idee bes ursprunglichen Gesammtbesites, daß es nichts Befitbares giebt, das gar kein Eigenthum ift oder gar keinen Berrn hat. Unter bem Rechtsbegriffe, ber überhaupt ben Besit erklärt und ermöglicht, giebt es keine "res nullius (res vacua)"*).

2. Die Erwerbungsart bes Rechts. Dingliches und personliches Recht.

Es giebt nach den festgestellten Begriffen kein ursprüngliches Privatrecht. Jedes Privatrecht ist abgeleitet und auf einen be-

^{*)} Ebendas. I Th. Das Privatrecht. I Hptst. §. 1. u. §. 2. §. 5 u. §. 6. Bgl. II Hptst. I Abschn. §. 13.

fonderen Rechtsact gegründet: es ift ein erworbenes Recht. Wenn wir und diese Erwerbung in ihrer einfachsten und ursprünglichsten Form vorstellen, so kann sich dieselbe nicht auf eine Person be= gieben, sondern nur auf eine Sache. Rur Besithares fann er= worben werben. Die personliche Freiheit ift nicht besitzbar, fei= ner kann die Freiheit des Underen dergestalt erwerben, das er ihn rechtslos macht. Gine solche Erwerbung ware die Aufhebung aller Rechtsbedingungen und darum von vornherein vollkommen rechtswidrig. Das Recht auf eine Person, soweit es möglich ift, beruht auf vorhandenen Rechtsverhältniffen, unter beren Be= dingung es allein stattfindet; ein solches Recht ist mithin nicht ursprünglich zu erwerben. Nur Sachen können ursprünglich er= worben werden, aber nicht fremde, sondern nur herrenlose Sa= chen. Um fremden Besitz rechtlich zu erwerben, dazu gehört als nothwendige Bedingung die Einwilligung des Underen. herrenlose Sachen durfen erworben werben, weil der rechtliche Gesichts: punkt herrenlose Sachen nicht anerkennt. Die ursprüngliche Erwerbung geschieht, indem die herrenlose Sache ergriffen, als in Besitz genommen bezeichnet, und dieser so ergriffene und bezeich= nete Besit burch die Zustimmung ber Underen rechtlich gemacht wird. Das erste Moment der Erwerbung ist die "Ergreifung (apprehensio)", bas zweite die "Bezeichnung ber Sache als ber meinigen (declaratio)", das britte die "Zueignung (appropriatio)"*).

Was überhaupt als Rechtsobject erworben werden kann, ist entweder Sache oder Person. Nie kann burch eine Erwerbung die persönliche Freiheit aufgehoben werden. Also ist das Recht auf eine Person eingeschränkt auf eine Leistung oder ein Verhältzniß, das sich mit der persönlichen Freiheit verträgt. Das Recht

^{*)} Ebendaselbst. I Th. II Hptst. §. 10 — Bd. V. S. 62 flgd.

auf Sachen ist "Sachenrecht", das Recht auf persönliche Leistuns gen ist "persönliches Necht"; das Recht auf ein persönliches Vershältniß, wodurch Personen als einander zugehörige rechtlich und darum ausschließlich verbunden werden, ist "dinglichspersönliches Necht". Der ganze Umfang des Privatrechts unterscheidet sich in diese drei Arten*).

Es ist schon gezeigt, wie das Recht auf eine Sache, die keisnem angehört, auf ursprüngliche Weise durch "Bemächtigung (occupatio)" erworben wird **).

3. Das perfonliche Recht. Der Vertrag.

Die ursprüngliche Erwerbung ist einseitig, weil zu berselben nichts gehört als die Bemächtigung auf der einen und das herrentose Gut auf der anderen Seite. Persönliche Rechte dagegen können nie einseitig, darum nie ursprünglich erworden werden. Sinseitige Erwerbung in diesem Falle wäre gewaltsamer Singriff in die Willkür des Anderen, also offendare Freiheits: und Rechtsverletzung. Die Erwerbung persönlicher Rechte schließt die Form der Bemächtigung aus. Fremdes Sigenthum ist das Necht einer anderen Person und steht mir daher nicht als (herrenlose) Sache, sondern als persönliches Recht gegenüber. Um eine solche Sache in meinen rechtlichen Besitz zu bekommen, muß ich zuwörderst das persönliche Necht des Anderen erwerben; meine Erwerbung ist bedingt durch die Einstimmung des Anderen, also nicht ursprüngslich, sondern abgeleitet.

Ich erwerbe fremdes Eigenthum rechtmäßig nur dadurch, bag ber Andere seine Sache an mich veräußert, daß er sie aus

- -

^{*)} Ebendas. IIh. I Hptst. §. 4. Hptst. II. §. 10. Einth. ber Erwerbg. 1—2.

^{**)} Ebendas. I Th. II Hptst. I Abschn. §. 14.

feiner Willenssphäre entläßt und an mich überträgt. Der Vertrag ist die einzige Erwerbungsart persönlicher Rechte; er wird geschlossen durch eine wechselseitige Uebereinkunft, in der von der einen Seite etwas zu leisten versprochen und von der anderen diesses Versprechen angenommen wird. Die Erfüllung des vertragsmäßigen Versprechens geschieht durch die Leistung. Was ich durch den Vertrag erwerbe, ist zunächst das Recht auf die Leistung des Anderen, eine Obligation, ein rein persönliches Recht. Die Leisstung geschieht durch die Uebergabe der erwordenen Sache; erst durch diesse Uebergabe wird mein Recht sachlich, vorher war es lediglich persönlich.

Kant hat versucht, den Vertrag nach seinem Begriff einzutheis len und gleichsam eine logische Tafel der Vertragsformen zu geben.

Durch den Bertrag wird zunächst ein personliches Recht ers worben, eine Leistung versprochen. Entweder hat der Vertrag den Erwerb oder die Sicherheit zum Zweck: er ist entweder Ers werbs: oder Zusicherungsvertrag.

Der Erwerbsvertrag bezweckt entweder einseitigen oder wech= felseitigen Erwerd; er ist im ersten Falle wohlthätig, im zweiten belästigt. Dort geschieht die Leistung ohne Gegenleistung, hier ist sie durch die letztere bedingt.

Der wohlthätige Vertrag (pactum gratuitum) ist Aufbewahrung anvertrauten Gutes, Verleihen einer Sache, Verschenkung (depositum, commodatum, donatio).

Der belästigte Vertrag ist entweder Veräußerung oder Verstingung. Die Veräußerung (permutatio late sic dicta) gesschieht auf dreisache Art: Waare gegen Waare, Waare gegen Geld, Sache gegen Wiedererstattung der Sache in derselben Art, z. B. Getreide gegen Getreide, Geld gegen Geld. Die erste Form der Veräußerung ist Tausch, die zweite Kauf und Verkauf, die

britte ist Anleihe (permutatio stricte sic dicta, emtio venditio, mutuum).

Die Berdingung (locatio conductio) ist ein Bertrag, worin etwas zum Gebrauch an einen Anderen für einen bestimmten Preis überlassen wird. Das verdingte Object ist entweder eine Sache oder Arbeitskraft. Die erste Form giebt die locatio rei, die zweite den Lohnvertrag (locatio operae). Ist die Berdingung zugleich eine Anleihe, so ist der Preis für den Gebrauch der Sache Berzinsung (pactum usurarium). Handelt es sich bei der Berz dingung um ein Geschäft, welches für einen Anderen geführt werz den soll, so ist diese Form der Bevollmächtigungsvertrag (mandatum).

Der Zusicherungsvertrag (cautio) geschieht entweder durch Pfand oder Gutsagung oder persönliche Verbürgung (pignus, sidejussio, praestatio obsidis)*).

Es ist sowohl für die Klarheit und Sicherheit der Rechtsbegriffe als auch für die Praxis im bürgerlichen Rechtsleben von
der größten Wichtigkeit, daß zwischen realem und persönlichem
Recht auf das genaueste unterschieden werde. Das reale Recht
giebt dem Besitzer den ausschließenden und willkürlichen Gebrauch
der Sache: es ist das Recht gegen jeden Besitzer derselben ("jus in
re"). Dagegen das persönliche Recht hat seine vertragsmäßige
Grenze, es ist nicht "jus in re", sondern "jus ad rem", ausgenommen den Fall, wo aus dem erwordenen persönlichen Rechte
das vollkommen dingliche Recht folgt. So ist z. B. das persönliche Recht, das ich durch einen Miethscontract auf meine Wohnung (genauer auf deren Eigenthümer) erwerbe, kein dingliches
Recht. Wäre es das letzte, so wäre der Rechtssat unmöglich:

^{*)} Gbendas. IIh. II Hptst. III Abschn. Dogm. Einth. aller erz werbl, Rechte aus Bertr. §. 31.

Gifder, Gefdichte ber Philosophie IV. 2. Muft.

"Kauf bricht Miethe"*). — Wenn ich durch den Kauf eines Buchs ein vollkommen dingliches Recht in der Sache erwerde, so kann ich rechtmäßig jeden beliedigen Gebrauch von dieser Sache machen, so giebt es kein Recht gegen Plagiat und Nachdruck. Wenn man die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks vertheidigt, so verwechselt man das Sachenrecht mit dem persönlichen; die Versöffentlichung einer Schrift ist ein persönliches Recht, welches der Verleger durch einen Vertrag vom Schriftsteller erwirdt. Auf diesem Vertrage allein beruht die Nechtmäßigkeit der Veröffentzlichung; ohne Vertrag ist sie vollkommen rechtswidrig. Aus diesem rein rechtlichen Gesichtspunkt behauptet Kant die Unrechtzmäßigkeit des Vüchernachdrucks*).

4. Das binglich = perfonliche Recht. The und Familie.

Das dingliche Recht besteht im ausschließenden Besitz einer Sache, woraus von selbst der willkürliche Gebrauch solgt. Eine Person darf nie als Sache angesehen und gebraucht werden; es giebt kein dingliches Recht auf eine Person. Doch kann man von einer Person sagen: sie ist mein. Man kann in einem ge-wissen Sinn eine Person ausschließend besitzen, niemals gegen

^{*)} Ebendas. I Th. II Hptst. III Abschn. §. 31. — Bd. V. S. 98. Bgl. Anhang erläuternder Bemerkg. zu den metaph. Ansgeger. d. Rechtel. 4. — Bd. V. S. 126 flgd. Der Satz: "Kauf bricht Miethe" ist insofern ungenau, als der Miethscontract durch den Kauscontract nicht aufzgehoben wird. Der Eigenthümer kann sein Haus verlaufen; der neue Eigenthümer hat gegen den Miether keine Obligation und dieser keinen Rechtsanspruch, in dem Hause wohnen zu bleiben, aber er hat den Rechtsanspruch, von dem früheren Eigenthümer entschädigt zu werden.

^{**)} Ebendas. I Th. II Hptst. §. 31. II. Was ist ein Buch? Bgl. Bon der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks. 1785. — Bd. V. S. 97 sigb. S. 345 sigb.

ihren Willen, niemals so, daß der Besit die persönliche Freiheit aushebt. In diesen Grenzen, die jedes Verhältniß der Leibeigensschaft und Sclaverei als vollkommen rechtswidrig von sich ausschließen, ist der Besit einer Person rechtlich möglich, ja nothwendig und durch die menschliche Natur selbst gefordert. Denken wir uns eine Verbindung von Personen, die einander in ausschließender Weise zugehören und deren Zusammengehörigkeit zugleich eine Rechtskraft hat, die jeder willkürlichen Trennung Widersstand leistet, so besteht in einem solchen Verhältniß "ein persönliches Recht auf dingliche Art". Das Recht ist persönlich, weil es sich auf Personen bezieht; es ist zugleich dinglich, weil hier nicht bloß eine Leistung der Person, sondern die Person selbst den Gegenstand des Besitzes ausmacht. Ein solches Rechtsvershältniß besteht in der häußlichen Gemeinschaft, in der Familie und Ehe.

Die bloß natürliche Geschlechtsgemeinschaft macht nicht bie Ehe. Wenn die Geschlechter sich nur vereinigen, um ihrem natürlichen Bedürsnisse genug zu thun, um die Geschlechtsbefriedigung zu genießen, so wird die eine Person von der anderen gebraucht, mithin als Sache behandelt und dadurch erniedrigt. Eine Person, die der anderen zum willenlosen Werkzeuge des Genusses dient, besindet sich im niedrigsten Stande eines rechtsund ehrlosen Daseins. Die natürliche Geschlechtsgemeinschaft ist rechtswidrig, wenn sie in der Form des einseitigen Besites besteht; in dieser Form kommt sie der Leibeigenschaft gleich. Die erste Bedingung ist, daß sich die Personen, die eine solche Gemeinschaft eingehen, ge gen seit ig besitzen. Uber wenn sie sich gegenseitig besitzen, nur um sich gegenseitig zu brauchen und zu genießen, so ist jede der beiden Personen nichts als das Werkzeug der anderen, so wird in dieser Gemeinschaft auf beiden Seiten

5. DOGLO

etwas veräußert und als Sache behandelt, das als Organ zur Integrität ber Person gehört, so wird auf beiden Geiten die perfonliche Freiheit und Burbe aufgehoben. Daber bie Frage ber rationalen Rechtslehre: unter welchen Bedingungen wird die natürliche Geschlechtsgemeinschaft, beren Nothwendigkeit einleuchtet, ein der menschlichen Vernunft und Freiheit angemessenes Berhältniß? Mit anderen Worten: in welcher Form entsvricht bie Geschlechtsgemeinschaft den obersten Rechtsbedingungen? welcher Form wird bieses natürliche Verhältniß ein rechtmäßiges? Der wechselseitige Besitz nimmt bem Verhältnisse die sclavische Form, aber giebt ihm noch nicht die rechtmäßige. Wenn die Personen bloß nach ihrer Geschlechtseigenschaft das gegenseitige Berhaltniß eingehen, wenn beide nur nach der Geschlechtsseite sich gegenseitig besitzen, wenn nur das physische Bedürfniß ihre Busammengehörigkeit macht, so hat biefes Werhältniß keine ber perfonlichen Freiheit angemeffene Form. Gin foldes Berhältniß berührt nur einen Theil ber Person; mit diesem Theile bient jede ber beiden Geschlechtspersonen ber anderen als Sache, die gebraucht wird. Die Person ist ein Banges, eine untheilbare Gin= Darum können Personen einander gang ober gar nicht beit. Der theilweise Besit hebt die Untheilbarkeit des perfonlichen Daseins auf und damit beffen Freiheit und Burbe. aber die Personen vollkommen und ganz in die Geschlechtsgemein= schaft eingehen, sich einander völlig und ungetheilt hingeben, so ist ihr gegenseitiges Verhältniß nicht bloß geschlechtlich, sondern Dieses persönliche Verhältniß ist die Form, in welpersonlich. der bie Geschlechtsgemeinschaft ber menschlichen Freiheit und Burde entspricht; diese rechtmäßige Form ist die Ehe, und zwar ist sie die einzige Form, in der das Geschlechtsverhältniß den Rechtsbedingungen und damit bem Bernunftgesetze gemäß ift.

Es folgt von selbst, daß die Ehe, indem sie die persönliche Freiheit auf beiden Seiten gewährt, auch die Gleichheit auf beiden Seiten fordert, daß die Angehörigkeit keine Ungleichheit erlaubt und darum die Monogamie die allein rechtmäßige Form der Ehe ausmacht.

Die She ist kein einseitiger Besit; darum kann das Shezrecht nicht einseitig erworben werden durch thatsächliche Ergreifung, indem der eine Theil sich des anderen bemächtigt. Die She ist keine bloß wechselseitige Leistung; darum kann das Shezrecht auch nicht durch Bertrag erworden werden. Die She ist die rechtmäßige Form der natürlichen Geschlechtsgemeinschaft, sie ist deren einzig rechtmäßige Form. Die natürliche Geschlechtsgemeinschaft ist im Naturgesetz begründet, die rechtmäßige Form im Bernunstgesetz: mithin ist es das Gesetz, wodurch allein die natürliche Geschlechtsgemeinschaft rechtmäßig gemacht oder das Sherecht begründet werden kann. So unterscheidet Kant nach dem Titel ihrer Erwerbung die drei Arten des Privatrechts: das Sachenrecht wird "kacto", das persönliche Recht "pacto", das dinglich persönliche Recht in der She "lege" erworden.

Aus der ehelichen Gemeinschaft folgt die häusliche (Familie und Hauswesen): zuerst das Werhältniß der Eltern zu den Kinzbern, dann weiter das des Hausherrn zur Hausgenossenschaft. Die Kinder sind werdende Personen; die Eltern haben die Nechtspflicht, ihre Kinder zu wirklichen Personen zu erziehen, womit von selbst deren physische Erhaltung und geistige Pslege gefordert wird. Das Hausgesinde sind dienende Personen; der schuldige Dienst ist eine persönliche Leistung, eine vertragsmäßige; die Herrschaft hat auf ihre Dienstboten kein Sachenrecht und darf diese nicht nach Willkür gebrauchen und verbrauchen*).

Das ift in seinen Grundzügen ber Inhalt bes Privatrechts,

^{*)} Rechtel. I Th. II Spift. III Abichn. §. 22-30.

er ist in der natürlichen Gesellschaft derselbe, als in der bürgerslichen. Der Unterschied liegt in der Geltung des Rechts. In der natürlichen Gesellschaft gelten alle Rechte provisorisch, in der bürgerlichen peremtorisch. Und streng genommen ist das Recht erst dann wirklich, wenn es peremtorisch gilt, wenn seine Gelztung im Nothfall erzwungen werden kann, wenn eine öffentliche Gerechtigkeit eristirt, welche die Rechtsstreitigkeiten nach dem Gesetz entscheidet, jedem das Seine zutheilt, jeden in seinem rechtmäßigen Besitz erhält und beschützt. Ein solche Gerechtigkeit ist nur in einem rechtlichen Gemeinwesen oder im Staate möglich. Darum ist das Dasein des Staates eine nothwendige Forderung des Rechts überhaupt. Denn entweder giebt es strenggenommen kein Recht, oder alle Rechte haben unverletzbare (peremtorische) Geltung. Darum ist ein wirkliches Privatrecht nur im Staat möglich*).

^{*)} Ebendaf. I Th. I Hptft. §. 9.

Elftes Capitel. Staatsrechtslehre.

I. Das öffentliche Recht.

In der natürlichen Gesellschaft sind die Privatrechtsverhält= nisse möglich, aber es fehlt ihnen diejenige Geltung, die das Recht erst zum Recht macht. Das Recht muß erzwungen werden konnen; die Macht oder zwingende Gewalt muß eines sein mit dem Rechte: diese Bereinigung fehlt in ber natürlichen Gesellschaft, bie größere Macht kann sich mit dem Unrecht verbinden und ba= burch alles Recht aufheben. Ein problematischer oder provisori= fcher Rechtszustand ift so gut als keiner. Die natürliche Gefell= schaft befindet sich nicht im Rechtszustande. Der Rechtszustand findet erst statt, wenn durch eine unwiderstehliche Macht von absoluter Geltung jedes Recht festgestellt, geschützt, bem Unrechte gegenüber aufrechterhalten ober wiederhergestellt wird. Diese Macht ist die öffentliche Gerechtigkeit. Erst die öffent= liche Gerechtigkeit macht ben Rechtszustand, die natürliche Gefell= schaft entbehrt diese Gerechtigkeit, sie ist ein "status justitia vacuus".

Es ist darum nothwendig und durch die Vernunft schlechter= dings gefordert, daß die Personen in den Zustand öffentlicher Ge= rechtigkeit eintreten, worin die Rechte Gesetze werden, und kein anderes Recht gilt als das Gesetz. Das Gesetz ist das öffentliche Recht, das allgemeingültige. Der öffentliche Rechtszustand als der vernunftgemäße soll das gesammte menschliche Leben, so weit es reicht, umfassen und gesetzmäßig gestalten; er bildet die politische oder bürgerliche Gesellschaft, die zunächst die einzelnen Personen im Bolke vereinigt, dann die Völker mit einander verbindet, endlich in der weitesten Form sich über die ganze Menschheit als Bewohner desselben Beltkörpers ausdehnt. In der engsten Form ist die politische Gesellschaft der Staat, in der weiteren der Völkerbund, in der weitesten die Menschheit: so unterscheidet sich das öffentliche Recht in Staatsrecht, Völkerrecht, Weltbürgerzrecht*).

1. Die Staats gewalten.

Die öffentliche Gerechtigkeit im strengsten Verstande bildet den leitenden Gesichtspunkt, unter dem Kant die Rechtsformen der Gesellschaft entwickelt. Die Staatsbegriffe unserer Welt sind andere als die antiken, die kantischen müssen andere sein als die platonischen. Aber darin stimmt Kant mit Plato überein, daß es allein die Gerechtigkeit ist, die den Staat macht, daß der Staat keinem anderen Zwecke, keiner anderen Richtschnur folgen und niemals auf Kosten der Gerechtigkeit das Wohl oder die Glückseligkeit seiner Glieder befördern darf. Wo die Gerechtigkeit nicht gilt, verliert das Leben seinen Werth; es sinkt herab unter den Stand eines rechtlich vernünstigen, allein menschen-würdigen Daseins.

Der gerechte Staat ist berjenige, in dem allein das Gesetz

^{*)} Rechtslehre. II. Theil. Das össentliche Recht. I Abschn. Das Staatsrecht §. 43.

herrscht. Das Recht des Staates gegenüber den Einzelnen ist die unbedingte Geltung seiner Gesetze. Das Gesetz wird gegeben; das gegebene wird ausgeführt, es gilt als Norm des öffentlichen Handelns; nach dem gegebenen Gesetze wird Recht gesprochen in jedem Falle, wo das Recht streitig oder verletzt ist. Das Recht des Staates ist zugleich die Gewalt. Das Staatsrecht begreift darum diese drei Gewalten in sich: die gesetzebende, aus-führende, rechtsprechende.

Mur bas Gefet herrscht. Die herrschende Staatsgewalt, bie oberfte in jener politischen Trias, ift barum bie gesetzebenbe, biese ist ber eigentliche Souveran, bas Staatsoberhaupt. die gesetgebende Gewalt bestimmt, das ist absolut rechtsgültig und barf nicht verlet, noch weniger umgestoßen werden: bas ist die eigentliche Staatsvernunft. Das Gesetz selbst kann nicht Unrecht sein. Das Unrecht geschieht nur gegen bas Besetz. Das Gesetz selbst kann nicht Unrecht thun, alles Unrecht kehrt sich ge-Darum verlangt bie öffentliche Gerechtigkeit, gen das Gesetz. daß von der Natur der gesetzgebenden Gewalt alle Bedingungen bes Unrechtthuns ausgeschloffen sein muffen. Sier gilt ber Sat: "bu hast es selbst gewollt; also geschieht bir kein Unrecht (volenti non fit injuria)!" Mithin ift die einzige Bedingung, unter ber die Gesetse niemals Unrecht thun können: daß sie von allen gewollt find, daß bie gesetzebende Gewalt ben Willen des ganzen Bolks in sich vereinigt. Solche Gefete, Die auf dem Willen aller beruben, können im menschlichen Sinn irren, niemals im politi= schen. Sie können vielleicht unrichtig sein, aber nicht Unrecht thun, weil niemand da ift, dem das Unrecht geschehen konnte. Es erscheint darum im Sinne ber öffentlichen Gerechtigkeit nothig, baß in ber gesetgebenben Gewalt alle Staatsbürger reprä= fentirt find, daß vor bem Gesetz alle ohne Ausnahme gleich find.

Das wirksame ober active Staatsburgerrecht macht die politische Freiheit, die ausnahmslose Geltung ber Gefete macht die politische Gleichheit. Wenn bas active Staatsburgerrecht bas ausschließliche Privilegium einer gewissen Classe ift, so find bie Underen bestimmt, abhängig zu sein und zu bleiben, sie haben in öffentlichen Angelegenheiten mitzuwirken kein Recht, ihre öffent= lichen Ungelegenheiten muffen burch andere beforgt werden. Diese Leute find bann politisch unmundig und unselbstständig, fie find nur passive, nicht active Staatsburger. Es liegt in ber Natur ber menschlichen Verhältnisse, daß nicht alle Personen active Staatsbürger fein können; wenn Alter, Geschlecht, bürgerliche Stellung eine personliche Abhängigkeit mit fich führen, so ift bavon die politische Abhängigkeit oder das passive Bürgerrecht die natürliche Folge. Aber es ist zugleich eine Forderung der öffent: lichen Gerechtigkeit, daß niemand von der Möglichkeit ausgeschlof= fen fei, active Rechte im Staat oder burgerliche Freiheit zu erwerben und politisch selbstständig zu werden*).

2. Die Staatsformen.

Der Staatsbertrag als 3dee.

Aus der gegebenen Bestimmung folgen die Unterschiede der Staats = oder Verfassungsformen. Die gesetzgebende Gewalt, je nachdem sie constituirt ist, macht die besondere Staatsform. Sie kann in einer einzigen Hand liegen, sie kann ausschließlich bei einigen, sie kann bei allen sein: im ersten Fall ist die Staats form autokratisch, im zweiten ariskokratisch, im dritten demoskratisch.

Die einfachste dieser drei Formen ist die erste, die am mei= sten zusammengesetzte die letzte; die einfachste Form ist für die

^{*)} Ebendas. II Th. I Abschn. §. 45 u. 46.

Handhabung des Rechts die leichteste, aber nicht in Rücksicht der Gerechtigkeit die beste. Sie ist am meisten geschickt, Unrecht zu thun, sie hat es am leichtesten, den Privatwillen des Autokraten an die Stelle des Gesammtwillens zu setzen, und damit liegt ihr die Möglichkeit zur despotischen Ausartung am nächsten: in dieser Rücksicht ist die Autokratie unter allen die gefährlichste Verfassung. Die gerechteste und darum beste nach kantischen Begriffen ist ein repräsentatives System des Volks, die republikanische Form der gesetzgebenden Gewalt, womit sich die monarchische Form der rezgierenden sehr wohl vereinigt.

Indessen legte Kant, wie es die politische Denkweise bes achtzehnten Jahrhunderts mit fich brachte, auf ben Geist ber öffentlichen Gerechtigkeit ein größeres Gewicht als auf ben Buch-Die öffentliche Gerechtigkeit kann in staben der Staatsform. jeder Staatsform wohnen. Es kann nach republikanischen Grundfäten regiert werden, auch wenn die Form ber geschgebenden hier hat der Philosoph sein eigenes Gewalt autokratisch ist. Baterland, ben Staat Friedrichs bes Großen vor Augen. Es giebt eine Norm, wonach man bie Gerechtigkeit einer Regierungs= art beurtheilen kann: "was ein Bolk nicht über sich selbst befchließen kann, das darf auch ber Souveran nicht über ein Bolk beschließen." Das ein Bolk über sich selbst beschließt, das muß festgesetzt werben burch eine Uebereinkunft aller mit allen. Es wird angenommen, daß fich die gefammte burgerliche Gesellschaft auf einen solchen "urfprunglichen Contract" grundet. Bas nun in einer folchen urfprünglichen Uebereinkunft niemals hatte beschlossen werden können, bas foll auch bie gesetzebenbe Staats: gewalt niemals beschließen burfen. Die Borftellung eines solchen Vertrages als Grundlage bes öffentlichen Rechts hat bei Kant einen anderen Sinn als bei Hobbes und Rouffeau. Es fällt

unserem Philosophen nicht ein, den bürgerlichen Gesellschaftsvertrag als eine Thatsache zu behaupten, die in einem gewissen Zeitpunkte stattgefunden und historisch den Staat gemacht habe. Iener ursprüngliche Contract gilt nicht als Factum, sondern als Idee, als ein Regulativ zur Beurtheilung und Bestimmung des öffentlichen Rechts, gleichsam als die Probe, die das bestehende Recht muß aushalten können, um als vernunftgemäßes Recht zu gelten*).

3. Trennung ber Staatsgewalten.

Nur derjenige öffentliche Zustand ist im mahren Sinne rechtmäßig, in dem allein das Gesetz berrscht, das den Gesammtwillen barstellt. Die regierende und rechtsprechende (richterliche) Gewalt werden im Namen des Gesetzes geübt, beide setzen demnach bie gesetzgebende Gewalt als die höchste voraus. Wenn der Regent oder der Richter zugleich der Gesetzgeber ift, so hindert nichts, baß beide die Gesetze zu ihrem eigenen Besten machen oder verändern, daß statt des Gesetzes ber perfönliche Vortheil die Dinge lenkt: damit ift die öffentliche Freiheit und Gerechtigkeit vollkom= men aufgehoben und der Rechtsstaat unmöglich gemacht. Die einzige politische Bürgschaft für die unbedingte Berrschaft ber Besetz, für die Aufrechthaltung bes Rechtsstaates, die einzige Bürgschaft gegen die Ausartung in den Despotismus liegt in der Wenn ber Regent zugleich ber Gefet-Trennung der Gewalten. geber ift, so kann er thun was er will, so regiert die Willfur, bas "tel est mon plaisir", so ist die Regierung ber Form nach bespotisch, und es ist ein glücklicher Zufall, wenn sie es nicht

^{*)} Ebenbas. II Th. I Abschn. §. 51 u. 52. Bgl. §. 47. Allg. Anmerkg. von ber rechtl. Wirkg. aus ber Natur bes bürgerl. Vereins. C. — Bb. V. S. 162.

auch in der Sache ist. Wenn die Regierung unter dem Gesetze steht, durch dieses bedingt in allen ihren Handlungen, so ist sie "patriotisch", was natürlich etwas anderes ist als patriarchalisch.

Der Gesetgeber barf nicht ber Regent sein, ber Regent nicht der Gesetgeber, keiner von beiden der Richter. Man muß in der rechtsprechenden Function zwei Urtheile genau auseinander halten: das Urtheil, welches in dem bestimmten Falle Recht und Unrecht entscheidet, und bas Urtheil, welches bas Gesetz auf ben entschiedenen Kall anwendet oder die Sentenz fällt; das lette Urtheil ist nur die richtige Unwendung des Gesetzes, es gehört zur Gesetzesausführung, es bildet eine Function ber regierenden Gewalt, die zu diesem Zwecke rechtskundige Männer als Richter ober Gerichtshöfe einsett. Unders verhält es sich mit dem Ur= theilsspruche ber erften Urt, ber über Recht ober Unrecht, Schulb ober Unschuld im einzelnen Kall entscheidet. hier muffen alle durch den öffentlichen Rechtszustand mögliche Bürgschaften gegeben sein, daß auch nicht die kleinste Parteilichkeit auf Seiten ber rechtsprechenden Gewalt stattfinde. Wenn Richter und Partei eine Person ausmachen, so ift es um die öffentliche Gerechtig= Wenn ber Gesetgeber ober ber Regent zugleich feit geschehen. die richterliche Gewalt ausübt, so ift feine Burgschaft gegeben, daß Richter und Partei immer getrennt sind. Auch burfen die Personen, benen bie Entscheidung über Recht und Unrecht zu= kommt, nicht ständig dieselben sein, weil bann ber Fall eintreten kann, daß sie in eigener Sache richten. Die einzige politische Bürgschaft für die Unparteilichkeit ber Richter, ift die Trennung ber rechtsprechenden Gewalt von den beiden anderen, die Bestim= mung der Richter durch Volkswahl, die Form der Jury, die bas Schuldig oder Nichtschuldig im einzelnen Fall ausspricht.

Es ist also überhaupt bie Trennung ber Staatsgewalten,

in der Kant die Bürgschaft für die öffentliche Gerechtigkeit und In jeder Staatsform, auch in der autofrati-Freiheit findet. schen, kann nach wahren Rechtsgrundsähen regiert werden, aber nicht in jeder Staatsform ift eine solche Regierungsart verbürgt. Berbürgt ist sie nur in der repräsentativen Verfassung, worin die Gewalten im richtigen Berhältniße zu einander stehen. "Es find brei verschiedene Gewalten," sagt Kant, "wodurch ber Staat seine Autonomie hat, d. i. sich nach Freiheitsgesetzen bildet und In ihrer Bereinigung besteht bas Beil bes Staates, worunter man nicht das Wohl der Staatsbürger und ihre Glück: seligkeit verstehen muß; denn die kann vielleicht (wie auch Rousseau behauptet) im Naturzustande oder auch unter einer despoti= schen Regierung viel behaglicher und erwünschter ausfallen, son= bern ben Buftand ber größten Uebereinstimmung ber Berfaffung mit Rechtsprincipien versteht, als nach welchem zu streben uns die Vernunft burch einen kategorischen Imperativ verbindlich macht *)."

4. Preugen, Amerita, England.

Aus diesem Gesichtspunkte begreifen sich Kant's politische Reigungen und Abneigungen gegenüber den geschichtlichen Staazten und Staatsveränderungen seines Zeitalters. Die absolute Monarchie erschien ihm in einer gewissen Rücksicht als die einsfachste Staatsform, freilich auch der Ausartung in den Despotismus am nächsten ausgesetzt. Doch konnte ein großdenkender König sich selbst den Zügel der Gerechtigkeit anlegen und trotz der autokratischen Machtvollkommenheit nach Rechtsgrundsähen mit aller Strenge regieren. Dann war in einem solchen Staate die öffentliche Gerechtigkeit dem Geiste nach einheimisch. In

^{*)} Ebendas. II Th. I Abschn. §. 49. — Bb. V. S. 149—151.

biesem gunstigen und imposanten Kalle durfte die absolute Monarchie als bas Beispiel eines gerechten Staates erscheinen. Als ein solches seltenes und erhebendes Beisviel erschien unserem Philosophen sein eigenes Baterland: Preußen unter bem großen Könige, ber es mube mar, über Sclaven zu herrschen, ber im Namen des Gesetzes regieren, selbst nur "ber erste Beamte bes Staats" fein wollte und nichts eifriger und forgfältiger bewachte, als die Unparteilichkeit der Justig. Indessen verlangte die kantische Staatslehre auch in der äußeren Staatsform, auch in dem Buchstaben der Verfassung die Bürgschaften der öffentlichen Gerech= tigkeit: bas reprasentative System bes Bolks in ber gesetgeben= ben Gewalt, die rechtmäßige Unterordnung ber regierrnden, die Unabhängigkeit der rechtsprechenden. Die Verwirklichung einer solchen ihrer Natur nach republikanischen Berfassung zeigte sich jenseits des Dreans in ber amerikanischen Staatsform. So theil= ten sich Kant's politische Neigungen zwischen Preußen und Ume= rika, diese in aller Rücksicht so heterogene Staaten; so durfte sich in ihm selbst das vaterländische Gefühl mit dem weltbürger= lichen vertragen. Wenn er vom Geiste ber Gerechtigkeit rebete, bachte er an seinen König; wenn er zugleich die äußere, ber Berechtigkeit angemessene Staatsform in's Muge faßte, begeg= nete ihm in der Jugendfrische eines neu begrundeten, eben er= kampften Daseins und zugleich in ber großartigsten Form sein politisches Ideal in dem Bunde ber nordamerikanischen Frei= staaten *).

Die Theilnahme für Amerika hatte in Kant frühzeitig bie

^{*)} Wir werden in der "Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?" noch ein denkwürdiges Zeugniß kennen lernen, wie Kant das Zeitalter Friedrich's in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung zu würdigen wußte.

Abneigung gegen England geweckt. Er hat biefe Stimmung festgehalten, und die Spuren bavon sind noch in seiner Rechts: lehre deutlich zu merken. Was er politisch an England tadelt, ist bas unrichtige Verhältniß, wie es ihm scheint, zwischen ber gesetzgebenden und regierenden Gewalt. Die regierende Gewalt fällt unwillkürlich in die Hände der gesetzgebenden; das Parlament selbst regiert, während es nur gesetzgebend sein sollte; es übt auf die Regierung einen unmittelbaren Ginfluß, und die Minister, die unter solchem Einflusse stehen, die nach dem Willen bes Parlaments gemacht werben, find nicht mehr bem Gefet allein untergeordnet, sondern abhängig von dem Interesse der Das Parlament spielt sich die Regierung in die Hände, und die Gerechtigkeit in der gesetzebenden Gewalt wird verdrängt und verdorben durch die selbstsüchtigen Leidenschaften bes Chrgeizes und ber Bestechlichkeit. Wenn die Regierung jugleich gesetgebend ift, so wird sie bespotisch; wenn statt ber of= fentlichen Gerechtigkeit der Vortheil einiger maßgebend wird in ber gesetzgebenden Gewalt, so wird der Staat oligarchisch; wenn biefer maggebende Bortheil auf Seite ber Reichen ift, so ift eine folde Oligardie plutofratisch. Das sind nach Kant's Dafürhalten die Gefahren und Nachtheile der englischen Berfassung. Wie hier bas Berhältniß zwischen ber gesetzgebenden und regierenden Bewalt bestimmt ist, so sind zwischen beiden eine Menge von Transactionen möglich, die auf den Privatvortheil hinauslaufen und barum ber öffentlichen Gerechtigkeit und Kreiheit im äußersten Grade widersprechen*).

5. Beurtheilung der frangofischen Revolution.

Es begreift sich jest leicht, daß Kant mit seinen Staats=

^{*)} Bgl. Rechtsl. II Th. I Abschn. Allg. Anmerkg. von der rechtl. Wirkg. u. s. s. d. - Bb. V. S. 153,

rechtsbegriffen gegenüber ber französischen Revolution in eine zwiespältige Stimmung gerathen mußte. Der praktische Versuch, einen Staat auf Rechtsgesetz zu gründen, den historischen Staat in den Rechtsstaat zu verwandeln und den letztern dadurch selbst geschichtlich zu machen, mußte Kant auf das lebhafteste interessiren. Er ergriff mit leidenschaftlicher Theilnahme diese große politische Neuerung. Es entsprach völlig seinen Rechtsgrundsätzen, daß eine gesetzgebende Gewalt durch Volksrepräsentation gebildet wurde; aber als sehr bald diese gesetzgebende Gewalt sich zur regierenden machte, als die Republik in der Form des Convents hervortrat, da fand er auch hier die Entartung in Despotismus, und zwar als eine Folge der Revolution.

Ueberhaupt geräth Kant in der Beurtheilung ber frangofi= schen Revolution mit sich selbst in einen gewissen Widerspruch, dessen wir schon früher bei Gelegenheit seines Lebens gedacht haben, der uns jett aus Kant's politischen Begriffen selbst ein= leuchtet. Der Bersuch, den Rechtsstaat nach den fühnsten Forberungen der Vernunft in die Wirklichkeit einzuführen, mußte natürlich den enthusiastischen Beifall des Philosophen gewinnen, ber das ganze menschliche Leben unter den kategorischen Imperativ gestellt hatte. Much konnte sich Kant darüber nicht täuschen, daß ein solcher Uebergang aus dem geschichtlich gegebenen Staat in ben vernunftgemäßen praktisch kaum anders möglich sei, als in ber Form eines revolutionären Umsturzes der Dinge. Und wie sollte eine solche Revolution anders geschehen als im Widerspruche mit dem bestehenden Geset, mit ber geltenden Staatsordnung, also in Weise der Unarchie? Wenn nun Kant die Revolution verwirft, so läßt er das Mittel nicht gelten, wodurch allein jener reine Rechtsstaat verwirklicht werden kann, dem er selbst die unbedingte Geltung eines Vernunftzweckes zuschreibt; wenn er

aber die Revolution billigt, fo läßt er innerhalb des Staates einer gesetlosen Macht freien Spielraum und anerkennt neben den Staatsgewalten noch eine andere Gewalt, die als folche außer allem Gesetz steht. Wo aber bas Gesetz aufhört, ba endet mit ber öffentlichen Gerechtigkeit zugleich alle staatliche Ordnung. Uls Mittel zum Rechtsstaat erscheint die Revolution nothwendig; als Recht im Staat erscheint sie unmöglich oder vollkommen verwerflich: das ift der Widerspruch, in ben Kant an dieser Stelle gerath. Bulett findet er fich mit der Sache fo ab, bag er die Revolution als vollzogene Thatsache nimmt, in ihrer folgereichen Bedeutung für die Menschheit hervorhebt, in ihrer moralischen Idee würdigt, daneben aber die Rechtmäßigkeit jeder Revolution bestreitet. In seiner Theorie des Staatsrechts ist Kant nichts weniger als revolutionär. Es mag fein, daß die Berhältniffe, unter benen er schrieb, ihm eine gewisse Borsicht auferlegt und überhaupt manche Unklarheiten in seiner Staatslehre verschuldet haben; indessen wenn er auch noch so fühn und rücksichtslos hätte urtheilen wollen, so würde er doch nach seinen Grundsäten das Recht zur Revolution niemals haben vertheidigen können.

6. Die Frage bes Revolutionerechts.

Denn es ist klar, daß der Staat als Rechtszustand eine unbedingte Geltung haben muß, weil ohne ihn überhaupt kein Recht unbedingt gilt; es ist klar, daß im Staat alle rechtmäßige Gewalt nur Staatsgewalt sein kann. Entweder hat der Staat alle Gewalt oder gar keine. Mit dem Staat hört jeder Rechtszustand auf, darum darf der Staat nie aufhören; mit dem Staate werden alle Rechtszustände in Frage gestellt, darum darf der Staat selbst nie in Frage gestellt werden. Seine Gesetze müssen als untadelhaft, seine Regierung als unwiderstehlich, seine

Rechtsfprliche als unabanderlich gelten. Alle Gewalt befteht in dem Rechte zu zwingen; dieses Recht übt die Staatsgewalt aus, nur fie kann es ausüben, fie kann es nie felbst erleiden. Es giebt kein Recht, die Staatsgewalt zu zwingen; fonst gabe es kein Staatsrecht. Es giebt darum kein Recht zum gewaltsamen Widerstande, kein Recht zur Revolution. Die Staatsgesetze und Verfassungen sind freilich als Menschenwerk der Verbesserung bedürftig und fähig; es wurde dem oberften Rechtsprincipe widersprechen, wenn sie für alle Zeiten und Generationen unab= änderlich wären, aber die Abanderung der Berfassung darf nur im Wege ber Gesetze, die Abanderung ber Gesetze nur durch bie oberste Staatsgewalt selbst (ben Souveran) geschehen: die ein= zig rechtmäßige Staatsveränderung ist die Reform, nicht die Re-Der äußerste Frevel der Revolution ist der gewaltvolution. same Angriff gegen das Staatsoberhaupt, der Königsmord, ber in ber Form einer hinrichtung bes Monarchen, also unter bem Scheine bes Gesetzes, bas größte Berbrechen, gleichsam, wie sich Kant ausbrückt, die politische Todsünde bilbet *).

Die kantische Staatslehre kommt offenbar auf beiben Seiten mit ihren eigenen Grundsätzen in's Gedränge, ob sie die Rechtmäßigkeit der Revolution unbedingt bejaht oder ob sie diezselbe unbedingt verneint. Es ist nämlich das Recht zur Revolution im Allgemeinen betrachtet nichts anderes, als das Recht auf Seite der Unterthanen, das Staatsoberhaupt zu zwingen. Wenn dieses Recht die Unterthanen in keinem Falle haben, so haben sie der Staatsgewalt gegenüber gar kein Iwangsrecht, also überhaupt kein Recht, da Recht ohne Besugniß zu zwingen gleich Rull ist. Dann folgt, daß die Unterthanen dem Staate

^{*)} Ebendas. I Th. II Abschn. Allgem. Anmerkg. A. — Bb. V. S. 154 flab. (Anmerkg.)

gegenkiber nur Pflichten, keine Rechte haben, mithin so gut als rechtslos sind. So dachte Hobbes. Wenn also Kant in jeder Form des Staates den Unterthanen alles Zwangsrecht abspricht, so kommt er in diesem Punkte, der kein nebensächlicher ist, mit Hobbes überein, dem absolutistischen Politiker. Unter diesem Gesichtspunkte schried Anselm Feuerbach im Jahre 1798 gegen Kant seinen "Antihobbes". Wenn man dem Staate einen Vertrag, sei es als Thatsache oder als Idee, zu Grunde lege, so sließe aus dieser Quelle ein zweiseitiges Recht, nicht bloß, wie Hobbes wollte, das einseitige und alleinige Recht des Staates, sondern auch ein Recht der Unterthanen dem Staate gegenüber, ein Recht, das als solches die Besugniß zu zwingen unter Umständen einschließe. Darauf gründete Feuerbach seine Beweisssührung gegen Hobbes.

In dem Begriffe des kantischen Rechtsstaates löst sich von felbst jener scheinbare Widerspruch. Hier ist die oberste Gewalt felbst bas gesetzgebende Bolk. Diese Gewalt kann keinem Un= recht thun, weil sie den Willen aller in sich vereinigt; also kann auch ber Fall nicht eintreten, daß sich bie Unterthanen gegen biese Gewalt emporen; sie würden sonft gegen sich selbst Revolution machen. Wenn eine Staatsgewalt bie öffentlichen Rechte verlegen, also Unrecht thun kann, so ift es in diesem Staate nur bie regierende. Sie steht unter dem Gefete, sie führt die Staats= geschäfte im Namen bes Gesetzes; es ist möglich, daß fie gegen bas Gesetz handelt. Dann aber haben die Unterthanen diesem Unrechte gegenüber ihre rechtmäßige Gewalt in der gesetzgebenden Macht. Es ist nicht möglich, ben Regenten von Rechtswegen zu strafen, weil alle Strafgewalt von ihm ausgeht; aber es ift möglich, daß ihm seine Machtvollkommenheit burch die gesetzgebende Gewalt genommen wird, und zwar von Rechtswegen,

weil seine Gewalt von der gesetzgebenden ausgeht und sich ber letteren unterordnet. Dann sind es nicht die Unterthanen, sonbern die oberste Staatsgewalt, die den Widerstand gegen die ungerecht regierende ausübt, und biefer Widerstand geschieht nicht im offenen, gewaltsamen Kampfe, benn bazu mußte die gesetzgebende Gewalt bas Regiment an sich reißen, also unrecht= mäßig handeln, sondern es ift ber negative Biderftand, ber barin besteht, daß ber regierenden Gewalt die Bedingungen verweigert werben, unter benen allein die Staatsgewalt fortgeführt werben fann. Wenn ein solcher legaler Widerstand ber öffentlichen Ungerechtigkeit nicht mehr entgegengesett wird, so ist dieß ein Zeichen, daß bei allen außeren Rechtsformen der Gerechtigkeitssinn im Bolke selbst erloschen ift. "Der Beherrscher bes Bolks (ber Gesetgeber) fann nicht zugleich ber Regent sein, benn dieser steht unter bem Gesetz und wird durch baffelbe, folg= lich von einem Anderen, dem Souverain, verpflichtet. Jener kann diesem auch seine Gewalt nehmen, ihn absetzen oder seine Berwaltung reformiren, aber ihn nicht strafen." "Der Herr= scher im Staate hat gegen den Unterthan lauter Rechte und keine Zwangspflichten. Wenn bas Organ bes Herrschers, der Regent, auch den Gesetzen zuwider verführe, so barf der Unterthan dieser Ungerechtigkeit zwar Beschwerde, aber keinen Widerstand entgegensetzen." Wenn die gesetzebende Gewalt (das Wolf im Parlament) einer ungerechten Regierung nichts verweigerte, fo ware bieß "ein sicheres Zeichen, daß das Bolk verderbt, seine Repräsentanten verkäuflich, und das Dberhaupt ber Regierung burch seinen Minister bespotisch, dieser selbst aber ein Verräther bes Wolks sei *)." Die Gesetymäßigkeit in den Staatsgewalten und die Lonalität in den Unterthanen, bas find die politischen

^{*)} Ebendas. II Th. I Abschn. Allg. Anmerkg. A. — Bb. V. S. 156.

Factoren, beren Product die öffentliche Gerechtigkeit bildet. Und auf Seite der Unterthanen ist die Loyalität eine Pflicht, die niemals und in keiner Staatsform aufgehoben werden darf. In Kant's eigener Vorstellungsweise waren beide Empfindungen gleich mächtig, das eingewurzelte Pflichtgefühl des loyalen Bürgers und die Theilnahme für den Rechtsstaat und dessen Verwirklichung in der Menschheit. Aus dieser manchmal zwiespälztigen Empfindungsweise mögen unwillkürlich gewisse Widerssprüche in seiner Staatslehre herrühren.

7. Umfang und Grenze bes Staaterechte.

Da alle Privatrechte nur im Staate peremtorisch gelten, so giebt es auch nur hier wirkliches Eigenthum. Wenn aber ber Staat überhaupt das Eigenthum erst rechtsfräftig macht und barum im eigentlichen Sinne erst ermöglicht, so muß alles Eigenthum im Staate angesehen werden als in seinem Rechtsgrunde abhängig von ber oberften Staatsgewalt. Ift aber alles Eigenthum in biesem Sinne Staatseigenthum, mahrend es seiner Natur nach Privatbesit ift, so folgt, daß die oberste Staatsgewalt ober ber Souverain nicht felbst Privateigenthumer fein barf, weil er sonst alles Eigenthum in seinen Privatbesit nehmen und ba: burch bas Eigenthum felbst aufheben konnte. Weber barf sich ber Staat als Privateigenthumer anderen Privateigenthumern coordiniren, noch darf er der alleinige Privateigenthumer sein, weil dann alle grundbesigenden Personen bem Staate gegenüber nicht bloß unterthänig, sondern grundunterthänig wären (glebae adscripti), dem Souverain nicht bloß durch ihre bürgerlichen Pflichten, sondern durch ben Grund und Boden (also sachlich) untergeordnet.

Alles Eigenthum im Staate barf nur Privateigenthum

sein, weil es nur als solches die Möglichkeit bietet, von jedem rechtlich erworben zu werden. Damit verträgt sich nicht, daß Corporationen, wie Ritter = und geistliche Orden, Eigenthümer sind. Wenn gewisses Eigenthum ausschließlich privilegirt ist, so wird damit die gesehmäßige, bürgerliche Gleichheit aufgeshoben. Es muß deßhalb dem Staate das Recht zustehen, die Kirchengüter und Komthureien aufzuheben, natürlich so, daß die Ueberlebenden auf rechtmäßige Weise entschädigt werden.

Aus dem Rechte des Staates auf alles in ihm enthaltene Eigenthum folgt, daß die oberste Staatsgewalt niemals Privatzeigenthum besitzen darf, wohl aber das Recht haben muß, alles Privateigenthum zu beschatzen und zu sichern. Auf dem Bezschatzungsrechte durch Steuern, Landtaren, Jölle, Accise u. s. f. beruht die Staatswirthschaft und das Finanzwesen; auf dem Sicherungsrechte die Polizei, die mit der öffentlichen Sicherheit zugleich die öffentliche Anständigkeit die an die Schwelle des Hauses beaufsichtigt und hütet.

Jur öffentlichen Sicherheit gehört, daß keine Verbindungen im Staate eristiren, die das öffentliche Wohl der Gesellschaft gefährden oder auf das politische Gemeinwesen einen nachtheiligen Einsluß ausüben. Welcher Art diese Verbindungen auch seien, sie haben kein Recht, sich dem Staate zu verheimlichen; vielzmehr hat dieser das Recht und die Pslicht, sie zu beaufsichtigen. Hier ist der Punkt, wo auch die kirchlichen Gemeinschaften den Staat berühren. Sie berühren ihn nur in polizeilicher Rückssicht, in keiner anderen. Der Glaube und die gottesdienstlichen Formen gehören zu den inneren Angelegenheiten, welche die Kirche selbst und allein zu besorgen hat. Der Staat kümmert sich nur um den politischen Charakter der in ihm besindlichen Religionsgesellschaften; wenn er über diesen Punkt beruhigt ist,

fo läßt er ben religiösen Charakter gewähren. Es liegt nicht im Rechte des Staates, den Glaüben seiner Unterthanen durch Gesetze zu bestimmen; er darf Glaubensresormen weder verbieten noch erzwingen. Der Monarch darf nicht selbst den Priester machen. Der Rechtsstaat ist keine Kirche, er läßt der Religion ihren freien Spielraum, und wenn es die Staatsgewalt nicht sein darf, die der Religion die äußere Form aufprägt, so folgt von selbst, daß die religiösen Gemeinden keine andere Verfassung haben werden, als welche sie unabhängig vom Staate sich selbst geben.

Der Regent führt die Geschäfte des Staates, er führt sie im Namen des Gesetzes. Darum ift bei ihm bas Recht, Die Memter zu besetzen und die Burben zu vertheilen. Die öffent= liche Gerechtigkeit verlangt, daß jebe von ber Staatsgewalt er= theilte Burde verdient sei, dag feiner unverdient ein Umt er= halte, keiner unverdient daraus entfernt werde. Unverdient darf niemand seine Freiheit verlieren : es giebt im Rechtsstaate keine andere als eine gleichmäßige, bürgerliche Unterthänigkeit, keine Leibeigenschaft. Unverdient barf niemand bevorzugt werden: es giebt im Rechtsstaate keine Privilegien, am wenigsten einen Rang vor bem Berdienste, einen erblichen Beamtenstand, einen Umts= abel, ber gleichsam ein mittleres Glied bildet zwischen Regent und Bürgern. Es giebt so wenig geborne Beamte als etwa "Erbprofessoren". Das einzige Vorrecht, welches der Abel ohne Berletzung anderer persönlicher Rechte behaupten darf, ist der Name ober Titel, den er behalte, so lange die Anerkennung besselben in ber Wolksmeinung wurzelt *).

^{*)} Ebendas. II Th. I Abschn. Allg. Anmerkg. B. C. D. — Bb. V. S. 157 — 166. Ueber den Beamtenadel vergl. Kant an Niscolai "über die Buchmacherei" (I Br. betr. eine Schrift Möser's, worin

IL

Das Strafrecht*).

1. Berbrechen und Strafe.

Die öffentliche Gerechtigkeit verlangt bie unbedingte Geltung ber Besete, fie muffen aufrecht erhalten und, wenn fie verlett find, wiederhergestellt werden. Wer in gesetwidriger Absicht bas Recht verlett, ber bat sich von der Bedingung ausgeichloffen, unter ber allein Staatsburger möglich find, und baber bas Recht verwirkt, Staatsburger zu sein. Gine folde Gesetzes: verletzung ift ein Berbrechen, entweder ein privates ober ein öffentliches, je nachdem die Rechte beschaffen find, die verlett worden. Die nothwendige Folge des Berbrechens ift ein Berluft, ben ber Berbrecher erleiden muß, und deffen Größe selbst fich nach der Größe bes begangenen Unrechts richtet. Das Leiden, welches dem Berbrechen folgt, nennen wir Strafe. Das Gefet verlangt, daß der Verbrecher gestraft werde. Verbrechen ohne Strafe bewiese die außerste Dhumacht bes Gesetzes, das außerste Gegentheil ber Gerechtigkeit. Das Recht, Die Strafe auszuüben und an dem Berbrecher zu vollziehen, nennen wir das Strafrecht. Das Strafrecht ist im Staatsrechte begründet, es bildet ein nothwendiges Attribut der Staatsgewalt und gehört zur Ausführung der Gesetze. Die regierende Gewalt hat bas Recht zu ftrafen. Wenn es ein Recht giebt, die Strafe zu erlassen oder zu mildern, so ist dieß ein "Recht zu begnadigen (jus aggratiandi)", das ebenfalls nur bei ber regierenden Gemalt sein kann.

Kant's Widerlegung der Rechtmäßigkeit eines Beamtenadels verspottet wird). — Bb. V. S. 479—482.

^{*)} Rechtsl. II Th. I Abschn. Allg. Anmerkg. u. f. f. E. Vom Straf= und Begnadigungsrecht. I. II. — Bb. V. S. 166—173.

Die Strase ist ein Act des Gesetzes, darum kann nur die Staatsgewalt strasen. Wenn die Privatperson für das erlittene Unrecht sich selbst Genugthuung verschafft, indem sie den Thäter strast, so ist das nicht Strase, sondern Rache.

2. Wiebervergeltung und Begnadigung.

(Todesstrafe.)

Die Strafe ist ein Act der Gerechtigkeit und darf als solche nie ohne Grund geschehen. Der einzige Grund der Strafe ist das Verbrechen; nur der ist dem Staate gegenüber Verbrecher, den die geschwornen Nichter für schuldig erklärt haben. Die Strafe hat keinen anderen Grund als die Strafwürdigkeit; sie hat keinen anderen Iweck als an dem Verbrecher Gerechtigkeit zu üben, ihm zu geben, was er verdient hat: darum ist die einzig richtige Strafrechtstheorie "die Wiedervergeltung (jus talionis)". "Auge um Auge, Jahn um Jahn" lautet die einzig zutrefsende Formel der strafenden Gerechtigkeit.

Daraus folgt, daß man die Strafe niemals durch 3wecksmäßigkeisgründe bestimmen darf, etwa durch den Ruken, den der Berbrecher selbst oder andere aus der Strafe gewinnen. Sie ist keine Maßregel der Klugheit, sondern ein Act bloß der Gezrechtigkeit; sie soll nicht bessern oder andere abschrecken, sondern bloß strafen. Den Berbrecher strafen zum warnenden Beispiele für andere, heißt nicht, ihn als Berbrecher behandeln, sondern als Mittel zum allgemeinen Besten. Dazu hat niemand ein Recht, auch nicht der Staat. Benn man die Strafe so begrünzben wollte, so dürste man auch wohl einen Unschuldigen bestrafen, weil es unter Umständen viel Unheil verhüten kann, und aus demselben Grunde auch wohl einen Schuldigen nicht strafen. Um des Nutzens willen strafen, heißt statt der Gerechtigkeit

- ---

bie Glückseit zur Regel und Richtschnur machen und bamit die Gerechtigkeit vollkommen aufheben. "Das Strafgesetz ist ein kategorischer Imperativ und wehe dem, welcher die Schlangen-windungen der Glückseligkeitslehre durchkriecht, um etwas aufzu-sinden, was durch den Vortheil, den es verspricht, ihn von der Strafe oder auch nur einem Grade derselben entbinde nach dem pharisäischen Wahlspruch: ""es ist besser, daß ein Menschssterbe, als daß das ganze Volk verderbe;"" denn wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Werth mehr, daß Menschen auf Erden leben."

Aus dem Wiedervergeltungsrechte folgt die Nechtmäßigkeit der Todesstrase gegenüber dem Mörder. Die Todesstrase ist schlechterdings nothwendig, nicht um der Zweckmäßigkeit, sonz dern um der Gerechtigkeit willen. Es ist eine falsche Philanzthropie und zugleich eine sophistische Rechtsverdrehung, wenn der Marchese Beccaria dem Staate das Necht abspricht, einem Menschen das Leben zu nehmen. Warum soll der Staat dieses Recht nicht haben? Weil in dem Vertrage, worauf der Staat beruht, keiner eine Macht gewollt haben könne, die das Necht, ihn zu tödten, einschließe? Nur der schuldig erklärte Mörder wird getödtet. Als ob dieser anerkannte Mörder eine rechtsgülztige Stimme in der Gesetzgebung führen könnte, als ob er dieses Necht nicht durch den Mord verwirkt hätte!

Dem Mörder gegenüber kann die Gerechtigkeit nur durch den Tod, durch keine andere Strafe, befriedigt werden. Es giebt nichts, was die Todesstrafe ersett. Was würde an die Stelle der Todesstrafe treten, wenn man sie abschaffte? Die schimpflichste Freiheitsstrafe von lebenslänglicher Dauer. Man denke sich zwei Verbrecher, die beide den Tod verdient haben, von denen der Eine den Tod dem schimpflichsten und schlechtesten

Ber von beiden ist der Bessere? Doch offenbar der Erste! Wenn man also die Todesstrase abschaffte, so würde man den Besseren von zwei todeswürdigen Verbrechern bei weitem härter bestrasen als den Anderen, der schlechter ist. Das ist kein Grund für die Todesstrase (deren einziger Grund das Verbrechen selbst ist), nur eine Bemerkung über die unrichtigen Folgen, welche die Abschaffung der Todesstrase haben würde.

Es kann Fälle geben, wo unter dem Zwange der Umstände und gewisser öffentlicher Vorurtheile der Mord zwar nicht entschuldigt, aber seine Straswürdigkeit gemildert wird. Um der Schande zu entgehen, tödtet eine Mutter ihr Kind. Um die Standesehre zu wahren, wird eine Beleidigung im Zweikampfe durch den Tod gerächt. Hier werden die Gesetze in Rücksicht auf die Macht der geltenden Vorurtheile eine Ausnahme machen dürsen, zugleich aber darauf Bedacht nehmen, daß die öffentliche Bildung allmälig sich der Vorurtheile entwöhne, welche die Straswürdigkeit des Mordes milbern.

Der ärgste Widerspruch gegen die öffentliche Gerechtigkeit ist die Strastosigkeit des Verbrechers. Wenn ein Unschuldiger, den man schuldig glaubt und in diesem Glauben verurtheilt, bestraft wird, so ist dieser beklagenswerthe Fall ein Beweis, daß die Gerechtigkeit irrt, nicht daß sie fehlt oder vollkommen pausirt. Wenn der anerkannte Verbrecher strastos ausgeht, so sehlt der Gerechtigkeitssinn, und das ist schlimmer als der Irrzthum. "Selbst wenn sich die bürgerliche Gesellschaft mit aller Glieder Einstimmung auflöste, müßte der letzte im Gesängniß befindliche Mörder vorher hingerichtet werden, damit sederman das widersahre, was seine Thaten werth sind, und die Blutzschuld nicht auf dem Volke hafte, das auf diese Bestrafung nicht

gedrungen hat; weil es als Theilnehmer an dieser öffentlichen Verletzung ber Gerechtigkeit betrachtet werden kann."

Berbrechen und Strafe verhalten sich zu einander wie Grund und Folge. Wenn der Grund eingetreten ift, fo kann keine Macht der Erde die Folge aufhalten. Was die Nothwendigkeit der sittlichen Welt fordert, darf die menschliche Willfür nicht In der Causalverknüpfung zwischen Werbrechen und hindern. Strafe besteht die Strafgerechtigkeit. Reiner Macht im Staate darf es zustehen, bas Berbrechen straflos zu machen ober auch nur seine Strafwürdigkeit zu milbern. Darum will sich mit ber öffentlichen Gerechtigkeit ftreng genommen bas Begnadigungs= recht nicht vertragen; ben Berbrecher begnabigen, heißt ihn gar nicht oder zu wenig strafen; das ist nicht Gnade, sondern Un= recht. Nur einen Fall räumt Rant bem Begnadigungsrecht ein: wenn bas Staatsoberhaupt in ber eigenen Person verlett worden; dann foll es ihm freistehen, in ber eigenen Sache Gnade zu üben. Diese Ausnahme ist unklar und aus mehr als einem Grunde falfch. Sie ist unklar, weil Kant hier von dem Souverain redet, also von dem gesetzebenden Gewalthaber, während bas Begnadigungsrecht nur ba fein kann, wo bas Strafrecht ift, bei der regierenden Staatsgewalt; sie ist falsch, benn bas Berbrechen gegen die Staatsgewalt felbst muß als eine ber argften Rechtsverletzungen angesehen werden, die im Staate moglich find, und so ist ein Majestätsverbrechen am wenigsten bagu angethan, bag an ihm ein Begnadigungsrecht geübt werbe. Much ift nicht zu begreifen, wie Kant die Majestätsverletzung als eine Privatsache bes Souverains ansehen kann, ba er boch felbst den Träger der Staatsgewalt nicht als eine Privatperson betrachtet*).

^{*)} Ebendas. II Th. I Abschn. E. II. — Bb. V. S. 173.

3. Rant und Al. Feuerbad. (Abidredungstheorie.)

In Folge der kantischen Grundsätze vom Strafrecht hat Unselm Feuerbach eine neue Theorie in die Lehre vom peinlichen Recht eingeführt. Er ist mit Kant einverstanden, daß der 3weck ber Strafe nur sie felbst sein kann, nur die Bestrafung, nicht bie Befferung bes Berbrechens. Der Grund ber Strafe liegt nicht in dem, was möglicherweise auf die Strafe folgt, sondern in dem, was ihr thatsächlich vorausgeht; es wird nicht gestraft, weil künftigen Verbrechen vorgebeugt werden soll, auch nicht, bamit kunftig gut gehandelt werde. Keines von beiden kann ben Rechtsgrund der Strafe ausmachen; weder durch die Theorie ber "Prävention" noch durch die der Besserung oder Züchtigung läßt fich ein Strafrecht begründen: bas find 3wedmäßigkeits: grunde, aber feine Rechtsgrunde. Diese beiden geläufigen Theorien bekämpfte Feuerbach in seinen Streitschriften gegen Grolman und Klein. Die Strafe ift nur bann rechtmäßig, wenn sie die nothwendige oder gesehmäßige Folge des Verbrechens ift; fie ift nur dann biefe gesehmäßige Folge, wenn bas Geset felbst erklärt hat: "auf dieses Berbrechen folgt biese Strafe!" Eine solche Erklärung ist eine Androhung. Um bes Gesetzes willen muß die Strafe ausgeführt und dem Berbrecher zugefügt werben, weil sonst die Undrohung des Gesetzes, also dieses selbst nichtig wäre. Die ausgeführte Androhung ist die Abschreckung. So nennt Feuerbach die Theorie, die er in seiner Revision des peinlichen Rechts aufstellt*).

Die Geltung der Gesetze ist die Gerechtigkeit, deren Durch:

^{*)} Revision der Grundsätze und Grundlage des positiven pein-Tichen Rechts, von Anselm Feuerbach. I Theil. Vgl. besond. Einleitung, Cap. I. und Anhang.

führung bem Berbrecher gegenüber einzig und allein in ber Strafe besteht; Die Griffen; ber Gerechtigkeit ift ber Staat, bef: fen gesetzgebender Wille aus tem Bolke entipringt, innerbalb bes Boltes unbedingt berricht und Diefe Berrichaft fo weit erftredt, als bie politische Bereinigung reicht. Bunadit nur fo weit. Bunadit ericeint bie öffentliche Gerechtigkeit nur im Singularis ber Bolfseinheit. Im Naturzuftande eriffirt Die Menge, im Staate bas Bolf ebie gesemäßig vereinigte Menge). Nun giebt es eine Menge Boifer und Staaten, die raumlich verbunden find. Es entsteht die Frage, ob fie auch politisch verbunden sein konnen, nicht vielmehr auch politisch verbunden sein follen; ob nicht auch ber Bolferpluralis ein fur die Form ber Gerechtigkeit Ift zwischen Bolkern und Staaten empfänglicher Stoff ift? nicht auch ein Rechtsverhaltniß möglich, sogar nothwendig? Es entsteht mit einem Worte die Frage nach ber Möglichkeit eines Bolker : ober Staatenrechts.

Zwölftes Capitel.

Völker - und Weltbürgerrecht.

I. Aufgabe des Bölkerrechts.

1. Bolferbunb.

Die verschiedenen Staaten oder Bölker verhalten sich zu einander zunächst, wie die einzelnen Personen im Naturzustande,
wo nicht bei dem Nechte die Gewalt, sondern bei der Gewalt das
Recht ist, wo daher jeder, so weit er kann, sein gewaltthätiges
Necht gegen die Anderen geltend macht. Wenn es unmöglich ist,
diesen Naturzustand in einen politischen, die natürliche Bölkergesellschaft in eine rechtmäßige zu verwandeln, wenn es keine Form
der Gerechtigkeit giebt, weit genug, auch die Völker in sich zu
fassen, so ist die Gerechtigkeit eingeschränkt auf ein enges Gebiet
des menschlichen Lebens, so reicht sie nur so weit als die bürgerliche Gemeinschaft, nicht so weit als die menschliche Vernunst,
dann hat sie nur einen politischen, keinen moralischen Umfang.
Aber sie gilt als eine unbedingte Forderung der praktischen Vernunst, sie gilt für die gesammte Menschheit und muß darum umfassender sein als die politische Volksgemeinschaft.

Man sieht leicht, in welchem Punkte die Schwierigkeit ber

Aufgabe liegt. Die Gerechtigkeit forbert einen Zustand, worin nur die Gesetze gelten und alle benselben Gesetzen gehorden. Benn nun verschiedene Völker denselben Geseten unterthan find, so haben sie ein gemeinschaftliches Oberhaupt, so bilden sie bei aller natürlichen Berschiedenheit ein politisches Bolk, einen Bölferstaat, eine Weltrepublik. Ein solcher Bölkerstaat wäre schon bem Umfange nach unmöglich, da er um so vieles die Grenzen überschreitet, mit benen allein sich die Staatseinheit verträgt. Aber ganz abgesehen von den praktischen Hindernissen, die nicht bloß in den Größenverhältnissen liegen, und selbst die Möglichkeit eines Bölkerstaates eingeräumt: so wäre diese Form nicht die Lösung der obigen Aufgabe. Wir hätten auf diese Weise die Aufgabe nicht gelöst, sondern verändert. Die Aufgabe heißt nicht, wie aus verschiedenen Bölkern ein Bolk, sondern eine recht = mäßige Bölkergesellschaft gebildet werden konne? Bir bürfen die Aufgabe nicht so lösen, daß wir den Bölkerpluralis aufheben. Die gesuchte Form kann nicht die Bereinigung, son= bern nur die Verbindung sein, nicht der Bölkerstaat, sondern der Bölkerbund, nicht die Weltrepublik, sondern die Staatenfode= Mur auf diese Weise gewinnt das Wölkerrecht einen wirklichen Bestand. Entweder es ist gar nicht oder nur so möglich. Unter welchen Bedingungen können die Bölker einen folchen Bund eingehen und ihrer Coeristenz die Form einer Rechtsord= nung geben?

2. Der natürliche Rechtszustand der Wölfer. Rrieg und Frieden.

Das natürliche Verhältniß der Völker ist, wie das der Inbividuen, zunächst selbstsüchtiger und kriegerischer Urt. Es ist die Frage, ob es ein Recht giebt, Krieg zu führen, ob der offene Tischer, Geschichte der Philosophile IV. 2. Aust.

5-DOOLO

Gewaltzustand gewissen einschränkenden Grenzen unterliegt, die zu überschreiten, unter allen Umständen für rechtswidrig gelten muß? Kant unterscheidet ein Recht vor, in und nach dem Kriege. Natürlich kann hier von Recht nur in einem sehr weiten Sinne geredet werden. Denn die bloße Geltung der stärkeren Gewalt schließt jedes strenge Recht aus, und, wie schon die Alten gesagt haben, im Wassenlärm verstummen die Gesetze.

Um einen Krieg rechtmäßig zu beginnen find zwei Bedin: gungen nöthig: erstens muß das Bolk selbst ihn gewollt und durch seinen Gesetzeber beschlossen haben, zweitens darf nicht ohne Grund einem anderen Bolke ber Krieg an : und ber Friede auf= gefündigt werden. Der rechtmäßige Grund jum Krieg ift aber nur einer: die gefährdete Eristenz. Bas die friedliche und geordnete Coeristenz ber Bölker bedingt und ermöglicht, bas ift rechtmäßig; was diese Coeristen; bedroht ober aufhebt, das ist rechtswidrig. Der Krieg ift rechtmäßig, wenn er das Recht der Eriften; schützt und vertheidigt; er ift nur fo lange rechtmäßig, als es zu dieser Vertheidigung kein anderes Mittel giebt als bie Gewalt. Wenn ein Bolt in seiner Eristeng burch ein anderes verlett wird, so ist der Rechtsgrund gegeben, unter dem jenes Bolk den Krieg beschließen darf. Die Berletzung kann in verschiedener Beise stattfinden, durch Bedrohung oder durch that: sächlichen Angriff; es kann der Fall eintreten, daß ein Wolk durch seinen bloßen Zustand die Eristenz des anderen auf bas feindseligste bedroht, so daß dieses für seine Selbständigkeit alles zu fürchten hat, sei es nun, daß jener bedrohliche Zustand in ungewöhnlichen Kriegsrüftungen oder in einer anwachsenden Macht besteht, die das Gleichgewicht der Bölker und darum die Mög= lichkeit ihrer Coeristenz aufhebt. In diesem Falle braucht ber thatsächliche Angriff nicht abgewartet zu werden, um aus dem Rechtsgrunde der Gelbstvertheibigung den Krieg zu beginnen.

Jeder rechtmäßige Krieg ist Vertheidigungskrieg. Was verstheidigt wird und schlechterdings vertheidigt werden muß, ist in allen Fällen die rechtmäßige Eristenz, d. h. die politische Unabshängigkeit des Bolkes. Auch solche Kriege gelten rechtlich für Vertheidigungskriege, in denen ein Volk seine Unabhängigkeit von einem anderen erobert.

Daraus folgt, daß fein Krieg geführt werben barf in ber Absicht, ein anderes Bolk zu vernichten. Die Vernichtung ist nur gerecht als Strafe; ftrafen burfen nur die Gesete, wenn sie von denen verletzt find, die ihnen zu gehorchen die Rechtspflicht haben. Kein Bolk darf dem anderen Gesetze geben; kein Bolk also barf bas andere ftrafen. Straffriege find rechtswidrig; es giebt barum keinen Rechtsgrund ju Kriegen, beren 3med bie Ausrottung oder Unterjochung eines Wolkes ist. Das besiegte Land darf nicht zur Colonie des siegreichen, die besiegten Bürger nicht zu Leibeigenen ber Sieger herabgebrückt werden. Das "vae victis!" hat hier seine Grenze. Diese Grenze macht das Recht der perfönlichen Geltung, mit deffen Aufhebung jedes Busammen= bestehen von Personen und Wölkern möglich zu sein aufhört. Much im Kriege selbst darf der Grundsatz nicht gelten, daß zwischen Feinden alles erlaubt sei. Und es ware alles erlaubt, wenn die heimtückischen und niederträchtigen Mittel der Spionerie, des Meuchelmordes u. f. f., wenn die Plündereien der Privatperso= nen nicht verboten und als rechtswidrig angesehen würden.

Ein Volk muß das Recht haben, unter gewissen Bedingunsgen, die sein politisches Dasein bedrohen, den Krieg zu beschlies ben. Aber das Volk muß auch das Recht haben, im Friedenszusstande zu beharren, wenn es sich nicht genöthigt sieht, Krieg zu führen. Kein Volk darf zum Kriege gezwungen werden weder von innen noch von außen. Wenn es nicht im Interesse eines

Staates und darum nicht im Willen des Volkes gelegen ist, an den Kriegen anderer Nationen Theil zu nehmen, so muß dieser Staat das Recht haben, neutral zu bleiben, die Gewährleistung seiner Neutralität von den kriegführenden Völkern zu verlangen, zur Erhaltung des Friedens sich mit anderen Staaten zu verbünzden. Aus dem Rechte des Friedens folgt das Recht der Neutrazlität, der Garantie, der Coalition*).

II. Der ewige Friede.

1. Das Problem.

Der Krieg als folder kann niemals 3wed, sondern nur bas Mittel sein, um ben Bölkerfrieden auf neuen Grundlagen wieder= herzustellen. Der Krieg ist ber Naturzustand ber Wölkergesell: Ihr rechtmäßiger und zugleich menschlicher Zustand ist schaft. Friede. Wenn dieser Friede alle Bolker ber Erde umfaßt, wenn er auf solchen Grundlagen ruht, die ihn für immer sichern und alle Bedingungen zu künftigen Kriegen ausschließen, so ist die Gerechtigkeit nicht bloß im Staate, sondern in der Menschheit einheimisch: dann herrscht die Gerechtigkeit auf der Erde. was ist der Zweck des menschlichen Geschlechts, wenn es dieser 3wed nicht ist? Die Bölker ber Erde können nicht ein einziges Bolt ober einen einzigen Staat ausmachen; aber fie konnen einen Bund schließen, einen Staatenverein zum Zwecke eines "ewigen Friedens". Und wenn auch die Idee bes ewigen Friedens nicht gleich verwirklicht werden kann, wenn selbst in der vorhan= benen Weltlage diese Idee unausführbar erscheint, so darf sie doch ergriffen und als das Ziel betrachtet werden, bem sich die Mensch-

^{*)} Nechtsl. II Th. II Abschn. Das Böllerrecht §. 53—61. — Bb. V. S. 180—188.

heit allmälig in stetigem Fortschritte nähert. Diese Idee ist die größte politische Aufgabe, zu deren Lösung die ganze Menschheit zusammenwirkt. Ihre Lösung in einem wirklich vorhandenen Zustande des ewigen Friedens wäre das "höchste politische Gut". Hier kommen Moral und Politik in demselben Punkte zusammen, wo es gilt, die Menschheit selbst aus dem natürlichen Zustand in den sittlichen zu erheben und den Begriff der Gerechtigkeit in seinem weitesten Umfange zu verwirklichen *).

Die Idee des ewigen Friedens ist nicht neu, sie war lange vor Kant eine Lieblingsvorstellung ber Philanthropen, ber utopistische Gebanke eines St. Pierre und J. J. Rousseau. Bei Kant tritt dieser Gedanke ungleich wichtiger und imposanter auf, im Zusammenhange eines tiefgedachten Systems, ohne alle Schwärmerei, ohne alle weichliche Philanthropie, die beide der Philoso= phie und dem Charafter Kant's gleich fern lagen. Hier bewährt sich an ihm selbst jener Unterschied, den er so nachdrücklich her= vorgehoben hat, zwischen Schwärmerei und Enthusiasmus. war die Gerechtigkeit, die er darum so gründlich verstand, weil er sie so gründlich liebte. Die Gerechtigkeit ist nicht philanthro= visch noch weniger schwärmerisch. Und Eines wollte sich Kant nie einreden laffen: daß die Gerechtigkeit utopistisch sei. Den Sat: "fiat justitia et pereat mundus!" ließ er gelten und übersetzte ihn so: "es geschehe was Recht ist, und wenn alle Schelme in der Welt darüber ju Grunde geben!" Es ist die Gerechtigkeit, die dem menschlichen Geschlechte den ewigen Frieden zum Biele sett. Dieses Ziel gilt eben so unbedingt als die moralische Bernunft, die es forbert.

Um diese Idee nicht zweiselhaft und im Unklaren zu lassen, schreibt Kant seinen "philosophischen Entwurf vom ewigen Frie-

^{*)} Ebendaf. II Th. II Abschn. §. 61. — Bb. V. S. 188 figb.

ben"*). Als ob es sich um einen wirklichen Friedenstractat handle, werden in der bündigsten Sprache die "Präliminar = und Desini=tivartikel" festgesetzt, unter denen ein ewiger Wölkerfriede zu Stande kommen soll. Die beiden Fragen heißen: 1) welches sind die Bedingungen, ohne welche ein ewiger Friede unmöglich ist? 2) welches ist die Form, worin sich der ewige Friede ver=wirklicht und die seine Aufrechthaltung verbürgt? Die erste Frage will Kant durch "die Präliminarartikel", die andere durch "die Desinitivartikel" beantwortet haben. Es handelt sich kurz gesagt sowohl um die positiven als negativen Bedingungen, die nöthig sind zur Begründung des ewigen Friedens.

2. Die negativen Bebingungen.

Was den Friedensstand der Bölker hindern oder stören kann, muß vor allem aus bem Wege geräumt werben. Auf die Ent= fernung aller bem Kriege gunftigen, bem Frieden ungunftigen Berhältnisse im Bölkerleben zielen die Präliminarartikel ber kan-Wenn alles beseitigt wird, was ben Natur= tischen Schrift. oder Kriegszustand ber Wölker verewigt, so wird eben badurch alles vorbereitet, um ben entgegengesetzten Buftand eines ewigen Friedens zu ermöglichen. Es giebt Bedingungen, welche den Sag, die Furcht, mit einem Worte die feindseligen Leibenschaf: ten unter den Wölkern nothwendig erwecken und steigern. Diese Bedingungen find verschieden nach den Berhältniffen, bie zwischen Wölkern stattfinden. Nun können sich Bolker auf breifache Beise zu einander verhalten: entweder sie bekriegen sich gegenscitig, ober sie schließen Frieden, oder sie sind im natürlichen (d. h. proviso= rischen) Friedenszustanbe.

Wenn sie sich gegenseitig bekriegen, so werde der Krieg nicht

^{*)} Bum ewigen Frieden. Gin philosophischer Entwurf (1795).

rechtswidrig, nicht auf eine Weise geführt, die den Nationalhaß über Gebühr steigert, einer Nation Grund giebt, die andere zu verachten, und alles gegenseitige moralische Vertrauen aushebt. Der Krieg brauche nicht die ehrlosen Mittel des Meuchelmords, Verraths, Bruchs der Capitulation u. s. f. Dadurch müssen Nationen so gegen einander aufgebracht und im gegenseitigen Hasse befestigt werden, daß jedes ächte Friedensverhältniß für alle Zuskunst unmöglich erscheint. Der Krieg werde deßhalb unter allen Umständen so gesührt, daß er die mögliche und ächte Grundlage eines künstigen Friedens nicht ausschließt.

Wenn Nationen Frieden schließen, so sei der Friedensverstrag wahr, d. h. er sei die Grundlage eines wirklichen, dauerhafsten Friedens, er behalte nicht, wie es in den römischen Kriegen so oft der Fall war, gestissentlich die geheime Unlage zum künfstigen Kriege. Ein solcher falscher Friedensschluß ist eigentlich kein Friede, sondern nur ein Wassenstillstand, der den Krieg verzewigt.

Wenn Nationen sich im natürlichen Friedenszustande befinden, so möge nichts geschehen, wodurch sie seindselig gegen einander aufgebracht werden, also nichts, wodurch ein Bolk die politische Unabhängigkeit des anderen antastet oder verletzt. Die politische Unabhängigkeit eines Bolkes kann auf doppelte Weise verletzt werden: durch einen thatsächlichen Eingriss oder durch den gefahrbringenden, surchterregenden Zustand, in dem sich eine andere politisch benachbarte Nation besindet.

Der thatsächliche Eingriff in die Rechte eines Wolkes hat einen doppelten Fall. Eine Nation wird gegen ihren Willen mit einer anderen vereinigt; ihre politischen Rechte und Pflichten werzben durch privatrechtliche Verträge bestimmt. Der Staat ist keine Habe, kein Patrimonium, kein Privateigenthum. Darum darf

er nicht burch Privatverträge erworben, ererbt, erheirathet wers ben. Staaten können nicht auf folche Weise vereinigt werden; Staaten können einander nicht heirathen. Eine solche Erwers bungsart ist ein politisches Uebel, sie verletzt thatsächlich die poliztische Unabhängigkeit und legt dadurch den Grund zum Völkerhaß und zum Kriege. Eben so wenig können nationale Pflichten durch einen Privatvertrag verhandelt werden, es ist vollkommen rechtswidrig und ein politisches Uebel der schlimmsten Art, wenn ein Staat seine Truppen an einen anderen verdingt.

Die zweite Form des thatsächlichen Eingriffs ist, wenn sich ein Bolt in die inneren Ungelegenheiten des anderen einmischt. giebt kein Recht zur Intervention. Die inneren Ungelegenheiten und Berhältniffe eines Staates, fie mogen fo übel bestellt sein als nur immer möglich, verleten den anderen Staat nicht und geben ihm barum nie ein Recht, jene Uebel von fich aus abzustellen. Jeber Staat ift sein eigener Herr. Es ift eine Rechts: verdrehung und bloße Beschönigung bes Unrechts, wenn man vom "bosen Beispiele" rebet, welches ber schlimme Zustand eines Das bose Beispiel reigt am wenigsten, weil es Volkes giebt. die schädlichen Folgen mit sich führt und alle Welt darüber be-Das bose Beispiel ift barum anderen Staaten eher nutlich als gefahrbringend. Rein Mensch wird ben unglücklichen, burch Parteiungen zerriffenen Zustand eines Bolkes nachahmungswürdig finden. Dieses Beispiel kann nie ein Rechtsgrund sein, jenes Volk seines politischen Daseins zu berauben. Es ist auch nur ber vorgebliche Grund, der wirkliche ift die Gewinnsucht.

Der Zustand, wodurch eine Nation der anderen in der That bedrohlich und gefahrbringend wird, liegt hauptsächlich in zwei Staatseinrichtungen, die sich unmittelbar nach außen wenden: in der militärischen Macht und den Finanzen, nämlich den Staats=

Sier liegen die ftarkften Beranlaffungen zu Kriegen; schulben. hier muß bas Uebel an ber Wurzel getilgt werben. Die militä= rische Bildung und Uebung ber ganzen waffenfähigen Nation ift durchaus nöthig, benn jedes Bolk muß die Kraft haben, sich felbst und seine politische Unabhängigkeit zu vertheidigen. die stehenden Heere sind nach außen eine bedrohliche Macht, nach innen eine ungeheure, die Staatsschulden vermehrende Last, die zu erleichtern felbst der Krieg nothig scheinen kann. Die stehen= den Heere find der eigentliche und fortwährende Kriegszustand, bas äußerste Gegentheil eines ewigen Friedens. Hier bewegt man sich in einem Cirkelschluß, für bessen Auflösung sich unter ben gegebenen Berhältniffen schwerlich bie Formel finden läßt. So lange es stehende Heere giebt, ift ber Krieg nothwendig; und so lange es Kriege giebt, find stehende Heere nothwendig. des ist richtig, und darum steht die Sache so, daß entweder alle Staaten oder keiner entwaffnen b. h. die ftehenden Beere abschaf: fen kann. Das Creditsostem ber Staaten ist für die Industrie von der größten Wichtigkeit und in dieser Rücksicht eine der frucht= barften und segensreichsten Erfindungen. Allein der Krieg häuft bie Schuldenlast und führt bie Staaten bem Bankerott entgegen. Der brohende Bankerott eines Staates ift anderen Staaten gegenüber ein gefahrvoller Zustand, ber einer Läsion gleichkommt. Much hier gerathen wir in einen ähnlichen Cirkel: ber Krieg macht die Staatsschulben und führt jum Bankerott, ber selbst wieder ben Krieg erzeugt. Es muß darum ber Grundsatz gelten: daß überhaupt keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staats: händel erlaubt find.

Wir haben hier die negativen Bedingungen des ewigen Friedens, die abzustellenden Hindernisse desselben als so viele politische Uebel logisch entwickelt. Kant faßt sie als Präliminarien in folgende Sätze:

- 1. "Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalte des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden."
- 2. "Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleich viel) von einem anderen Staat durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können."
- 3. "Stehende Beere follen mit ber Beit gang aufhören."
- 4. "Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden."
- 5. "Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eis nes anderen Staates gewaltthätig einmischen."
- 6. "Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem anderen solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen: als da sind, Unstellung der Meuchelmörder, Giftmischer, Brechung der Capitulation, Unstiftung des Verraths in dem bekriegten Staate u. s. f. *)."

3. Die positiven Bedingungen.

Es bleibt noch die Frage übrig: wenn die Uebel entfernt sind, die den dauernden Bölkerfrieden unmöglich machen, welzches ist die Form, worin er sich verwirklicht? Welches sind die positiven Bedingungen des ewigen Friedens? Es müssen Formen sein, welche die Friedensdauer nicht bloß ermöglichen, sonwern verbürgen.

Die erste Bedingung ist, daß die Bölker Staaten bilden und in bürgerlichen Verfassungen leben. Zwischen politischen und wilden Völkern läßt sich kein verbürgter Friedensstand den-

^{*)} Ebendas. I Abschn. — Bb. V. S. 414—420.

Aber nicht jede bürgerliche Berfassung enthält bie zur Friebensdauer nöthigen Bedingungen in sich; nicht jede schließt die Uebel von sich aus, die den Krieg begünstigen und erzeugen. Wenn in einem Staate unabhängig von bem Interesse aller bas Interesse und ber Wille eines Einzigen herrscht, ba wird perfonlicher Ehrgeiz, Eroberungsluft, Staatsklugheit stets jum Kriege bereit sein. Wenn in einem Staate die regierende Gewalt gu= gleich die gesetzgebende ausmacht, so kann hier in bem einseitigen Interesse ber regierenden Gewalt ein Krieg unternommen werden. In beiden Källen giebt die burgerliche Verfassung feine Garantie gegen einen ungerechten Krieg, viel weniger eine für die Dauer Es folgt, bag nur eine folde Berfaffung ben bes Friedens. ewigen Frieden verbürgt, in welcher erstens die gesetzebende Gewalt bei den Repräsentanten bes Bolks und zweitens die regierende Gewalt von der gesetzgebenden getrennt ift. Die Erfüllung der ersten Bedingung macht die repräsentative, die ber zweiten die republikanische Verfassung. Wo gesetzebende und regierende Gewalt zusammenfallen, da nennt Kant die Berfaffung "bespotisch". In der demokratischen Staatsform fallen beide Gewalten natürlicherweise zusammen, barum ift bei Kant die Demokratie so wenig republikanisch, daß er sie vielmehr für eine bespotisch und zwar nothwendig bespotische Verfassung erklärt. Die beste und dem Bölkerfrieden gunftigste Berfassung wird barum diejenige sein, in welcher die gesetzgebende von der regierenden Gewalt der= gestalt getrennt ift, bag bie Erager ber ersten so viele als moglich, die Träger der anderen so wenige als möglich sind, das Personal ber gesetzgebenden Gewalt ben möglich größten, bas ber regierenden den möglich kleinsten Umfang hat: die repräsentative ober constitutionelle Monarchie.

Wenn sich die Bölfer in einer solchen burgerlichen Berfas=

sung befinden, die alle Bedingungen zu ungerechten Kriegen aussschließt, so bilden sie einen Bölkerverein, der alle internationale Streitigkeiten friedlich schlichtet und auf diese Beise den dauernsden Frieden erhält oder den Friedenszustand verewigt. Ein solcher Friedensbund ist mehr als ein Friedensvertrag; dieser endigt einen Krieg, jener macht alle Kriege unmöglich. Wenn alle Bölker einen einzigen Staat, eine Weltrepublik ausmachen könnten, so wäre dieß freilich die sicherste Urt, alle Streitigkeiten durch die Gesetz zu schlichten, und der Streit durch die Wassen wäre sur immer unmöglich. Da ein solcher Völkerstaat sich nicht ausssühren läßt, so ist der einzige Ersat, "das negative Surrogat desselben", der Völkerbund: ein permanenter Staatencongreß, der gleich einem Umphiktyonengerichte von größtem Umfange die Völkerprocesse entscheidet.

Endlich verlangt ber ewige Friede, daß alle Hostilität unster den Ungehörigen verschiedener Bölker und Staaten aufgehoben sei. Keiner kann das Recht beanspruchen, im fremden Staate bürgerliche Geltung zu haben; er kann auch nicht das Recht beanspruchen, als Gast ein Genosse des fremden Bolkes zu sein, aber er muß das Recht haben, das fremde Land zu besuchen, ohne als Feind angesehen zu werden. Dieses "Besuchsrecht" gilt für alle Länder der Welt. Wo es nicht gilt, da herrscht die Hostilität und mit ihr der rohe gewaltthätige Naturzustand; wo es gilt, da ist an die Stelle der Hostilität die "allgemeine Hospitalität" getreten. In diese allgemeine Hospitalität setz Kant das Weltbürgerrecht als die letzte definitive Bedingung des ewizgen Friedens; es soll eine Folge des Völkerrechts sein, nicht bloß ein Geschenk der Philanthropie.

In diesen drei Sähen erklärt Kant die positiven Bedingun= gen zum ewigen Frieden:

- 1. "Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate foll republi-
- 2. "Das Völkerrecht soll auf einen Föberalismus freier Staaten gegründet sein."
- 3. "Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein *)."
- 4. Der ewige Friebe als menfchlicher Raturgwed.

Die Herrschaft der Gerechtigkeit unter den Bölkern der Erde in der Form des ewigen Friedens ist das nothwendige Ziel der Menschheit. Daß dieses Ziel wirklich erreicht werde, verheißen zwei Mächte, welche den Menschen die Richtung dahin bezeichnen und geben. Diese beiden Mächte sind unabhängig von aller Poslitik: der natürliche Zwang und die sittliche Vernunfteinsicht.

Die Natur zwingt ben Menschen, unfreiwillig die Bahn zu betreten, beren letztes Ziel die Friedensherrschaft unter den Bölzfern ist, eine Bahn, von welcher der Gang der Politik oft genug ablenkt, in die wieder einzulenken die Macht der Natur selbsk nöthigt. Nennen wir es nun Schicksal oder Borsehung, die menschliche Welt ist von Natur so eingerichtet, daß sie nicht anzders kann, als unter den Formen der öffentlichen Gerechtigkeit in weitestem Umfange leben. Es ist, als ob die Natur mit der größten Weisheit alle Mittel vereinigt hätte, die unsehlbar dem menschlichen Dasein seine staatsbürgerlichen, internationalen, weltzbürgerlichen Rechtsformen geben. Die Erde ist gemacht, um von Menschen bewohnt zu werden; der Mensch kann und soll üb er all leben. Das natürliche Mittel, das menschliche Geschlecht über die Erde zu verbreiten, ist der Krieg; der natürliche Trieb zum

^{*)} Ebendas. II Abschn. — Bb. V. S. 421 — 434. Bgl. Rechts: lehre. II Th. III Abschn. §. 62. Beschl. — Bb. V. S. 190—194.

Kriege ist der Eigennutz und das von kriegerischem Muthe belebte Selbstgefühl. Und wieder ist es der Krieg, der die Menschen mit unwiderstehlicher Naturgewalt zwingt, sich zu vereinigen. Die stärkste Vereinigung ist die beste; keine ist stärker als die politische, als der Staat, dem alle gehorchen. Keine Staatsmacht ist sicherer und darum mächtiger als die Herrschaft des Gesetzes. Weil von Natur die Gewalt das größte Recht hat, so zwingt die Natur selbst dazu, daß zuletzt das Recht die größte Gewalt hat; sie zwingt die Menschen, gute Vürger zu werden nicht aus moratischen, sondern aus natürlichen Gründen, aus dem Grunde der Selbsterhaltung.

Die Natur hat die Zwangsmittel, die Wölker zu trennen und abzusondern. Diese Mittel trennen gewaltiger, als jemals ein Universalstaat, dieses Kunstproduct der Politik, im Stande ift, die Wölker zu vereinigen. Die Mittel ber natürlichen Trennung find die Unterschiede ber Sprachen und Religionen. Und wieder hat die Natur die stärksten Mittel, die Bolker zu vereini= gen; ber Eigennut hat den Erwerbstrieb, dieser den handel zur Folge, dieser den Wölkerverkehr im ausgedehntesten Umfange, ben Reichthum und die Geldmacht, die nichts mehr scheut als den Krieg. Alle politischen Kriegsabsichten scheitern zuletzt an der Geldmacht und ber Weltindustrie, beren Grundlage ber Friede ist. So erzeugt sich unabhängig von der Politik und Moral von felbst und unwillkürlich aus dem Mechanismus der menschlichen Neigungen eine Friedensherrschaft in der Welt, die mächtiger ift als alle Kriegsgelufte. Und auf diesem Wege sichert die Natur burch praktische Motive die Richtung auf bas Ziel des ewigen Friedens *).

^{*)} Zum ewigen Frieden. II Abschn. 1 Zusatz. Bon der Garantie bes ewigen Friedens. — Bb. V. S. 435—444.

5. Das Recht ber Philosophen im Staate. Kant und Plato.

Bu biefem Mechanismus ber Neigungen, wodurch bie Natur ben Bölkerfrieden veranstaltet und gleichsam garantirt, gesellt fich die sittliche Vernunfteinsicht, die jenes Ziel um seiner selbst willen Diese Einsicht zu verbreiten, bas Ziel selbst mit allen verfolgt. seinen Bedingungen allen erkennbar zu machen, ist die Aufgabe Die Philosophen sollen über die Möglichkeit der Philosophen. bes öffentlichen Friedens, über die Bedingungen dieser Möglich= feit gehört und von den öffentlichen Gewalthabern zu Rathe gezogen werben. Aber wie kann man von ber Politik verlangen, daß fie auf die Philosophen hore? Wie kann man Staatsman: nern, Gesetzgebern und Regenten zumuthen, daß sie bie Philosophen um Rath fragen? Wenn Kant niemals ein Schwärmer mar, so ift er, wie es icheint, an dieser Stelle einer geworben. Seit Plato hat kein Philosoph eine solche Sprache geführt. dessen die Sache ist von Kant nicht so schwärmerisch gemeint, als fie zu sein den Unschein hat. Kant bilbet sich nicht ein, daß die Philosophen in dieser Rücksicht ernstlich gefragt werden sollen. Er meint, man solle sie im Geheimen fragen, d. h. stillschweigend bazu auffordern, ihre Meinung zu sagen: man soll sie reben lassen, man foll ihnen nichts geben als öffentliche Bedankenfreiheit. Er nennt dieses ben Philosophen eingeräumte Recht "ben geheimen Artikel jum ewigen Frieden"*). Der Ausdruck ift mit Humor gewählt. Die geheime Frage ber Staatsmanner an die Philosophen ist die stillschweigende, die nichts anderes bedeutet, als daß die Philosophen ungefragt reden dürfen. Darum be: zeichnet sie Kant als "geheime Räthe", weil sie öffentlich ober

^{*)} Ebendaj. II Abschn. 2. Zusat. — Bb. V. S. 444 — 445.

ausbrücklich keiner in Staatsangelegenheiten fragen wird. Der einzige geheime Urtikel zum ewigen Frieden ist in dem Satz entshalten: "die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Nathe gezogen werden."

Plato setzte die Verwirklichung seines Idealstaats, der ein vollkommenes Kunstwerk und Abbild der Gerechtigkeit sein wollte, auf den Fall, daß die Könige philosophiren oder die Philosophen Könige werden. Diese stolze Forderung macht Kant nicht. Aber er ist nicht weniger stolz in der Art, wie er sie verwirst. "Daß Könige philosophiren oder Philosophen Könige würden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen, weil der Besitz der Gewalt das freie Urtheil der Vernunst unvermeidlich verdirbt. Daß aber Könige oder königliche (sich selbst nach Gleichheitsgessehen beherrschende) Völker die Classe der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, ist deis den zur Beleuchtung ihres Geschäftes unentbehrlich, und weil diese Classe ihrer Natur nach der Rottirung und Elubbenverbindung unfähig ist, wegen der Nachrede einer Propaganda verdachtlos."

Dreizehntes Capitel.

Tugendlehre. Die Pflichten gegen sich selbst.

I. Begriff ber Tugenbpflicht.

1. Rechte und Tugenbpflicht.

Die Freiheitsgesete sind boppelter Art, äußere und innere: die Erfüllung der ersten ist erzwingbar, die der anderen nicht; jene sind Rechtsgesete, diese sind Moralgesete. Zedes Geset ist eine zu erfüllende Pslicht. Wenn es sich um ein inneres oder moralisches Geset handelt, so wird diese Pslicht nur dann erfüllt, wenn man sie thut um der Pslicht willen. In der Gesetmäßigkeit der Triedseder besteht hier einzig und allein die Pslichtersüllung. Die äußeren Freiheitsgesete fordern nur, daß die Handlung mit dem Geset übereinstimme, alles andere ist ihnen gleichgültig; die inneren verlangen, daß die Gesinnung dem Gesete und nur diesem entspreche. Die Rechtsgesete beziehen sich bloß auf die Handlung, die Moralgesetze auf die Marime der Handlung; die Handlung kann erzwungen werden, nie die Gesinnung. Wir nennen solche Pslichten, deren Erfüllung unerzwingbar ist, ethische im Unterschiede von den juristischen.

Wozu uns die sittlichen Pflichten verbinden, ohne daß sie uns Tisch er, Geschichte ber Philosophie IV. 2. Aust.

jemals dazu zwingen können, ist die pflichtgemäße Gesinnung, die an den sinnlichen und selbstsüchtigen Neigungen ihren hartnäckigen und immer erneuten Gegner sindet. Die pflichtmäßige Gesinnung lebt im fortwährenden Kampse mit den widerstrebenden Neigungen, mit dieser "Brut gesetwidriger Gesinnungen"; sie lebt von diesem Kamps und erzeugt sich nur im Sieg über den beständigen und rastlosen Feind. Man kann die Stärke des moralischen Grundsatzes an der Stärke seiner den Neigungen widerstrebenden Kraft, an der Stärke ber bekämpsten und überwundenen Neigungen selbst meisen. Diese im Kampse bewährte Gesinnungssestigkeit ist die sittliche Tapserkeit, die eigentliche Kriegsehre des Menschen, die Tugend. Die ethischen Gesetze verpflichten
uns zur Tugend und können darum "Tugendpslichten" genannt
werden: es sind diesenigen Pflichten, deren Erfüllung nur möglich ist durch die tugendhafte Gesinnung*).

2. Unterfdied ber Tugenbpflichten.

Sede Pflicht ist ein zu erfüllender Zweck von unbedingter Geltung. Ein absoluter (an sich selbsst gültiger) Zweck kann nur in einem Wesen bestehen, welches die Bedingung ausmacht, unter der es überhaupt Zwecke giebt: das ist die zwecksehende oder praktische Vernunft, der vernünstige Wille oder die Person. Innerhalb unserer Welt ist die einzige Person der Mensch. Darum ist der Mensch als Selbstzweck oder die Menschenwürde das einzige Object, worauf sich alle unsere Pflichten beziehen. Es giebt nur Pflichten gegen Menschen; von Pflichten gegen andere Wessen kann nur im uneigentlichen Sinne geredet werden. So bez grenzt sich das Gebiet der Ethis dahin, daß alle unsere Pflichten

^{*)} Metaph. Anfangsgr. der Tugendlehre. Einleitg. I. Erörterung bes Begriffs einer Tugendlehre. — Bd. V. S. 202 figb.

sich auf die Menschheit beziehen entweder in der eigenen Person ober in der Person unserer Nebenmenschen: sie sind entweder Pflichten gegen uns selbst oder Pflichten gegen die anderen Menschen.

Das oberste Pflichtgebot lautet: nimm in allen beinen Hands lungen die Menschenwürde in dir und in den Underen zum Zweck, thue nichts, was diesen Zweck beeinträchtigt! Handle stets aus Uchtung der Menschenwürde; handle nie aus der entgegengesetzten Maxime*)!

Wenn unser Wille vollkommen der Menschenwürde entspricht, fo befinden wir uns im Zustande der Bollkommenheit; wenn uns fer äußeres Dasein in allen seinen Berhältnissen der Menschenwürde gemäß ift, so befinden wir uns in einem Bustande außerer Bollkommenheit, ben wir näher als Glückseligkeit bezeichnen. Die personliche Vollkommenheit ist eigene That, sie ist nur moglich als Wirkung bes eigenen Willens; niemand vermag biese Bollkommenheit in einem Underen zu bewirken, denn niemand kann für einen Anderen wollen; wohl aber kann durch unsere thätige Mitwirkung die Glückseligkeit des Underen gefordert werben. Jest läßt sich ber Inhalt unserer Pflichten genauer so fassen: "mache zum 3med beiner Handlungen die eigene Wollkommen= heit und die fremde Glückseligkeit!" Jene bildet den Inhalt aller Pflichten gegen fich selbst, biefe ben Inhalt aller Pflichten gegen die Anderen. So sind die Pflichten ihrem Inhalte nach verschie= ben. Es giebt eine Mehrheit von Pflichten, darum auch eine Mehrheit von Tugenden, denn jede Pflichterfüllung ist Tugend **).

Die ethischen Gebote fordern die Handlung um der Pflicht willen: ich soll um ihrer selbst willen die eigene Bollkommenheit, um ihrer selbst willen die fremde Glückseligkeit befördern. Damit

^{*)} Chendas. Ginl. II. III. — Bb. V. S. 206-210.

^{**)} Chendas. Ginleitg. No. IV-VI.

eröffnet fich vor mir ein weiter Spielraum von handlungen; bas Gesetz sagt hier nicht, was ich im einzelnen Falle zu thun habe, es bestimmt nur meine Maxime, nicht die Handlung selbst. Auf welche Art ich zum Besten ber eigenen Bollkommenheit und der fremden Glückseligkeit handeln foll, welche Mittel ich in die= fer Absicht zu ergreifen, was ich zu thun habe, wenn verschie= dene Pflichten sich gegenseitig bestreiten und einschränken: darüber fagt das ethische Gesetz nichts. Die Maxime ist bestimmt und genau, die Befolgung unbestimmt und weit. Je weiter die Berbindlichkeit, um so unvollkommener; die engste Berbindlichkeit, wodurch die Handlung in der genauesten Weise bestimmt wird, ist die vollkommenste. Je unvollkommener die Verbindlichkeit ift, um so unvollkommener ift auch bie verbindende Pflicht. Dar= um nennt Kant bie Tugendpflichten, so weit sie positiv sind, "weit und unvollkommen"; sie sagen nur, was wir beabsichtigen - nicht was wir thun follen; sie sagen genau, was wir nicht thun sollen: sie sind vollkommen als Verbote, nicht als Gebote.

In diesem Punkte unterscheiden sich wieder die Moralgesetze von den Rechtsgesetzen, die ethische Berbindlichkeit von der juristischen. Die juristische Berbindlichkeit ist eng, die Rechtspflichten sind vollkommen; in dem engen Spielraume, den sie vorschreizben, bewegt sich der gebundene und erzwingbare Gehorsam mit voller Sicherheit. Diese Sicherheit sehlt in dem weiten Spielzraume des moralischen Handelns. Hier entsteht im Zusammensstoß der Umstände ein Widerstreit der Pflichten, der Ausnahmen zu rechtsertigen scheint und ein Abwägen der Fälle nöthig macht, wobei die willkürliche Resserion sich in weiten Grenzen ergeht. So bildet sich in der Zugendlehre die Anlage zur "Casuistik", die in der Rechtslehre sehlt. Weil die ethischen Gesetze vielumsassend und undesstimmt sind, so gehört Uebung dazu, um in jes

5 7000

dem gegebenen Falle die Pflicht richtig zu erkennen und demgemäß richtig zu handeln, eine theoretische und praktische Uebung, zu deren Bestimmung die Ethik eine Methodenlehre giebt, welche die Rechtslehre bei der Natur ihrer Pflichten nicht nöthig hatte*).

3. Das Gegentheil ber Tugenb.

Rant und Aristoteles.

Mit dem Begriffe der Tugend ist auch der Begriff ihres Gegentheils gegeben. Tugend ist Handlung aus pflichtmäßiger Maxime; das Gegentheil der Tugend hat demnach den doppelten Fall, daß entweder alle Marime fehlt und die Handlung völlig grundsatios ift, ober daß gehandelt wird aus der entgegengeset= ten Maxime. Entweder es wird aus pflichtmäßiger Maxime gehandelt oder aus gar keiner oder (aus einer anderen als ber pflichtmäßigen b. h. aus) pflichtwidriger Maxime. Der erste Fall ist die Tugend, die Gesinnung ist nie erzwingbar, barum ist die tugendhafte Handlung mehr als bloß schuldig, sie ist vervienstlich; der zweite Fall ist die Abwesenheit der Tugend, das nichtpflichtmäßige, grundsattlose und barum moralisch werthlose Handeln, ber moralische Unwerth; ber britte Kall ift bas San= deln aus pflichtwidriger Gesinnung, die vorsätzliche Uebertretung ber Pflicht, das conträre Gegentheil der Tugend, das Laster*).

Tugend und Laster unterscheiden sich mithin durch die moralische Denkweise, sie unterscheiden sich durch die Maximen, die entgegengesetzter Urt sind: darum ist ihr Unterschied nicht graduell, sondern specifisch; es sind grundverschiedene sittliche Gattungen. Hier ist der Punkt, wo sich die kantische Ethik der

^{*)} Ebendas. Einl. VII. VIII. und XVIII. Anmerkg.

^{**)} Ebendas. Einl. II. (Anmerkg.) VII. — Bb. V. S. 208. 215 flgb.

aristotelischen scharf entgegensett. Aristoteles betrachtete bie natürlichen Triebe gleichsam als ben Stoff ber Tugenb und biefe als beren richtige Form, als beren harmonisches Verhältniß. Die Tugend galt ihm als ber magvolle Trieb, als die richtige Mitte zwischen den beiden Ertremen des Zuviel und Zuwenig. Es giebt hier eine natürliche Begierde nach Besitz: wenn dieser Trieb in extremer Beise sich vermindert, so entsteht die Berschwendung; wenn er in extremer Weise wächst, so entsteht der Geiz; wenn er zwischen Verschwendung und Geiz die richtige Mitte halt, so bilbet er die Liberalität, welche Sparsamkeit und Freigebigkeit in sich vereinigt. Die Liberalität ift Tugend, Berschwendung und Beig find Laster. So bildet die Tugend bie richtige Mitte entgegengesetzter Triebe, bas Gegentheil der Tugend ift ber Trieb im Uebermaße entweder ber Stärke ober des Mangels. Die Tugend ist ber wohlgeformte und magvolle, bas Laster der formlose, ungemäßigte Trieb. Der Unterschied zwi= schen Tugend und Laster ist hier nicht generell, sondern graduell. Wenn diese aristotelische Theorie der Tugend richtig wäre, so würde folgen, daß man aus der Tugend durch Vermehrung oder Berminderung bas Laster erzeugen könnte, und ebenso um= gekehrt aus dem Laster die Tugend; es würde folgen, daß man auf bem Wege von einem Laster zu bem entgegengesetzten bie Tugend wie eine Station passiren muffe, benn als bas Mittlere liegt sie auf dem Wege von einem Extreme zum anderen. verfehlt man die richtige Unterscheidung zwischen Tugend und Laster und ebenso die richtige Unterscheidung der Laster selbst. Mus diesem doppelten Grunde ist die aristotelische Theorie unrichtig und unbrauchbar. Der Geizist die extreme Habsucht, die Berschwendung foll bavon bas maßlose Gegentheil sein; als ob die Verschwendung nicht auch habsuchtig, maßlos habsuchtig, also ebenfalls geizig

fein könnte, in sehr vielen Fällen sein muß! Der Verschwender will haben, um zu genießen; der Geizige will haben, um zu besitzen: also beide unterscheiden sich nicht durch den Grad, sonz dern durch die Maxime ihrer Habsucht; wenn die Absicht auf den Besitz die Maxime der Handlungen bildet, wenn alle Handzlungen auf diesen Zweck abzielen, so entsteht der Geizhals; wenn die Absicht auf den Genuß die Handlungen beherrscht, so entzsteht der Verschwender. Hieraus erhellt, daß man nur durch die Art und Beschaffenheit der Maximen die Laster sowohl von der Tugend als von einander zu unterscheiden vermag.

Die Tugend ist nicht bloß eine: diesen Satz stellt Kant der stoischen Sittenlehre entgegen. Die Tugend ist nichts Mittleres: dieser Satz gilt gegen die aristotelische Ethik. Die Tugend ist nichts Empirisches: dieser Satz widerspricht der gesammten dogmatischen Sittenlehre, die auf natürliche Neigungen die Tugend gründen wollte*).

4. Die moralische Gefundheit.

Es giebt eine der Tugend günstige und eine der Tugend entgegengesetzte Gemüthsverfassung. Nur in der vollkommenen inneren Freiheit kann die Pflicht der selbstigewählte, herrschende Grundsatz unserer Handlungen werden. Diese Freiheit ist gestrübt, wenn die Uffecte, die natürlichen Wallungen des Herzens, überhandnehmen und das Temperament herrscht; sie ist vollkommen aufgehoben und in ihr Gegentheil verkehrt, wenn die Leizdenschaften, die selbstsüchtigen Begierden des Herzens, in uns walten und die Selbstliebe herrscht. Ein Beispiel des Uffects

^{*)} Ebendas. Einleitg. XIII. Allg. Gross. in Behandl. der reinen Tugendlehre. Lgl. Tugendl. I Buch. I Abth. II Hptst. 2. Art. §. 10. — Bb. V. S. 264 flgb.

Fällen ist der Mensch seiner selbst nicht mächtig und darum zur Tugend und moralischen Pflichterfüllung unfähig. Nur in der vollkommenen Herrschaft über sich selbst wird das Gemüth fähig zum tugendhaften Handeln; nur in dieser Verfassung kann der Pflichtbegriff klar und deutlich auftreten, in jeder anderen ist er umwölkt oder ganz und gar verdunkelt. Die Herrschaft über sich selbst besteht in der affect: und leidenschaftslosen Stimmung, in der "moralischen Apathie", die nicht abgestumpste Gleichgültigkeit oder Indisserung, sondern jene sichere Gemüthsruhe ist, die den Zustand der moralischen Gesundheit ausmacht. Und weil der Mensch nur mit voller Freiheit tugendhaft handeln kann, darum darf das tugendhafte Handeln auch nicht Gewohnheit oder Fertigkeit werden, denn jede Gewohnheit ist ein unwillskürliches Handeln, worin die selbsstewußte Freiheit erlischt.

Wir haben schon früher von einem moralischen Gefühle geredet, welches ber Pflichtbegriff in unserem Gemüthe erweckt, einem Gefühle nicht als Ursache, sondern als Wirkung der Pflicht, wodurch wir in eine dem pflichtmäßigen Handeln günsstige Stimmung versetzt werden; dieses Gefühl bildet einen moralisch ästhetischen Zustand, den Kant als die "Prädisposition zur Tugend" bezeichnet. In ihm vereinigt sich das Gefühl für die eigene Würde mit dem Gefühle für das Wohl der Underen, das Selbstgefühl mit der Menschenliebe: diese Selbstachtung ist die günstige Prädisposition zur Erfüllung der Pflichten gegen uns selbst, diese Menschenliebe die günstige Prädisposition zur Erfüllung der Pflichten gegen die Underen*).

^{*)} Ebendas. Einleitg. XII. Aesth. Borbegr. der Empfänglichk. des Gemüths für Pflichtbegriffe überhaupt. a. c. d. Einl. XV. XVI. XVII.

5. Die moralische Gelbftprufung.

Aber weber die innere Gemüthsfreiheit und Berrschaft über sich selbst noch die moralischen Empsindungen sind an sich schon Die Tugend liegt nur in ber Marime, in ber Marime, die nichts enthält als die Pflicht. Hier ift es fehr leicht, daß eine andere Absicht mit aller Harmlosigkeit ben Schein ber Pflicht annimmt, daß sich das gute, im Grunde eigenliebige Herz als Pflichtbewußtsein geberdet und das tugendhafte Sanbeln an der Wurzel verdirbt. Nichts ist natürlicher als diese Bermischung der Pflicht mit der Neigung, als biese stille und unwillkürliche sophistische Ueberredung, die unsere Neigungen und Wünsche als Pflichten erscheinen läßt; nichts ift bem moralischen Sandeln, der Tugend im strengen Sinne, gefährlicher. Darum ift vor aller Pflichterfüllung nöthig, bag man bas unwillkürlich Wermischte genau sondert und tief in das eigene Berg hineinblickt, um die wahre Pflicht von der falschen, bas Wesen vom Schein zu unterscheiben. Diese Prufung ift bie moralische Selbsterkenntniß. "Prufe bein Berg!" ift bas erfte Gebot aller Pflichten; es ist die erste Pflicht gegen sich selbst als Bedingung aller anderen. Die Höllenfahrt, wie Rant fagt, ift ber Weg gur Bergötterung. Jene moralische Selbstprufung ift unsere Höllenfahrt. Sie führt burch eine Schlla und Charybbis, die beide glücklich vermieden sein wollen, oder wir leiden moralischen Schiffbruch, ben schlimmsten von allen. Die eine Rlippe ift bie "schwärmerische Selbstverachtung", die andere die "eigenliebige Selbstichätzung", die falsche Demuth und der falsche Stolz. Wer in sein eigenes Herz schaut und sich in der Ueberzeugung gleichsam wohlthut: "ich bin zu allem Guten vollkommen un= fähig," der ist an der einen Klippe gescheitert; wer in sein eige= nes Herz schaut und ausrufen kann: "siehe da! es ist alles sehr gut!" der scheitert noch schlimmer an der anderen*).

6. Das Gemiffen.

Der Pflichtbegriff lebt in uns, wir können und sollen diese Borstellung zur alleinigen Marime unseres Handelns machen; ob wir es wirklich thun oder gethan haben, das ist die Frage. Auf diese Frage giebt es eine ganz gewisse, ganz unsehlbare Ant-wort: diese Antwort ist das Gewissen, das auch ungefragt ant-wortet, weil es stets richtet. Zeder Mensch ist in seinem Ge-wissen der geborne und unsehlbare Nichter über sich selbst; jeder Mensch hat den unsichtbaren Nichter und hört seine Stimme; nicht jeder, bei weitem die wenigsten kehren sich ernstlich daran.

Das Gewissen richtet jede unserer Handlungen. Sein Richterspruch erklärt uns, ob die Handlung tugendhaft, ob sie moralisch war oder nicht. Im ersten Fall wird sie losgesprochen, im anderen verdammt. Entweder war die Handlung tugend= haft oder sie war es nicht; sie kann nicht beides zugleich sein, sie kann nicht zugleich verdammt und losgesprochen werden. War sie verdammungswürdig, so wird sie nie entschuldigt: es giebt kein weites Gewissen; war sie verdammungswürdig, so wird sie noch weniger losgesprochen: es giebt kein ungerechtes Gewissen; war sie in ihrem innersten Grunde nicht tugendhaft, so wird sie nie als tugendhaft erscheinen: es giebt kein irrentes Gemiffen. Gin Richter von weitem Gemiffen läßt, um bildlich zu reden, auch fünf einmal gerade sein; ein ungerechter Richter läßt auch fauer einmal für suß gelten; einem irren= ben Richter kann auch schwarz einmal weiß erscheinen. folder Richter ist nur bas Gewissen niemals: es ist immer eng, gerecht, unfehlbar.

^{*)} Ebendas. I Th. I Buch. III Hptst. II Abschn. §. 14-15.

Es kennt jede unserer Handlungen in ihrem innersten Grunde. Db bie Handlung tugendhaft war oder nicht, barüber kann sich nur bas Gewissen niemals täuschen. Denn ber moralische Charakter meiner Handlung hängt einzig und allein bavon ab, ob ich in ber Handlung die Pflicht gewollt habe oder nicht. Möglicherweise habe ich in dem bestimmten Kall etwas für Pflicht gehalten, was nicht Pflicht war, ich habe über die Pflicht un= richtig geurtheilt, ich habe geirrt. Ein folder Irrthum hebt ben moralischen Charafter ber Handlung selbst nicht auf; er haftet an meinem Urtheile, nicht an meiner Handlung. Wenn diese Handlung in gar feiner felbstfüchtigen Absicht geschah, so mar ber Wille rein, so war die Marime pflichtmäßig, und barüber allein richtet das Gewiffen. Ueber diesen Punkt giebt es keinen Irrthum. Db meine Absicht pflichtmäßig ober felbstfüchtig war, barüber ift bei dem Gewissen, dem Bergenskundiger in mir, keine Täuschung möglich.

Aber wie ist bas Gewissen selbst möglich? Ich, bas Gubject dieser Handlung, bin der Angeklagte. Ich, bas Gewissen, bin der Richter über diese Handlung. Also bin Ich Richter und Partei zugleich, also ift hier Richter und Partei eine Person. Wie ist dieß möglich? Im bürgerlichen Leben ware eine solche Bereinigung die ungerechteste aller Formen der rechtsprechenden Wie kann in einer solchen Form der Gerichtshof ein= Gewalt. gerichtet sein, bei dem nie auch nur die kleinste Ungerechtigkeit Das Problem ift bereits gelöft. Gin anderes ift stattsindet? bas handelnde, ein anderes das richtende Ich. Jenes ift ber "empirische", dieses ber "intelligible Charafter", ber ben empi= rischen Chrrafter in allen seinen Handlungen begründet und verpflichtet, burchschaut und richtet. Wäre ber Mensch nicht intel= ligibler Charafter, so wäre nicht zu erklären, wie er sich selbst verpflichten, wie es also Pflichten gegen sich selbst geben könne. Die menschliche Natur vereinigt Sinnlichkeit und Freiheit*).

7. Pflichten gegen Gott.

Durch das Gewissen wird der Mensch verantwortlich für alle seine Handlungen, verantwortlich nicht für die äußere That, sondern für die geheime Absicht. Diese Berantwortung gehört nicht vor das Forum eines bürgerlichen Gerichtshoses; sie verlangt einen unsüchtbaren Richter, der zugleich vorgestellt werden muß als das allverpflichtende Wesen, als der moralische Gesetzgeber, als Weltschöpfer oder Gott. Dann werden die Pflichten vorgestellt als göttliche Gebote: diese Vorstellungsweise ist nicht mehr bloß moralisch, sondern religiös. Die religiöse Vorsstellungsweise gründet sich auf die moralische, nicht umgekehrt. Und wie die Pflichten sämmtlich reine Vernunftgesetze sind, so will auch die Religion ihrem wahren Inhalte nach begriffen werz den "innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft".

Nicht weil sie göttliche Gebote sind, gelten die sittlichen Gesehe für Pflichten; sondern weil sie Pflichten sind, darum allein sind sie unbedingt zu erfüllen und erscheinen als göttlich. Die Vorstellung ihrer Nothwendigkeit ist früher als die ihrer Göttlichkeit. Die letzte Vorstellung beruht auf der ersten als ihrer Voraussetzung. Wenn die Pflichten nicht als unbedingte Gebote vorgestellt werden müßten, so könnten sie nie als göttliche gelten. Wenn diese Gebote deßhalb befolgt werden müßten, weil Gott sie gegeben hat, so wäre ihre Erfüllung vor allem eine Pflicht gegen Gott. Nun ist der Grund der Verbindlichkeit in allen

^{*)} Ebendas. Einl. XII. b. Eth. Elementarl. I. Buch. Einl. §. 1 — §. 3. Ebendas. I Buch. III Hptst. I Abschn. §. 13, Bergl. oben Cap. VII. Nr. II. 3. S. 133—135 und Schlußanmerkg.

Fällen, wo er nicht juristisch ist, rein moralisch. Darum giebt es feine Pflichten gegen Gott. Weber konnen wir die Sitten= gesetze überhaupt so auffassen, daß sie uns nur als göttliche Gebote verpflichten, noch giebt es neben ben Pflichten gegen uns selbst und gegen die anderen Menschen ein besonderes Gebiet der Pflichten gegen Gott. Dieß waren bie besonderen Religions= pflichten neben ben ethischen; jene befiehlt uns bie Religion, diese die moralische Bernunft. Die frühere Sittenlehre hat biese Eintheilung ohne weiteres gemacht und die Religionspflichten in einem besonderen Abschnitte behandelt. Es ift aber flar, daß diese Pflichten gegen Gott sich von allen übrigen Pflichten ihrem Ursprunge und Wesen nach so sehr unterscheiden, daß beibe nie= mals aus demselben Gesichtspunkte betrachtet und in den Zusam= menhang einer Biffenschaft verknüpft werben burfen. hat uns gegenüber gar feine Pflichten; wir haben Gott gegen= über gar keine Rechte. Gin Berhältniß, wo auf ber einen Seite nur Pflichten, auf ber anderen nur Rechte find, bilbet eine Rluft, die kein Vernunftbegriff zu übersteigen vermag. Die Pflichten gegen die Menschheit sind Vernunftbegriffe, die Pflichten gegen Gott übersteigen unsere Vernunfteinsicht; barum nennt Kant die ersten "immanente", die andern "transscendente Pflichten". Wenn es solche Pflichten gabe, wenn sie uns bezeichnet werden könnten, so wäre bieß niemals burch bie eigene Bernunft, son= der bloß durch unmittelbare göttliche Offenbarung möglich. auf Offenbarung gegründete Kenntnig unterscheidet fich bem Wefen nach von der Vernunfterkenntniß. Hier ist die Grenze, welche beibe trennt. Die Vorstellung besonderer Religionspflich= ten als Pflichten gegen Gott ift jenseits ber Grenze. Sie gehört also nicht in die philosophische Moral, sondern in die Religionslehre, nicht in die Religion innerhalb der Grenzen der

bloßen Vernunft, sondern in die Lehre von der geoffenbarten Religion*).

8. Grenze bes Pflichtbegriffs.

Die sittliche Vernunfteinsicht kennt nur Pflichten gegen bie Menschheit; die Grenze der Menschheit ist auch die Grenze des Pflichtgebiets. Nur der Mensch hat Pflichten; er hat Pflichten nur gegen Menschen. Bas uns als Pflicht gegen andere (nicht menschliche) Wesen erscheint, das ist im Grunde eine Pflicht gegen uns felbst. Wenn gemiffe Pflichten einen folchen Schein annehmen, so werden sie gleichsam boppelsinnig oder amphibolisch. Kant nennt biesen Schein "die Umphibolie ber moralischen Reslexionsbegriffe: das, was Pflicht des Menschen gegen sich ober andere Menschen ist, für Pflicht gegen andere Wesen zu halten." Es ist z. B. offenbar eine menschliche Pflicht, nicht die Werke ber Natur in rober Weise zu zerstören, die Thiere nicht zu qualen u. f. f., aber bas ift keine Pflicht gegen die Thiere, sondern gegen uns selbst. Die Thierqualerei muß eine Robbeit und Unempfindlichkeit zur Folge haben, womit sich keine moralische Gemüthsverfassung, keinerlei Wohlwollen verträgt. So ist die Humanität in der Behandlung der Thiere, genau ausge= brudt, nicht Pflicht gegen die Thiere, sondern Pflicht gegen uns selbst in Unsehung ber Thiere. Der Mensch soll nichts thun, was ihn unmenschlich macht. Das ist eine negative Pflicht, die wir gegen uns felbst haben. Nur aus diesem Grunde ift die Thierqualerei pflichtwidrig, nur deßhalb, weil sie unmenschlich Es ist, wie man sieht, ein Umweg, auf welchem Kant ist.

^{*)} Tugendl. I Th. I Buch. III Hptst. I Abschn. §. 13. — Bgl. §. 18. Ugl. Beschluß. Bon den Pstichten gegen Gott. — Bd. V. S. 329—332.

unsere Pflicht in Unsehung der Thiere begründet. Der Mensch hat keine unmittelbaren Pflichten gegen die Thiere, diese haben keine Rechte gegenüber dem Menschen: es giebt nach Kant kein sittlicher Wechselwirkung fähiges Verhältniß zwischen Mensch und Thier. Bekanntlich hat Schopenhauer an der gesammten Theorie der kantischen Pflichtenlehre, insbesondere an diesem die Thiere betressenden Punkte den stärksten Unstoß genommen. Us die oberste Triebseder der Sittlichkeit gilt bei Schopenhauer das Mitzleid, die Sympathie, die Kant von den sittlichen Motiven ausschließt. Es soll das Mitleid sein, welches unmittelbar die Graussamkeit gegen die Thiere nicht um der Menschen, sondern um der Thiere selbst willen verbietet*).

II.

Pflichten gegen sich felbft. Unterlassungspflichten.

1. Phyfifche Gelbfterhaltung. (Gelbftmorb.)

Der Zweck, worauf sich insgesammt diese Pflichten beziehen, ist die eigene Vollkommenheit, die Würde der eigenen Person. Da zur Person auch die natürliche Individualität, das animazlische Dasein gehört, so gebieten uns diese Pflichten die eigene Verzwollkommnung sowohl in physischer als moralischer Hinsicht: die Cultur aller unserer Kräfte. Diese Gebote eröffnen uns einen weiten Spielraum und haben deßhalb eine weite Verbindlichkeit. Sie können unmöglich genau vorschreiben, was jeder zu seiner eigenen Vervollkommnung thun soll, sie können nur im Augezmeinen gebieten, daß diese Vervollkommnung der Grundsatz und Zweck unserer Handlungen sei. Alls Gebote sind mithin die

^{*)} Ebendas. I Th. I Buch. III Hrist. Episod. Abschn. Bon der Amphibolie der moralischen Reslexionsbegrisse u. s. s. 16—17. — Bd. V. S. 276—278,

Pflichten gegen uns felbst (wegen ihrer weiten Verbindlichkeit) unvollkommene Pflichten.

Doch können sie genau bestimmen, was wir zum Zweck unserer Vervollkommnung vermeiden sollen sowohl in physischer als moralischer Hinsicht. Nach beiden Seiten sind die negativen Pflichten gegen uns selbst vollkommen; sie können auch Unterslassungspflichten genannt werden, denn sie gebieten, was unter allen Umständen unterlassen, sie verbieten, was in keinem Falle gethan werden soll. Die erste Bedingung der eigenen Vervollskommnung ist die Selbsterhaltung; das Gegentheil der Selbstserhaltung ist die Selbstzerstörung, die, moralisch genommen, Selbstentwürdigung oder Wegwerfung ist.

Es werden demnach die Unterlassungspflichten gegen uns selbst in diese beiden Formeln eingehen: 1) zerstöre nicht dein physisches Selbst! 2) entwürdige nicht dein moralisches Selbst, wirf dich nicht weg!

Die physische Selbsterhaltung besteht im leiblichen Dasein, in der Fortpslanzung des Geschlechts, in der leiblichen Ernähzrung. Das pslichtwidrige Gegentheil ist die vorsätzliche Selbstzerstörung: die Selbstentleibung oder der Selbstmord, der unnatürliche Geschlechtsgenuß oder die wollästige Selbstschändung, der unnütze Gebrauch der Nahrungsmittel oder die Selbstbetäubung. Da Kant die vorsätzliche Pflichtübertretung als "Laster" bezeichnet, so war er genöthigt, den Selbstmord unter die Laster zu rechnen, während eigentlich nur ein zur Gewohnheit und zum Hange gewordenes pflichtwidriges Handeln Laster genannt werzben kann.

Allen diesen Unterlassungspflichten gegenüber hat die Casuistik ihr Spiel. Db unter allen Umständen der Selbstmord verwerflich ist, auch in dem Fall einer heroischen Aufopferung, wie bei dem Helbentode bes Curtius u. f. f.? Db es erlaubt sei, vorsätzlich etwas zu thun, bas ben Tod zur Folge haben könne? Bekannt= lich war Kant einer ber hartnäckigsten Gegner ber Schutblattern, bie er für Ginimpfung ber Bestialitat, für eine Gelbstvergiftung erklärte. Er macht baraus bie casuistische Frage in seiner Moral: "ist die Pockeninoculation erlaubt?" Besonders komisch nimmt sich die Casuistif bei ber britten Unterlassungspflicht aus. Der zu reichliche Genuß ber Nahrungsmittel, namentlich bes Weins, verbindet sich oft mit den geselligen Freuden eines Gastmahls. Kant selbst war kein Berächter bes ersten Genusses und ein großer Bas ift in dem geselligen Gastmahl rei-Liebhaber des zweiten. zender als die Unterhaltung, die belebte Gesprächigkeit, und was belebt biese mehr als ber Bein? Darf man in bieser Rucksicht "bem Wein, wenngleich nicht als Panegprift, boch wenigstens als Apologet, einen Gebrauch verstatten, ber bis nahe an bie Berauschung reicht?" Und wenn beim Gastmahle bie richtige Grenze im Genuß leicht überschritten wird, ift nicht die förmliche Einladung dazu fast gleich einer vorsätzlichen Unmäßigkeit? Man möge nicht über bie Bahl ber Mufen, wie Chesterfielb fagt, Gafte einladen, denn je kleiner die Gesellschaft ist, um so mehr muß sich beim allgemeinen Gespräche ber physische Genuß beschränken. Es ist, als ob unserem Philosophen seine bekannte Liebhaberei für die geselligen Tischfreuden hier in der Moral auf's Gewissen falle und er sich anstrenge, sie mit bem Pflichtbegriff grundlich Zulet wirft er die komisch = casuistische auseinanderzuseten. Frage auf: "wie weit geht die sittliche Befugniß, biefen Ginlabungen gur Unmäßigkeit Behör gu geben *)?"

h-medic

^{*)} Ebendaj. I Th. I Buch. I hoth. Die Pflicht bes Menschen gegen sich selbst als ein animalisches Weien. J. G. J. 8. — Bo. V. S. 250—59.

Bifder, Gefdichte ber PhCofephie IV. 2. Auft.

2. Moralische Selbsterhaltung. (Lüge. Geiz. Kriecherei.)

Rant und Benjamin Conftant.

Die moralische Selbsterhaltung ist die Erhaltung der eigenen Würde; das pflichtwidrige Gegentheil ist die vorsätzliche Selbstentwürdigung oder Wegwerfung der eigenen Person. Das Versbot heißt: "wirf dich nicht weg! handle nicht ehrlos!"

Die erste Bedingung der Ehrenhaftigkeit ist die Ehrlichkeit. "Sei, was du bist! Wolle nie scheinen, ein Underer zu sein! Zu deiner Person gehört auch alles, was du denkst und weißt. Sei durchaus und in allem wahrhaft!" Das vorsätzliche Gezgentheil der Wahrhaftigkeit ist die Lüge, "Lüge nie!" Bei Kant gilt die Lüge als die Wurzel alles Uebels. Sie ist das Element alles Bösen, sie war die erste Sünde der Menschen, die noch dem Brudermorde voranging. Es giebt keinen Fall, wo die Lüge erlaubt wäre. Kant nimmt die Sache so ernsthaft, daß er die casuistische Frage auswirft, ob man aus bloßer Höselichkeit: "gehorsamer Diener!" sagen dürse?

Er will auch der Nothlüge keine Ausnahme gestatten. Sie kann nie rechtlich erlaubt sein, weil sie unter allen Umständen moralisch verboten ist. Noch neuerdings hat Schopenhauer den kantischen Erklärungen entgegen die Nothlüge durch die Nothmehr gerechtsertigt. Wie das Unrecht durch Gewalt und durch List zugefügt werden könne, so müsse auch eine Abwehr des Unrechts in beiden Formen erlaubt sein; die Nothwehr durch List sei die Nothlüge. Kant verwirft sie selbst im äußersten Falle. Man denke sich einen Verfolgten, der sich in der äußersten Gefahr zu uns slüchtet und mit unserm Wissen in unserm Hause verbirgt; die Verfolgung selbst sei die ungerechteste, es sei ein Mörder,

ber sein Opfer aufsucht, dieses Opfer sei unfer Freund; so durfen wir selbst in diesem äußersten Kalle den Mörder nicht belügen, wenn er uns nach bem Aufenthalte bes Berfolgten fragt. jamin Conftant hat in einer frangofischen Zeitschrift diesen Sat des deutschen Philosophen zu widerlegen gesucht. Wenn der Grundfat, die Wahrheit zu fagen, ohne alle Ginschränfung gelten solle, so könne sich damit keine menschliche Gesellschaft ver= Wir seien die Wahrheit zu sagen nur da verpflichtet, tragen. wo der Andere ein Recht auf die Wahrheit habe und ein solches Recht könne der Mörder nie haben. Aehnlich ist Schopenhauer's Einwurf gegen Rant. Die Pflicht, Die Wahrheit zu fagen, hat ibre rechtlichen Einschränkungen und Ausnahmen. Rant ent= gegnete dem Franzosen, daß bie Wahrhaftigkeit eine Pflicht nicht gegen andere, sondern lediglich gegen uns selbst sei; niemand habe ein Recht auf Wahrheit, wir seien die Wahrhaftigkeit uns selbst und nur deßhalb jedem Underen schuldig.

Die Bürbe jeder Person ist unter allen Umständen dem Werthe der Sache übergeordnet und der Bürde anderer Personen gleich. Es ist darum eine Selbstentwürdigung, wenn wir uns vom Besitze dis zur persönlichen Wegwerfung beherrschen lassen oder uns anderen Personen dis zur persönlichen Wegwersstung unterordnen. Wird der Tried zum Besitz Marime, so ist diese Art der Selbstentwürdigung der Geiz, und zwar der karge Geiz oder die Knickerei. Wenn wir uns vor anderen Personen dis zur Wegwersung demüthigen, so ist diese Art der Selbstentwürdigung die Servilität oder Kriecherei. Es muß alles vermieden werden, was entweder Servilität ist oder zur Servilität d. h. zur niederträchtigen Abhängigkeit von einem Anderen führt; dazu gehört jede knechtische Form, jedes Preisgeben des eigenen Rechts, alles Annehmen entbehrlicher Wohlthaten, die man nicht

erwiedert, alles Schmeicheln, Schmarozen, Betteln und leicht= sinnige Schulbenmachen.

Hier wirft Kant bie sehr begründete und ernste casuistische Frage auf, ob es nicht einer feilen Beräußerung der persönlichen Unabhängigkeit und Würde gleichkommt, wenn man in den äußeren Umgangsformen absichtlich bem Ausbrucke ber Gelbst= erniedrigung und Unterwürfigkeit ben Borzug giebt vor ber ein= fachen Sprache bes Anstandes und nicht tief genug herunter= steigen kann in bas Burmerreich ber Sprache. "Die vorzüg= lichste Achtungsbezeugung in Worten und Manieren selbst gegen einen nicht Gebietenden in der bürgerlichen Berfaffung, die Re= verenzen, Berbeugungen, höfische ben Unterschied ber Stände mit forgfältiger Punktlichkeit bezeichnende Phrasen, welche von ber Höflichkeit ganz unterschieden sind, bas Du, Er, Ihr und Sie oder Ew. Wohledlen, Hochedlen, Hochedelgeboren, Bohlgeboren (ohe, jam satis est!) in ber Unrede, als in welcher Pedanterie die Deutschen unter allen Bolkern der Erde (die in= bischen Kasten vielleicht ausgenommen) es am weitesten gebracht haben, find es nicht Beweise eines ausgebreiteten Hanges zur Kriecherei unter den Menschen? (Hae nugae in seria ducunt.) Wer sich aber zum Wurm macht, kann nachher nicht klagen, daß er mit Füßen getreten wird*)."

^{*)} Ebendas. I Th. I Buch. II Hptst. Die Pslicht des Menschen gegen sich selbst, bloß als moralisches Wesen betrachtet. §. 9 — §. 12. — Bb. V. S. 259—271 (Schluß). — Vgl. Kant über ein vermeintl. Recht aus Menschenliebe zu lügen (1797). — Bb. V. S. 467—476.

Vierzehntes Capitel.

Die Pflichten gegen andere Menschen. Erziehungslehre.

I.

Pflichten ber Liebe und Achtung.

Der unbedingte 3med aller sittlichen Handlungen ist die verfönliche Menschenwürde in uns und anderen; dieser Zweck soll in jeder Sandlung gegenwärtig sein als beren Maxime. Daraus erhellt, welche sittlichen Pflichten wir in Rücksicht auf unsere Mitmenschen zu erfüllen haben: wir sollen ihre Zwecke (so weit fie eines sind mit dem Sittengesetze) zu den unfrigen machen; wir bürfen ihre Personen nie zu unseren Mitteln berabwürdigen. Wir können nicht machen, bag ber Unbere seine Burbe behaup: tet und bas Sittengesetz erfüllt, er kann es nur erfüllen burch seine eigenste That und seine innerste Gesinnung, die kein Anderer für ihn haben kann, aber wir können alles vermeiden, um die Menschenwürde in der fremden Person nicht zu beeinträchtigen und zu verleten. Die Achtungspflicht gegen andere bestimmt sich baher in ber Form bes Berbots: "betrachte und behandle bie anberen Menschen nie als beine Mittel, verlete nie ihre Burde; habe stets diese Würde vor Augen und mache sie zur Richtschnur

beiner Handlungsweise!" Das Verbot ist eng; in dieser Form erscheint die Achtung gegen andere als eine genau bestimmte, voll-kommene Pflicht. Wir thun damit nichts Uebriges, nichts Verzbienstliches, sondern nur etwas Schuldiges; wir erweisen damit den Menschen keine Wohlthat, die Dank von der anderen Seite verdiente.

Wir sollen die Underen nie als unsere Mittel ansehen, vielmehr ihre Zwecke, so weit es möglich ist, zu den unfrigen machen. Der Zusat: "so weit es möglich ift," enthält eine boppelte Einschränkung. Unsittliche 3wecke durfen nie die unfrigen wer-Der sittliche Endzweck jedes Menschen ist die eigene Bollkommenheit ober bie Burbigkeit gluckselig zu sein: biesen 3weck ber anderen Person können wir nicht zu bem unsrigen machen, benn bie eigene Bollkommenheit kann jeder nur selbst beforgen; würdig zur Glückseligkeit kann jeder nur fich felbft machen. Diese Würdigkeit ift Sache ber Gesinnung, bes innersten Menschen felbst, und hier ift es absolut unmöglich, daß Giner für den Un= deren eintritt. Es bleibt daher von den sittlich = berechtigten 3weden nur bas Bohl bes Underen übrig; die Glückfeligkeit ift von dem sittlichen Endzwecke nicht ausgeschlossen, sondern mit darin begriffen unter einer gewissen Bedingung. Diese Bedin= gung muß ber Undere felbst bewirken; zu seinem Bohle bagegen können und sollen wir mithelfen. Wenn ich bas Wohl des Un= beren zu meiner Marime mache, so ift mein Verhalten gegen ben Underen nicht bas eines zufälligen Wohlgefallens, sondern eines moralisch begründeten Wohlwollens. Das Wohlgefallen ift Nei= gung, die auf Uffecten beruht, "pathologische Liebe"; das Wohlwollen ist "praktische Liebe". Diese praktische Liebe verlangt die Tugendpflicht. Wenn die driftliche Sittenlehre gebietet: "liebet eure Feinde!" so forbert sie nicht die pathologische, sondern die

praktische Liebe: die Maxime des Wohlwollens gegen alle Mensschen. Denn wer sollte von diesem Wohlwollen ausgeschlossen sein, wenn nicht einmal die Feinde davon ausgeschlossen sein dürfen?

So unterscheiden sich die Pflichten gegen die anderen Mensschen in die beiden Arten der "Liebes: und Achtungspflichten"; jene sind wegen ihrer weiten Verbindlichkeit unvollkommene, diese dagegen wegen ihrer negativen und engen Form vollkommene Pflichten; die Erfüllung der ersten ist Verdienst, die der anderen Schuldigkeit*).

- 1. Die praftifche Liebe.
- a. Wohlthätigfeit und Dankbarkeit.

Der Beweggrund in allen Liebespflichten ist die Marime des Wohlwollens; das Wohlwollen verpflichtet zum Wohlthun, die empfangene Wohlthat verpflichtet zur Dankbarkeit. Die Wohlsthätigkeit beschreibt ihrer Geltung nach den größten Umfang, denn sie gilt für alle; sie kann ihrer Stärke nach nur in einem engen Kreise geübt werden. Was die wohlwollende Gesinnung thut, kann auf Seite des Empfängers nur die erkenntliche oder dankbare Gesinnung erwiedern. Die Gesinnung kann durch keine That, sondern nur durch Gesinnung vergolten werden: darum ist die Dankbarkeit unauslöschlich, sie ist eine heilige Pflicht, von der uns nichts lossprechen kann. Wir heben die Dankbarkeit nicht dadurch auf, daß wir die Wohlthat durch Wohlthat erwiedern; wir haben sie früher empfangen, als wir sie erwiedern konnten. Die Schuld bleibt unvertilgbar. Jedes Schuldgefühl ist drückend.

^{*)} Metaph. Anfangsgründe der Tugendlehre. I Th. Eth. Elemenstarl. II Buch. I Hptst. I Abschn. §. 23—25.

lischen Weg: daß wir die dankbare Gesinnung recht von Grund aus hegen, daß wir von Herzen dankbar sind und und in dieser Gesinnung selbst wohl fühlen.

Es giebt eine falsche Art, Pohlthaten zu erweisen: wenn sie nicht aus reinem Wohlwollen, sondern in der Absicht erwiesen werden, Dankbare zu machen und dadurch den Empfänger in ein moralisches Schuldverhältniß zu bringen. Diese Absicht ist eigennützig; dadurch wird die Wohlthat vergistet und das Schuldzgefühl eine Last, welche die dankbare Gesinnung erdrückt. Wenn man die Absicht gehabt hat, Dankbare zu machen, so muß man sich nicht wundern, wenn diese Absicht sehlschlägt und man am Ende den Undank erzeugt hat.

Die Undankbarkeit ift die pflichtwidrige, unmoralische Art, bie Schuld der Dankbarkeit zu tilgen oder den Druck dieser Schuld loszuwerben. Jedes Schuldgefühl macht uns abhängig. jede Abhängigkeit von einem Anderen rührt sich der menschliche Stolz; wenn er fich bagegen emport, so macht er Undankbare. Der Stolz ist sehr oft die Ursache des Undankes. Es liegt eine gewisse Ungleichheit in bem Berhältnisse bes Wohlthäters und bes Empfängers. Die achte Dankbarkeit, Die von Bergen kommt, fühlt diese Ungleichheit nicht. Wenn man erst anfängt, die Un= gleichheit zu empfinden, so geräth man in die peinliche, bittere Stimmung, die ber Undankbarkeit ben Weg bahnt. Wo biese Ungleichheit am wenigsten fühlbar ist, da sind gewöhnlich die Menschen mit ihrer Dankbarkeit am freigebigsten. Die Dankbarkeit ber Nachwelt, ber Undank ber Mitwelt ist spruchwört= lich. Je näher (nicht bem Blute nach, sondern) in Raum und Beit uns die Wohlthäter ber Menschheit stehen, um so mehr sind wir geneigt, uns auf gleiche Ebene mit ihnen zu stellen, um so unbequemer, drudenber erscheint ihre Sohe, um so lästiger wird

- condi

und die Pflicht der Dankbarkeit. Das ist wohl der Grund, war: um der Prophet nirgend weniger gilt als in seinem Baterlande: weil nirgends die Ungleichheit mit ihm stärker empfunden wird, als wo die Vergleichung am nächsten liegt. Dieses Gefühl ist der größte Feind der Dankbarkeit. Es vergistet die Dankbarkeit und verkehrt sie in die entgegengesetzte Gesinnung. Um das anz genehme Gleichgewicht wiederherzustellen, zieht man die Bohlthäter der Menschheit von ihrer Höhe herunter und setzt sie herab auf den Fuß des gewöhnlichen Menschenlebens; nicht genug, daß man ihre Verdienste nicht anerkennt, man sucht begierig ihre Fehler und erdichtet sie, wenn man sie nicht sindet. Ein solcher Undank liegt in der schlimmen Urt der menschlichen Natur. Kant nennt ihn "die auf den Kopf gestellte Menschenliebe"*).

b. Wohlwollen und Reid.

Auf ber bem Wohlwollen entgegengesetzen Seite liegt ber Neib, die Gesinnung, die fremdes Wohl mit Widerwillen betrachtet. Die Gaben des Glücks sind ein Vorzug, der den äußeren Werth des menschlichen Lebens in den Augen der Welt erhöht. Ieder Vorzug begründet eine Ungleichheit, einen Contrast, gegen den sich das menschliche Selbstgefühl der Nichtbevorzugten sträubt. Diese Regung ist natürlich und verstummt nur vor dem moralischen Bewußtsein der Mensch en würde, mit der sich der äußere Menschenwerth nicht vergleicht. Wer sich zu diesem Bewußtsein nicht erheben kann, der ist jenen natürlichen Regungen widerstandsloß preisgegeben. In der unwillkürlichen Ausregung des natürlichen Selbstgefühls gegen die fremden Vorzüge liegt das Element des Neides, das nur entwurzelt werden kann

^{*)} Ebendas. I Th. II Buch. I Hptst. I Abschn. A. §. 29—31. B. §. 32. 33. §. 36 b.

burch die rein moralische Gesinnung. Dhne dieses sittliche Gegen= gewicht wächst bas feindselige Element und wird zum boshaftesten Ungeheuer, das die menschliche Seele aus ihrem dunkeln Abgrunde zur Welt bringt. Gegen ben Reid ift bie einzige Rettung bie Liebe, und zwar die praktische Liebe, die zur Marime gewordene wohlwollende Gesinnung. Die Glücklichen find die Beneideten: so will es das Naturgesetz ber menschlichen Neigungen; nur das Sittengesetz will es nicht. Der Zusammenhang zwischen Glud und Neid beruht auf einer dunkeln Naturmacht, die nur vor der Macht bes sittlichen Gesetzes verschwindet. Die Alten haben ben Neid ein Verhängniß genannt, bas Schidfal ber Glücklichen; bie Macht des Schicksals erschien ihnen als eine göttliche Nothwendigkeit, barum redeten sie von einer "neidischen Gottheit". Die Begriffe haben sich aufgeklärt, die Sache ist geblieben. Der Neid ist auch heute noch das unvermeidliche Schickfal ber Glück-Aber heutzutage, um nach unseren Begriffen zu reben, ist es nicht mehr die Gottheit oder das Schicksal, welches neidisch ist, sonbern es ist ber Neid, ber häufig als Schicksal auftritt. Das Schicksal hat nur seinen göttlichen Charakter verloren, es führt die menschliche Larve; es hat aufgehört, unbegreiflich und bunkel zu fein, es ist jedem bekannt in seinen alltäglichen, häß= lichen Zügen *).

c. Mitgefühl und Schadenfreude. (Mitscid.)

Das natürliche Selbstgefühl enthält die Anlage zur Undankbarkeit und zum Neide. Hier sindet die praktische Menschenliebe einen mächtigen, von der Natur selbst gerüsteten Gegner, der ihr die Pflichterfüllung schwer macht. Sie wird gut thun, sich einen Verbündeten unter den menschlichen Gefühlen zu suchen, die den

^{*)} Ebendas. I Th. II Buch. I Hptst. I Abschn. §. 36 a.

gehässigen Regungen widerstreben. Es giebt eine menschliche Empfindungsweise, die unwillfürlich ber praktischen Menschenliebe dient: das ift die "Humanität", die Theilnahme an allem Menschlichen, das für menschliche Leiden und Freuden offene Gemuth, bas mit bem Chremes bes Tereng fagt: "ich bin ein Mensch; alles, was Menschen widerfährt, das trifft auch mich!" Wenn wir ein Berg für bie Menschen fassen, so ift bieg bie richtige Gemüthöstimmung, um das Wohlwollen zu unserer Marime und das fremde Glud zu unserer Pflicht zu machen. Diese humane Empfindungsweise ift unabhängig von ben vorübergebenden Ballungen bes Herzens; sie ist praktisch, nicht bloß ästhetisch oder empfänglich. Es muß von der praktischen Theilnehmung die pas= five Empfänglichkeit für fremdes Wohl und Wehe unterschieden werben; die bloße Mitleidenschaft, das (freudige oder schmerzliche) Mitgefühl mit fremden Zuständen hat in Kant's Augen kaum einen sittlichen Werth. Von keiner Sittenlehre ist bas Mitleib und überhaupt die natürliche Sympathie verächtlicher behandelt Die praktische hülfreiche Theilnahme gilt alles, bas bloße Mitleid nichts. Bei Schopenhauer ist bas Mitleid das oberste sittliche Motiv, bei Kant ift es gar keines, es gilt ihm für eine bloß passive, gerührte, ohnmächtige Empfindung. fremde Leiben stedt uns an. Das Mitleid ift nichts anderes als eine solche Unstedlung, ein pathologisches, kein praktisches Gefühl. Was hilft es, wenn ich mitleide? Was hilft es, wenn statt des Einen, ben bas Uebel trifft, jett ihrer zwei leiden? Der Gine leidet in Wahrheit, der Undere in der Ginbildung. Wozu das imaginare Leiben? So erscheint in ben Augen Kant's bas Mit= leid als eine Verschwendung ber Gefühle, als ein ber moralischen Gesundheit schädlicher Parafit, ben man fich haten folle zu näh= "Es kann unmöglich Pflicht sein, die Uebel in der Welt zu

vermehren." Das Mitleid ift eine folche unnöthige Bermehrung. Belfen, wo und soviel man kann, und wo man es nicht kann, sich nicht durch eingebildete Gefühle verweichlichen und zum San= beln unfähig machen: bas ist Kant's bem Mitleide widersprechende Moral. Das Mitleid ist pathologisch; es beruht nicht auf Maxi= men, sondern auf Affecten. Wenn man bloß aus Mitleid wohlthut, so thut man eigentlich sich selbst wohl, nicht dem Anderen. Darum unterscheibet die achte Sittenlehre so genau zwischen pa= thologischer und praktischer Menschenliebe. Un ihren Früchten läßt fich ber Unterschied beiber am besten barthun. Die praktische Menschenliebe macht den Menschenfreund, der es bleibt unter allen Umständen; was er thut, bas thut er aus fester, uner= schütterlicher Gesinnung, nicht fich ober bem Underen zu gefallen, sondern um der Pflicht willen, die unwandelbar fich gleich bleibt. Dagegen die pathologische Menschenliebe kann leicht den Men= schenfeind machen und in ihr Gegentheil umschlagen; gerade die weichherzigsten Menschen sind Misanthropen geworden. Ihre Neis gungen wurden nicht erwiedert, ihre Wohlthaten nicht anerkannt; wo sie Liebe gesaet hatten, ernteten sie Saß; wo sie Dankbarkeit verdient, lohnte sie Undank. Da sie bloß aus Reigung, aus gu= tem Herzen, aus weichem Gefühle gehandelt, mußten sie so oft getäuscht werben; endlich find fie verbittert; die Berbitterung kommt bei solchen Gemuthern schnell; die Menschen erscheinen ihnen jetzt sammt und sonders unwürdig ihrer Neigung; alle ihre früheren Wohlthaten erscheinen ihnen jest als so viele Thorheiten, bie sie baburch gut machen wollen, daß sie sich nunmehr im Gegentheil überbieten. So werden in bem rauhen Klima der Welt bie weichen, mitleidigen Herzen am ehesten erkältet, und aus bem wärmsten Menschenfreunde wird oft über Nacht ein Timon. Nur die Maximen sind unbeugsam und stehen aufrecht gegen jede

widerwärtige Erfahrung. Sie machen den Menschen nicht weich, aber gut.

Das Gegentheil der wohlwollenden Gesinnung überhaupt ist die gehässige; der praktischen Menschenliebe liegt der Menschen= haß gegenüber. Die Liebespflichten find Wohlthätigkeit, Dankbarkeit, Theilnehmung; die entgegengesetzten Gefinnungen sind Reid, Undank, Schadenfreude. Wie fich die menschliche Theil= nahme freut, wenn es dem Underen gut geht, so erquickt sich die Schabenfreude an bem Unglude bes Unberen. Die Schaden= freude ift in ihrem natürlichen Ursprunge am nächsten bem Neide verwandt. Sie ist die Freude, welche ber Neid sich wünscht. Wenn ich über das Glud des Underen Schmerz empfinde, so liegt schon darin, daß ich mich freuen werde über sein Unglud. Und diesen geheimen Wunsch sollte man haben und nichts thun, ihn zu erfüllen? Wem bas fremde Unglück Freude gewährt, ber hat schon den Trieb, dem Underen zu schaden. Der Neid ist nicht bloß gehäffig, er ist schädlich und barum furchtbar. Unter ben feindseligen Gesinnungen ist er die schlimmste. Das kleine verunglimpfende Wort, bas der Neid zum Nachtheile des Unde= ren fallen läßt, ist schon das Element einer verberblichen, bos= haften That. Es ist der Contrast, der das menschliche Gemuth jum Neid und zur Schadenfreude aufregt. Der empfundene Contrast bes eigenen Zustandes mit fremden Worzügen macht ben Neid; dieselbe Empfindung gegenüber fremdem Nachtheil und Unglude macht die Schabenfreube. Die erste naturliche Regung fowohl zum Neid als zur Schadenfreude ift bas Gefühl bes eige= nen Zustandes. Wenn ich es schmerzlich empfinde, daß ich schlim= mer baran bin, als andere, so ift bei mir ber Neid im Unzuge; wenn ich mit Behagen empfinde, daß es auf meiner Seite beffer fteht als auf der anderen, so erwacht in mir die Schabenfreube.

Schadenfreude: "sein Wohlsein und selbst sein Wohlverhalten stärker zu fühlen, wenn Unglück oder Berfall anderer in Skanzbale gleichsam als die Folie unserem eigenen Wohlstande untergezlegt wird, um diesen in ein desto helleres Licht zu stellen, ist freizlich nach Gesehen der Einbildungskraft, nämlich des Contrastes, in der Natur gegründet." So bringt uns die Selbstliebe, wenn sie nicht durch das Pflichtgefühl besiegt wird, in eine moralisch so verkehrte Gemüthsverfassung, daß wir uns über den Unwerth des Anderen freuen, um den eigenen Werth zu genießen*).

2. Die sittliche Achtung.

Charafteriftit des Hochmuths.

Es liegt der gehässigen Gesinnung nahe, weil sie den fremsten Unwerth gern sieht, den fremden Werth zu verkleinern, und da der eigentliche Werth des Menschen in seiner Würde besteht, diese anzutasten. Dann hat sie nicht bloß die Pflicht der Menschenliebe unterlassen, nicht bloß das Gegentheil dieser Pflicht gethan, sondern die schuldige Pflicht der Uchtung gegen andere verletzt. Die Uchtungspflicht gegen andere besiehlt in der Form des Berbotes: "verletze niemals die fremde Würde, enthalte dich streng jeder Herabsehung anderer Menschen, mache diese Unterzlassung zu deiner Maxime!" In dieser Form ist die Uchtungspflicht genau bestimmt und vollkommen.

Es lassen sich drei Arten unterscheiden, in denen auf unsitt= liche Weise die fremde Würde gekränkt, die fremde Person herab= gesetzt wird. Wir schätzen den Anderen gering im Vergleiche mit und selbst, halten und für besser als ihn und behandeln in diesem Dünkel den Anderen vornehm: diese Form ist der "Hochmuth".

^{*)} Ebenbas. I Th. II Buch. I Hptst. I Abschn. C. §. 34. §. 36 c.

Wir verkleinern den Underen nicht bloß bei uns felbst durch die vornehme Geringschätzung, sondern in den Augen der Leute burch das geringschätzige Urtheil, den üblen und böswilligen Leumund: diese Form ist das "Ufterreden". Mit Vorliebe wird erzählt, was bem Unberen nachtheilig ift, seine Fehler werden hervorge= hoben, seine Sitten ausgespäht, um so viele Fehler als möglich zu finden, und wenn das Gefundene nicht zureicht, so werden die wirklichen Fehler vergrößert, und zuletzt solche, die gar nicht vorhanden sind, von ber schmähsuchtigen Einbildung erfunden. So endet die Afterrede mit der Berleumdung. Keiner ift ohne Mängel und Schwächen. Die Verkleinerungssucht findet überall Stoff genug, um sich zu weiben; sie braucht die vorhandenen Mängel nur auf bas grellste zu beleuchten und so zu entblößen, baß sie aller Welt in bie Augen springen, bag ber Undere, die Biel= scheibe unseres Urtheils, vor aller Welt lächerlich erscheint: biefe Form der Berkleinerung ift die "bittere Spottsucht oder Berhöhnung".

Die Grundform ber verletzen Achtung gegen andere ist ber Hochmuth. Es ist die Selbstliebe, die immer oben schwimmen will, die selbstsüchtige Ueberzeugung des eigenen unvergleichlichen Werthes. Keiner kann diesen Vergleich aushalten. Man fühlt sich berechtigt, jeden Anderen gering zu schähen; der eigene Werth gilt für so ausgemacht und unbezweiselt, daß jeder Andere ihn ohne weiteres anzuerkennen die Pflicht hat. Nicht genug daher, daß der Hochmüthige im Vergleiche mit sich den Anderen gering schätzt, er muthet dem Anderen zu, daß dieser sich selbst im Verzgleiche mit ihm (dem Hochmüthigen) verachte; er anerkennt auf der Seite des Anderen gar keine ihm gleiche Berechtigung: so ist der Hochmuth in seiner Gesinnung die äußerste Ungerechtigkeit. Er ist in Wahrheit keine Ueberzeugung, denn wie kann jemand

von einer grundlosen Sache im Ernste überzeugt sein? Er ist nichts als eine eingebildete Ueberzeugung, ein bloßer Wahn: daher ist der Hochmuth vollkommen eitel. Was sich der Hochmüthige einbildet, kann nicht die höhere Burbe, der höhere moralische Menschenwerth, also nichts anderes sein, als eine Ueberlegenheit in äußeren Dingen, in Rang, Ehre, Reichthum, perfonlichen Borzügen, mit einem Worte in lauter folchen Dingen, die im Bergleiche mit ber sittlichen Burde vollkommen nichtig find. Bas ber Sochmüthige geltend macht, find lauter eingebildete und werth= lose Dinge; er macht sie geltend auf die unbescheidenste, also zweck= widrigste Beise. Sein 3weck ist werthlos, seine Mittel find zweckwidrig, beibe sind gleich eitel. Wenn man würdige Zwecke mit würdigen Mitteln verfolgt, so gilt bieß stets für ein Zeichen ber größten Beisheit; wenn man werthlose 3wede burch eitle Mittel verfolgt, so muß dieß nothwendig für bas äußerste Begentheil ber Weisheit gelten: baber ift ber Hochmuth bie äußerste Thorheit. Der Abstand zwischen ber Absicht und bem Erfolge des Hochmuths kann nicht größer sein. Er verlangt die größten Achtungsbezeugungen von Seiten ber Welt, aber ungerecht, eitel, thöricht, wie er ist und erscheint, muß er bei aller Welt in die größte Berachtung gerathen: er ift nicht bloß Unverstand, sonbern beleidigender Unverstand, eine Marrheit, die nicht bloß die Unlage hat, verrückt zu werben, sonbern es im Grunde schon ift. rend der Hochmuthige sich einbildet, auf der Höhe der Welt zu stehen, tief unter sich die anderen Menschen, auf die er verächt= lich herabsieht, so geht er, wenn die Einbildung wächst, geraden Weges bem Irrenhause entgegen und finkt herab zu einem kläg= lichen Gegenstande menschlichen Bedauerns. Man muß ben Hochmuth nicht mit bem berechtigten Stolze verwechseln. Hochmuth verlangt von anderen, daß sie ihm gegenüber sich selbst

verachten; er muthet ihnen Selbstverachtung zu, weil sie gewisse werthlose Güter nicht haben. Wenn der Hochmüthige selbst diese Güter nicht hätte, es seien nun eingebildete oder wirkliche, so würde er sich selbst geringschätzen, sich unbedenklich vor anderen, die sie haben, demüthigen; er würde eine solche Gesinnung anderen nicht zumuthen, wenn er nicht in sich selbst die Bedingungen dazu vorfände. Die falsche Demuth ist niederträchtig. Wie sich mit dem ächten Stolze die ächte Demuth verbindet, so versbindet sich mit dem Hochmuth die falsche. Der Hochmüthige ist beis des : ein Narr und ein Kriecher*)!

3. Die geselligen Tugenden. Charafteristit der Freundschaft.

Wenn wir mit dem richtigen Wohlwollen die richtige Achtung gegen andere verbinden, so bilden sich aus dieser Bereinigung die Tugenden des geselligen Berkehrs, "die homiletischen Tugenden", wie Kant sie nennt, die dem Umgange die angemessene Form geben und beide Ertreme vermeiden, die Absonderung eben so sehr als (was lästiger ist) die Zudringlichkeit. Wer sich nicht iso= lirt und sich nicht zudrängt, der ist zugänglich, höflich, gelind im Widersprechen u. f. f. Rant schildert seine eigene Denkweise, indem er die Umgangstugenden beschreibt: "es ist Pflicht so= wohl gegen sich selbst als auch gegen andere, mit seinen sittlichen Vollkommenheiten unter einander Verkehr zu treiben, sich nicht zu isoliren, zwar sich einen unbeweglichen Mittelpunkt seiner Grundfäße zu machen, aber diesen um sich gezogenen Kreis doch auch als einen Theil eines allbefassenden Kreises, der weltbürger= lichen Gefinnung anzusehen; nicht eben um bas Weltbeste als Zweck zu befördern, sondern nur die Mittel, die indirect babin

^{*)} Ebendas. I Th. II Buch. I Hptft. II Abschn. §. 42-§. 44. Fischer, Geschichte ber Philosophie IV. 2. Auft.

führen, die Unnehmlichkeit in der Gesellschaft, die Verträglichkeit, die wechselseitige Liebe und Achtung zu cultiviren und so der Tusgend die Grazien beizugesellen, welches zu bewerkstelligen selbst Tugendpflicht ist." In dieser Tugendpflicht vereinigen sich dem=nach die beiden Richtungen, die das Sittengesetz bezeichnet, die Pflichten gegen sich selbst und gegen die anderen Menschen*).

Denken wir uns ein menschliches Berhältnig, in welchem sich die gegenseitigen Pflichten der Liebe und Achtung vollkommen erfüllen, so ware bieses Berhältniß ein moralisches Ibeal, eine in sich vollendete Darstellung menschlicher Sittlichkeit. Db es ein solches Ibeal giebt? Das Berhältniß ist rein moralisch, also barf es nicht in einer juristischen Form gesucht werden, nicht in folden Berhältniffen, bie in irgend einer Rucksicht ben Rechtsawang erleiden; wir suchen jenes ideale Verhältniß nicht in den Berbindungen, welche Kamilie oder Staat stiften. Es sind freie Personen, die einen Bund schließen, unabhängig von allen gegen= feitigen Rechtsansprüchen, gegründet lediglich auf gegenseitige Liebe und Achtung. Die vollkommene Gegenfeitigkeit ist die voll= kommene Gleichheit. Es mischt sich in dieses Verhältniß nichts von perfönlichem Vortheil, den etwa der Eine in der Verbindung mit dem Underen sucht. Das Verhältniß ist in bieser Rücksicht bas zarteste, bas es giebt; es ift um so fester, je inniger bie Liebe, größer die Achtung von beiden Seiten ift. Die Menschenliebe umfaßt alle, aber nicht mit berselben Innigkeit; sie ift in ber engsten Sphäre am innigsten und kann sich nur hier in ihrer gan= zen Stärke als sittliche Gesinnung und gemüthliche Theilnahme zugleich offenbaren: biese engste Sphäre ist ber Bund zweier Per= fonen, der Freundschaftsbund. Die Freundschaft ift nicht

Local Control

^{*)} Ebendas. I Th. II Buch. II Hptst. Beschluß ber Elementarl. 2. Zusap. §. 48.

auf zufällige Neigungen und wandelbare Uffecte gegrundet, die blind sind und schnell verrauchen; so entstehen die sogenannten unreifen Freundschaften, die nicht den Namen verdienen. wahre Freundschaft ift ein Werk ber sicheren, besonnenen, gegen= feitigen Wahl, ein Bund, in bem die innigste Bereinigung gu= sammenbesteht mit der größten Freiheit: eben darin ist die Freund= schaft vollkommen einzig in ihrer Urt. Diese Bedingung erfüllt in der Welt kein anderes Verhältniß. Es ist nicht bloß die wech= selseitige Liebe, welche die Freundschaft macht. Denn die Liebe ist gleichsam die sittliche Unziehungskraft, die nach ber größten Unnäherung ftrebt, die am liebsten bewirken mochte, daß eine Person in der anderen aufgeht. Die Liebe, allein wirkend, gefährbet die Selbständigkeit und personliche Unabhangigkeit, in welcher die Freundschaft wurzelt. Darum ist die Liebe, je leiden= schaftlicher sie ist, um so eher ein gefährlicher Keind ber Freund= schaft. Woher kommt die oft erlebte Erfahrung, daß Freund= schaften, welche die leidenschaftlichste Zuneigung gemacht hat, im Augenblicke der größten Annäherung, wo kaum eine Zweiheit mehr ftattfindet, plöglich und ohne allen zureichenden Grund unwill= kürlich erkalten? Die Ursache ist nicht schwer zu begreifen. Die Freundschaft hat im Augenblicke ber größten, leidenschaftlich ge= suchten Unnäherung ihre natürliche Grenze, ihr richtiges Maß überschritten, fie ist nicht mehr Freundschaft, sondern etwas ge= worden, bas nicht mehr fähig ift, ein bestimmtes Werhältniß zu sein, und so endet plöglich das ganze Berhältniß. Teder kehrt erkältet zu sich selbst zurud. Es ift, als ob eine Ueberschwem= mung eingetreten ware, nachdem ber empfindungsreiche Strom ben letten Damm durchbrochen, und nun ist jeder auf die eigene Rettung bedacht, jeder zieht fich zurud und bringt fein Gelbftgefühl wieder auf's trockene Land. Das ist in wenig Worten die

h-market

Geschichte mancher heißblütig geschlossenen, schnell durchlebten, plötzlich erkalteten Jugendfreundschaft.

Wenn die Anziehungskraft in der Natur allein wirkte, fo käme kein fester Körper zu Stande. Es ist ähnlich in der sitt: lichen Welt. Nur aus dem Zusammenwirken von Unziehung und Abstoßung erklärt sich die körperliche Natur. Die sittliche Un= giehungskraft ift die Liebe. Es giebt auch eine Repulfion in ber sittlichen Welt; die unsittliche Zurückstoßung ist ber Haß, die sittliche Repulsion ist die Achtung. Sie ist bas wohlthätige Reagens der Liebe, die berechtigte Ginschränkung berselben auf Die gegenseitige Achtung bebas richtige und bauernde Maß. wahrt und hütet die unantaftbaren Grenzen ber perfonlichen Freiheit, die nie veräußert werden darf. Sie nimmt der Liebe nichts an ihrer Innigkeit, sie giebt ihr ben ruhigen, behaglichen, reifen, männlichen Charafter. Die wahre Freundschaft ist männlicher Matur. Wenn sich zwei Personen mit ber größten Innigkeit und mit gleicher Stärke gegenseitig lieben und achten, so ift bie Freundschaft vollendet, und in diesem Berhaltniß besteht bas moralische Ideal der geselligen Menschentugend.

Gewiß sind die Bedingungen, welche der ideale Freundschaftsbund verlangt, von der seltensten Urt. Diese rein morazlische Freundschaft ist wie der "schwarze Schwan", der selten zwar, aber doch hin und wieder wirklich eristirt. Und wo eine solche Freundschaft wirklich geworden, da hat das menschliche Lezben bewiesen, daß es fähig ist zur Vollkommenheit. Wir wissen, was in Kant's eigenem Leben die Freundschaft gegolten. Er kannte kein anderes Verhältniß. Und wie er selbst in seinem Lezben die Freundschaft empfunden, so würdigt er sie am Ende seiner Tugendlehre. Man sühlt, mit welcher Wärme diese Stellen gezschrieben sind. Von ihm selbst, von seinem eigenen Freunds

schaftsbedürsniß und der erlebten Befriedigung gelten diese eins fachen und schlichten Worte: "sindet er einen Menschen, der gute Gesinnungen und Verstand hat, so daß er ihm sein Herz mit völligem Vertrauen aufschließen kann, und der überdem in der Art die Dinge zu beurtheilen mit ihm übereinstimmt, so kann er seinen Gedanken Luft machen; er ist mit seinen Gedanken nicht völlig allein, wie im Gefängniß, sondern genießt eine Freiheit, die er in dem großen Hausen entbehrt, wo er sich in sich selbst verschließen muß*)."

П.

Methobenlehre.

1. Unterricht.

Die Tugend ist nicht angeboren; sie wird erworben einmal dadurch, daß man sie kennen lernt und deutlich vorstellt, dann dadurch, daß man sie übt. Wie man in beiderlei Rücksicht die Tugend erwirbt, das ist die "ethische Methode", die zu lehren eine Aufgabe der Ethik bildet. Ist die Tugend lehrbar (richtiger der Tugendbegriff), so muß auch die Form des sittlichen Unterzichts methodisch bestimmt werden können: das ist die Aufgabe der "ethischen Didaktik". Die Uebungslehre der Tugend nennt Kant "ethische Ascetik".

Es giebt eine doppelte Art bes Unterrichts, die akroamastische und erotematische. Bei der ersten verhält sich der Schüler nur hörend, der Lehrer vortragend; bei der zweiten wird der Schüler gefragt, und der Unterricht hat die Form der Unterredung, die entweder dialogisch ist, wenn der Schüler auch fragen darf,

- condi

^{*)} Ebendaselbst. I Th. II Buch. II Heft. Beschluß der Elemenstarlehre. Lon der innigsten Bereinigung der Liebe mit der Achtung in der Freundschaft. §. 46—47.

ober katechetisch, wenn der Schüler bloß antwortet, und alles aus ihm herausgefragt wird. Es ist die Form des sokratischen Unterrichts.

Nichts wird besser und beutlicher begriffen und zugleich ficherer festgehalten, als was man selbst findet. Was baher sofratisch unterrichtet werden kann, soll sofratisch unterrichtet Siftorische Thatsachen wollen überliefert sein, man kann sie nicht durch eigenes Nachdenken finden. Unders verhält es fich mit den Vernunftbegriffen, wie z. B. ben mathematischen und ethischen. Alle Vernunftbegriffe laffen fich abfragen, wenn ber Lehrer richtig zu fragen versteht, und ber Schüler ben erforberlichen Grad bes Nachdenkens besitt. Die gesammte kantische Philosophie ließe sich, wie die platonische, in Dialogen vortragen, benn sie hat es durchgängig mit Vernunftbegriffen zu thun. Hier ist der Punkt, in dem man die kantische Philosophie mit der sokratischen vergleichen barf, nur daß der letteren fehlt, was die kantische in entwickelter Ausbildung besitt: die Form des Systems.

Für den Unterricht in der Sittenlehre fordert Kant die katechestische Methode. Nicht durch Beispiele soll die sittliche Denkungsweise gebildet werden, sondern durch Grundsätze; Beispiele dürsfen im sittlichen Unterrichte nie als Vorbilder zur persönlichen Nachahmung, sondern bloß als Zeugnisse für die Thunlichkeit der Sache gebraucht werden. Um die ethische Unterrichtsmethode, wie er sie verlangt, in ihrer Unwendbarkeit zu zeigen, entwirft Kant das Bruchstück eines "moralischen Katechismus". Er läßt den Schüler durch richtig gestellte Fragen selbst die sittlichen Bezgriffe bilden: wie die Sorge für das Wohlbesinden zwar ein naheliegender und natürlicher, aber keineswegs der letzte und unz bedingte Zweck unserer Handlungen sein könne; wie die menschzliche Glückseligkeit bedingt sei durch die Würdigkeit, und diese

allein in der Pflichterfüllung, in der moralischen Gesinnung besssehe; wie wir aus eigenem Vermögen uns wohl der Glückseligsteit würdig, aber nicht theilhaftig machen können, wie dazu die göttliche Allmacht und Gerechtigkeit nöthig sei, und hier aus der sittlichen Vernunsteinsicht der religiöse Glaube hervorgehe *).

2. Uebung. (Die moralifche Bucht.)

Die richtigen Begriffe ber Sittlichkeit sind noch nicht bas sittliche Handeln, sie machen es auch nicht; sonst wäre der beste Moralist auch ber beste Mensch. Sittlich sein, b. h. sitt= lich handeln, ist die Hauptsache. Es ist nicht die Sache der theoretischen Unterweisung, Sittlichkeit in biefem Sinne zu erzeugen. Die praktische Uebung bildet die Aufgabe des sittlichen Unterrichts in Rücksicht bes Handelns. Moralisch im eigentlichen und ftricten Sinne kann man keinen machen. Die Gesinnung ist das eigenste innerste Sein, niemals das Werk frember Hulfe. Aber man kann biejenige Gemuthsverfassung bilben, welche alle ber Moralität gunftigen Bedingungen enthält; man kann burch richtige Leitung bem heranwachsenden Geschlecht abgewöhnen, was unter allen Umständen das sittliche Handeln hindert und an der Wurzel verdirbt. Wer widerstandslos jedem Reize nachgiebt, jedem Eindrucke folgt, von Wallungen und Leibenschaften sich beherrschen läßt, jeder Gefahr und jedem Schmerze aus dem Wege geht, ber ift unfähig moralisch zu handeln. Es ist eine gewisse Abhartung nothig, die den Menschen fähig macht, zu ertragen und zu entbehren. Weichlichkeit verträgt fich nie mit ber Moralität. Diese Abhärtung kann durch Uebung gewonnen und zur Gewohnheit gemacht werden; die Uebung selbst besteht

^{*)} Ebendas. II Th. Eth. Methodenl. I Abschn. Die ethische Die baktil. §. 49 — §. 52.

im Entbehren und Ertragen, nicht bloß in physischer, auch in gemüthlicher Hinficht. Darum nennt sie Kant "ethische Ascetik". Sie muß von der religiösen und monchischen Ascetif wohl unterschieben werden; diese ertödtet alle eigenen Regungen und sett ihr Ziel in die schwärmerische Entsündigung, wogegen die moralische Uebung Bucht und Disciplin ift, gleichsam eine Diatetik, bie ben Willen fest und widerstandskräftig macht, die Leiden= schaften und Affecte, bie uns beherrschen, entwaffnet und uns diejenige Gelbstbeherrschung gewinnen läßt, bei der sich das ächte Selbstgefühl am wohlsten befindet. Rur wenn wir Meister unferer selbst sind, sind wir moralisch gesund. Wir sind es nicht, wenn uns die Affecte und Leidenschaften hinreißen. Die mora: lische Gesundheit ist ber 3weck der ethischen Ascetif, Die man am besten "ethische Gymnastik" nennen möchte. Das Gefühl ber Gesundheit macht froh und ruftig. Und dieser moralische Frohfinn, diese madere, ruftige Gefinnung ift die ber Moralität nächste und gunstigste Gemuthsverfassung, welche ber sittliche Unterricht ausbilden kann und foll*).

Ш.

Erziehungslehre.

1. Ergiehungereform.

Rousseau und Basedow.

Die gesammte ethische Methobenlehre hat zu ihrem Gegensstande die moralische Bildung und berührt damit die höchste Aufsgabe der Erziehung. Mit dieser Aufgabe müssen alle übrigen Erziehungsprobleme im Zusammenhange gedacht und vorgestellt werden. Hier bietet sich uns von selbst eine Aussicht in die kanztische Erziehungslehre, die wir daher an dieser Stelle am besten

^{*)} Ebendaf. II Th. II Abschn. Die ethische Ascetit. §. 53.

beleuchten. Zwar hat Kant nicht selbst die Pädagogik in einem wissenschaftlichen Werke entwickelt, aber es lag in seinem amtlichen Beruse, von Zeit zu Zeit darüber zu lesen. Aus diesen Vorträgen ist von einem seiner Schüler die Pädagogik herausgegeben worden. Es ist weniger ein System, als eine nicht eben streng verknüpste Reihe von Bemerkungen, worin dieselben Aussprüche oft wiederkehren und die versuchte Eintheilung hin = und herschwankt*).

Mit seinen Erziehungsmarimen stellte sich Kant gang auf bie Seite ber padagogischen Meuerer. Nirgends schien ihm eine Reform ber gründlichsten und burchgreifendsten Urt bringen= ber geboten als im Gebiete ber Erziehung. Das öffentliche Schulwesen mit seinen von oben berab regierten Lehranstalten war in keiner Weise geeignet, die Aufgaben der mahren Erziehung zu lösen. Die sittliche Bilbung kam hier so gut als gar nicht in Betracht; die intellectuelle hatte keinen höheren Zweck als die Gelehrsamkeit und zu biesem Zwecke keine besseren Mittel als bas geiftlose Ginlernen, die Unhäufung tobter Renntniffe im Bebächtniß. Die Bucht in diesen Anstalten erschien nicht als Bilbung und Disciplin, sie blieb bem Zufall und ber Willfur über= laffen und fand kaum einen anderen Ausdruck als zweckwidrige, oft grausame Strafen. Unter bem 3mange ber Schulordnungen, welche die Lehrmethoden und Lehrbücher vorschrieben, unter dem Drucke eines unzeitigen Sparsystems, bas ben öffentlichen Schulen kaum bas Nöthigste einräumt, ift jede freie Bewegung und jeder Fortschritt auf bas äußerste gehemmt. Unter biesen Um=

^{*)} J. Kant über Pädagogik. Herausgegeben von Dr. Fr. Th. Mink. Kgsb. 1803. Ges. Ausg. X Bd. — In dem Lectionsverzeiche niß der königsberger Universität sür das Wintersemester 1776—77 wird angezeigt: "praktische Unweisung Kinder zu erziehen, ertheilet Herr Prossessor Kant öffentlich."

ständen ift die einzige Zuflucht der wahren Erziehung eine auf richtige Marimen gegründete Privat anstalt. Die Erziehung foll ben ganzen Menschen umfassen und bilben; ber Zögling muß baher gang ber Fürsorge ber Erzieher anvertraut werden, die Erziehungsanstalt selbst muß eine unabhängige, für sich abgeson: berte Welt ausmachen. Bon ber Gründung folder Normalschulen, bie, von jedem Regierungszwange unabhängig, sich ganz dem 3mede ber Erziehung widmen, ift allein eine Berbefferung im Schulwesen zu hoffen. Rousseau hatte in seinem Emile bas erste befreiende Wort ausgesprochen, er hatte eine neue Er: ziehungstheorie aufgestellt, bie bas Zeitalter ergriff und beson= bers auf Kant ben mächtigsten Eindruck machte. Es war zu einer vereinfachten und von Grund aus veränderten Erziehung der erste poetische Antrieb. Den ersten praktischen Versuch machte Bafedow mit seinem in Deffau gegrundeten "Philanthropin". Die Gründung biefer Anstalt entsprach vollkommen dem Bunfche Kant's. Er redete bem deffau'schen Philanthropin öffentlich mit ber größten Bärme bas Wort und empfahl in mehreren Artikeln ber königsberger gelehrten und politischen Zeitung die "pabagogischen Unterhandlungen", welche Basedow im Interesse seiner Unffalt herausgab. "Wir wurden in Kurzem ganz andere Menfchen um uns feben," heißt es in einer jener empfehlenden Unzeigen, "wenn biejenige Erziehungsmethobe allgemein in Schwung käme, die weislich aus der Natur selbst gezogen und nicht von ber alten Gewohnheit unerfahrener Zeitalter sclavisch nachgeahmt worden. Es ist aber vergeblich bieses Beil bes menschlichen Geschlechts von einer allmäligen Schulverbesserung zu erwarten. Sie muffen umgeschaffen werben, wenn etwas Gutes aus ihnen entstehen soll, weil sie in ihrer ursprünglichen Einrichtung fehler= haft find und felbst die Lehrer berfelben eine neue Bildung annehmen müssen. Nicht eine langsame Reform, sondern eine schnelle Revolution kann dieses bewirken." "Bon der Erziehung hängt größtentheils das Glück der folgenden Jahre ab. Wann wird doch die glückliche Spoche anfangen, da man unter anderen merkwürdigen Begebenheiten schreiben wird: seit der Verbesserung des Schulwesens")?"

2. Ergiehungszweige.

Much in seinen Vorträgen über Pabagogik bemerkt man Rouffeau's und Basebow's Ginfluffe. Im Ganzen hat die Erziehung die Aufgabe, den Menschen auszubilden, damit er die Zwecke seines Daseins erfülle. Die Verschiedenheit dieser Zwecke macht bie Verschiedenheit der Erziehungszweige. Schon bei ber Eintheilung ber Wernunftgebote hatte Kant die menschlichen Zwecke in bedingte und unbedingte unterschieden. Der unbebingte Zweck ist der moralische; die bedingten sind entweder tech= nisch ober pragmatisch. Der moralische 3wed wird erfüllt burch Sittlichkeit, die technischen burch Geschicklichkeit, die pragmatis schen burch Klugheit. Die Erziehung hat die Aufgabe, ben Menschen zur Geschicklichkeit, Weltflugheit, Sittlichkeit zu bil: ben: die Bildung im ersten Ginn heißt "Cultur", im zweiten "Civilisation", im britten "Moralität"; die Erziehung soll den Menschen cultiviren, civilifiren, moralifiren. Die beiben ersten Zwecke sind dem letten untergeordnet, aber sie gehören zur mensch= lichen Gesammtbildung und erforbern alle erziehende Sorgfalt.

and the second

^{*)} Kantiana. Beiträge zu J. Kant's Leben und Schriften, hersausg, von Dr. R. Neicke. Kgsb. 1860. Die drei von dem Heraussgeber abgedruckten Artikel Kant's zu Gunsten des Philanthropin sind vom 28. März 1776, 27. März 1777, 24. August 1778. Vergl. S. 68—81 der "Kantiana".

Vorausgesetzt wird die natürliche Zucht (Disciplin), welche die sinnlichen Triebe zähmt, die Körperkräfte übt und abhärtet. Die ganze Erziehung theilt sich demnach in die physische und praktische. Es ist aber nicht entschieden, ob die letztere auf die Moralität eingeschränkt sein soll oder sich auch auf Geschicklichkeit und Klugheit miterstreckt. Diese beiden erscheinen in der kantischen Pädagogik sowohl unter dem Titel der physischen als der praktischen Erziehung.

5. Ergiehungsart.

Die Erziehung beginnt mit bem Augenblicke ber Geburt. Sie ist zunächst nur Verpflegung; bie richtige Pflege folgt ben Unweisungen der Natur und vermeidet jede Verweichlichung. Die erste natürliche Nahrung bes Kindes ist die Muttermilch; alles Wickeln, Wiegen, Gängeln ift vom Uebel, ebenso bas augenblickliche Beschwichtigen, wenn bas Kind schreit, um sich Luft zu machen. So viel als möglich brauche bas Kind feine eigenen Kräfte. Dadurch wird es fruhzeitig abgehartet und ge-Je weniger Werkzeuge und Hulfsmittel gebraucht werichict. ben (es handle sich um körperliche ober technische Geschicklichkeit), um so mehr wird die Selbständigkeit und Unabhängigkeit ent: wickelt. Bor allem werbe bas Kind im Charafter seiner Lebens= stufe erzogen, es bleibe in der Art des Kindes. Es gehört nicht jum Charafter bes Kindes, baß es furchtsam ober schüchtern ift; eben so wenig paßt ihm das altkluge Wesen, wodurch jedes Kind unausstehlich wird. Man hüte sich, das Kind furchtsam zu machen burch thörichte Einbildungen ober schüchtern durch Schelt= Dem Kinde ziemt Munterkeit, offenherziges Besen, Gehorsam und Wahrhaftigkeit. Bum Gehorsam gehört die Pünktlichkeit, zu dieser die richtige Eintheilung ber Zeit. Die

1-00th

frühe Gewohnheit, nach bestimmten Regeln zu leben, ist für die Charakterbildung wohlthätig. Dhne diese Pünktlichkeit giedt es keine Zuverlässigkeit. Hier hat Kant sein eigenes Leben vor Augen, wenigstens darf er es haben. "Menschen, die sich nicht gewisse Regeln vorgesetzt haben, sind unzuverlässig, und man kann nie recht wissen, wie man mit ihnen daran ist. Zwar taz delt man Leute häusig, die immer nach Regeln handeln, z. B. den Mann, der nach der Uhr jeder Handlung eine gewisse Zeit sestgesetzt hat, aber oft ist dieser Tadel unbillig, und diese Abgezmessenheit, ob sie gleich nach Peinlichkeit aussieht, eine Disposition zum Charakter." Wer denkt bei diesen Worten nicht an Kant selbst und seinen Freund Green?

Wenn das Kind gethan hat, was von ihm verlangt wurde, so belohne man es nicht, denn der Lohn macht lohn = und geswinnsüchtig und verfälscht die Motive der Handlungsweise. Wenn das Kind gesehlt hat, so weise man es zurecht; man strafe ernsthaft, wenn es noth thut, aber nie schimpflich, nie im Ussect, man strafe so wenig und so selten als möglich und muthe dem Kinde nicht die falsche Demuth zu, daß es sich für die emspfangene Strafe bedanke. Das heißt die Gesinnung verderben und im Kinde den Heuchler erziehen.

Die Erziehung darf nie etwas thun, wodurch das Kind verführt werden kann anders zu sein, als es ist, oder wodurch der natürliche Charakter des Kindes entstellt wird. Es ist z. B. sehr thöricht und zweckwidrig, wenn man dem Kinde bei jeder Kleinigkeit, jedem ungeschickten Benehmen sogleich zuruft: "schäme dich!" Entweder erreicht man damit nichts oder, was schlimmer ist, man erzeugt im Kinde ein falsches Schamgefühl und nimmt ihm zuletzt alles Zutrauen zu sich selbst. Der Mensch soll sich schämen, wenn er sich selbst herabwürdigt. Es giebt

einen Fall, aber nur einen, in bem auch bas Kind sich herabwürdigt: wenn es lügt. Die Tugend der Wahrhaftigkeit kennt keine Ausnahme; sie ist das Urbild aller Tugenden und gilt mit gleicher Strenge auf jeder Lebensstuse. Die Lüge darf nie geduldet werden. Wie die Lüge ein moralisches Verbrechen ist, so sei auch die Art der Strase moralisch, nicht physisch. Die Lüge soll nicht aus Furcht vor der Strase vermieden werden, dadurch würde man die Wahrhaftigkeit verfälschen. Wenn das Kind lügt, so hat es sich herabgewürdigt und alle Ursache sich zu schämen. Das sei der einzige Fall, wo dem Kinde mit dem größten Ernste gesagt werden muß: "schäme dich! du bist nichtswürdig!"

Die Cultur bes Beiftes verlangt bie Uebung ber Beiftes= fräfte. Die freie Uebung ist das Spiel, die zwangsmäßige und strenge ift die Arbeit. Die Arbeit ist nicht bloß Mittel zur Bilbung, sondern deren 3med, sie gilt um ihrer selbst willen; darum ist eine Erziehungstheorie falsch, die dem Kinde alles spielend beibringen will. Das Kind soll an die Arbeit gewöhnt werden um der Arbeit willen. Mit der Arbeit beginnt die Schule, die zwangsmäßige Cultur. Die Arbeit verlangt Sammlung, Aufmerksamkeit, Concentration. Alles muß vermieden werden, woburch der Geist zerstreut wird. Die Zerstreuung macht flüchtig, unfähig, weichlich. Mus biefem Grunde sollen die Kinder keine Romane lefen, benn folche Lecture bient zu nichts als zur Berstreuung. Das Lernen sei kein bloß mechanisches Behalten, wo= bei nichts gedacht wird, sondern zugleich ein Berstehen. Was nur durch Unschauung richtig verstanden werden kann, das werde bem Kinde auch durch Unschauung vorgestellt; bas Unschauliche ift am ehesten einleuchtenb, barum beginne ber Unterricht mit anschaulichen Objecten; der erste Unterricht sei ber geographische vor dem Globus und ber Landfarte. Man versteht am besten, was man selbst macht, selbst erfährt und benkt; ber bilbliche Unterricht sei zugleich technisch. Der geographische Unterricht in der Länder = und Bölkerkunde werde belebt und anschaulich ge= macht burch bas Lefen guter Reisebeschreibungen; ber Berftandes= unterricht sei, so weit es möglich ist, sokratisch und katechetisch. Nicht baß vieles gelernt, sondern baß vor allem gründlich gelernt werbe, sei ber Hauptzweck einer mahrhaft unterrichtenden Er= ziehung. Bielerlei lernen ohne gründliche Ginsicht, heißt vielerlei Gründlich lernen macht zugleich fähig, sich felbst zu vergeffen. unterrichten. In bem, mas man weiß, vollkommen sicher sein, bas giebt bem Beifte jene Festigkeit, die von ber intellectuellen Seite die zuträglichste Bedingung auch für die Sittlichkeit aus= macht. Nur auf diesem Wege läßt fich die intellectuelle Bilbung in das richtige Berhältniß zu der moralischen bringen.

In Rücksicht ber moralischen Bilbung kommt die kantische Pabagogif auf jene Ergebniffe jurud, die schon die Sittenlehre in ihrem methodischen Theile festgestellt hat. Die Erziehung mache ihre Zöglinge kräftig im Ertragen und Entbehren nach dem Spruche: "sustine et abstine!" Der Wille stärke fich gegen ben Undrang ber Leibenschaften und gegen bie weichlichen Em= pfindungen; was er sich vorsett, bas halte er fest; er setze sich in allen seinen Handlungen keinen anberen 3wed als bie Burbe Er sei nicht voller Gefühl, sondern voll von ber Menschheit. bem Begriffe ber Pflicht. Sompathien und Antipathien sind Irrlichter, ber Pflichtbegriff allein erhellt ben sittlichen Pfad bes Menschenlebens, das Gefühl der eigenen Bürde ist jene richtige Gelbstachtung, die von der falschen Demuth und vom falschen Ehrgeize gleich weit entfernt ift. Und insbesondere forge die Erziehung bafür, baß frühzeitig in ihren Zöglingen bie bürgerlichen

Rechtsbegriffe im Geiste klar und im Willen einheimisch gemacht werden. Es wäre gut, wenn zur Beförderung der Rechtswissenschaft ein "Katechismus des Rechts" vorhanden wäre, der dem Unterricht in den einfachen, von aller Gelehrsamkeit unabshängigen Rechtsbegriffen zur Grundlage diente. "Gäbe es ein solches Buch schon, so könnte man mit vielem Nuten täglich eine Stunde dazu aussetzen, die Kinder das Recht des Menschen, diesen Augapfel Gottes auf Erden, kennen und zu Herzen nehsmen zu lehren*)."

Kant's sittliche Erziehungslehre schließt mit folgender Regel: "es beruht alles bei der Erziehung darauf, daß man überall die richtigen Gründe aufstelle und den Kindern begreiflich und an= nehmlich mache. Sie müssen lernen, die Verabscheuung des Ekels und der Ungereimtheit an die Stelle der des Hasses zu setzen, inneren Abscheu statt des äußeren vor Menschen und den göttzlichen Strasen, Selbstschätzung und innere Würde statt der Meiznung der Menschen, inneren Werth der Handlung und des Thunsstatt der Worte und Gemüthsbewegung, Verstand statt des Gezfühls, Fröhlichkeit und Frömmigkeit bei guter Laune statt der grämischen, schüchternen und sinsteren Andacht eintreten zu lassen. Vor allen Dingen muß man sie auch dafür bewahren, daß sie die merita fortunge nie zu hoch anschlagen."

^{*)} Padagogik. Bon ber praktischen Erziehung. - Bb. X. S. 440.

Fünfzehntes Capitel.

Theorie und Praxis. Moral und Politik. Der Fortschritt der Menschheit.

I. Theorie und Praris.

Aus der Vernunftkritik war uns die Aufgabe eines Vernunftsoftems hervorgegangen, beffen Umfang sich in die beiben Gebiete einer Metaphysif ber Natur und ber Sitten theilte. Diese Aufgabe ist gelöst; bas System ber reinen Bernunft ift in beiden Gebieten entwickelt. Wenn wir nun diese beiden Ber= nunftwiffenschaften miteinander vergleichen, so läßt fich voraus: sehen, daß uns in der Ferne ein neues Problem, das letzte der kritischen Philosophie, erwartet. Die beiden Wissenschaften, die in der reinen Vernunft ihre gemeinschaftliche Erkenntnißquelle haben, richten sich nach völlig entgegengesetzten Gesichtspunkten und Erklärungsgründen. Das Princip der metaphysischen Na= turlehre ift die mechanische Causalität (Nothwendigkeit); bas Princip ber metaphysischen Sittenlehre ift die moralische Caufali= tät (Freiheit). Wäre biefer Gegensatz schlechthin unversöhnlich, so ware damit die Einheit der Bernunft selbst aufgehoben und die Bernunftkritik befände sich in einem unauflöslichen Zwiespalt. Es

wird gefragt werben muffen, ob es zwischen Natur und Freiheit nicht eine in der Vernunft felbst begründete Vereinigung giebt, und worin diese Bereinigung, die in keinem Fall eine Bermischung fein darf, besteht? Aber diese Frage erwartet uns erst am Ende eines langen Weges, der noch burchmessen sein will. Auf der Grundlage ber Sittenlehre hat sich bereits die Aussicht in die Gebiete ber Religion und Geschichte eröffnet. Die Kritik ber praktischen Vernunft und die Tugendlehre haben in ihrem Ub= schluß auf ben Punkt hingewiesen, wo aus ber moralischen Ge= finnung ber Bernunftglaube, aus ber sittlichen Gemuthsverfafsung die religiose hervorgeht. Die Rechtslehre endet mit einer Aufgabe, beren nothwendige Lösung nur möglich ift in bem gemeinschaftlichen Fortschritte bes gesammten Menschengeschlechts. Der Begriff ber Religion grenzt unmittelbar an die Tugendlehre, ber Begriff ber Geschichte an die Rechtslehre. Go bildet dieser lette Begriff unfer nächstes Thema. Aber hier muffen wir zuvor einen Einwand beseitigen, ber uns in ben Weg tritt und die ganze Untersuchung über die Geschichte ber Menschheit in Frage stellt. Die Geschichte umfaßt bas Leben ber Menschheit, wie es thatsächlich ist; die Philosophie bestimmt den Zweck der Geschichte nach reinen Vernunftgesetzen: bas menschliche Leben ist praktisch, die Vernunfteinsichten sind theoretisch; die Philosophie verhält sich zum Leben, wie die Theorie zur Praris. Wenn zwischen diesen beiben in der That jene Kluft eristirt, die man spruch= wörtlich gemacht hat, wenn sich bie Vernunftzwecke nicht im menschlichen Leben verwirklichen laffen, wenn diese vermeintlichen Weltzwecke gar keine objective Realität haben und nichts find als Hirngespinnste im Kopfe des Philosophen, bedeutungslos und nichtig im Laufe der Dinge, der unbekümmert um alle Theorie seinen eigenen Weg geht: wo bleibt die Möglichkeit von

Seiten der Philosophie, die Geschichte zu begreifen? Wo bleibt überhaupt die ganze kantische Sittenlehre, wenn am Ende ihre Theorien unpraktisch, ihre Begriffe unfähig sind, verwirklicht zu werden?

Es giebt Theorien, die sich zum Leben verhalten, wie der Gypsabbruck zum Driginal, wie ein verkummerter, ärmlicher Abdruck; es giebt andere, die sich zum Leben verhalten wollen, wie das Driginal zu seinem Abbilbe, die bas Leben nach sich, nicht fich nach bem Leben richten und barum ftets ben Wiberspruch der Welt gegen sich aufregen. Sind folche Theorien, wie es häufig genug ber Fall ist, Geschöpfe ber Einbildungen und wefen= lose Schatten, so ist ihre Widerlegung leicht, und ihr bloßer Unspruch auf Geltung schon eine belachenswerthe Thorheit. Sind sie tiefgedachte und begründete Vernunfteinsichten, so wird man ihnen doch die praktische Bedeutung bestreiten und den Gemein= spruch entgegenhalten: "bas mag in der Theorie richtig fein, taugt aber nicht fur bie Praris!" Diesem Gemeinspruche, ber die breite Front des gewöhnlichen Weltverstandes ausmacht, steht gegenüber die kantische Philosophie mit ihren Vernunftbegriffen von der sittlichen Welt, mit ihren Theorien von Recht und Moral. Aber es ift nicht bloß dieser Einwand aus dem Munde ber Leute, sondern das eigene Bedürfniß, welches Kant nöthigt, seine Theorie mit der Praxis auseinanderzuseten. Er ift selbst viel zu welt- und menschenkundig, selbst nach Erziehung und Charakter ber bürgerlich = praktischen Denkweise zu verwandt, um gegen seine Philosophie Einwände gelten zu lassen, die mit dem Un= sehen bes praktischen Berstandes auftreten *).

^{*)} Ueber ben Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis. Berl. Monatsschr. Septb. 1793. (Ges. Ausgb. Bd. V.) Der Inhalt dieser Abhandlung rechtsertigt die

1. Die Theorie als Regel gur Praris*).

Inbessen ist die beliebte Entgegensetzung von Theorie und Praris in ihrer Allgemeinheit zu unbestimmt und weit, um ba= gegen mit Sicherheit vorzugehen. Dem Gemeinplate läßt fich nur ber Gemeinplat entgegenstellen. Unmöglich wird man von aller Theorie behaupten wollen, sie sei unpraktisch. benn Theorie anders, als eine Regel oder ein Inbegriff von Regeln? Was ist die praktische Bedeutung ber Theorie anders, als die Anwendung oder Unwendbarkeit dieser Regeln? nur nach Regeln geschehen kann, burch beren richtige Unwen= bung, bas kann offenbar ohne Theorie nicht geschehen: bagu also ist eine Theorie durchaus nothwendig. Bielleicht ist die Regel unanwendbar, bann ist sie entweder falsch oder unvollständig. In dem einen Fall ist sie eine falsche Theorie, die so gut ift als keine; in dem andern ift sie nicht genug Theorie. Auch die Gin= sicht in die Gesetze der Natur ist Theorie; die Naturwissenschaft als Erkenntniß dieser Gesetze ist rein theoretisch, die angewandte Maturwissenschaft z. B. in der Medicin, in der Landwirthschaft, in der Mechanik u. f. f. ist praktisch. Was wäre diese Praxis ohne jene Theorie? Die Lehre von den Gesetzen der Burfbewe= gung, 3. B. bes Bombenwurfs, ist nichts anderes als eine mathematische Theorie; ber Bau und friegerische Gebrauch ber Wurfgeschosse ist praktisch. Wenn es nun jemand einfallen wollte, von diesen Gesetzen zu sagen: "das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht fur bie Praris?" Bur Artillerie würde man diesen Praktiker schwerlich empfehlen. Was ohne Einsicht nicht geschehen kann, fordert die Theorie als Bedingung

Stelle, die ich ihr in meiner Darstellung gebe; die Theorie, um die es sich handelt, ist die Rechts = und Sittenlehre.

^{*)} Chendaj. — Bb. V. S. 365 figb.

der Praxis. Und was bleibt vom Leben übrig, wenn man das einsichtsvolle Handeln davon abzieht?

Es wird keinem im Ernste einfallen, gegen die Theorien der Naturwissenschaft und Mathematik jenen Gemeinspruch der Praxis geltend zu machen. Die Theorie überhaupt für unnütz oder unpraktisch zu halten, ist das Zeichen der untersten Ignozanz; die Praxis für gescheiter zu halten als die Theorie, ist das Zeichen jener gedankenlosen "Klüglinge", die sich groß vorzfommen, wenn sie die "Schule" verachten, in der sie nie waren, und viel von "Welt" reden, die sie nur von Hörensagen kennen.

2. Die philosophische Theorie als Sittenlehre.

Kann man nun die Theorien der Mathematik und Naturwissenschaft in ihrem praktischen Werthe nicht bestreiten, so bleibt als Zielscheibe des Ungriffs nur die philosophische Theorie übrig, die außer den mathematischen und naturwissenschaftlichen Einsichten keine andere Erkenntniß hat als die sittliche. Auf diesen Punkt also zieht sich der Gegensatzwischen Theorie und Praxis zusammen. Gegen die se Theorie richtet der Weltverstand seinen Gemeinspruch.

Nun besteht die sittliche Vernunfteinsicht in den Ideen der Tugend und der öffentlichen Gerechtigkeit, nämlich der Gerechtigkeit in ihrem politischen und kosmopolitischen Umfange. Sie besteht also in den drei Fällen der Moral, des Staatsrechts und des Völkerrechts: sie macht im ersten Falle die Tugend oder die Würdigkeit glückselig zu sein zum alleinigen Ziele des Lebens; sie macht im zweiten Falle das Necht als Gesetz der Freiheit zum alleinigen Grunde und Zwecke des Staates; sie erklärt im dritten Falle den Zustand des ewigen Friedens, gegründet auf den Bund

freier Bölker, für das Ziel der Menschheit, das die Natur suche und die Vernunft gebiete.

3. 3been und Intereffen.

In allen brei Punkten tritt ihr ber Gemeinspruch entgegen: "bas mag in ber Theorie richtig fein, taugt aber nicht für die Praris." Im wirklichen Menschenleben soll es sich überall ganz anders verhalten, als jene Theorien meinen; hier herrschen nicht bie Ideen, sondern die Interessen. Gine Idee, unabhängig von ben Interessen der Menschen, ift eben nichts anderes als eine bloße Idee, eine leere Theorie, eine unpraktische. Und so sind bie sittlichen Theorien Kant's, mit bem Leben verglichen, un= Der Praktiker urtheilt hier gang anders als der Phipraftisch. losoph. Der Philosoph urtheilt nach Ideen, die gelten sollen, aber in Wahrheit nicht gelten; der Praktiker urtheilt nach den Interessen, die in Wahrheit gelten, unbekummert barum, was die Theorie vorschreibt. So wird bas praktische Urtheil über die menschlichen Lebenszwecke ganz anders ausfallen als das theoretische.

Kant läßt ben Praktiker in brei verschiebenen Rollen aufstreten, nach bem Gebiete bes von ihm beurtheilten Menschenslebens. Unter bem praktischen Gesichtspunkte (im Gegensatzum theoretischen) beurtheilt die Zwecke bes Einzellebens "der Gesschäftsmann", die Zwecke des Staats "der Staatsmann", die Zwecke und das Leben der gesammten Menschheit "der Weltsmann". Teder Mensch sucht sein Interesse, er strebt von Natur in erster Linie nach Glückseligkeit. "Aus der Glückseligkeit im allgemeinsten Sinne des Worts entspringen die Motive zu jedem Bestreben, also auch zur Befolgung des moralischen Gesetzes." Es ist das Streben nach Glückseligkeit, das uns tugendhaft

macht: so urtheilt bie ganze eudämonistische Moral; die Moral ber deutschen Aufklärung war in diesem Sinne eudämonistisch. Blückseligkeit ist ber praktische 3weck; ber von ber Glückseligkeit unabhängige Tugendzweck ist eine bloße Theorie: so erklärte sich Garve in seinen "Bersuchen über verschiedene Gegenstände aus ber Moral und Literatur" gegenüber ber kantischen Sittenlehre. Nur in der philosophischen Literatur giebt es einen abstracten Rechts = und Freiheitsstaat; in der Wirklichkeit beruht der Staat auf der Gewalt, er bezweckt nicht die Freiheit, sondern das burgerliche und physische Wohl der Unterthanen: diese vermeintlich praktische Theorie vom Staate hatte bekanntlich Hobbes in fei= ner Schrift "de cive" entworfen. Die Menschheit, im Gangen betrachtet, ist feineswegs in einem fortschreitenden Entwicklungs= gange begriffen, sie verfolgt keinen gemeinschaftlichen Endzwed; die Worstellung eines solchen Zwecks ber ganzen Menschheit, einer folden fortschreitenden Unnäherung zu biesem Ziele ift eine bloße Theorie im Widerstreite mit der Erfahrung. Rücksichtlich der Religion hatte Lessing in seiner "Erziehung des Menschengeschlechts" die Entwicklung der Menschheit behauptet. Ebendasselbe lehrt Kant in Betreff bes Staats in seiner Rechtsphilosophie und in seinem Entwurfe vom ewigen Frieden. Gegen Leffing hatte Mendelssohn in seinem "Jerusalem" die Entwicklung ber Menschheit in Abrede gestellt; was sich entwickle und fort= schreite, sei nicht bas Ganze, nicht die Gattung, sondern bas Individuum. Go stellt Kant sich und seiner Theorie diese brei entgegen: Garve, Hobbes, Mendelssohn, benen er die Rolle ber Praktiker in Rücksicht ber Moral, bes Staatsrechts, ber Beltgeschichte zutheilt; sie urtheilen wie ber Geschäftsmann, Staatsmann, Weltmann *).

^{*)} Ebenbaj. — Bb. V. S. 368, 369, 382, 403.

a. Die unpraktische Theorie in der Moral.

Gegenüber diesen Einwänden, die in verschiedenen Formen das bekannte Thema jenes Gemeinspruchs von Theorie und Prazis behandeln, nimmt sich Kant die Aufgabe, den praktischen Werth seiner Theorie zu rechtsertigen und den praktischen Unwerth der entgegengesetzten darzuthun.

Ist in der That, wie der Geschäftsmann will, das Interesse die Grundtriebseder des Handelns, so wird der Mensch seinem Interesse folgen und in allen Fällen, wo er seinen Vortheil bes sorgen kann, ohne sich irgend wie zu gefährden, nach diesem seinem Bortheile handeln; er wird aber in jedem Fall, wo er zu Gunsten seines Wohles eine Pflicht verletzt, dieses Unrecht fühlen: der beste Beweiß, daß die Pflicht auf das Interesse nicht achtet, daß dieser reine, von dem Wohl unabhängige Pflichtbegriff nicht bloß im Kopse, sondern im Herzen wohnt, also kein theoretisches Hirngespinnst, sondern ein in jeder Handlung wirksames, praktisches Motiv ist, das man dem Interesse nachsehen kann, aber nie ohne Gesühl des Unrechts*).

b. Die unpraktische Theorie in der Politik.

Wäre in der That der Staat auf die Gewalt gegründet, wie Hobbes will, so wäre die Staatsgewalt das einzige Recht, so hätten die Unterthanen gar keine unveräußerlichen oder unverslierbaren Rechte, so wäre die Regierung despotisch. Wäre in der That der Zweck des Staats nur das Wohl der Unterthanen, wie Uchenwall in seinem Naturrechte will, so würde folgen, daß die Unterthanen das Recht haben, eine Regierung mit Gewalt zu stürzen, die sich mit ihrem Wohle nicht mehr verträgt, es würde

^{*)} Ebendas. I. Bon dem Verhältniß der Theorie zur Praxis in der Moral überhaupt. Bb. V. S. 369-382.

für gewisse Fälle das Iwangsrecht der Unterthanen folgen oder die Rechtmäßigkeit der Revolution. Wenn man also statt des Rechts die Glückseligkeit dem Staate zum Ziel setzt, so darf die Regierung patriarchalisch oder despotisch werden, und die Untersthanen Selbstregenten oder revolutionär. Wird man eine Staatstrechtstheorie besonders praktisch nennen, die mit Hobbes dem Souverän erlaubt, Despot zu werden, und mit Uchenwall dem Bolke erlaubt, zu rebelliren?

Aber, wird man einwenden, die kantische Theoric selbst erscheint eben hier nicht bloß unpraktisch, sondern unmöglich in sich, wenn fie ben Unterthanen im Staate gwar unverlierbare Rechte, aber keine Zwangsrechte zugesteht? Als ob es ein Recht gabe, wenn man es nicht aufrechthalten, vertheidigen, im Nothfalle mit Gewalt vertheibigen barf! Als ob auf Seite ber Untertha: nen noch wirkliche Rechte sein könnten, wenn doch behauptet wird, baß ber Souveran fein Unrecht thun kann! Indessen bieser scheinbare Wiberspruch findet seine praktische Lösung. Die Un= terthanen können ihre Rechte vertheidigen ohne Gewalt. ber Souveran Unrechtes thut, darf nicht als burgerliches Unrecht angesehen und behandelt werden, sonst ware es strafwürdig, und bas wiberstreitet bem Begriffe bes Souverans. Das Unrecht von diefer Seite gilt als Irrthum; es muß erlaubt fein, ben öffent: lichen Irrthum als folchen zu bezeichnen und aufzuklären. Diefes Recht ber Beurtheilung besteht in ber Gebankenfreiheit, bie ohne die öffentliche Mittheilung nichts bedeutet. Die Unterthanen haben zur Vertheidigung ihrer Rechte nicht die Gewalt bes Schwertes, aber "bie Freiheit ber Febern". Diese ift bas ein= zige Palladium ber Bolksrechte, "benn diese Freiheit dem Bolke auch absprechen wollen, ist nicht allein so viel, als ihm allen Unspruch auf Recht in Unsehung des oberften Befehlshabers (nach Hobbes) nehmen, sondern auch dem letteren, deffen Wille bloß dadurch, daß er den allgemeinen Wolkswillen repräsentirt, Un= terthanen als Bürgern Befehle giebt, alle Kenntniß von bem entziehen, mas, wenn er es müßte, er selbst abandern murde, und ihn mit sich selbst in Widerspruch setzen. Dem Dberhaupte aber Beforgniß einzuflößen, daß durch Selbst = und Lautdenken Unruhen im Staat erregt werden burften, heißt fo viel, als ihm Mißtrauen gegen seine eigene Macht ober auch Saß gegen sein Bolk erwecken." Weit entfernt also, daß die Theorie vom Rechts= staate unpraktisch sei, so ist sie wohlverstanden die einzig praktische, die auf die Dauer standhält. Bon den entgegengesetzten Theorien, die hier dem Despotismus, bort der Revolution das Wort reden, wird man mit allem Rechte urtheilen bürfen: "bas ist in ber Theorie falsch und taugt nicht für die Praris!" giebt eine Theorie bes Staatsrechts, ohne Ginstimmung mit welcher keine Praris gultig ist *)."

e. Die unpraktische Theorie in der Kosmopolitik.

Die völker = und weltbürgerliche Rechtstheorie will, daß die Menschheit auch in ihrem kosmopolitischen Umfange dazu berufen sei, in die Form der öffentlichen Gerechtigkeit einzugehen, daß diese Form keine andere sein könne, als ein Friedensbund freier Völker, daß die Menschheit in langsamem, aber stetigem Fortschritte diesem Ziele wirklich zustrebe. Eine solche Vorstellungszweise erscheint dem Weltmann als eine bloße Theorie ohne jede praktische Seltung. Dem Philosophen gegenüber beruft er sich auf die Welt= und Menschenersahrung, die von einem Fortschritte der gesammten Menschheit nichts merke und barum auch ein End=

^{*)} Ebenbas. II. Bon bem Berhältniß der Theorie zur Praxis im Staatsrecht. — Bb. V. S. 382—402.

ziel, worauf die ganze Menschheit angelegt sei, in Abrede stellen müsse. Endzweck und Entwickelung der Menschheit hängen so genau zusammen, daß wer von beiden eines verneint, nothwendig das andere verneinen muß. Die Erfahrung lehre, daß die Menschheit in Rücksicht ihrer Moralität nicht fortschreite, sondern sich pendularisch bewege, hin = und herschwanke, nur fortschreite, um wieder rückwärts zu gehen, und im Ganzen genommen zuletzt in demselben Stande der Sittlichkeit beharre.

Zunächst beruht biese burch angebliche Weltersahrung gemachte Theorie auf einem sehr zweiselhaften Beweisgrunde. Die
Erfahrung kann freilich von einem Fortschritte des Ganzen nichts
wissen, aber sie kann auch nicht das Gegentheil behaupten, weil
sie überhaupt vom Ganzen nichts weiß. Wenn sie Recht hätte
mit ihrer Theorie, so wäre die Geschichte ein Wort ohne Inhalt,
und die Menschheit gewährte einen höchst unwürdigen und zuleht
langweiligen Anblick. "Eine Weile diesem Trauerspiele zuzuschauen, kann vielleicht rührend und belehrend sein; aber endlich
muß doch der Vorhang fallen. Denn auf die Länge wird es
zum Possenspiel, und wenn die Acteurs es gleich nicht mübe werben, weil sie Narren sind, so wird es doch der Zuschauer, der
an einem oder dem anderen Act genug hat, wenn er daraus mit
Grund abnehmen kann, daß das nie zu Ende kommende Stück
ein ewiges Einerlei sei."

Niemand wird bestreiten, daß die Menschheit in Rücksicht der Cultur sortschreitet. Wenn es also überhaupt einen Fortschritt im Ganzen giebt, so müßte man beweisen, daß davon nur die Moralität eine Ausnahme mache. Vielmehr wird durch die sortsschreitende Cultur, die keiner in Abrede stellt, die Annahme bez günstigt, daß auch eine sittliche Entwickelung der Menschheit stattssinde, die wohl unterbrochen, aber nie abgebrochen wird, sondern

im Ganzen vorwärts geht. Innerhalb dieser sittlichen Entwickelung mussen sich die politischen Formen der Menschheit, die staatsbürgerlichen und völkerrechtlichen, dergestalt ausbilden, daß sie dem Vernunftzwecke selbst mehr und mehr entsprechen. Denn was ware die sittliche Entwickelung, wenn sie nicht auch die sittliche Welt und in dieser die Rechtssphäre durchdränge?

Dazu kommt, daß diese Theorie, welche die Bernunst und die Analogie der Ersahrung für sich hat, durch Gründe der Natur selbst unterstützt wird. Was die sittliche Bernunst von der einen Seite gedietet, dazu zwingt von der anderen die Natur. Nämlich die Noth zwingt die Menschen, sich in Staaten zu vereinigen; die Noth zwingt die Staaten, sich nach Rechtsgesehen zu gestalten und mit einander in weltbürgerlichen und völkerrechtzlichen Berkehr zu treten. Die entgegengesehte Theorie, die sich die praktische nennt, hat die Bernunst gegen sich, die Analogie der Ersahrung nicht für sich, und das Naturgeseh widerspricht ihr. So darf Kant seine Sache gegen jenen beliebten Gemeinsspruch mit der Erklärung schließen, "es bleibe also auch in kosmopolitischer Rücksicht bei der Behauptung: was aus Bernunstzgründen sür die Theorie gilt, das gilt auch für die Praxis*)."

II. Moral und Volitik.

1. Gegenfat und Ginheit.

Im rein moralischen Gebiete läßt man der Theorie noch am ehesten freien Spielraum. Hier mögen die Moralisten tadeln und zu bessern suchen und, wenn sie nicht bessern können, zuletzt

^{*)} Ebendas. III. Bom Verhältniß der Theorie zur Praxis im Völzterrecht. — Bb V. S. 403—410.

mit dem Tadel Recht behalten. Um wenigsten duldet man die Geltung der Theorie im politischen Felde. Hier herrschen auß-schließlich die Interessen, nicht die Ideen. Eine Politik nach Ideen ist gar nicht Politik, sondern Moral. Die wirkliche und praktische Politik richtet sich lediglich nach den Interessen, welche gelten; diese sind die alleinigen Factoren, mit denen die Realposlitik rechnet und von jeher gerechnet hat, so weit sie erfolgereich d. h. praktisch war. Der allgemeine Gegensatz zwischen Theorie und Praxis bestimmt sich hier näher zu dem Gegensatz zwischen Wischen Moral und Politik, und in dieser Form hat Kant den Gegensatz im Unhange zu der Schrift vom ewigen Frieden beshandelt*).

Es ist keine Frage, daß in der Politik die Interessen gelten müssen, die Interessen der Bürger im Staat, die Interessen der Staaten im Leben der Bölker. Sie gelten früher und sind mächtiger als die Grundsähe. Auch der strengste Moralist muß diese Macht einräumen. Legt doch Kant selbst in der Verwirklichung der sittlichen Vernunstzwecke ein sehr nachdrückliches Gewicht auf die Macht der Interessen, die unwillkürlich in den Dienst der Ideen treten. Es ist die Noth, also das Interesse, welches den Staat mitbegründet und die bürgerliche Verfassung nöthigt, die Formen der Freiheit und des Rechts anzunehmen, die Völker treibt, ihre Verhältnisse rechtmäßig und friedlich zu ordnen. Die Macht der Interessen aus dem politischen Leben verdannen, wäre eben so vernunst als zweckwidrig. Es kann nur die Frage sein, ob sie sich den sittlichen Grundsähen entgegenstellen dürsen? Die

^{*)} Zum ewigen Frieden. (1795.) Anhang I. Ueber die Mißschelligkeit zwischen der Moral und Politik in Absicht auf den ewigen Friesben. — II. Bon der Einhelligkeit der Politik mit der Moral nach dem transse. Begriff des öffentlichen Rechts. — Bd. V. S. 446—466.

Politik fordert, um ihre Interessen zur Geltung zu bringen, Die Klugheit; die Moral fordert im Namen ihrer Grundfäte vor allem Ehrlichkeit. Der Spruch ber Politik heißt: "seid klug wie bie Schlangen!" Der Spruch der Moral: "seid ohne Kalsch Wenn man beibe Gebote in bem einen gu= wie die Tauben!" fammenfaßt: "seib klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!" so wäre darin die politische Denkweise mit der moralischen vereinigt. Wer die Moral über die politische Klugheit setzt und auf die lettere gar keine Rucksicht nimmt, der ur= theilt: "Ehrlichkeit ift beffer als alle Politik!" Wer die Staatsklugheit mit der Moral vereinigt, indem er jene nach dem Maße biefer bestimmt und einrichtet, ber urtheilt: "Ehrlichkeit ift die beste Politik!" Dann wird man aus politischen Interessen nichts thun, was zu thun die Grundfage der Moral unbedingt verbie= ten; bann ist die Moral ber unerschütterliche Grenzgott, ber bem Jupiter ber Gewalt nicht nachgiebt.

2. Die Staatsfunft ber politifden Moral.

Das Berhältniß zwischen Moral und Politik läßt sich auf boppelte Weise entscheiben. Es kommt barauf an, welcher von beiden Factoren der bestimmende ist, ob die Sittlichkeit oder die Staatsklugheit. Entweder macht sich die Politik von der Moral, oder sie macht die Moral von sich abhängig: im ersten Fall ist die Politik moralisch, im anderen die Moral politisch. So unterscheidet Kant "die moralischen Politiker" und "die politischen Moralisten". In der Denkweise der ersten ist Moral und Politik vereinigt; gegen die Denkweise der anderen muß die Moral ihren Widerspruch einlegen, denn abhängig gemacht von politischen Interessen, im Dienste des staatsklugen Egoismus, hört sie auf Moral zu sein. Es sind die volitischen Moralisten, die

Cot II

ber Moral bie Politik entgegenseten, indem sie die lettere zur alleinigen Richtschnur nehmen und die Staatsklugheit für praktischer halten als die Ehrlichkeit; vielmehr gilt sie ihnen als die einzig praktische Marime. Ihr alleiniger Zweck ist die Grun= bung und Vermehrung ber politischen Macht; was diesem 3wecke bient, die tauglichen ober praktischen Mittel, sind ber Gegenstand ihrer Berechnung und das Einzige, das sie kümmert. Db burch diesen Zweck und biese Mittel ein fremdes Recht verlett, die Gerechtigkeit selbst vernichtet werde, kummert sie nicht. Wenn nur der 3weck vortheilhaft und die Mittel tauglich sind! Ihre ganze Aufgabe ift eine Aufgabe ber Staatsklugheit, gleichsam ein politisches Kunftproblem. Je erfolgreicher und geschickter bieses Problem gelöst wird, um so besser war bie Politik. Die Un= wendung ungerechter Mittel erregt dabei nicht das mindeste Bedenken. Nur fordert die Klugheit, daß man die Ungerechtigkeit nicht offen zur Schau trägt, daß man sie bemäntelt, womöglich ben Schein ber Gerechtigkeit felbst annimmt. Je geschickter man die Ungerechtigkeit unter bem Scheine bes Gegentheils ausübt, um fo besser und kunstfertiger ist die Politik. Politische Geltung und Macht ist die Hauptsache, alles Undere ist untergeordneter Urt. Das Erste ist, daß man seinen 3weck erreicht, sein Spiel gewinnt; nachdem man gewonnen hat, beschönige man die That und stelle bie ungerechte Handlungsweise als gerecht, als noth= wendig dar; läßt sich die verabscheuenswerthe That nicht ent= schuldigen ober rechtfertigen, so leugne man, ber Thäter zu sein, und stelle sich als unschuldig bar, andere als die allein Schul= bigen. Es wird freilich bei einer solchen rechtsverlegenden Poli= tik nicht fehlen, daß man sich Feinde macht. Der ungerechte Gewalthaber regt gegen sich im Innern bes Staats Parteien auf; der die Rechte anderer Bölker verletende Staat schafft sich ebenbadurch seindselig gesinnte Staaten. Wenn diese Parteien, diese Staaten sich gegen die gewaltthätige, ungerechte Macht vereinigen, so können sie leicht furchtbar werden; darum wird es eine Hauptaufsgabe der Staatsklugheit sein, die Gegner unter sich zu entzweien, um sie gleichmäßig zu beherrschen. Iede glücklich gelöste Aufgabe solscher Staatsklugheit ist ein politisches Kunststück, in schwierigen Fällen ein Meisterstück politischer Kunst, das die politischen Mosralissen bewundern. Die Hauptregeln der staatsklugen Moral lassen sich in diesen drei Formeln kurz zusammenfassen: "kac et excusa", "si fecisti nega", "divide et impera"*)!

5. Die Staatsweisheit ber moralifchen Politif.

Dagegen die moralische Politik verbannt nicht etwa die Staatsflugheit, sondern bedingt fie nur burch bie Gerechtigkeit; ihr Ziel ift die Verbindung der Macht mit der Gerechtigkeit, der Bewalt mit dem Rechte: fie ift "Staatsweisheit", Die fich von ber Staatsklugheit nicht baburch unterscheidet, baß sie ungeschickter ist in ber Wahl ihrer Mittel, sondern baß fie in dieser Wahl fritisch verfährt, weil sie ihren 3wed unter sittlichem Gesichts= hier besteht Einhelligkeit zwischen Moral und punkte auffaßt. Es giebt ein Kennzeichen, ob ein politischer 3wed mit Politif. ber Moral übereinstimmt ober nicht: wenn er die öffentliche Gerechtigkeit nicht verlett, so hat er auch die Moral nicht gegen sich; was die öffentliche Gerechtigkeit nicht verlet, das braucht nicht geheim gehalten zu werben, bas barf man vor aller Welt So bildet "die Publicität" das Kennzeichen ber aussvrechen. Uebereinstimmung zwischen Politif und Moral. Bas bie öffent= liche Gerechtigkeit (nicht bloß nicht verletzt, sondern) befördert, das muß öffentlich gesagt werben, bas ist ber Publicität nicht bloß

^{*)} Ebendas. Anhang. I. — Bb. V. S. 446-459. S. 451. 52.

fähig, sondern bedürftig. Hier fällt die politische Forderung mit der moralischen selbst zusammen.

Dieses Kennzeichen der Publicität besteht die Probe. Geheimnisse der politischen Moral find zwar aller Welt bekannt und nicht schwer zu begreifen, aber ber Politiker, ber im Sinne jener staatsklugen Regeln handelt, wird sich wohl hüten, es öffent= lich zu sagen; im Gegentheil, er wird alles thun, um ben ent= gegengesetten Schein öffentlich zu erzeugen, und seine mahre Denkweise forgfältig geheim halten; ber Despotismus bedarf ber Berschwiegenheit: ber beste Beweis, bag er die Gerechtigkeit von sich ausschließt. Eben so wird sich bas vermeintliche Recht zur Revolution nie öffentlich aussprechen, es wird bie Publicität forgfältig vermeiben und eben baburch zeigen, wie wenig es sich mit der öffentlichen Gerechtigkeit verträgt. Wenn die Staatsklugheit gegen alle Chrlichkeit bazu antreibt, geschloffene Verträge zu brechen, so wird man boch nie diesen Sat öffentlich ausspreden wollen, weil man allen öffentlichen Credit einbüßen würde, ben auch die Interessenpolitif braucht. Segen wir den Fall, ein größerer Staat fande es im Interesse seiner Macht, sich auf Rosten kleinerer Staaten zu vergrößern und diese kleineren Staaten bei guter Gelegenheit zu verschlingen, so würde er sehr zweckwidrig handeln, wenn er seine Absicht vor der That ausspräche: diese Absicht, weil sie ihrer Natur nach ungerecht ist, verträgt sich nicht mit ber Publicität.

Nehmen wir im entgegengesetzten Fall eine Ubsicht, welche die öffentliche Gerechtigkeit befördert, wie z. B. die Idee einer Wölkerföderation zum Zwecke des ewigen Friedens, so wissen wir schon, daß eine solche Forderung die Publicität bedarf, daß die öffentliche Gedankenfreiheit zu ihren Bedingungen gehört, daß die öffentliche Einsicht in die Nothwendigkeit dieser Idee selbst

ein Mittel zu ihrer Verwirklichung bildet. Giltzalso die Publiscität als ein beweisendes Kennzeichen für oder gegen den moralisschen Werth politischer Forderungen, so ist die Einhelligkeit zwisschen Moral und Politik in den kantischen Rechtsideen, insbesons dere für die Theorie vom ewigen Frieden, gesichert*).

^{*)} Ebendaj. Anh. II. — Bb. V. S. 459-466. S. 465.

Sechszehntes Capitel. Die Naturgeschichte der Menschheit.

Die Einwände gegen die praktische Geltung der sittlichen Bernunftzwecke sind ungültig; diese Zwecke sollen ausgeführt wersden und sind der Aussührung fähig, sie werden verwirklicht, inzdem die Menschheit ihre moralischen Anlagen entwickelt und nach einem gesehmäßigen Ziele fortschreitet: diese Entwicklung ist die Geschichte der Menschheit, die Weltgeschichte als der Inbegriff dessen, was in der Zeitfolge der Begebenheiten die Menschheit aus sich selbst gemacht hat.

Die Entwicklung der menschlichen Freiheit setzt voraus die natürliche Bildungsgeschichte der Menschheit; wir werden daher in der Entwicklung des Menschengeschlechts Natur = und Freisheitsgeschichte unterscheiden müssen. Der gegebene Naturzustand, in welchem die Menschheit sich vorsindet, ist aus natürlichen Beschingungen entstanden; diese Entstehung ist auch eine Geschichte, die natürliche Geschichte der Menschheit ist auch eine Entwickslung: die Entwicklung ihrer natürlichen Unlagen, wie die Freisheitsgeschichte die der moralischen.

Die Naturgeschichte ist von der Naturbeschreibung wohl zu

unterscheiben. Das Object ber letteren ift die vorhandene Natur= erscheinung in ihren Eigenschaften und Merkmalen, bas ber er= sten bagegen die Entstehung oder Genesis ber gegebenen Natur= erscheinung. So hatte Kant in einer seiner frühsten Schriften die "Naturgeschichte bes Himmels" unternommen; er stellte fich bamals die Frage: wie ist die Einrichtung des mechanischen Welt= alls, welche Copernifus, Balilei, Reppler, Newton erklärt ha= ben, entstanden? Wie läßt sich diese Entstehung felbst natur= wissenschaftlich begreifen? Er wollte sie rein mechanisch erklären als eine mechanische Evolution. Aber schon damals setzte er der mechanischen Erklärungsweise eine bedeutsame Grenze im Sin= blick auf die lebendigen Naturkörper. Diesen gegenüber schien ihm die mechanische Erklärungsweise unzureichend, also die teleologische nothwendig. Es wird in ber Naturerklärung der 3weckbegriff einen gewissen von ber Erfahrung bezeichneten und begrenzten Spielraum haben; es wird zur Erklärung ber Orga= nismen erlaubt sein muffen, von den teleologischen Principien Gebrauch zu machen.

Reime, natürliche Anlagen, die entfaltet sein wollen. Darum kann nur auf diesem Gebiete von einer Entwicklung ober Naturgeschichte im engeren Sinne die Rede sein. Wo aber Anlagen entwickelt werden, da ist auch ein Zweck, eine Naturabsicht vorshanden, worauf die Organisation und die Entwicklung abzielt. Es wird also die Naturgeschichte der Menschheit, da sie nicht bloß mechanisch erklärt werden kann, des Zweckbegriffs zu ihrer Erklärung bedürfen. Auch bei Gelegenheit der moralischen Weltzwecke hatte Kant sich wiederholt auf die menschlichen Naturzwecke berusen, welche die Menschheit unwillkürlich auf eben dassselbe Ziel hintreiben, welches die sittliche Vernunft gebietet; auch

hier hatte ihm ber natürliche Zweckbegriff ein wichtiges, seine Theorie unterstützendes Zeugniß geleistet.

I.

Menschengattung und Racen.

1. Problem ber Denfchenracen.

Die Naturgeschichte ber Menschheit enthält ein Problem, zu bessen Lösung die Entwicklungstheorie und der natürliche 3med= begriff unserem Philosophen durchaus erforderlich scheinen. finden die geschichtliche Menschheit eingetheilt in Bölker, Bölkerfamilien, Racen: Unterschiede, die nicht die Willkur gemacht, fondern die menschliche Natur selbst aus sich erzeugt hat. Auf welchem Wege sind sie geworden? Während alle übrigen Unterschiebe fließender Art sind, in einander übergehen und mit der Zeit verschwinden, zeigen sich die der Menschenracen so fest und ausschließend, daß sie die Menschheit in so viele Urten zu spal= ten und die wirkliche Einheit der Gattung aufzuheben scheinen. Wenn aber die Racendifferenz in der That die menschliche Gattungseinheit aufhebt, so ist bamit auch die Einheit ber sittlichen Entwicklung, der gemeinschaftliche Fortschritt, die Geschichte als Entwicklung der menschlichen Freiheit in Frage gestellt. Man sieht, daß neben dem naturgeschichtlichen Interesse das Problem der Racenunterschiede auch ein moralisches hat. Es ist die Frage, ob die menschlichen Erdbewohner wirklich ein einziges Geschlecht bilden, ob alle insgesammt an berselben Entwicklung Theil haben können (zwar nicht denselben Theil, boch jeder ben seinigen), ob es im wahren Verstande eine Weltgeschichte giebt oder nicht? Segen wir ben Fall, die Racen wären wirklich trennende Artunterschiede, so hindert nichts mehr, daß bie bessere Race die Menschenwürde zu ihrem Alleinbesitz macht und

die niederen Racen als untergeordnete Geschöpfe ansieht, auf die sie ein Sachenrecht habe, die sie von Rechtswegen in Besitz nehmen, unter das Sclavensoch bringen, wie Thiere brauchen und verbrauchen dürfe. So hat die Theorie der Racen neben ihrer naturwissenschaftlichen und geschichtsphilosophischen zugleich eine sehr folgenreiche naturrechtliche Bedeutung.

Offenbar hatte Kant bieses doppelte und breifache Interesse, ben Unterschied ber Racen zu untersuchen und ben Begriff dieses Unterschiedes zu bestimmen. Er hat diesen Gegenstand in zwei verschiedenen Schriften behandelt, die um ein Jahrzehnd von ein= ander abstehen; beide fallen in die kritische Periode, die eine er= scheint vor der Kritik der reinen Vernunft, die andere nach den Prolegomena, in der Zeit, wo Kant seine geschichtsphilosophischen Auffäte schreibt. Die erfte Schrift, Die einzige, Die Kant in bem Zeitraume zwischen ber Inauguralbissertation und ber Kritik ber reinen Vernunft (im Jahre 1775) herausgab, handelte "von ben verschiedenen Racen ber Menschen". Behn Jahre später gab er in ber genauesten und bundigsten Fassung seine "Bestimmung bes Begriffs einer Menschenrace". Er hatte sich in seiner Theorie teleologischer Begriffe bedient und aus dem Naturzwecke der Menschheit die Verschiedenheit der Racen zu erklären versucht. Gegen diese Erklärungsweise richtete fich Georg Forster, ber berühmte Reisende und Naturforscher, er bestritt im deutschen Merkur (1786) die naturwissenschaftliche Geltung der kantischen Erklärungsgründe. Kant antwortete in berselben Zeitschrift zwei Jahre fpater. Bu feiner Bertheidigung und Rechtfertigung schrieb er ben Aufsatz: "über ben Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie", wo er zum drittenmal die Untersuchung über die Racenunterschiebe aufnahm*).

^{*)} Bon den verschiedenen Racen der Menschen (Rgeb. 1775). Be-

2. Begriff ber Race.

Bevor man die Entstehung der Racen erklärt, muß man wissen, was sie sind und worin ihre Unterschiede bestehen. Alle natürliche Eintheilung im Thierreiche gründet sich auf das gesmeinschaftliche Gesetz der Fortpslanzung; die Einheit der Gattung ist die Einheit der zeugenden Kraft. Die Schuleintheilung geht nach Aehnlichkeiten, die Natureintheilung nach Berwandtschaft, diese liegt in der gemeinschaftlichen Abkunft, in der Abstammung; das Schulspstem besteht in Classen, das Naturspstem in Stämmen. Thiere, die mit einander fruchtbare Junge erzeugen, geshören zu derselben Naturgattung, zu einem gemeinschaftlichen Stamm.

Innerhalb berselben Gattung giebt es keine Arten, sondern nur Disserenzen, Modisicationen, Abweichungen. Der Gatztungstypus erbt durch die Zeugung fort: diese Forterbung ist Nachartung. Die Abweichungen oder Disserenzen innerhalb des gemeinschaftlichen Stammes sind (nicht Arten, sondern) Abarztungen. Ist die Abweichung größer als die Nachartung, so daß sie den Gattungstypus oder die ursprüngliche Stammbildung nicht mehr herstellt, so überschreitet sie die Grenze der Abartung und wird Ausartung.

Die Menschenracen sind Abartungen. Nicht alle Abartunsgen sind Nacen. Der Unterschied liegt in der Beharrlichkeit der Forterbung; diese geschieht durch Fortpflanzung und ist bedingt durch die Zeugungsverhältnisse, welche selbst abhängig sind theils von localen und klimatischen Bedingungen, theils von der Natur der zeugenden Factoren. Die Verpflanzung ändert die äußeren, stimmung des Begrisse einer Menschenrace (Berl. Monatsschr. Nov. 1785). Ueber den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie (Deutscher Merk. Jan. und Febr. 1788). — Ges. Ausgb. Bd. X.

die Vermischung die inneren Bedingungen der Zeugung. Wenn eine Abartung in der Vermischung mit einer anderen sich erblich fortpflanzt, so ist die Zeugung "halbschlächtig".

Nun giebt es Abartungen, die sich zwar in der Berpslanzung, aber nicht in der Bermischung mit anderen erblich erhalten (nicht halbschlächtig zeugen): das sind die Spielarten. Es giebt umgekehrt Abartungen, die sich zwar in der Bermischung mit anderen erblich erhalten (halbschlächtig zeugen), aber nicht in der Berpslanzung fortdauern: das ist, was man einen besonderen "Schlag" nennt. Keine dieser beiden Abartungen ist unauß= bleiblich erblich; keine macht einen classischen Unterschied.

Die Racen sind weder Spielarten noch Menschenschlag: sie sind erbliche Classenunterschiede, die weder durch Verpflanzung noch durch Vermischung ausgelöscht werden; sie sind unausbleibzlich erblich. Wenn sich verschiedene Racen vermischen, so zeugen sie nothwendig halbschlächtig. Daß sie fruchtbare Kinder zeugen, ist der Beweis ihrer gemeinschaftlichen Abstammung, ihrer Gatztungseinheit; daß sie unter allen Umständen halbschlächtig zeugen, ist der Beweis ihres Racenunterschiedes. Darin liegt zugleich die Möglichkeit, den Racenunterschied durch Erperimente sesszusstellen, also naturwissenschaftlich zu beweisen*).

Solcher Racenunterschiede sindet Kant im Menschengeschlechte vier: die weiße, gelbe, schwarze, kupferrothe Race, alle auf der Erde klimatisch vertheilt, jede von den andern klimatisch gesons dert. Klima und Race entsprechen sich gegenseitig. Wo sich beide nicht entsprechen, da erklärt sich die Unähnlichkeit durch Verpslanzung der schon gewordenen Racen **).

^{*)} Von den versch. Racen der Menschen. 1. Best. des Begr. einer Menschenrace. 1 — 6.

^{**)} Bon den versch. Nacen. 2. 3. (Schluß). Best. des Begr. einer Menschenrace. 2.

3. Erflarung bes Racenunterichiebes.

Wie sind die Racen geworden? Das ist die naturgeschichtliche Frage, während die Darstellung ihrer charakteristischen Verschiedenheiten der Naturbeschreibung gehört. Die naturgeschichtliche Frage erlaubt zunächst eine doppelte Antwort: entweder man
nimmt an, die Racen sind gar nicht geworden, sondern so viele
ursprünglich gegebene Localschöpfungen, oder man behauptet ihre
gemeinschaftliche Abstammung und leitet sie aus einer Gattung
ab. Hier ist wieder ein doppelter Fall möglich: entweder waren
es nur äußere klimatische Einslüsse, welche die Entstehung der
Racen verursacht haben, oder sie sind aus inneren Bedingungen,
aus der ursprünglichen Naturanlage der Gattung selbst hervorgegangen.

Es ist bekanntlich ein Regulativ der Wissenschaft, daß man die Principien nicht ohne Noth vermehren soll; was man aus einer Naturursache erklären kann, soll man nicht aus einer Mehrheit von Ursachen ableiten. Setzt man die Racenuntersichiede als ursprünglich, dann muß man so viele verschiedene Ursachen ihrer Entstehung, so viele Localschöpfungen annehmen und sie selbst als verschiedene Stämme oder Arten betrachten.

Gegen diese Annahme zeugt die Natur selbst. Alle Gesschöpfe, die sich zu fruchtbarer Zeugung vermischen und durch gemeinschaftliche Zeugung fortpflanzen, gehören zu einer Gatztung, haben also eine gemeinschaftliche Abstammung. Nach diessem Naturgesetz zu urtheilen, haben die Racen in derselben urssprünglichen Gattung ihren gemeinschaftlichen Ursprung. Innershalb derselben Race erben die charakteristischen Unterschiede in allen Zeugungen fort, bei aller Verpflanzung. Wenn sich Anzgehörige verschiedener Racen vermischen, so erben die charakterisssischen Unterschiede halbschlächtig fort mit derselben Beständigs



heiten der Nacen entwickeln. Die Anlage der Menschheit für alle Klimate ist die zweckmäßige Ursache ihrer Abartung.

Die klimatischen Berschiedenheiten in Rücksicht ber Luft und Sonne laffen sich in ber Hauptsache burch vier entgegengesetzte Qualitäten bestimmen. Der eine Gegensatz besteht zwischen trod= ner Kälte und feuchter Sige, ber andere zwischen feuchter Kälte Die menschliche Natur fann allen diesen und trodner Site. klimatischen Formen anarten, aber sie wird sich unter bem Gin= fluß der trocknen Kälte ganz anders entwickeln als unter bem ber Unders erscheint die Menschenbildung in ihrer feuchten Site. zweckmäßigen Uebereinstimmung mit ben Bebingungen ber Gis= zone, anders in ihrer Angemessenheit zu dem entgegengesetzten Simmelsstriche ber heißen Bone. Unter bem Ginflusse ber trocknen Kälte bedarf ber menschliche Organismus ju seiner Erhal= tung einer größeren Blutwarme, alfo eines ichnelleren Puls= fclages, eines fürzeren Blutumlaufs, einer fleineren Statur; die Ertremitäten verkurzen fich, um bem Beerde ber Blutwarme näher zu sein, es entsteht ein Migverhältniß zwischen ben Beinen und der Leibeshöhe; die Entwicklung der Körperfäfte wird unter biesem austrochnenden Himmelsstriche gehemmt, die Reime des Haarwuchses verlieren sich, die hervortretenden Theile des Ge= sichts platten sich ab, die Augen muffen sich durch eine wulftige Erhöhung gegen bie Kälte, durch blinzendes Zusammenziehen gegen bas Schneelicht schützen, so entsteht bas bartlose Rinn, bie geplätschte Nase, dunne Lippen, blinzende Augen, bas flache Gesicht, die röthliche braune Farbe mit dem schwarzen Saare, mit einem Wort die kalmudische Gesichtsbildung. Wenn sich bie charakteristischen Grundzüge dieser Bilbung auch außerhalb bes nördlichen Weltstrichs finden, wie z. B. in Usien und in Umerika, so erklärt sich bieß burch spätere Einwanderungen aus

ber nördlichen Zone in untere Klimata, und zugleich wird das durch bewiesen, wie wenig die Verpflanzung die Nacenunters schiede auslöscht.

Unter dem entgegengesetzten Einflusse der seuchten Hitz erzeugt sich die entgegengesetzte Race, das Widerspiel der kalmückisschen Bildung. Die seuchte und heiße Atmosphäre begünstigt die Vegetation des menschlichen Körpers; die sleischigen Theile nehmen zu, die starken Ausdünstungen wollen gemäßigt, die schädzlichen Einsaugungen verhütet sein. So erzeugt sich die dicke Stülpnase, die Wulftlippen, die geölte Haut, die Ausdünstung phosphorischer Säuren und dadurch der üble Geruch, der Ueberssluß der Eisentheile im Blut, die durch das Oberhäutchen durchscheinende Schwärze, das wollige Haupthaar: die Negerrace in der vollkommensten Uebereinstimmung mit ihrem Erdtheil und Klima.

Die Zweckmäßigkeit ber Racenbilbung in Rücksicht auf bas Klima läßt sich nirgends beutlicher zeigen, als an den Negern. Bon hier aus darf man nach einer wohlbegründeten Unalogie auf die Zweckmäßigkeit der Racenbildung überhaupt schließen. Berzgleichen wir das Klima Senegambiens mit der Organisation des menschlichen Körpers, so leuchtet ein, daß in dieser Utmosphäre das Blut so sehr mit Phlogiston überladen wird, daß zur Erzhaltung des Lebens Mittel nöthig sind, welche jenen Stoff aus dem Blute in weit größerem Maße wegschaffen, als es bei unzserer Organisation geschehen kann. Durch die Lunge kann bei weitem nicht genug des schädlichen Stoffs weggeschafft werden. Also muß die Haut im Stande sein, das Blut zu dephlogistissen. Zu diesem Zwecke muß an die Enden der Arterien so viel Phlogiston hingeschafft werden, das Blut muß unter der Haut mit diesem Stoff überladen sein: das ist der Grund, warum es

schwarz durchscheint, während es im Innern des Körpers roth genug ist*).

Es ist überhaupt keineswegs zufällig, daß sich der Racenunterschied am deutlichsten ausspricht in der Hautsarbe. Denn zur Lebenserhaltung in einer bestimmten, klimatisch bedingten Utmosphäre muß die Absonderung durch Ausdünstung die wichtigste Vorsorge der Natur sein. Nun ist das Organ dieser Absonderung die Haut, darum muß hier die Verschiedenheit des klimatisch bedingten Naturcharakters, der die Raceneintheilung bedingt, am sichtbarsten hervortreten**).

Π.

Teleologische Erflärung.

Kant und Georg Forster.

Die kantische Theorie der Racen läuft also darauf hinaus, daß die Menschen nur durch Zeugung, ihre Nacenunterschiede nur durch Entwicklung entstehen, daß die gesammte Menschheit von einer Gattung abstammt, deren Entstehung selbst eine Frage ausmacht, welche die Grenzen der naturwissenschaftlichen Erklärung überschreitet, daher innerhalb dieser Grenzen nothwendig ungelöst bleibt. Diese Theorie erweitert sich und will für alle organischen Geschöpfe gelten. Innerhalb ihrer Gattung entstehen die organischen Geschöpfe durch Zeugung, ihre spezisischen Unterschiede durch Entwicklung. Damit ist von selbst dem Organischen gegenüber der teleologischen Erklärungsweise ein Spielraum geössnet.

Hier liegt die Differenz zwischen Kant und Forster. Rud: sichtlich der Racen behauptet Forster eine ursprüngliche Stammes=

^{*)} Bon ben versch. Racen. 3. - Beft. b. Begr. einer Menschenrace.

^{**)} Cbendaselbst. 2. — Bb. X. S. 50.

verschiedenheit, die er auf den Gegensatz ber Neger und Beigen beschränkt haben will. Und ber lette natürliche Grund der Men= schenentstehung ift ihm nicht bie Zeugung, sondern es sind äußere Naturursachen, aus deren fruchtbarer Zusammenkunft der Mensch Diese Theorie gilt für alles Organische. Die na= hervorgeht. türlichen Entstehungsgründe der Organismen müssen in der un= organischen Natur gesucht werben und lassen sich hier finden. Kant vertheidigt die "generatio ab ovo", Forster die "generatio aequivoca". Der teleologischen Erklärungsweise fett Forffer die physisch = mechanische entgegen, als die einzige, die dem Natur= gesetz und ber Erfahrung entspricht. Ohne Zeugung von ihres Bleichen entspringen Pflanzen und Thiere aus bem fruchtbaren Erdschlamm, darauf gründen sich die Localzeugungen organischer Gattungen: so sind die Reger eine Localzeugung Ufrika's, die übrigen Racen Localzeugungen Usiens; in unendlicher Abstufung geht die Naturkette organischer Wesen vom Menschen bis zum Wallfisch und so weiter hinab bis zu Moosen und Flechten.

Dieser Borstellungsweise, die Bonnet besonders zu Unsehen gebracht hatte, setzt Kant keinen andern Grund entgegen, als daß sie den Leitsaden der Erfahrung verlasse und sich in grenzenlose Einbildungen verliere. Er verwirft Forster's Theorie nicht aus moralischen oder religiösen, sondern lediglich aus kritischen Grünzden. Einmal ist die Hypothese nicht zureichend, sie erklären nicht, was sie erklären möchte; dann ist sie unmöglich, denn sie beruft sich auf Grundkräfte der Natur, die es in der Erfahrung nicht giebt.

Die Möglichkeit bei Seite gesetzt, so ist die Hypothese uns brauchbar. Sie setzt Ursachen, die den Wirkungen keineswegs proportional sind. Ist die zu erklärende Wirkung der organische Körper, so überlege man sich, was der organische Körper that: sweckmäßig verknüpft sind. Das zeigt die Erfahrung, darum verlangt diese zur Erklärung organischer Körper Ursachen, welche im Stande sind, die Theile einer Materie zweckmäßig zu versknüpfen, also organisirende Ursachen, die gedacht werden müssen als wirksam nach Zwecken. Hier aber ist auch die Grenze der Erfahrung, die den Gebrauch teleologischer Principien in der Naturerklärung einschränkt.

erklären, die nicht zweckmäßig wirken, die alle Zweckthätigkeit von sich außschließen, also bloß mechanische Ursachen sind. Bersmöge der Erfahrung sind uns zweckthätige Ursachen nur in uns gegeben, in den Bermögen, welche die Kunstwerke hervordrinzgen, im Berstand und Willen des Menschen. Hier sind die zweckthätigen Ursachen zugleich bewußte Vorstellungen, aber inztelligenter Natur. Zweckthätige Ursachen nicht intelligenter Natur sind uns in der Erfahrung nicht gegeben. Wir können die zweckthätige Kraft nicht als blinde Naturkraft vorstellen, und die Natur als äußere Sinnenwelt zeigt uns nirgends intelligente Urssachen.

So verbietet uns die Erfahrung, von den Naturursachen die zweckmäßige und organisirende Wirksamkeit, von der Naturerklärung die teleologischen Begriffe vollkommen auszuschließen; sie verbietet es gegenüber der organischen Natur. Ebenso verwietet uns die Erfahrung, von den zweckthätigen Ursachen die Intelligenz auszuschließen, da wir keine anderen zweckthätigen Vermögen kennen als intelligente. Mithin erlaubt die Erfahrung überhaupt nicht, die Grundkraft oder erste Ursache zu besstimmen, woraus die lebendigen Geschöpfe hervorgehen; welche Bestimmung wir auch versuchen, jede erscheint in Rücksicht auf

ihren naturwissenschaftlichen Werth als eine bloße Erdichtung. Setzen wir jene Grundkraft als nur mechanisch wirksam, so läßt sich das Leben nicht erklären; bestimmen wir sie als blinde Zweckthätigkeit, so ist sie (als solche) kein Gegenstand unserer Erfahrung; nehmen wir sie als intelligente Zweckthätigkeit, so überzschreiten wir mit diesem Begrisse die Grenzen wissenschaftlicher Naturerklärung und suchen aus den Bedingungen der moralischen Welt die Phänomene der sinnlichen abzuleiten. In allen Fällen wird der kritische Gesichtspunkt versehlt und irgend ein dogmatischer ergrissen. Die Streitsrage zwischen Kant und Forster über die Entstehung der Racen fällt unter den Gegensat dieser beiden Gesichtspunkte*).

^{*)} Ueber den Gebrauch teleol. Principien in der Philosophie. — Bb. X. S. 67—94.

Siebzehntes Capitel.

Die Freiheitsgeschichte der Menschheit. Geschichtsphilosophie.

I. Die weltgeschichtlichen Grenzpunkte.

1. Der Unfang.

Die menschliche Naturgeschichte blickt zurück auf den dunklen Ursprung der Menschheit, die Freiheitsgeschichte blickt vorwärts auf den hellen Vernunftzweck, welchen die Menschheit zu verwirklichen durch ihre moralische Anlage bestimmt ist. Die beiden Grenzpunkte der Freiheitsgeschichte sind der Ansang und das Ziel moralischer Entwicklung. Die Bestimmung dieser beiden Grundpunkte versucht Kant in seiner Schrift über den "muthmaßlichen Ansang der Menschengeschichte" und in seiner "Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht".

Es muß in der Geschichte der Menschheit einen Punkt geben, wo die natürliche Entwicklung in die moralische übergeht, wo sich die Freiheitsgeschichte von der Naturgeschichte scheidet und der Mensch von der Naturmacht, die ihn bis dahin ganz beherrscht hatte, befreit. Der erste Schritt zu dieser Befreiung ist der Unsfang zur Menschengeschichte. In der Abhängigkeit von der Natur Tischer, Geschichte der Philosophie IV. 2. Aust.

folgt ber Mensch gang seinem Instincte; in ber Unabhängigkeit von der Natur folgt er ganz seinem eigenen Willen. Der erste Schritt zu seiner Befreiung liegt baber in bem Uebergange von ber Herrschaft des Instincts zur eigenen Willensthat. So lange ber Instinct herrscht, hat der Mensch keine anderen Bedürfnisse, als welche die Natur in ihm empfindet und die Natur außer ihm In dieser glücklichen und harmlosen Einheit mit der befriedigt. Natur ist sein physischer Zustand das Paradies, sein moralischer die Unschuld. Der Stand der Freiheit beginnt, wenn ber Mensch diesen Naturstand aufhebt, das Paradies und mit ihm die Unschuld verläßt. Er hebt seinen Naturstand auf, indem er den eigenen Willen geltend macht und bas von außen gegebene Besetz Die erste That bes eigenen (gesetlosen) Willens ist abwirft. gesetwidrig, sie ift der Austritt aus bem Stande der Unschuld, der sittliche Fall des Menschen, der Ursprung des Bosen. Freiheit beginnt mit dem Abfall, ihr Ausgangspunkt ift das Bose, in ihrem Gefolge ift das Heer ber Uebel, die mit dem Bosen und durch dasselbe entstehen.

Tetzt erwachen in der menschlichen Natur Bedürsnisse und Leidenschaften, die unter der Herrschaft des Instinctes schlummerten. Jetzt will der Mensch die Natur beherrschen und sich unterthan machen, wie er dis dahin ihr unterthan war. Diesen Zweck auszusühren, muß er arbeiten. Un die Stelle des underfangenen Naturgenusses tritt die Urbeit, an die Stelle des harmslosen Zusammenledens die Berschiedenheit einander ausschließender Wirkungskreise. Mit der Urbeit kommt die Zwietracht; der Iäger bekämpst den Hirten, beide den Uckerbauer. Das Bedürsniß, sich zu sichern, zwingt die Uckerbauenden, sich in sesten Wohnsitzen zu vereinigen, es entstehen Dörfer, die durch größere Vereinigung und stärkere Befestigung Städte werden; das ses

mon s-oads

hafte Leben scheidet sich vom nomadischen, die Künste entstehen, das gesellige Leben, das feste Eigenthum, die bürgerliche Unsgleichheit. Aus einem Werke der Natur wird das menschliche Leben sein eigenes Werk, ein Product der Arbeit und der Ersinsdung, mit einem Worte ein Erzeugniß der Bildung.

Mit der Cultur erweitern und verseinern sich die Bedürfnisse und Genüsse, vermehren sich ebendeshalb die Leidenschaften
und Laster. Damit verglichen erscheint der Naturzustand ungleich einfacher, ärmer an Uebeln, glücklicher und ebendeshalb
besser. Der Fortschritt der Cultur bezieht sich immer nur auf
das Ganze; die Gattung schreitet fort, während die Einzelnen
unter den Widersprüchen zwischen Natur und Bildung, unter
dem Drucke der bürgerlichen Ungleichheit mit moralischen und
physischen Uebeln überhäuft werden.

Betrachtet man die Bildung unter dem Gesichtspunkte bloß der Glückseligkeit, nimmt man das Individuum und dessen Wohl zum Iwecke der Geschichte, so begreift sich Rousseau mit seinen Theorien, mit seiner zurückgewandten Sehnsucht nach dem Paraz diese und der Unschuld der Menschheit, mit seinem Verlangen nach einer Rücksehr zum Naturzustande.

Aber es ist die Frage, ob nicht das Ziel der Menschheit hoch über dem Wohle des Einzelnen liegt, ob nicht auf dem Wege nach jenem Ziele das Heer der Uebel ein nothwendiges Gefolge bildet, ob nicht alle diese Uebel eben so viele Bedingungen sind, welche die Entwicklung des Sanzen fördern? Welches aber ist das Ziel in dem geschichtlichen Fortschritte der Menschheit?

Kant hatte sich in seiner Erklärung der Racen in einer un= willkürlichen Uebereinstimmung mit der biblischen Erzählung be= funden, sosern diese die Menschen von einem Paare abstammen läßt. Wie er jetzt in seiner Theorie vom Unfange der Menschen=

geschichte den Uebergang beschreibt vom Stande der Natur in den Stand der Freiheit, braucht er die biblische Erzählung vom Pa-radiese, dem Sündensalle, der Vertreibung der ersten Menschen aus dem Garten Gottes u. s. f. als das willkommenste Sinnbild, um seine philosophische Idee anschaulich zu machen. Es ist nicht das erste und nicht das letzte Beispiel einer allegorischen Umdeu-tung dieser biblischen Sage.

Was ihn in der ganzen Untersuchung offenbar am meisten anzieht, ift bas Berhältniß zwischen Natur und Bildung, Die richtige Bestimmung besselben, die Ginsicht in die Widersprüche beider und zugleich in die Nothwendigkeit dieser Widersprüche, in ihre sittliche Nothwendigkeit. Er versteht Rousseau vollkommen; zugleich ift er ihm in ber Beurtheilung ber Sache weit überlegen. Denn Rouffeau sieht in jenen Widersprüchen nichts als so viele Gebrechen der Menschheit, von denen er leidenschaftlich behauptet, daß sie nicht sein sollen. Kant verhält sich zu Rousseau ähnlich als Schiller. Man weiß, wie lebhaft Schiller von dem großen Thema des Contrastes zwischen Natur und Bildung auch poetisch ergriffen war, wie er von diesem Widerstreit ausging in seiner Unterscheidung der naiven und sentimentalischen Dichtung. Ueber= einstimmend mit Kant erblickte auch Schiller in der Scheidung bes Ackerbaues von dem Nomadenleben den ersten großen Sieg in dem Kampfe der Bildung mit der roben Natur, den befestig= ten und unvertilgbaren Unfang ber menschlichen Freiheitsgeschich= te; er hat diesen Moment poetisch geschildert in seinem "eleusi= ichen Feste"*).

^{*)} Muthmaßlicher Aufang der Menschengeschichte (Berl. Monatsschrift. Jan. 1786). — Bb. IV. S. 339—358. Bgl. meine Schrift
"Schiller als Philosoph". Nr. IX.

2. Der Bielpunft. Endzwed ber Gefdichte.

Wenn die geschichtlichen Begebenheiten einen Zusammenhang im Ganzen und Großen haben, so kann dieser kein anderer sein als die Entwicklung des menschlichen Geschlechts, als die Entwicklung derjenigen Anlage, kraft deren sich die Menschheit von ihrer Naturabhängigkeit loslöst und in die Bahn selbstthätiger Bildung einlenkt. Die Weltgeschichte im Großen betrachtet, als eine gesetzmäßige Ordnung von Begebenheiten, kann nichts anderes sein als die Entwicklung der menschlichen Freiheit. "Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit": so hat Hegel den Begriff der Geschichte bestimmt. Der Gedanke ist von älterem Datum, er entspringt im Geiste der kantischen Philosophie.

Ist aber die Weltgeschichte eine Entwicklung der Freiheit, so ist damit zugleich der 3weck bestimmt, der als Plan bem geschicht= lichen Weltleben zu Grunde liegt. Der Zielpunkt ift bann bie im Menschenleben entwickelte ober verwirklichte Freiheit, die in der staatsbürgerlichen und völkerrechtlichen Sphäre burchgeführte Gerechtigkeit. Die gerechte Staatsverfassung ift bei Kant ber höchste Begriff des Vernunftrechts, die Grundlage und Bedingung aller völkerrechtlichen Ordnungen. Diese vernunftgemäße Staatsverfassung ist noch nicht gegeben, aber fie foll fein, sie soll durchgeführt werden, nicht durch den gewaltsamen Umsturz ber Dinge, sondern auf dem gesetzmäßigen Wege einer allmäligen Nicht die Revolution, sondern die "Evolution" Entwicklung. ist die vernunftgemäße Form ihrer Bildung. Die Weltgeschichte selbst ist diese Evolution. Entweder es giebt überhaupt keinen einmüthigen Zusammenhang in der Weltgeschichte und darum auch keine Geschichtsphilosophie, ober wenn es eine solche giebt,

so kann die philosophische Geschichtsbetrachtung nur den Gedanken der Evolution zu ihrem Princip haben. Es ist den großen Natur= forschern gelungen, den mechanischen Weltbau aus obersten Gesetzen zu erklären, die Ordnungen des natürlichen Kosmos. bie Ordnungen des geschichtlichen Kosmos fehlen noch die Repp= ler und Newton, die im Stande maren, aus einem Grundgedanken die complicirten Bewegungen der Weltgeschichte aufzu-Diesen Grundgedanken festzustellen und damit das Problem einer möglichen Geschichtsphilosophie zu bestimmen, macht fich Kant zur Aufgabe. Es ist auch hier weit mehr die richtige Fassung bes Problems, als die Lösung, die ihn beschäftigt. kam eben von der Vernunftkritik her, die mit der Aussicht in bie Ordnungen der sittlichen Welt ihren Umfreis geschlossen hatte. Die sostematischen Arbeiten in Rücksicht ber Natur = und Sitten = Ichre lagen noch vor ihm. Die Grundsätze ber Naturwissenschaft waren schon burch die Bernunftkritik genau entwickelt, die Möglichkeit einer Geschichtsphilosophie bagegen noch gar nicht berührt. Unwillfürlich tritt ihm diese Frage entgegen: was kann in Rückficht der Geschichte durch die bloße Vernunft erkannt und ausgemacht werden? Wie erscheint die Geschichte unter dem Gesichtspunkte der kritischen Philosophie? Rant mochte auch von außen manche Aufforderungen empfangen, sich über diesen Punkt zu erklären. Die erste öffentliche Erklärung gab er in dem programmatisch entworfenen Auffat : "Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht". Eine mündliche Aeuße= rung Kant's, welche in die Tagesliteratur übergegangen mar, gab dazu die zufällige Beranlassung. Die gothaischen gelehrten Beitungen brachten unter bem 11. Februar 1784 folgende Notig: "Eine Lieblingsidee des Herrn Prof. Kant ift, daß der Endzweck des Menschengeschlechts die Erreichung der vollkommensten

Staatsverfassung sei, und er wünscht, daß ein philosophischer Geschichtsschreiber es unternehmen möchte, uns in dieser Rückssicht eine Geschichte der Menschheit zu liesern und zu zeigen, wie weit die Menschheit in den verschiedenen Zeiten diesem Endzwecke sich genähert oder von demselben entsernt habe, und was zur Erzreichung desselben noch zu thun sei." In Rücksicht auf diese Notiz schickte Kant seinem Aufsatze die Bemerkung voraus: die Nachricht sei ohne Zweisel aus seiner Unterredung mit einem durchreisenden Gelehrten genommen worden und nöthige ihm die öffentliche Erklärung ab, ohne die jene Notiz keinen begreislichen Sinn haben würde *).

Ist nämlich der geschichtliche Weltzweck die Entwicklung einer ursprünglichen moralischen Unlage, so liegt bas Ziel ber Geschichte nicht im Individuum, sondern in der Gattung, nicht im Wohle bes Einzelnen, sondern in der Bollkommenheit des Bangen, fo find die Uebel, welche den Einzelnen treffen, keine Einwürfe gegen ben geschichtlichen Fortschritt. Der Zweck der Geschichte ist nicht zugleich der 3weck des Einzelnen. Im Gegentheil, die Individuen handeln in Rücksicht des Ganzen planlos, fie folgen ihren selbstsüchtigen Leidenschaften und eigennützigen Interessen. In Diesem widerstrebenden Stoff arbeitet Die Belt-Aber gerade diese sproben, scheinbar entgegenwirken= geschichte. ben Kräfte, dieser durchgängige Untagonismus ber menschlichen Gesellschaft wird im geschichtlichen Gange ber Dinge Mittel jum Gesammtzweck, Ursache zur gesetmäßigen Ordnung. Egoismus erzeugt bie 3wietracht, entzündet die Begierde jum Saben und Herrschen; der Wettstreit beginnt und entwickelt neben

^{*)} Joee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. (Berl. Monatsschr. Nov. 1784). Ges. Ausg. Bb. IV. S. 291—309. Ugl. Goth. Gel. Zeitg. XI Jahrg. XII Stück. S. 95.

fo vielen Uebeln zugleich alle Anlagen ber menschlichen Natur; die Entfaltung der Anlagen, die Befriedigung der Bedürfnisse, die Verzweigung der Arbeit verlangt die Freiheit des Individuums und zur Sicherung derselben die bürgerliche Vereinigung, innerhalb deren die antagonistischen Interessen der Menschen sich entwickeln und wetteisern. Die Noth erzwingt den Staat. Der Staat allein gewährt und sichert jedem die größtmögliche Freiheit; er sichert sie durch äußere Gesetz, die mit der größten Gewalt bekleidet sind. Der Staat kann seinen Zweck nur erfülzlen durch die Vereinigung der Freiheit mit der Gesehmäßigkeit, d. h. durch die Gerechtigkeit in der vollkommensten Form, die für den Wetteiser der menschlichen Kräfte, für den Fortschritt der Bildung die einzig sichere Grundlage ausmacht.

Wenn es zunächst der Eigennut und die Zwietracht ift, welche die gesellige Bereinigung verlangt und stiftet, so fordert jest diese Vereinigung die Form ber Gerechtigkeit. Aus ber "pathologischen Zusammenstimmung" soll die "moralische", aus dem Nothstaate der Vernunftstaat werden: das ist die Absicht der menschlichen Natur, ber verborgene 3weck ihrer Entwicklung und Geschichte, ber im Laufe ber Zeiten, im Fortschritte ber Gultur immer klarer und beutlicher hervortritt und sich zulett in die bewußte und moralische Absicht der Menschheit selbst verwandelt. "Dank sei also ber Natur für die Unvertragsamkeit, für die mißgunftig wetteifernde Gitelkeit, für die nicht zu befriedigende Begierde jum Saben ober auch jum Herrschen! Dhne fie wurden alle vortrefflichen Naturanlagen in der Menschheit ewig unent= wickelt schlummern, der Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, mas für seine Gattung gut ift; sie will Zwietracht." Die antagonistischen Reigungen muffen fich entwickeln konnen, ohne sich gegenseitig zu vernichten und zu stören; das geschieht in

bem Gesetze ber bürgerlichen Vereinigung; "so wie Bäume in einem Walde eben badurch, daß ein jeder dem anderen Luft und Sonne zu benehmen sucht, einander nöthigen, beides über sich zu suchen und badurch einen schönen geraden Buchs bekommen, ftatt daß die, welche in Freiheit und von einander abgesondert, ihre Aeste nach Wohlgefallen treiben, krüppelig, schief und krumm wachsen." Der Staat ist Gewalt. Seine Gewalt liegt in menschlichen händen. Gine vollkommen gerechte Staatsverfasfung sett also im Menschen selbst vollkommene Gerechtigkeit voraus, und diese wieder Ausbildung ber Begriffe, Reichthum der Belterfahrung und Menschenkenntniß, guten Billen, insgesammt Bedingungen, welche die reifsten und spätesten Fruchte weit vorgeschrittener Entwicklung find. Es ift barum die Berwirklichung einer gerechten Staatsverfassung unter allen geschichtlichen Auf: gaben die schwerste; die Lösung diefer Aufgabe kann ihrer Natur nach nur die späteste sein: sie ist das Ziel, dem die Menschheit in einer fortschreitenden Unnäherung zustrebt *).

Es gehört zur Lösung dieser Aufgabe noch eine zweite Bebingung. Selbst die vollkommenste Staatsverfassung ist problematisch und unsicher, so lange die Staaten sich im Naturzustande
einer barbarischen Freiheit besinden, so lange der Antagonismus
der Staaten sich noch nicht in einer geregelten Sphäre bewegt.
Wenn der Krieg die Staaten entzweit und bedroht, so ist keiner
sicher, ebensowenig als der Einzelne im Stande der ungebundenen Freiheit. Der Antagonismus der Staaten ist wohlthätig,
denn er nöthigt sie, einen gesehmäßigen Zustand zu suchen: einen Amphiktyonenbund der Bölker, der den Krieg vermeidet, den Frieden sichert, seine Dauer begründet und so die Gerechtigkeit
in ihrem weltbürgerlichen Umfange verwirklicht.

^{*)} Ebendas. IV — VI Say. — Bd. IV. S. 297—301.

Dhne die Begründung des ewigen Friedens ist der geschichte liche Weltzweck nicht aussührbar. Ist die Gerechtigkeit im weltz bürgerlichen Umfange unmöglich, so ist die Weltgeschichte selbst ziel und planlos, so ist die Zweckmäßigkeit nur im Einzelnen, nicht im Ganzen, und die Weltordnung demnach im Widerstreite mit sich selbst. Ist diese letzte Stuse unerreichbar, dann hat Rousseau so Unrecht nicht, wenn er den Zustand der Wilden vorzieht. So lange der Eigennuß herrscht, ist diese Stuse unerreichbar. Dieses Ziel will erstrebt werden um der Menschheit willen, aus moralischer Gesinnung, ohne die in der Welt nichts gut ist. Man kann in hohem Grade cultivirt und civilisirt sein, und doch ist die Wurzel des inneren Lebens bei aller Cultur die rohe Selbstssucht; es sehlt die moralische Bildung. In diesem Zustande der Cultur und Civilisation besindet sich die gegenwärtige Welt.

Die Zuversicht, daß in der Menschheit ein Zustand der Gezechtigkeit im größten Umfange einheimisch werden könne, erzscheint als ein "philosophischer Chiliasmus". Läßt sich diese Zuversicht begründen? Oder ist dieser Chiliasmus auch eine bloße Schwärmerei? Ist er es nicht, so müßte man zeigen können, daß wir uns dem Ziele annähern, so weit wir noch davon entsernt sind. Man müßte zeigen können, daß die Gegenwart, mit der Bergangenheit verglichen, dem Ziele näher gekommen ist, so weit sie noch davon absteht. Und in der That läßt sich aus der zuvückgelegten geschichtlichen Bahn der Menschheit so viel schließen, daß sie vorgerückt ist. Die Staaten wetteisern schon, jeder den anderen durch Bildung und Macht zu übertressen; zu der bürzgerlichen Wohlfahrt erscheint der freie Spielraum der Kräfte nothzwendig, die drückenden Fesseln werden von außen und innen gez

^{*)} Ebendas. VII Sat. — Bb. IV. S. 301 — 304.

. .

töst, die Last der Vorurtheile aus dem Wege geräumt: die Weltzgeschichte ist in das Zeitalter der Aufklärung eingetreten, und es ist zu erwarten, daß dieses Zeitalter die moralische Bildung gründet, verbreitet und damit die Bedingung erzeugt, die dem sittlichen Weltzweck offene Bahn macht. Wenn man die zurückgelegte gesschichtliche Bahn der Menschheit unter diesem Gesichtspunkte auffaßt und darstellt, so wird die Weltgeschichte philosophisch gesschrieben. Eine solche philosophische Geschichtsvorstellung ist mögslich, sie würde aus der Vergangenheit das Ziel erhellen, den Erzfahrungsbeweis für seine Erreichbarkeit führen und eben darum für die Erreichung selbst förderlich sein. Das ist die "Idee", welche Kant ausstellt "zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürzgerlicher Absicht").

Das ganze Programm begreift sich in folgenden Gätzen: Jede Unlage ift bestimmt zur Entwicklung. Die menschlichen Unlagen können sich vollständig nur in der Gattung entwickeln, dazu ist die volle Entfaltung aller menschlichen Kräfte, also de: ren Antagonismus nothwendig; diese Entfaltung ift nur möglich, wenn fie ficher ift, fie ift ficher nur im Staate, ber ficherfte Staat ift ber Rechtsstaat, die gerechte Berfassung, die Sicher: heit des Rechtsstaats ist bedingt durch den Friedenszustand ber Bölker. Da die Sicherheit zur Selbsterhaltung gehört, so ift es ein natürlicher 3wed ber Geschichte, bag die Gerechtigkeit im größten Umfange verwirklicht werde. Aber die Entwicklung der menschlichen Unlagen ist nicht instinctiv, sondern vernunftgemäß, einsichtsvoll, selbstthätig. Darum ist bie moralische Einsicht und Gefinnung nöthig, um ben Weltzweck zu erreichen. Diese Ginsicht wird gefördert durch philosophische Geschichtsbetrachtung; sie wird gegründet durch mahre Gelbsterkenntniß, beren erfte Be-

^{*)} Ebendas. VIII—IX Sat — Bb. IV. S. 304—309.

dingung die Aufklärung ist. Hier stehen wir der Frage dicht ges genüber, die Kant seiner Idee einer Geschichtsphilosophie unmitztelbar folgen läßt: "was ist Aufklärung*)?"

П.

Das gegenwärtige Zeitalter. Die Aufflärung **).

1. Die Aufflarerei.

Es lag nicht in der Aufgabe Kant's, selbst eine Philosophie der Geschichte zu schreiben; er wollte nur deren Begriff und Propolem bestimmen unter dem Gesichtspunkte der kritischen Betrachtungsweise. Drei Punkte sind es, die er aus dem geschichtlichen Entwicklungsgange der Menschheit hervorhebt und genauer unterssucht, drei Punkte, die zugleich bestimmend sind für die Bahn, welche die Weltgeschichte durchläuft: der Anfang, das Ziel, und zwischen beiden das eigene Zeitalter des Philosophen.

Dieses Zeitalter gilt als das der Aufklärung. Wenn das Gegentheil der Aufklärung die im Dunkel lebende Vernunft ist, die auf guten Glauben alles Mögliche annimmt und ohne Prüsfung glaubt, so wird es Kant in der entschiedensten Weise mit der Aufklärung halten. Denn die Absicht seiner ganzen Philossophie ist die deutliche und klare Selbsterkenntniß, die Wurzel und Grundbedingung aller menschlichen Ausklärung. Damit ist nicht gesagt, daß Kant sich denen zugesellt, die man damals in

^{*)} Ebendas. VIII Say. — Bb. IV. S. 306.

^{**)} Beantwortung der Frage: Was ist Austlärung? (Berliner Monatsschrift. December 1784). — Bb. I. S. 109—118. Diese Schrift gehört unter die geschichtsphilosophischen Abhandlungen Kant's, und es ist nicht einzusehen, aus welchem Grunde die von mir citirte Gessammtausgabe dieselben unter den Collectivitiel "Logit" gebracht hat. Es handelt sich hier um die Austlärung nicht als logische Operation, sons dern als Zeitalter.

besonderer Weise die "Aufklärer" nannte. Es giebt von der Auf= klärung einen dogmatischen und einen kritischen Begriff; der kan= tische Begriff wird in keinem Falle der dogmatische sein.

Dogmatisch betrachtet, gilt die Aufklärung als Inbegriff selbsterworbener Vernunfteinsichten, die sich den Vorurtheilen des Beitalters entgegenstellen. Aufklaren in diesem Sinne, beißt nichts anderes als die Vorurtheile vertreiben und an ihre Stelle die Bernunfteinsichten setzen, die herkömmliche und eingewohnte Borstellungsweise durch die neue und aufgeklärte stürzen. Es giebt hier Unsichten, die im Unterschiede von anderen "aufgeklärt" heißen; man kann hier aufgeklart werben bloß baburch, daß man feine bisherigen Unsichten aufgiebt und die neuen annimmt. In die= fer Weise hatten sich z. B. die Glaubensansichten ber Deiften ben orthodoren Vorstellungen ber Kirchenlehre und Volksreligion ent= gegengestellt. Wenn nun das Bolk den Glauben an die Kirche mit dem Glauben an die Lehren der Aufklärung vertauscht, so ist das Werk der letteren gelungen und ihre Aufgabe gelöft. Eine folche bogmatische Aufklärungsweise nannte man nicht übel die "Aufklärerei" des Zeitalters. Und diese Aufklärerei ist es, der Kant in keiner Weise das Wort redet; vielmehr bekämpft er die Aufklärerei eben so sehr als das Gegentheil der wahren Aufklärung.

Die Aufklärung haftet nicht an der Meinung oder dem Lehrsbegriff. Sie besteht lediglich in der Weise, wie man seine Meisnung gewinnt. Wenn man sie bloß von anderen empfängt und ohne weitere Prüfung annimmt, so mag die Meinung sein welsche sie wolle, der Empfangende ist im Innersten unaufgeklärt, er ist durchaus abhängig von der Leitung einer fremden Vernunft, und der Deist in diesem Sinne steht in seiner Denkweise nicht höher als der Kirchengläubige. Im Gegentheil, wenn der letztere seinen Glauben durchdacht hat, so steht er im Sinne der

Aufklärung felbst höher; wenn beide bloß glauben, was andere lehren und weil andere es lehren, fo stehen fie im Sinne ber Aufklärung auf völlig gleichem Fuße. Aufklärung ist nichts anderes als "Selbstdenken". Der Eine sei durch eigenes Nachdenken jum Frrthum gekommen, ber Andere habe die lautere Wahrheit gebankenlos empfangen: wer von beiden ist von der Aufklärung dem Geiste nach mehr durchdrungen? Die menschliche Aufklärung kann ben Irrthum nicht ausschließen, sie begegnet ihm überall, aber sie soll unter allen Umständen bas eigene Denken ein= schließen. Nun will das selbstthätige Denken gebildet und erzo= Wo diese Bildung und Erziehung fehlt, da fehlt gen werben. für die Aufklärung alles fruchtbare Feld, da ist sie am unrechten Plate, ba giebt es keine mahre Aufklärung, sondern eitle, erfolglose und eben darum schädliche Aufklärerei. In Diesem Punkte benkt Kant genau, wie Lessing bachte, als er die josephinischen Erperimente in Destreich verwarf.

Besteht aber die ächte Aufklärung im Selbstdenken, so ist sie keineswegs so leicht und so populär, als die gewöhnlichen Aufsklärer meinen. Nur das Leichte ist populär. Selbst denken ist schwer, denn es kostet Mühe und Zeit. Nichts ist leichter als einen Bormund haben, der unsere Angelegenheiten besorgt; nichts ist bequemer als die Unmündigkeit. Die Liebe zur Bequemlichkeit ist Faulheit, die Abneigung gegen das Schwierige ist Furcht und Feigheit. Die Aufklärung verlangt Anstrengung und Muth, sie verlangt einen Aufwand von Kräften, den die menschliche Natur, saul und surchtsam wie sie ist, eher vermeidet als sucht. Die Menschen lassen lieber andere für sich denken und sorgen, als daß sie selbst denken und selbst ihre Angelegenheiten führen; in ihrer eigenen Natur lebt der größte Feind aller wahren Ausklärung. Wenn das Joch der Borurtheile auf den menschlichen

Geistern ruht, so muß man sich nicht einbilden, daß nur Zwang und Unterdrückung von außen dieses Joch sesthalten, daß die Menschen selbst darunter seufzen; vielmehr tragen sie es gern und fühlen das Joch gar nicht, unter dem ihre natürliche Trägheit sich wohlbefindet.

Auch lassen sich die altgewordenen und eingelebten Borurstheile nicht mit einemmale abwerfen, wie ein abgetragenes Kleid. Das eigene Denken, das allein die Kraft sie abzuwerfen besitzt, reift langsam; nur das gereifte Denken ist zur wirklichen Einsicht und Aufklärung fähig, nur auf Erziehung und Bildung läßt sich Ausklärung gründen. Sie reift langsam in allmäligem Fortschritt, in ruhiger Entwicklung. Die ächte Ausklärungsweise geschieht durch Reform, nicht durch eine Revolution, wie die Ausklärungssweise klärungssucht die Geister plöhlich ändern möchte.

2. Die achte Aufflarung.

Um ächte Aufklärung zu begründen, giebt es nur einen richtigen Weg. Der falsche Weg ist, wenn man den Menschen neue Meinungen dictirt, neue Begriffe einführt, gleichsam mit Commando durchsett, auf dem Gediete der Vorstellungen einen Systemwechsel beschließt, unbekümmert um die Empfänglichkeit, den Bildungsgrad, die Fassungskraft derer, die man so schnell auf die Höhe der Zeit befördern möchte. Das ist die Weise des sozgenannten aufgeklärten Despotismus. Die Absicht mag löblich sein, der Erfolg ist niemals wirkliche Ausklärung, die Methode ist immer despotisch. Ioseph der Zweite ist das Beispiel eines solschen aufgeklärten Despotismus.

Der richtige Weg ist, daß man die Meinungen und Einssichten frei läßt, ihnen keinerlei Zwang anthut und die Bedinsgungen einführt, ohne welche Aufklärung jeder Art unmöglich

Comb

ift: bag man bem freien Bernunftgebrauche, bem felbstthätigen Denken die Bahn öffnet, ohne ihm das Ziel vorzuschreiben. Wo ein Staat bas Recht öffentlich zu benken anerkennt und einräumt, ohne die Geister zu bestimmten Lehrbegriffen zu zwingen, ba ist bie Aufklärung in ber Wurzel begründet. Das Räsonnement, b. i. das Urtheil, muß freigegeben fein. "Mun höre ich aber," fagt Kant, "von allen Seiten rufen: rafonnirt nicht! Der Offizier sagt: rasonnirt nicht, sondern erercirt! Der Finangrath: räsonnirt nicht, sondern bezahlt! Der Geiftliche: rasonnirt nicht, fondern glaubt! Mur ein einziger Berr in ber Belt fagt: rafonnirt, fo viel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber gehorcht*)!" Der Staat forbert die puntt= liche Gesetzerfüllung, den bürgerlichen Gehorsam; wenn er mit diefer burgerlichen Pflicht das Recht ber Urtheilsfreiheit verbindet, so hat er die Aufklärung in ihrem wahren Geiste begrün= Das Beispiel bieser achten Aufflarung ift Preußen unter Friedrich bem Großen.

Gebankenfreiheit ist die Bedingung zur Aufklärung. Es giebt keine Freiheit im Denken, wenn nicht die Mittheilung der Gedanken, der öffentliche Ideenverkehr freisteht. Darum bedeustet Gedankenfreiheit so viel als das Recht des Menschen, von seisner Vernunft öffentlichen Gebrauch zu machen. Der Ideenverskehr in seinem weitesten Umfange ist nur möglich durch die Preßfreiheit. Wo diese gilt, da ist der Aufklärung ihre einzige nasturgemäße Quelle geöffnet; wo sie nicht gilt, da ist diese Quelle verschlossen. Hier kann die Aufklärung nicht einmal entspringen, vielweniger sich verbreiten.

Natürlich hat die Gedankenfreiheit, sofern sie ein öffentliches

^{*)} Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? — Band I. S. 113.

Recht ist, ihre Grenze. Neben diesem Rechte gelten die öffentslichen Gesetze, die pünktlichen und unbedingten Gehorsam verlansgen. Un diesem Gehorsam hat die Gedankenfreiheit ihre Grenze. Dhne den bürgerlichen Gehorsam ist der Staat, ohne den öffentslichen Bernunftgebrauch ist die Aufklärung nicht möglich; beide müssen sich vereinigen lassen, so daß ein Recht das andere nicht aushebt. Worin besteht diese Vereinigung?

Wir muffen hier zwischen ber burgerlichen Pflicht und bem menschlichen Rechte wohl unterscheiden. Es ist möglich, daß beide in einen Conflict gerathen, daß die Ausübung der vorge= schriebenen Amtspflicht mit der persönlichen Ueberzeugung nicht übereinstimmt, daß fich biefelbe Perfon in gewiffer Beife gezwungen sieht, anders zu handeln als sie denkt. Ein solcher Fall wird besonders da eintreten, wo es in der Bedingung bes Umtes liegt, vorgeschriebene Glaubenslehren, die ihrer Natur nach Gebankenobjecte find, aufrecht zu halten und anderen nach ber vorgezeichneten Richtschnur zu überliefern. So ist z. B. der Beiftliche burch seine Umtspflicht an die Symbole und den öffent= lich eingeführten Katechismus gebunden. Wenn nun feine wifsenschaftliche Ueberzeugung mit biesen vorgeschriebenen Lehren in Conflict geräth, was foll er thun? Bas foll die öffentliche Ge= walt ihm zu thun erlauben?

Die Amtspflicht muß erfüllt werden. Es giebt nichts, das von dieser Erfüllung losspricht, so lange man im Namen des Amtes handelt. Hier verlangt die Pflicht, daß die persönliche Ueberzeugung dem Gehorsam gegen die Gesetze unbedingt unterzeordnet werde. In den Kirchen und Schulen werde gelehrt, was die Gesetze vorschreiben. Kann die persönliche Ueberzeugung sich in keiner Weise mit der festgesetzen Lehre vertragen, so bleibt dem Beamten nichts übrig, als mit seiner Amtspflicht zugleich

dem Amte selbst zu entsagen. Doch wird in den meisten Fällen die wissenschaftliche Untersuchung sich mit der vorgeschriebenen Lehre so weit vertragen können, daß die Erfüllung der Amtspflicht nicht darunter leidet. In seinem Amt handelt jeder im Namen des Gesetzes, nicht in seinem eigenen; darum ist das Amt, welches es auch sei, niemals der Ort, seinen persönlichen Meisnungen Raum zu geben.

Dagegen hindert das Umt nicht, außerhalb deffelben seine Meinung zu sagen. Der Geistliche ist zugleich wissenschaftlicher Bas ihm als Kirchenlehrer zu sagen nicht freisteht, muß ihm als Gelehrten zu sagen erlaubt sein; er barf in wissen= schaftlichen Schriften ungehindert beurtheilen, mas er in seinem Umte zu lehren vervflichtet ift. Dasselbe gilt in allen übrigen Källen der bürgerlichen Umtspflichten. Es ist dem Juristen nicht erlaubt, in seinen Umtshandlungen die Landesgesetze zu corrigi= ren; es muß ihm als Gelehrten erlaubt fein, Diese Gesetze öffent= Mit ber Kritik ber Gesetze, welcher Urt fie lich zu beurtheilen. auch seien, verträgt sich sehr wohl ber bürgerliche Gehorsam gegen die Gesetze; der amtliche Wirkungsfreis und das wissenschaft= liche Gebiet der Kritik schließen sich aus und bestehen friedlich ne= beneinander. Das ist die Weise, in der sich Staat und Aufflärung vereinigen.

Jede Kritik der Gesetze hat den Zweck, dieselben zu veränstern und zu verbessern; diese Beränderung will Zeit haben; diese Zeit braucht die Kritik, um zur öffentlichen Ueberzeugung zu werden. Wenn sie es nicht werden kann, so bleibt sie ein Recht ohne Erfolg und hat die praktische Probe nicht bestanden. Unsterdessen die Gesetze in Kraft, die der reise Zeitpunkt zu ihrer Reform eingetreten ist; sie bleiben in Kraft und werden unsbedingt befolgt. Auf diese Weise geht der bürgerliche Gehorsam

seinen Weg, und die öffentliche Kritik geht nebenher den ihrigen, beide ohne sich zu stören. Das ist der Weg der ruhigen Reform, der allmäligen, stetigen Entwicklung, die jede Revolution von sich ausschließt.

Nur in dem einen Kalle wäre die öffentliche Kritik voll= kommen zweckwidrig und darum unmöglich, wenn die Gesetze je= der Veränderung, jeder Verbesserung vollkommen unzugänglich find, wenn sie fur ewige Zeiten gelten. Dann freilich ift jede Aufflärung unmöglich und mit ihr auch jeder Rechtsftaat. "Ein Contract," sagt Kant mit besonderem Sinblick auf die kirchlichen Glaubensgesetze, "ber auf immer alle weitere Aufklarung vom Menschengeschlechte abzuhalten geschlossen würde, ist schlechter= bings null und nichtig; und sollte er auch durch die oberfte Gewalt, durch Reichstage und die feierlichsten Friedensschlusse bestätigt sein. Ein Zeitalter kann sich nicht verbinden und darauf verschwören, das folgende in einen Zustand zu setzen, darin es ihm unmöglich werben muß, seine Erkenntniß zu erweitern, von Arrthumern zu reinigen und überhaupt in der Aufklärung weiter Das wäre ein Verbrechen wider bie menschliche au schreiten. Natur, beren ursprüngliche Bestimmung gerabe in biefem Fort= schreiten besteht; und die Nachkommen sind also vollkommen ba= au berechtigt, jene Beschlüsse als unbefugter und frevelhafter Weise genommen, zu verwerfen." "Ein Mensch kann zwar für feine Person und auch alsbann nur auf einige Zeit in bem, was ihm zu wissen obliegt, die Aufklärung aufschieben; aber auf sie Bergicht thun, es sei für seine Person, mehr aber noch für seine Nachkommenschaft, beißt die heiligen Rechte ber Menschheit verlegen und mit Füßen treten. Was aber nicht einmal ein Bolk über sich selbst beschließen barf, das barf noch weniger ein Do= nard über bas Bolk beschließen; benn sein gesetzgebendes Unsehen

beruht eben darauf, daß er den gesammten Volkswillen in dem seinigen vereinigt."

Der erste Fürst, ber die Nothwendigkeit der Aufklärung erkannt und öffentlich erklärt hat, ist Friedrich der Große. Er
wollte nicht bloß aus Großmuth, gegen die Meinungen seiner Unterthanen, insbesondere die religiösen, tolerant sein, sondern er
hat es für seine Regentenpslicht gehalten, die Freiheit des Denkens anzuerkennen; er hat die Bedingungen begriffen und eingeführt, unter denen die Aufklärung entsteht und sich mit dem
Staate verträgt. So sinden wir hier in einer absoluten Monarchie, die ihrer Natur nach die bürgerliche Freiheit einschränkt,
einen Spielraum der Geistesfreiheit eröffnet, den kaum ein republikanischer Staat ertragen würde. Ein geringerer Grad bürgerlicher Freiheit vereinigt sich hier mit einem größeren Grade
geistiger Freiheit unter der Hand eines einsichtsvollen und großen
Monarchen.

Der Aufklärung ist die Quelle geöffnet. Sie hat begonnen; es sehlt noch viel zu ihrer Vollendung. Wir leben noch nicht in einem aufgeklärten Zeitalter, wohl aber in einem Zeitalter der Ausklärung. Dieses Zeitalter der Ausklärung ist das Jahrhundert Friedrich's. Die Kritik besteht zugleich mit dem Gehorsam. Ein Monarch sagt, was ein Freistaat nicht wagen darf: "räsonnirt, so viel ihr wollt und worüber ihr wollt, nur gehorcht*)!"

Ш.

Kant's Kritik ber herber'schen Geschichts: philosophie.

In demselben Jahre, als Kant's "Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" erscheint, veröffentlicht

barrents.

^{*)} Ebendas. — Bb. I. S. 116. S. 17 flgb.

Herber sein berühmtes Werk: "Ibeen zur Philosophie der Gesschichte der Menschheit." Es ist Kant's ehemaliger Schüler, der jetzt in der Lösung der großen Aufgabe einer Philosophie der Gesschichte unwillkürlich mit dem Meister wetteisert. Das Werk kam für Kant wie gerusen und mußte seine Ausmerksamkeit in hohem Grade fesseln. Es lag ihm nahe, diese Arbeit mit der von ihm selbst gestellten Aufgabe, Herder's geschichtsphilosophischen Gesichtspunkt mit dem seinigen zu vergleichen und zur Charakteristik beider die vorhandene Differenz öffentlich zu erörtern. In dieser Absicht schrieb er seine Recensionen über die beiden erssten Theile von Herder's Ideen *).

Mit aller Unerkennung für Herber's großes schriftstellerisches Zalent, für seine beredte Darstellung, seinen umfassenden, oft in genialer Beise combinatorischen Blick, namentlich seine in theologischer Rücksicht unabhängige Denkweise, mußte doch Kant die Schwäche und Unsicherheit dieses philosophischen Standpunktes burchschauen, den Mangel gründlicher und wohlgeprüfter Begriffe, die Sprunge von einer Borftellung gur anderen, die über= eilten Unalogien und Schlußfolgerungen, die oft mehr lebhaft als durchdacht waren. Er entbeckte diese Mängel und legte sie bloß mit einem feinen, bem reizbaren Berber fehr empfindlichen Zabel. In biefen Recenfionen murbe ber Grund gelegt, ber Berber gegen Kant so feindselig stimmte und jenen Groll erzeugte, der sich später in der "Metakritik" und "Kalligone" auf eine zugleich ge= hässige und verfehlte Weise Luft machte. Gegen Kant's erfte Recension wurde Herder im deutschen Merkur von einem Ungenannten vertheidigt, der sich als "Pfarrer" unterzeichnete und

^{*)} Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit von J. G. Herder (1784). Erster Theil. — Kant's Recension. Allg. Literaturs zeitung (1785). — Ges. Ausgb. Bd. IV. S. 313—323.

sehr eifrig gegen die kantische Scholastik, wie er sie nannte, auf: trat. Diefer bamalige Gegner Kant's war Karl Leonhard Reinholb, ber sich bald nachher zu Kant's eifrigstem Unhänger bekehrte und jene Briefe über die kritische Philosophie schrieb, die von Kant selbst vorzüglich anerkannt wurden *). Schon im zwei= ten Theile ber Ibeen zeigte fich gelegentlich Herber's Empfindlichkeit gegen Kant und seine wegen ber Recension bes ersten Theils übel erregte Stimmung. Er bekampfte feinerseits einige Sate aus Kant's geschichtsphilosophischer Schrift, namentlich ben Ausspruch, daß ber Mensch ein Thier sei, bas einen Herrn nöthig habe. Das fei "ein zwar leichter, aber bofer Grundsat". Rant hatte mit bem Sage, ber etwas parabor ausgebruckt mar, nichts anderes gemeint als bas aristotelische ζωον πολιτικόν. Herber nahm ben Sat, als ob er im übelften und verwerflichsten Sinne gemeint wäre; und Kant bemerkte in der zweiten Recension, nachbem er ben Sinn jenes Sates erklärt, mit einer feinen Unspielung auf Herber's nicht genug verhehlte persönliche Ber= lettheit: "jener Grundsatz ist also nicht so bose, als der Verfasser meint. Es mag ihn wohl ein bofer Mann gesagt haben **)!"

Um aber die sachliche Streitfrage hervorzuheben, so fassen wir die Differenz der beiden geschichtsphilosophischen Standpunkte, die hier einander gegenüber traten, näher in's Auge. Kant hatte kein anderes Interesse als diese kritische Vergleichung. Herder's Vorstellungsweise ist die dogmatische, näher die leibnizische, anz gewendet auf die Geschichte. Zwischen Kant und Herder liegt

Localia (Localia

^{*)} Ueber den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie (Schluß). — Bb. X. S. 96. Bgl. Bd. V dieses Werks. I Buch. Cap. II. S. 43.

^{**)} Kant's Recension bes zweiten Theiles ber herber'schen Jbeen. — Bb. IV. S. 328—337.

die Vernunftkritik. Als Kant die Naturgeschichte des Himmels schrieb, war seine Auffassung der Menschheit, die sich hier beisläusig kundgab, den Ideen verwandt, auf denen Herder's phislosophische Geschichtsbetrachtung ruht. Jetzt ist Kant von diesen Ideen um den Abstand der kritischen Spoche entsernt. Was ihm damals noch als eine erlaubte Hypothese erschien, gilt ihm jetzt als eine vollkommen unmögliche.

1. Das herber'iche Stufenreich.

Herber's Borftellungsweise ift in ihren Elementen naturphi= losophisch nach Urt der leibnizischen Metaphysik; auch die Geschichte erklärt er mehr physiologisch als moralisch; sie erscheint ihm mehr als höhere Naturgeschichte bes Menschen, benn als Gerade dieser Begriff, der ben kantischen Freiheitsgeschichte. Gesichtspunkt ausmacht und charakterisirt, fehlt bei Herder so gut als gang. Die gesammte Welt ift ein Stufenreich, ein ficht= bares Stufenreich ber Körper, ein unsichtbares organisirender Kräfte; die Erde nimmt unter den Weltkörpern einen mittleren Plat ein, ber Mensch unter ben Weltbewohnern eine mittlere Stellung; es besteht eine Unalogie zwischen dem Beltkörper und feinen Bewohnern. Der Mensch ift selbst ein Mittelgeschöpf in bem Stufenreiche ber Wesen; in ihm erreicht bie irbische Natur ihre Blüthe, ihren hochsten Entwicklungsgrad, jenseits beffen das Reich höherer Geister beginnt. So vereinigt der Mensch gleichsam zwei Welten in sich, die Welt ber unteren Ordnungen vollendend, die der höheren beginnend; er ist gleichsam ein Compendium ber Welt: Mifrofosmus. Wer erkennt in biesen Bebanken nicht alle Grundzüge ber Monabenlehre?

. 2. Die falschen Hypothesen. (Kant und Moscati.)

Um die Bestimmung bes Menschen zu erkennen, muffen

seine natürlichen Bedingungen und Vorstusen erkannt sein. Er ist die Blüthe der Erdgeschöpfe. Man muß die Wurzeln des menschlichen Daseins dis in ihre dunkelsten Tiesen versolgen. Die Erde in ihren Revolutionen, die Kugelgestalt, die Ekliptik, der Erdbau, die irdischen Organisationen in Steinen, Pflanzen und Thieren, die emporsteigende Reihe der Geschöpfe von der bildenzden Kraft im Steine zur treibenden in der Pflanze, zur empsinz denden im Thiere, zur denkenden im Menschen: das ist die Reihe der Vorbedingungen des Menschenlebens. Auch die denkende Kraft, die Vernunft, hat ihre organische Bedingung: die aufzrechte Gestalt. Sie ist gleichsam die Signatur des Geistes. Aus dieser Figur entwickelt Herder alles Menschliche, alle charakterisstischen Merkmale der Humanität.

Eine solche Ableitung ber Bernunft mußte bem fritischen Philosophen seltsam vorkommen. Mit dieser Folge verglichen, er= scheint dieser Grund in der That wenig zureichend. Es ist noch die Frage, ob die aufrechte Gestalt die Bernunft gemacht und nicht vielmehr die Bernunft die Gestalt aufgerichtet, ob überhaupt die Natur im Menschen die aufrechte Gestalt gewollt habe? Ein italienischer Anatom, Peter Moscati, hatte in einer akabemischen Rede das Gegentheil zu beweisen versucht; er zeigt, daß eine Menge organischer Uebelstände namentlich für die Geburt des Menschen von der aufrechten Gestalt herrühren, daß die thierische Natur bes Menschen eigentlich vierfüßig sei, daß der Mensch sich gegen ben Instinct ber Natur aufgerichtet habe. Rant hatte Moscati's Schrift "über ben Unterschied ber Structur ber Thiere und Menschen" lange vor dem herder'schen Buche beifällig be= urtheilt. "Go parador auch biefer Sat unferes italienischen Doc= tors scheinen mag," sagt er am Schluß seiner Beurtheilung, "fo erhält er doch in ben Händen eines so scharfsinnigen und philoso=

phischen Zergliederers beinghe eine völlige Gewißheit. Man fieht daraus: die erste Vorsorge der Natur sei gewesen, daß der Mensch als ein Thier für sich und feine Art erhalten werde, und hierzu war diejenige Stellung, welche seinem inwendigen Bau, ber Lage ber Frucht und ber Erhaltung in Gefahren am gemäßesten ift, die vierfüßige: daß in ihn aber auch ein Keim von Vernunft ge= legt fei, wodurch er, wenn sich folder entwickelt, für die Ge= fellschaft bestimmt ist, und vermittelst beren er für beständig die hiezu geschickteste Stellung, nämlich die zweifüßige annimmt, wodurch er auf einer Seite unendlich viel über die Thiere gewinnt, aber auch mit den Ungemächlichkeiten vorlieb nehmen muß, bie ihm baraus entspringen, daß er sein Haupt über seine alten Cameraden so stolz erhoben hat*)." Nach diesem Urtheile Kant's über bie Unficht Moscati's, mußte es ihm ungereimt erscheinen, wenn herder mit der aufrechten Gestalt viel Staat machte und, indem er aus ihr die Vernunft selbst erklären wollte nicht weniger verwechselte als Grund und Folge.

3. Die falschen Analogien.

Das Stufenreich der irdischen Geschöpfe enthält zugleich der ren Berwandtschaft. Mit dieser Berwandtschaft eröffnet sich eine reiche Aussicht in Bergleichungen und Analogien, denen Herder mit besonderer Borliebe nachgeht. Kant bezeichnet diese Eigenthümlichkeit Herder's mit lobendem Tadel als eine "Sagacität in Analogien", als einen "nicht lange genug verweilenden, viel umfassenden Blick". Herder liebte es, den Menschen die Blüthe der Erdgeschöpfe, die Blüthenkrone der Schöpfung zu nennen,

^{*)} Kant's Necension ber Schrift von Moscati u. s. f. Königsb. gel. und polit. Zeitungen 1771 (67 St. 23. Aug.) Bgl. Reide's Kantiana, Nachtr. zu J. Kant's Schriften. S. 66—68.

er führt dieses Bild weiter aus in der oft wiederholten Verglei= chung der menschlichen Gestalt mit dem Bau der Pflanze.

Die höhere Bestimmung läßt fich nur ahnen im Glauben. Der Mensch ist bestimmt, nach seinem Tobe in die Ordnungen ber höheren Wesen überzugehen, welche höhere Weltkörper be= wohnen. Der Glaube an die Unsterblichkeit gründet sich auf den Gedanken ber Metamorphose. Es giebt für die Unsterblichkeit keinen Beweisgrund aus der unsichtbaren Welt ber Geifter, Die wir nur ahnen, nicht schauen; boch giebt es einen Beweis aus ben Unalogien der sichtbaren Welt: Die Aehnlichkeit mit der Metamorphose der Thiere. Wie aus der Raupe der Schmetterling wird, so entsteht aus bem irdischen Leben bes Menschen bas zu= künftige, höhere. Indessen diese Analogie, mit der man so oft den Unsterblichkeitsglauben hat stützen wollen, ist wenig haltbar. Die Valingenesie folgt in bem thierischen Leben nicht auf ben Tod, fondern auf den Puppenzustand; im menschlichen Leben soll sie auf ben Tob folgen. Aber Tob und Berpuppung sind auch im thierischen Leben sehr verschiedene Zustände: auf die Nichtbeach= tung dieses Unterschiedes gründet sich jene vermeintliche Una= logie.

Eine andere für die Unsterblichkeit angeführte Analogie ist die Stufenleiter der Dinge. Eingeräumt, daß eine solche Stusfenleiter wirklich in der Natur vorhanden sei und dis zum Mensschen fortschreite, so darf man vielleicht schließen, daß nach diesfer Analogie auch jenseits des Menschen sich das Stufenreich in höheren Wesen forsetzen werde, aber daraus folgt für die Unsterdslichkeit ist Stufenerhebung, sie besteht darin, daß sich das schliedseit ist Stufenerhebung, sie besteht darin, daß sich das selbe Indivisdum auf die höhere Stufe erhebt und also in verschiedenen Stusfen der Weltleiter seine Lebenszustände fortentwickelt. Aber in

jener angenommenen Stufenordnung der Dinge existiren auf versschiedenen Stufen der Weltleiter verschiedene Individuen, versschiedene Urten. Es giebt keine Unalogie zwischen der Stufenerschedung und Stufenleiter, so wenig als zwischen Tod und Verspuppung.

So gründet sich ein großer Theil ber Ideen Berber's balb auf verfehlte Analogien, bald auf ungereimte Hypothesen. ift ungereimt, aus ber aufrechten Gestalt bie Bernunft, aus unfichtbar organisirenden Naturkräften bie menschliche Seele ableiten zu wollen. Die menschliche Seele ift unerkennbar; jene unfichtbaren Grundkräfte find noch weniger erkennbar, denn es ist von ihnen nichts in der Erfahrung gegeben. Was also thut Herder? Was er nicht begreift, will er ableiten aus bem, was er noch weniger begreift! Solche Hopothesen und Erklärungen übersteigen alle menschliche Vernunft, "sie mag nun," wie sich Rant ausbrudt, "am physiologischen Leitfaben tappen ober am metaphy= fischen fliegen wollen *)." Bier stellt fich Kant's fritischer Standpunkt dem dogmatischen Herber's, dieser Urt poetischer Metaphysie, unverholen und nachdrücklich entgegen. Kant hat begriffen, daß die Geschichte ber Menschheit bedingt ist durch den mensch= lichen Endzweck; daß keine Physiologie, keine Metaphysik, sonbern allein die moralische Vernunft uns diesen Endzweck erleuch= Darum fagt er bem Bertheibiger Berber's, ber fehr unzei= tig ihm scholastische Metaphysik vorwirft, daß nach seiner Ueberzeugung "die Geschichte ber Menschheit im Ganzen ihrer Bestimmung weder in der Metaphysik noch im Naturaliencabinet durch Vergleichung bes menschlichen Sfelets mit bem anderer Thiergattungen aufgesucht werben burfe **)."

^{*)} Kant's Recens. bes I Th. ber herber'schen Ibeen — Bb. IV. S. 323. 24.

^{**)} Erläuterungen bes Recensenten ber herber'ichen 3been zu einer

Was in ber Weltgeschichte erreicht werben soll nach bem ihr inwohnenden Plane, ist der moralische Weltzweck, das Ziel ber menschlichen Bernunft. Dieser 3weck kann seinen gemäßen Ausbruck nicht in bem Individuum, sondern nur in ber Gattung, im Gangen bes Menschengeschlechts, erreichen. Darum will Kant die Geschichte begriffen wissen als eine Entwicklung ber Menschheit im Ganzen. Was in biesem Entwicklungsgange fortschreitet, ift die Menschheit als Gattung. Unter biesem Gesichts= punkte läßt sich ber weltgeschichtliche Entwicklungsgang, die sitt= liche Bahn der Menschheit einer asymptotischen Linie vergleichen, die ihrem Ziele sich unaufhörlich annähert, aber in keinem ihrer Theile gleichkommt. Wenn Herber biefe kantische Borftellungs: weise als "averroische Philosophie" bezeichnet, so hat er dieselbe vollkommen verkannt. Als ob Kant die Realität des Individuums leugnete, als ob er ber Menschengattung Merkmale zuschriebe, die er den einzelnen Menschen abspräche; als ob er überhaupt von bem logischen Gattungsbegriff bes Menschen handelte! klar, was Kant hier unter Gattung versteht. Nicht die Merkmale, welche ben Collectivbegriff Mensch ausmachen, sondern die Reihenfolge ber Generationen, in benen bas Menschengeschlecht sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzt. Der logische Gattungsbegriff, verglichen mit dem Individuum, ist eine Theilvorstellung; es wäre ein Widerspruch, wenn dieser Theilbegriff Merkmale enthielte, die bem Ganzen fehlen. gegen sind die Individuen, in der Reihenfolge der Geschlechter betrachtet, Theile des Ganzen; jedes Einzelleben ist ein Bruch= flück bes geschichtlichen Weltlebens. Es ift kein Wiberspruch, wenn das Ganze mehr enthält als der einzelne Theil, mehr als Phil. ber Gesch. ber Menschheit über ein im Febr. bes deutschen Merkur

Phil. der Gesch. der Menschheit über ein im Febr. des deutschen Merkur (1785) gegen diese Recens. gerichtetes Schr. — Bb. IV. S. 325 — 328.

dieser vermag und erreicht. Das ist der Unterschied zwischen dem Gattungsbegriffe der Menschheit im logischen und im geschichtzlichen Verstande; die logische Gattung begreift die Individuen unter sich, die geschichtliche begreift sie in sich: diesen von Kant wohlbegriffenen Unterschied hatte sich Herder nicht klar gemacht, als er die kantische Philosophie mit der des Averroes verglich*).

4. Das Stufenreich der Dinge und die menschliche Freiheit.

(Kant und Schulz.)

Ueberhaupt steht die seit Leibniz in der Metaphysik einheis misch gewordene Theorie vom Stusenreich der Dinge in Widersspruch mit der kritischen Philosophie. Jene Theorie bildet eine metaphysische Weltansicht, welche die Möglichkeit einer Erkenntniß der Dinge an sich voraussetz; eben diese Voraussetzung ist von der Vernunftkritik widerlegt worden und mit ihr die Grundlage, worauf die Vorstellungsweise von einer stetigen Stusensolge der Dinge beruht.

Nicht bloß die Voraussetzungen, auch die Folgerungen jener Weltansicht widerstreiten der kritischen Philosophie. Die Bedinzgungen der moralischen Welt sind unmöglich, wenn die Dinge in einer solchen Stusenkette mit einander verknüpft sind. Die moralische Welt fordert im Menschen das Vermögen der Freiheit, der unbedingten Causalität im Gegensatz zur mechanischen. Ist dieser Gegensatz in der Weltverfassung unmöglich, so giebt es kein moralisches Vermögen, keine moralische Welt. Die Stussenleiter der Dinge in ihrem strengen Verstande hebt alle Gegenssätze auf, also auch diesen; an die Stelle der Gegensätze treten

t-outo

^{*)} Kant's Recens. bes U Theils ber herber'schen Ideen. — Bd. IV. S. 336—37.

die graduellen Unterschiebe, zulett die unendlich fleinen Differen-Es giebt keinen Gegensatz zwischen lebloser und leben= biger Natur, zwischen Natur und Freiheit, zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Tugend und Laster; es giebt überall nur höhere und niedere Grade der Bollkommenheit; Lebloses und Lebendiges sind verschiedene Grade der Lebenskraft, Wahrheit und Irrthum verschiedene Grade des Urtheils, Tugend und Lafter verschiedene Grade ber Selbstliebe. Es giebt keinen freien Willen, barum auch keine Zurechnungsfähigkeit, auch keine Strafwürdig= feit ber Sandlungen. Alle Beränderungen in der Welt, auch in der sittlichen, erfolgen mit mathematischer Nothwendigkeit nach bem Gesetze ber stetigen Folge, die keinem Vermögen erlaubt, von sich aus eine Reihe von Begebenheiten zu beginnen. biese Folgerungen aus ber Theorie bes naturlichen Stufenreiches, die den sittlichen Begriffen der kantischen Philosophie widerstreiten : es ist der Streit der Freiheit mit dem Lehrbegriff eines allgemei= nen Fatalismus.

In diesem folgerichtigen, die Freiheitslehre ausschließenden Berstande hatte Schulz die Theorie des natürlichen Stufenreichs entwickelt in seinem "Bersuch einer Unleitung zur Sittensehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religion". Kant hatte die Schrift mit der Unerkennung ihrer Folgerichtigkeit gewürdigt, zusgleich aber dagegen den Widerspruch erhoben, den die Sittenslehre der kritischen Philosophie auf Grund ihres Princips der Freisheit und Autonomie einlegt*). Einige Jahre später stellte Kant in seinen Recensionen Herder's einer ähnlichen, nur weniger schars

^{*)} Recension von Schulz's Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religion. Theil I. (Räsonnizrendes Bücherverzeichniß. Königsberg 1783). — Band V. S. 337—344.

fen und folgerichtigen Denkart seine moralische Geschichtsauffas= fung entgegen. Er anerkannte ben Bersuch, ben Schulz ge= macht hatte, eine Sittenlehre unabhängig von der Religion auf= zustellen. Dieß war auch Kant's Absicht. Einmuthig, wie die Stufenkette ber Dinge, ist nach Schulz bas Gesetz ber Nothwenbigkeit; er nennt diesen Begriff "eine felige Lehre", die das menschliche Gemüth von falschen Begriffen befreie, von allen Einbildungen reinige und burch die Erkenntniß bes Weltgesetzes Uehnlich war in diesem Punkte die Sit= vollkommen berubige. tenlehre Spinoza's. Beiden stellt sich die kritische Philosophie entgegen. Sie unterscheibet vom Gesetze ber Nothwendigkeit bas Gesetz der Freiheit. Ueberall auf die richtigen Grenzen der Begriffe bedacht, fett fie auch dem Begriffe der Nothwendigkeit feine Grenzen: er gilt fur das Reich ber natürlichen Erscheinungen, aber nicht für die Innenwelt der Gesinnnung; die Natur gehorcht ber Nothwendigkeit, die sittliche Welt dem Gesetze der Freiheit. Auf dieses Gesetz grundet sich die kantische Sittenlehre, die auf solcher Grundlage sich unabhängig weiß von den Unterschieden der Diese Unabhängigkeit ift nicht Indifferenz. Bielmehr Religion. verhält sich biese Sittenlehre selbst begründend zur Religion, fri= tisch zu den verschiedenen Religionen, bejahend zu derjenigen, die mit der ächten Moral übereinstimmt. Die Recension ist früher als die Grundlegung der kantischen Sittenlehre, aber sie enthält schon beren bewegenden Hauptpunkt. "Der praktische Begriff ber Freiheit", heißt es am Schluß, "hat in ber That mit bem speculativen, der den Metaphysikern ganglich überlaffen bleibt, gar nichts zu thun. Denn woher mir ursprünglich ber Buftanb, in welchem ich jett handeln foll, gekommen fei, kann mir gang gleichgültig sein; ich sage nur, was ich nun zu thun habe, und da ist die Freiheit eine nothwendige praktische Voraussetzung und

eine Idee, unter der allein ich die Gebote der Bernunft als gülztig ansehen kann. Selbst der hartnäckigste Skeptiker gesteht, daß, wenn es zum Handeln kommt, alle sophistischen Bedenklichkeiten wegen eines allgemein täuschenden Scheins wegfallen müssen. Ebenso muß der entschlossenske Fatalist, der es ist, so lange er sich der bloßen Speculation ergiebt, sobald es ihm um Weisheit und Pflicht zu thun ist, jederzeit so handeln, als ob er frei wäre, und diese Idee bringt auch wirklich die damit einstimmige That hervor und kann sie auch allein hervorbringen." Die Causalität der Freiheit oder die intelligible Causalität ist der Grundbegriff, der die ganze kantische Sittenlehre trägt.

Nachdem wir die Metaphysik der Sitten in allen ihren Theis len entwickelt haben, stehen wir auf dem Uebergange von der Vernunftwissenschaft zum Vernunftglauben, von der Moral zur Religion.

Zweites Buch. I. Abschnitt.

Religionslehre.

Der Streit zwischen Sahung und Rritit.

Erstes Capitel.

Vernunftbedürfniß und Vernunftglaube. Problem der Theodicee. Das Weltende.

Bevor wir die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Bernunft betrachten, müssen wir, um uns bildlich auszudrücken, genau den Ort bestimmen, den sie auf dem glodus intellectualis der kritischen Philosophie einnimmt. Schon vor der kritischen Epoche und noch unter dem Einfluß einer skeptischen Erfahrungsphilosophie hatte Kant ausdrücklich erklärt, daß die Sittlichkeit unabhängig sei von aller wissenschaftlichen Einsicht, daß der religiöse Glaube abhängig sei nur von der sittlichen Gemüthsversassung. Darin lag indirect die Unabhängigkeit der Religion von der Erkenntniß. Dieses Berhältniß bleibt gültig; es wird durch die kritischen Untersuchungen nicht geändert, nur tieser begründet und aus der Natur der menschlichen Bernunft selbst begriffen.

Die Vernunftkritik macht die Entdeckung, daß unsere einzigen Erkenntnisvermögen Sinnlichkeit und Verstand, unsere einzigen Erkenntnisobjecte die sinnlichen Erscheinungen sind, daß aus diesem Grunde eine Erkenntnis übersinnlicher Objecte unmöglich ist. Solche Objecte sind denkbar, aber nicht erkennbar. Sie sind Vernunftpostulate, aber nicht Vernunftobjecte; sie sind moralische Ideen, nicht wissenschaftliche Begriffe. Es giebt dar:

um von den Objecten der Religion keinerlei wissenschaftliche Einssicht. Entweder ist die Wirklichkeit und Eristenz solcher Objecte völlig ungewiß, oder die Gewißheit, welche sie mit sich führen, ist ganz anderer Art, als die wissenschaftliche Ueberzeugung. Es war die moralische Gewißheit, der Vernunftglaube, den schon die Methodenlehre der Kritik in ihrem Kanon aufgestellt und von Wissen sowohl als Meinen unterschieden hatte. Hier ist der Ueberzang von der Vernunftkritik zur Religionslehre.

Alles Wissen geht den Weg der Unschauung und Erfahrung; hier treffen wir nirgends ein Uebersinnliches. Die Vernunft bil= bet ben Begriff bes Unbedingten und Uebersinnlichen (Freiheit, Bott, Unfterblichkeit), aber diese Ideen ftellen keine Objecte vor, bie burch Erkenntniß erreichbar, beren Dasein burch miffenschaft= liche Grunde erweislich ware. Erst bas Sittengesetz entbeckt uns bas Dasein ber Freiheit. Go gewiß in uns bas moralische Besetz ift, so gewiß ist in uns bas Bermögen der Freiheit; ebenso gewiß ist ber moralische Endzweck und die Bedingungen, unter benen berselbe allein erreicht werden kann: bas Dasein Gottes und die Unsterblichkeit ber Seele. So war es die Kritik ber praktischen Vernunft, welche die Objecte des Vernunftglaubens befestigte; es war näher gesagt die Tugend als pflichtmäßige Gesinnung, worauf sich der Glaube an einen moralischen Weltgefengeber grundete: Die Tugendlehre enthielt ben Schluffel gur Religionslehre.

Diese Unterscheidung der Religion von der Wissenschaft und überhaupt aller theoretischen Einsicht, diese Verbindung der Rezligion mit der Moral bestimmt durchgängig den religionsphilosophischen Charakter der kritischen Philosophie. Die Religion ist kein theoretisches Verhalten. Ihre Gegenstände sind in keiner Weise Erkenntnisobjecte. Es giebt in der menschlichen Vernunft

keine Einsicht in die Natur des Uebersinnlichen. Wo eine solche Einsicht behauptet wird, gleichviel auf welche Weise, da erhebt die kritische Philosophie ihren Widerspruch.

I.

Verstandesmetaphysik und Glaubensphilosophie. Kant's Berhältniß zu Mendelssohn und Schlosser.

Mun finden sich in dem kantischen Zeitalter selbst zwei Rich= tungen, welche in eben diesem Punkte der Bernunftkritik zuwi: berlaufen; sie gründen beide die Religion auf Erkenntniß, ben Glauben auf eine Einsicht in die Glaubensobjecte. Doch find diese beiden Richtungen in der Art, wie sie jene Erkenntniß be= stimmen, selbst einander entgegengesett: die Einen wollen hier nur die natürliche Einsicht, die Anderen nur eine übernatürliche Er= fenntnifart gelten laffen; auf ber einen Seite fteht bie Berftandesphilosophie mit ihrer logischen Aufklärung, auf der anderen die Gefühls = oder Glaubensphilosophie mit ihrer Ubneigung ge= gen alle Verstandesmetaphysik, mit ihrer Berufung auf den innerlich erleuchteten Sinn. Wenn eine natürliche Erkenntniß bes Uebersinnlichen möglich wäre, so könnte sie niemals im Wege ber finnlichen Anschauung, sondern nur des Verstandes stattfinden. Das Uebersinnliche kann von Seiten der menschlichen Natur nicht angeschaut, sondern nur gedacht werden. Soll es erkennbar fein, so mußte es aus bloßen Begriffen bewiesen werden können, es müßte eine demonstrative Beweisart vom Dasein Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele geben, und eine solche Beweisart hatte Mendelssohn in seinen "Morgenstunden" auszuführen ge= sucht. Alle Streitigkeiten, die in Ansehung der Glaubensobjecte von jeher geführt worden, sollten durch diese klaren Vernunftbeweise geschlichtet und für immer beseitigt werben; ber Streit sollte nicht in der Sache, sondern bloß in Worten bestehen und vollkommen aufhören, sobald sich nur die Gegner über die Worte verständigen wollten. Aber der Streit trifft die Sache selbst. Die dogmatische Metaphysik als eine Erkenntniß ber Dinge an sich zerfällt auf jedem ihrer Punkte in entgegengesette Systeme. Diese Nothwendigkeit hat die Vernunftkritik begriffen; sie hat auch gezeigt, daß jener Streit schlechterdings nur fritisch aufzulösen sei. Eine bloße Wortverständigung hilft bier nichts; fie ist diesem Streite gegenüber so ohnmächtig als ber Strohhalm, der ben Durchbruch des Dreans aufhalten soll. So nüchtern diese Bernunftbeweise und streng ihre Form zu fein scheinen, in Bahrheit überspringen sie alle Grenzen der menschlichen Bernunft und gerathen in's Gebiet ber leeren Einbildungen, womit fich keine ächte Wiffenschaft verträgt. Jede Erweiterung der Vernunft über ihre naturlichen Grenzen ift eine Schwarmerei, die ben mah= ren Bernunftgebrauch töbtet. Eine folche Schwärmerei findet Kant in jenem Bersuche Mendelssohn's und halt sie ihm vor in ben Bemerkungen, womit er Jacob's "Prüfung der Morgenstunden" begleitet *).

Es war die Zeit jenes berühmten und folgenreichen Streites, der zwischen Mendelssohn und Jacobi über Lessing's Spinozismus entstanden war. In den Morgenstunden hatte Mendelsssohn sein letztes Wort gesprochen. Jacobi hatte sich veranlaßt gesunden, die wahre Lehre Spinoza's darzustellen und zu beurtheilen, und dieses Urtheil erklärte zuletzt, daß die Philosophie Spinoza's vollkommen consequent und vollkommen atheistisch sei. Der reine Verstand könne nicht anders als atheistisch denken; das

^{*)} Einige Bemerkungen zu L. H. Jacob's "Prüfung ber Mendelssohn'schen Morgenstunden". (Leipz. 1786.) Ges. Ausgb. Bd. VI.

Unbedingte, die Freiheit, Gott feien unbenkbar, da alles Denfen begründend und bedingend verfahre; die Erkenntniß des gött= lichen Daseins sei daher nur möglich in einer vom Berstande gang verschiedenen Gegend der menschlichen Natur. Durch unsere Sinne und Gebanken werben wir nur unserer Gindrude, unserer Borftellungen, also unseres Daseins inne, nicht eines ans beren von uns unabhängigen, unbedingten, göttlichen Seins. Dieses erkennen wir nur burch Offenbarung; es offenbart sich nur in unserem Gefühl: wir fühlen, daß es ift. Dieses Gefühl ift das Wahrnehmungsvermögen des Ueberfinnlichen, unser höhe: res Erkenntnisvermögen, bessen Blick in bas reale Dasein ein= bringt: eine poetische Kraft ber Einsicht, hinter welcher ber bloß logische Verstand, die bloß sinnliche Anschauung weit zurückbleiben. Jacobi findet seine Verwandtschaft in Berber und Hamann; biesen folgt ein jungeres, geniesuchtiges Geschlecht, aus beffen Reihe wir hier besonders J. G. Schlosser hervorheben; sie alle erklären der fritischen Philosophie den Krieg, die sie aus poeti= schen Gründen bekämpfen und aus religiösen verdächtigen *).

1. Das Bernunftbedurfniß.

Der orientirende Gesichtspunkt.

Kant bekämpft aus fritischen Gründen Mendelssohn ebenso sehr als Jacobi; der Streit beider hatte ihn, wie es scheint, zus erst nachdrücklicher auf die Lehre Spinoza's ausmerksam gemacht. Was er bei beiden verwirft, bei dem dogmatischen Metaphysiker wie bei dem Gefühlsphilosophen, ist ihre Nichtbeachtung der Verz nunftgrenzen, ihre unkritische Denkart. Mendelssohn verkennt die Grenzen des Verstandes, indem er das Dasein Gottes des

^{*)} Ueber Jacobi vgl. Bb. V b. W. I Buch. Cap. XI. S. 195 figb.

monstrirt; Jacobi und seine Unhänger verkennen die Grenzen zwischen Unschauung und Verstand, indem sie ein höheres inztellectuelles Unschauungsvermögen im Gefühl, einen intuitiven Berstand geltend machen. Das Uebersinnliche ist nicht erkennbar weder durch Demonstration noch durch Offenbarung; dem Berzstande sehlt die Unschauung, der anschauende Verstand sehlt in der Einrichtung der menschlichen Vernunst. Wenn man auf Unzmöglichkeiten speculirt, so entsteht die Schwärmerei; wenn man die Vernunstgrenzen nicht mehr beachtet, so entsteht die Verwirzrung, womit alle Klarheit aushört und die Vorstellungen in ein dunkles Chaos zusammensließen, worin niemand mehr weiß, wie sich orientiren.

Dieser Schwärmerei und Berwirrung Einhalt zu thun, schreibt Kant gegen beide Richtungen, sowohl die dogmatische Metaphysik als die Gesühlsphilosophie, den vortrefflichen Aufsatz: "Was heißt sich im Denken orientiren?" Wie sinden wir uns im Denken, d. i. unter den Gegenständen des Denkens, unter bloßen Gedankendingen, in der intelligibeln Welt, in der "Nacht des Uebersinnlichen" zurecht *)?

Um uns irgendwo zurecht zu finden, mussen wir eine Richtung kennen, wonach wir die übrigen bestimmen. Sich in den Weltgegenden zurechtfinden, heißt sich geographisch orientiren; sich im Raume zurechtfinden, heißt sich mathematisch orientiren; sich in den Vorstellungen und Begriffen zurechtfinden, heißt sich

^{*)} Was heißt sich im Denken orientiren? (Berliner Monatsschr. October 1786.) Ges. Ausgb. Bb. I. Dieser Aussatz gehört seinem Inhalt und seiner Absicht nach ebenso wenig als die "Beurtheilung der Frage: was ist Austlärung" in die Logit, unter deren Titel der Herausgeber ihn gebracht hat. Wer aus diesem Titel auf den Charakter beider Aufsste schließen wollte, würde sich eine grundfalsche Vorstellung machen.

logisch orientiren. Man barf die letzte Art der Drientirung nach der Analogie der beiden ersten Arten beurtheilen. Wenn ich eine Weltgegend kenne, z. B. die Richtung nach Norden durch den Compaß, so sinde ich mich in Betress der übrigen Weltgegenden leicht und sicher zurecht. Das Gesicht nach Norden gekehrt, habe ich Osten zu meiner Rechten, Westen zu meiner Linken; also muß ich zu meiner Drientirung außer der bezeichneten Weltgezend noch den Unterschied zwischen der rechten und linken Seite kennen: diesen Unterschied macht das Gefühl, der Unterscheidungszgrund ist lediglich subjectiv. Ohne dieses Gefühl, diese subjective Bestimmung, kann ich mich weder im Weltraume noch sonst in einem gegebenen Raume, weder geographisch noch mathematisch, zurechtsinden.

Aehnlich verhält es sich mit der Drientirung im logischen Wenn meine Borftellungen Erfahrungsobjecte find, fo Sinn. leitet mich die Erfahrung von der Wirkung zur Urfache, und von diesem Leitfaden auswärts und abwärts fortschreitend orientire ich mich in der Natur und Sinnenwelt. Sobalb ich biesen Faben verlasse und Objecte vorstelle, die nicht mehr empirisch find, sobald ich also in der dunkeln Welt des Uebersinnlichen umhertappe, fo entsteht die Frage: wo finde ich hier den leitenden Faben, ben orientirenden Gesichtspunkt? Das sinnliche Gefühl leitet hier nicht, bas Causalitätsgeset findet hier keine Unwendung; nichts hindert, daß ich mir alles Mögliche einbilde, daß ich biese dunkle Welt mit allen möglichen Objecten bevölkere. Diesen Einbil= dungen hingegeben, bin ich vollkommen desorientirt. Zu einer möglichen Drientirung in dieser Welt muß mir etwas gegeben fein, bas mich hindert, ein Object ebenso gut als bas andere anzunehmen, etwas, das mich zu bestimmten Annahmen innerlich nöthigt: dieses Etwas kann nichts Underes sein als ein Gefühl

von dem, was der Vernunft nöthig ist, b. h. als das Gefühl ei= nes Bernunftbedurfnisses. Das ist ber einzige Leitstern, der mich in der bloßen Gedankenwelt mit Sicherheit führt, in dessen Licht ich erkenne, daß von jenen bloß intelligibeln Objecten einige nothwendig und darum wirklich sind. Mur burch bieses Ber= nunftbedürfniß läßt sich in der Welt des Ueberfinnlichen das Reale vom Imaginären unterscheiben; nur durch diesen Unterscheidungs= grund wird die Drientirung möglich. Der Unterscheidungsgrund ist ein gefühltes Bedürfniß, ein Bedürfniß unserer Vernunft. Als bloges Gefühl läßt er sich nicht durch Begriffe vorstellen, nicht wissenschaftlich bemonstriren; es giebt von den Objecten ber intelligibeln Welt feine bemonstrative Gewißheit: dieß mögen die bogmatischen Metaphysiker beherzigen, deren Vernunftbeweise Als Bedürfniß ift ber Unterscheidungs= hier nicht orientiren. grund lediglich subjectiv, ein Gefühl unseres Gelbst, bedingt allein durch unfere eigene Natur, also keine Erleuchtung von oben, keine übernatürliche Unschauung, keine Offenbarung; es giebt von ben Objecten der intelligibeln Welt keine Ginsicht durch Inspiration oder durch ein höheres Wahrnehmungsvermögen: bieß fei gegen die Gefühlsphilosophen gesagt, diese Gegenfüßler ber Berftandesmetaphyfifer, die mit ihrem geheimen Bahrheitsfinn uns ebensowenig in der Gedankenwelt orientiren. Was uns hier allein orientirt, ift nicht Vernunfteinsicht noch weniger Vernunfteingebung, sonbern lediglich Bernunftbedürfniß.

Wie aber kann ein bloßes Gefühl, ein bloßes Bedürfniß uns Gewißheit verschaffen über die Wirklichkeit gewisser Gedanskenobjecte? Was wir durch das Gefühl wahrnehmen, ist ja nur der eigene Zustand; was uns das Bedürfniß vorstellt, ist ja nur ein begehrtes oder gewünschtes Object. Was in das Reich der Wünsche gehört, das gehört darum noch lange nicht in das Reich

ber Wesen. Was uns als nöthig erscheint, bas ist darum bei weitem noch nicht wirklich. Es scheint sehr kühn, auf ein Bedürfniß die Gewißheit eines Objects zu gründen, sehr gewagt,
sich von einem bloßen Bedürfniß in einer völlig unbekannten
Welt leiten oder orientiren zu lassen.

2. Der Bernunftglaube.

Indessen ift das Bedürfniß, von dem hier geredet wird, nicht jedes beliebige; es ist nicht von den zahllosen Wünschen ei= ner, mit denen die menschliche Einbildung spielt, die man haben ober nicht haben kann, die der Eine hat, der Undere nicht hat. Dieses Bedürfniß gehört zur Natur, zur Verfassung ber mensch= lichen Vernunft als solcher. So wenig die menschliche Vernunft sich ihrer ursprünglichen Unschauungen, ber Kategorien, ber Ideen entaußern kann, ebensowenig kann fie fich biefes Bedürfniffes entäußern. Es ist nothwendig, wie die Bernunft selbst. muß es empfinden, also ist es allgemein und nothwendig d. h. objectiv. Was sich auf dieses Bedürfniß gründet, was anzunehmen dieses Bedürfniß uns nöthigt, das gilt ebendeßhalb allgemein und nothwendig, das behauptet ebendeshalb felbst eine objective Realität. Weil das Bedürfniß vernunftnothwendig ist, barum sind die Objecte, die es vorstellt, vollkommen gewiß; weil aber diese Vernunftnothwendigkeit ein Bedürfniß ift, darum ist die Gewißheit der angenommenen Objecte nicht die wissenschaft: liche ber Demonstration, nicht die mystische ber Offenbarung, sondern die bloß subjective der personlichen Ueberzeugung, die wir als Glauben vom Wiffen und Meinen unterscheiden. Huf das Vernunftbedürfniß gründet sich der Vernunftglaube.

Nichts nöthigt die Vernunft, übersinnliche Gegenstände ans zunehmen zur Erklärung der sinnlichen. Ein solches Bedürfniß

könnte erst eintreten, wenn die wissenschaftliche Erklärung an der Grenze der Sinnenwelt stände. Un dieser Grenze steht sie nie. Darum gründet sich die Unnahme geistiger Naturwesen, geheimznisvoller Kräfte u. s. f. auf kein Vernunftbedürfnis. Weder die Monadenlehre noch sonst eine Urt der Metaphysik darf sich auf ein Bedürfnis der Vernunft berusen. Solche Unnahmen sind theoretischer Urt. Mit theoretischen Unnahmen hat der Verzumsstzlaube nichts zu thun; sie fallen in den Kampf der wissenzischen Schaftlichen Meinungen, von denen der Vernunftglaube nicht bezrührt wird.

Hieraus erhellt, welcher Urt das Vernunftbedürfniß und der Vernunftglaube ist; er ist lediglich moralischer Urt; die Unnahmen, die er macht, sind praktisch. Die intelligibeln Objecte, die das Vernunftbedürfniß erfaßt, über allen Zweisel erhebt, mit voller Sicherheit feststellt, sind das Dasein Gottes, die Freiheit, die Unsterblichkeit der Seele: das sind die einzigen Objecte des Vernunftglaubens, dessen Charakter lediglich der moralische ist. Wenn wir diesen Vernunftglauben in der Form von Lehrbegriffen ausdrücken, so haben diese Begriffe gar keine doctrinale, sondern nur eine moralische Bedeutung. Die Glaubenslehre der Vernunft ist theistisch, aber dieser Theismus beruht allein auf moralischen Gründen: wir haben nicht Physikotheologie, sondern Moralteologie.

Dieser Vernunftglaube ist in Rücksicht der intelligibeln Welt der einzige uns orientirende Compaß und Wegweiser. Er ist der Grund des religiösen Glaubens. Nehmen wir dem Glauben die Vernunft als Grundlage, so ist die Religion nur noch durch übernatürliche Offenbarungen möglich. Aber wie sind göttliche Offenbarungen möglich, ohne daß wir sie empfangen, wahrnehmen, verstehen können? Wie können wir diese Offenbarungen wahr=

nehmen und eine göttliche Erscheinung von einer anderen unterscheiden, ohne zu wissen, was göttlicher Natur ist, also ohne eis nen Vernunftbegriff Gottes, wonach wir felbst die Thatsache ei= ner Offenbarung beurtheilen? Dhne Bernunft ift Religion un: möglich. Der Bernunftglaube ift in allen Fällen ihre Bedingung. Nehmen wir der Vernunft bas gläubige Verhalten und damit die Möglichkeit einer moralischen Gewißheit, so find die Vernunft= grenzen aufgehoben und aller Schwärmerei, allem Aberglauben und Atheismus Thor und Thur geöffnet. Bas heißt also, sich im Denken orientiren? Es kommt barauf an, in welcher Welt sich das Denken zurechtfinden soll, ob in der sinnlichen oder in ber intelligibeln? In ber Sinnenwelt orientirt uns Anschauung, Erfahrung, Wiffenschaft; in der intelligibeln Welt Vernunftbeburfniß, moralischer Glaube, Religion: in beiden Welten ift es also die Bernunft allein, die fich zurechtfindet, entweder die erkennende oder die moralische Bernunft, entweder Bernunft= wissenschaft ober Vernunftglaube.

3. Die intelleetuelle Anschauung und die modernen Platonifer.

Der vornehme Ton und der ewige Friede in der Philosophie.

Die Religion orientirt im Denken und gehört barum zu bessen Aufklärung. Wenn dieser Leitstern fehlt oder erlischt, so wird es in einer Gegend unserer geistigen Natur vollkommen dunzkel und in der hereinbrechenden Verwirrung endet alle Freiheit des Denkens. In der Religion sind Vernunft und Glaube eines. Wenn sich Wissenschaft und Glaube nicht richtig in das Vernunftzgebiet theilen, so entsteht ein unbegrenzter und darum gesetzloser Vernunftgebrauch, eine Willkürherrschaft, die mit der Kritikalle Denkfreiheit aushebt. Wenn auf Grund der Vernunft aller

Glaube verbannt wird, so entsteht die Freigeisterei, der Vernunftunglaube, der mit dem religiösen Glauben einen Kampf
eingeht, den nicht mehr die Vernunft, sondern zuleht die Gewalt entscheidet. Wenn sich die Religion auf einem anderen
Grunde als dem der Vernunft aufrichten will, so entsteht ein der
Vernunft widerstreitender Glaube, der sich auf Autorität stüht
und mit dieser steht und fällt. In beiden Fällen ist es um die
Denkfreiheit geschehen; sie ist besonders bedroht, wenn das Genie
die Zügel ergreisen will, die nur die besonnenste Kritik richtig
führen kann, wenn an die Stelle der Wissenschaft sich die sogenannte Gesühlsphilosophie drängt mit ihren Berufungen auf das
höhere Wahrnehmungsvermögen, auf den geheimen Wahrheitssinn und die mystische Vernunsterleuchtung.

Welches Ende diese Richtung nimmt und wie die Genie= philosophie zulet in den Aberglauben einmundet, hat Kant mit vorhersehendem Scharfblicke verkundet. "Der Gang ber Dinge ist ungefähr bieser. Zuerst gefällt sich bas Genie sehr in feinem kühnen Schwunge, ba es ben Faben, woran es sonst die Bernunft lenkte, abgestreift hat. Es bezaubert auch bald andere durch Machtsprüche und große Erwartungen und scheint sich selbst nunmehr auf einen Thron gefett zu haben, ben langsame, schwerfällige Vernunft so schlecht zierte; wobei es gleichwohl immer die Sprache berselben führt. Die alsbann angenommene Marime der Ungültigkeit einer zu oberft gesetzgebenden Bernunft nennen wir gemeine Menschen Schwärmerei, jene Gunftlinge ber guti= gen Natur aber Erleuchtung. Beil indeffen eine Sprachverwirrung unter diesen selbst entspringen muß, indem, ba Wernunft allein für jebermann gultig gebieten fann, jest jeber seiner Gingebung folgt, so muffen zulett aus inneren Eingebungen burch Beugnisse äußere bewährte Facta, aus Traditionen, die anfanglich selbst gewählt waren, mit der Zeit aufgedrungene Urkunden, mit einem Worte die gänzliche Unterwerfung der Vernunft unter Facta, d. i. der Aberglaube entspringen, weil dieser sich doch wenigstens in eine gesetzliche Form und dadurch in einen Ruhesstand bringen läßt."

Die kritische Philosophie widerspricht zwar der Verstandes= aufklärung eines Menbelssohn eben so fehr als der Gefühlsrich= tung eines Jacobi, boch hat sie mit jenem wenigstens ben wich= tigen Berührungspunkt, daß es unter allen Umständen die Ber : nunft allein ist, die uns richtig orientiren kann im Gebiete so= wohl der Erkenntniß als des Glaubens, daß die Vernunft nur burch Bernunft beurtheilt werden barf, daß über bie Grenzen bes Bernunftgebrauchs bie Bernunft felbst und allein entscheibet. Dagegen die Gefühls- und Glaubensphilosophie verwirft allen logischen Vernunftgebrauch, wo es sich um bas Erkennen bes wirklichen Daseins handelt; diese Ginsicht sei burch keine Un= strengung menschlicher Vernunftkräfte, burch keine Untersuchung, nur burch Offenbarung möglich; bas Bermögen in uns, welches bie Offenbarung vernimmt, sei weber Sinnlichkeit noch Berstand, fondern eine intellectuelle Unschauung, der allein die über= sinnliche Welt einleuchte. Diese intellectuelle Anschauung ver= hält sich zu dem Uebersinnlichen, wie die platonische Philosophie zu ihrer Ibeenwelt; baher wird von den Gefühlsphilosophen die platonische Philosophie gegen die kritische geltend gemacht: jene besitze für das Uebersinnliche das empfängliche Organ, welches die kritische Philosophie nicht habe, vielmehr verneine und in ih= ren Unhängern zerstöre. In diesem Sinne widerräth namentlich 3. G. Schlosser bas Studium ber kritischen Philosophie in seinen beiden "Sendschreiben an einen jungen Mann, ber fie studiren wollte". Er tabelt und beklagt bie prosaisch = kritische Denk= weise, die den poetischen Sinn in der Philosophie tödtet und "allen Uhnungen, Ausblicken auf's Uebersinnliche, jenem Genius der Dichtkunst die Flügel abschneidet."

Woher kommt jene Unschauung des Uebersinnlichen, welche die kritische Philosophie nur deßhalb nicht hat, weil sie dieselbe in ber Berfassung unserer Bernunft nicht findet? Sie fehlt in ber gewöhnlichen Menschenvernunft und muß baher eine ungewöhnliche Ausruftung sein, die nur die wenigsten haben, eine besondere Vernunftbegabung, ein Privilegium des menschlichen Beistes. In bieser Rucksicht foll sich ber geniale Denker vom fritischen unterscheiden. Un bie Stelle ber Schule tritt bas geheimnisvolle Drakel bes inspirirten Philosophen, an die Stelle des schulmäßigen Denkens tritt das geniemäßige. Dadurch bestimmt sich der Ton, den dieses neue Philosophengeschlecht redet. Sie lassen sich nicht auf Untersuchungen und Prüfungen ein; ba sie sich privilegirt erscheinen, so reden sie "vornehm"; sie sind die begabten, außerwählten, poetischen Philosophen; die anderen, an ihrer Spige die fritischen Philosophen, sind die prosaischen. Sie berufen sich gegen Kant auf Plato, in dem Philosophie und Runft eines war, bessen poetische Vernunft in ber Unschauung Es mußte Kant fehr ungereimt erscheinen, der Ideenwelt lebte. daß, nachdem die Vernunftkritik ihre Untersuchungen vollendet hatte, man Plato zum Vorbilde nehmen und die Philosophie, die eben mit so vieler Anstrengung fritisch geworden war, mit einem mal poetisch machen wollte. Bon ber Philosophie fordern, sie solle poetisch werden, das schien in Kant's Augen eben so weise, als ob man von den Kaufleuten verlangen wollte, sie möchten ihre Sandelsbücher künftig in Bersen schreiben *).

^{*)} Bon einem neuerdings erhobenen vornehmen Tone in der Phistosophie. (Berl. Monatsschr. Mai 1796.) Ges. Ausgb. Bd. I. S. 173—194.

Als die Vernunftfritik auf den Schauplatz der Philosophie trat, standen ihr die Dogmatiker und Skeptiker gegenüber. Der Dogmatismus war der Tod der Philosophie, der Skepticismus war mindestens keine Belebung. Die kritische Denkweise erweckte in der Philosophie von neuem die schon erstordene Lebenskraft; sie entriß sie den Händen der Dogmatiker und Skeptiker, die beide an ihrem Untergange arbeiteten. Die entgegengesetzten Ansichten im Gebiete der Metaphysik wurden von der Kritik dargethan, beurtheilt, widerlegt; jeder unrechtmäßige Streit wurde unmöglich gemacht, jeder rechtmäßige durch die Vernunst selbst geschlichtet. Es schien, als ob durch die Kritik die speculative Vernunst in die Versassung eingetreten sei, welche Kant für die Staaten und das Verhältniß der Völker fordert: eine Versassung, die alle Aussichten gewährt, alle Bedingungen enthält zu einem ewigen Frieden.

Diese Aussicht ist wieder bebenklich geworden burch jenen neuerdings erhobenen "vornehmen Ton" antikritischer Philosophen. Die neuen Platoniker widerrathen öffentlich bas Studium der fritischen Philosophie und bringen sie in Migcredit, indem sie bie Grundfäße berfelben falsch auslegen, sei es aus Unkunde ober auch aus einigem bosen Hange zur Chicane. Diese Art bes Kampfes ift unrechtmäßig und verewigt ben 3wift. Wenn jene Platoniker, deren unbedachten Wortführer gegen die kritische Phi= losophie Schlosser abgiebt, die Grundsätze ber letteren falsch auslegen, so ist ein doppelter Fall möglich: entweder sie verstehen jene Grundsätze selbst richtig und erklären sie gegen besteres Wissen, bann ist ihr Verfahren eine bewußte Unwahrheit; ober sie haben jene Grundsätze selbst falsch verstanden, bann konnen sie ihrer eigenen Auslegung nicht gewiß sein, und wenn sie thun, als ob ihre Auslegung die sicherste ware, so handeln sie nicht weniger unwahr. Sie tragen eine Gewißheit zur Schau, die sie nicht haben, von der sie auch fühlen, daß sie ihnen sehlt. Der unrechtmäßige Kampf gegen die kritische Philosophie wird aushören, wenn ihre Gegner einen Grundsatz annehmen wollen, den die kritische Sittenkehre als die erste Pflicht des Menschen gegen sich selbst behauptet: du sollst nicht lügen! "Das Gebot: du sollst (und wenn es auch in der frömmsten Absicht wäre) nicht lügen, zum Grundsatz in die Philosophie als eine Weiszheitslehre innigst aufgenommen, würde allein den ewigen Frieden in ihr nicht nur bewirken, sondern auch in alle Zukunst sichern können*)."

II.

Die Theodicee in der Philosophie.

1. Das Problem.

Das eigentliche Object der Religion ist wissenschaftlich unerstennbar. Bezeichnen wir genau die Grenze zwischen Glauben und Wissen. Was ist, genau bestimmt, der Gegenstand unseres Glaubens, dieses dem Wissen stets unerreichbare Object? Die Freiheit fordert das höchste Gut als Endzweck, d. h. die vollens dete Uebereinstimmung zwischen Tugend und Glückseligkeit, die Glückseligkeit als Folge der Tugend: ein Zusammenhang, der nur möglich ist durch eine moralische Weltregierung, durch die

^{*)} Berkündigung des nahen Abschlusses eines Tractates zum ewisgen Frieden in der Philosophie (Berl. Monatsschr. Dec. 1796). Ges. Ausgb. Bb. III. S. 395—408. Dieser Aussatz und der vorige geschören aus chronologischen, sachlichen und persönlichen Gründen genau zusammen. Der Herausgeber hat Unrecht gethan, sie von einander zu trennen, sogar durch verschiedene Bände; er hat außerdem Unrecht gesthan, den ersten unter die Logis und den zweiten unter die Metaphysik zu bringen.

Gerechtigkeit ber göttlichen Vorsehung in ber Welt. Sier ift es, wo der Glaube beginnt. Sein Object ist die moralische Weltregierung, die Gerechtigkeit Gottes in der Welt, die Ueberein= stimmung der natürlichen und sittlichen Weltordnung, der Natur= und Sittengesete: mit einem Wort bie Bedingung, unter ber allein aus ber Tugend die Glückseligkeit hervorgeht. Das kann nur geschehen, wenn auch die Natur so eingerichtet ift, baß fie mit dem moralischen Weltzwecke zusammenstimmt. In einer zweckmäßig geordneten Natur offenbart sich der göttliche Wille als Kunstweisheit, in den Ordnungen der sittlichen Welt offen= bart er sich als moralische Weisheit: ber Begriff jener hochsten Kunstweisheit ist Physikotheologie, ber Begriff bieser hochsten moralischen Weisheit ift Moraltheologie. Die Uebereinstim= mung der Kunstweisheit und moralischen Weisheit, diese Einheit der Physikotheologie und Moraltheologie, ist das eigentliche Glaubensobject. Von dieser Einheit giebt es keinen wissenschaftlichen Begriff.

Wenn wir die Gerechtigkeit Gottes in der Welt begreifen könnten, so müßten wir sie aus dem Lause der Welt beweisen und rechtsertigen können. Diese Rechtsertigung wäre eine Theosdicee im philosophischen Sinn. Das Glaubensodject fällt daher in der Hauptsache mit dem Inhalte der Theodicee zusammen. Wäre der Glaubensinhalt der Vernunft erkennbar, so müßte es eine Theodicee im philosophischen Sinne geben. Wenn aber alle philosophischen Versuche in der Theodicee mißlingen, so liegt eben darin der thatsächliche Beweis, daß es von dem Glaubensodjecte keine Wissenschaft giebt, daß sich die Religion nicht auf die theoretische Vernunft stügen darf. Die Religion beruht nur auf der praktischen oder moralischen Vernunft. Negativ ausgedrückt: sie beruht nicht auf der theoretischen, oder, was dasselbe heißt,

eine Theodicee im philosophischen Sinn ist unmöglich. Diesen Beweis schickt Kant seiner Religionsphilosophie voraus, gleiche sam als deren negative Begründung*).

Eine philosophische Theodicee soll durch Gründe der Bernunfteinsicht die Einwürfe heben, die von jeher gegen die Theorie einer göttlichen Weltregierung gemacht worden. Eine göttliche Weltregierung ist plan = und zweckmäßig; nun eristirt in der Welt so viel Zweckwidriges: wie reimt sich mit jener Theorie diese Erfahrung? Giebt es keine wissenschaftliche Lösung dieses Widerspruchs, so giebt es keine philosophische Theodicee.

Der Widerspruch gegen die zweckmäßige Weltordnung erhebt sich in breifacher Gestalt. Wir erklären ben Weltzweck burch bas Gute im absoluten Ginn, burch bas Gute in relativer Bebeutung und burch bas richtige Berhältniß beiber. Das absolut Gute ist die moralische Gesinnung, bas relativ Gute ist das natürliche Wohl, das richtige Verhältniß beiber ist die der Zugend angemessene Glückseligkeit (die Gerechtigkeit in der Weltordnung). Mun eristirt im Widerspruche mit dem Guten so viel Boses in der Welt, im Widerspruche mit dem Wohl so viele Uebel und Leiden, im Widerspruche mit der Gerechtigkeit so viel Migverhält= niß zwischen Tugend und Glückseligkeit. Das find die Einwände, welche, der lette am stärksten, gegen die göttliche Weltregierung in die Wagschaale fallen. Das Dasein bes Bosen in der Welt streitet mit der Beiligkeit, das Dasein der Uebel mit der Gute, das Migverhältniß zwischen Tugend und Glück mit der Gerech= tigkeit Gottes.

Wenn es unmöglich ist, diesen dreifachen Einwand wissen= schaftlich zu widerlegen, diesen dreifachen Widerspruch durch Be=

^{*)} Ueber das Mißlingen aller philosophischen Bersuche der Theodicee. (Berl. Monatsschrift. Septbr. 1791.) Gef. Ausgb. Bd. VI.

griffe aufzulösen, so giebt es keine philosophische Theodicee. ist unmöglich. Hier behält D. Banle gegen Leibnig Recht. Philosophisch läßt sich die sittliche Weltregierung nicht beweisen. Mit was für Gründen wollen die Bertheidiger der göttlichen Beiligkeit, Gate, Gerechtigkeit in der Welt gegen die Unkläger aufkommen, wenn diese auf die Thatsache des Bosen, des Uebels, ber Ungerechtigkeit in ber Welt mit so vielen Erfahrungen bin= meisen? Hat Gott das Bose gewollt, so ist er nicht heilig; hat Gott das Bose nicht gewollt, sondern zugelassen, weil er es nicht verhindern konnte, so ist das Bose eine unvermeidliche Folge der endlichen Wesen, so ift es selbst unvermeidlich, also nothwendig; damit wird die Zurechnungsfähigkeit, die Schuld, das Bofe selbst aufgehoben. Entweder also verneint man die Beiligkeit Gottes ober bas Bofe in ber Welt. In keinem Falle läßt fich durch Vernunftgrunde einsehen, wie mit der Heiligkeit das Bose übereinstimmt.

2. Die moralische Beltregierung.

Der bedeutendste Einwurf ist die in der Welt herrschende Ungerechtigkeit: auf der einen Seite das straflose Verbrechen, das sich wohlbesindet, auf der andern die verkannte, unterdrückte, in's Elend gestoßene Tugend. Zum Verbrechen gehört die Strase, nicht bloß die innere des Gewissens, die vielleicht mit dem zunehmenden Laster immer mehr abnimmt, sondern die äußere der Weltgerechtigkeit. Wenn diese Strase ausbleibt, so steht die Gerechtigkeit in Frage. Zur Tugend gehört das Leiden, aber nur als die Bedingung, unter der sich die Tugend erprobt, nicht als die Folge der Tugend, als deren letzte Folge. Wenn nun doch die Erfahrung so viele Fälle in der Welt antrifft, die den Ausspruch des Dichters beweisen: "dem Schlechten solgt es mit

Liebesblick, nicht dem Guten gehöret die Erde", so ist wenigstens in dieser so beschaffenen Welt die Gerechtigkeit nicht einheimisch. Wegreden läßt sich dieser Widerspruch nicht. Erwartet man seine Lösung in einer anderen, künftigen Welt, so ist dieß eine gläubige Hoffnung, aber kein wissenschaftlicher Beweis.

3. Unmöglichfeit einer boctrinalen Theobicee.

Das Ergebniß heißt: man kann die göttliche Weltregierung nicht dogmatisch beweisen, auch nicht deren Gegentheil. Die dafür aufgebrachten Beweise lassen sich durch so viele Zweisel entskräften, aber ebensowenig gelten die Beweise dagegen. So hat in der philosophischen Theodicee weder der Vertheidiger noch der Ankläger Recht; der Richter in dieser Sache kann weder losssprechen noch verurtheilen, es bleibt ihm nichts übrig, um verzgleichungsweise zu reden, als von der Inskanz zu absolviren und die ganze Frage abzuweisen als eine solche, die keine richterliche Entscheidung zuläßt.

Wenn wir bessenungeachtet die göttliche Weltregierung und beren absolute Gerechtigkeit aus Vernunftgründen annehmen müssen, so werden diese Gründe nicht wissenschaftliche, sondern nur moralische sein können. Die Theodicee ist kein Gegenstand der Einsicht, sondern des Glaubens; sie ist nicht philosophisch, sonz dern moralisch. Vergleichen wir damit die Theodicee in der ehrzwürdigen Form der altbiblischen Erzählung, den Streit zwischen Hirb und seinen Freunden, so wollen die letzteren die vernünfztelnden Vertheidiger der göttlichen Gerechtigkeit sein, die Philosophen der Theodicee, die "doctrinalen Interpreten" der göttlichen Weltregierung; sie schließen aus Hiodis Leiden auf dessen Sünden, sie können das Leiden nur als verschuldetes Uebel bez greisen und machen die göttliche Gerechtigkeit zum Obersatz ihrer

Schlußfolgerungen, als ob sie von ihr eine bemonstrative Gewiße heit hätten. Hiob dagegen, sich des unverschuldeten Leidens bes wußt, stützt sich wider seine vernünftelnden Ankläger auf den moralischen Glauben an die göttliche Gerechtigkeit, der nicht zu begreifen ist durch menschliche Vernunftschlüsse, aber unbedingt gilt als Gottes unerforschlicher Nathschluß.

Wenn überhaupt die Theodicee ihrem Inhalte nach ein Gegenstand unserer Bernunft sein kann, so ist sie dieser Gezgenstand nur in moralischer, nie in philosophischer Hinsicht.

III.

Das Enbe aller Dinge.

Es ift also einzuräumen, bag in bem Weltlaufe so viele Widersprüche mit der göttlichen Weltregierung, so viele 3med= widrigkeiten eristiren, daß die Natur des Weltlaufs dieselben mit sich führt und uns deren Lösung wenigstens nicht wissenschaftlich Die vollkommene Auflösung aller dieser Wibereinleuchtet. sprüche, der eintretende Zustand göttlicher Gerechtigkeit wäre auf Erden zugleich bas Endziel bes Weltlaufs, "bas Ende aller Dinge". Die driftliche Glaubenslehre hat in ihrer Eschatologie diese Borstellung theoretisch gemacht, nachdem unter den bibli= schen Schriften die Apokalppse sie bildlich ausgeführt hatte. In= dessen ist eine solche Vorstellung ebenso unmöglich als der philosophische Bersuch einer Theodicee, welcher Art er auch sei. Es ist eine vollkommene Schwärmerei, eine Borstellung auszubilden, beren Object jenseits aller Erfahrungsgrenzen liegt. Ueber diese Grenzen hinaus reicht nur der moralische Glaube. Wie erscheint nun unter dem praktischen Glaubensgesichtspunkte das Ende aller Dinge? Als Kant diese Frage aufwarf und den merkwürdigen Auffat schrieb, der sie behandelt, war seine moralische Glaubens:

S-oall

lehre, die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Bernunft, schon erschienen. Man muß sich die besonderen Schicksale zurückzusen, welche die kantische Religionsphilosophie im Kampse mit dem Kirchenglauben erlebt hatte, um das Schriftchen, welches die Ueberschrift führt: "das Ende aller Dinge", ganz und richtig zu würdigen. Der überraschende und seine Contrast, in dem Unfang und Ende der Schrift mit einander stehen, macht einen sast epigrammatischen Eindruck. Kant beginnt mit der Fernsicht nach dem jüngsten Tage, wo die Gläubigen das Ende aller Dinge suchen, und endet mit einem sehr deutlichen Hindlick auf die Gegenwart, die nach der vorausgegangenen Bestimmung selbst wie das Ende aller Dinge aussieht*).

1. Unitarier und Dualiften.

Der jungste Tag wird vorgestellt als bas jungste Gericht, an dem sich die göttliche Gerechtigkeit in ihrer Bollendung offenbart und jedem zutheilt, mas er nach seinem sittlichen Werthe Bier trifft ben Bofen ewige Strafe und ben Zuverdient hat. Unmöglich können alle selig genbhaften ewige Glückseligkeit. gesprochen werden, sonst ware entweder Gott nicht gerecht oder die Menschen nicht bose. Wenn man sich also das Ende aller Dinge als den Zustand einer allgemeinen und ausnahmslosen Seligkeit vorstellt, so hat man eine falsche Vorstellung entweder von der göttlichen Gerechtigkeit oder von der menschlichen Berberbniß. In diesem Punkte unterscheidet Kant die "Unitarier" von den "Dualisten"; jene setzen das Ende aller Dinge gleich ber Seligkeit aller, biese setzen es gleich bem jungften Berichte, bas nach dem Mage des sittlichen Werthes den Ginen Verdammniß,

^{*)} Das Ende aller Dinge. (Berl. Monatsschr. Juni 1794.) Ges. Ausgb. Bb. IV. S. 391-408.

ben Andern Seligkeit zutheilt. Wenn der praktische Glaube zwischen beiden Vorstellungen entscheiden soll, so wird er zwar in theoretischer Rücksicht keine von beiden annehmen, aber in moralischer die dualistische vorziehen.

2. Das naturliche und übernatürliche Enbe.

In Beziehung auf das Reich der Dinge, auf Welt und Natur, läßt sich das Ende der Dinge verschieden auffassen. Entweder ist dieses Ende eine vollkommene Weltverwandlung oder Weltvernichtung oder Weltvernichtung. Im ersten Fall ist es
eine Epoche, die im Lause der Weltbegebenheiten eintritt, den
vorhandenen Weltlauf oder die bestehende Ordnung der Dinge
abschließt und eine neue einführt: so erscheint es als ein Wendepunkt im Weltlauf, als ein relativ letztes Glied in der Kette der
Dinge, als ein "natürliches Ende". Im zweiten Fall ist es als
vollkommene Vernichtung nicht innerhalb der Natur möglich, also
"übernatürlich"; im letzten Fall ist es "widernatürlich", weil es
die natürliche und moralische Ordnung der Dinge nicht bloß beschließt oder vernichtet, sondern umkehrt.

Das natürliche Ende aller Dinge macht einen vollkommen neuen Weltzustand, dessen Seligkeit die Leiden und Uebel von sich ausschließt: dieser Zustand ist eine ewige Dauer, worin entweder gar kein Wechsel oder eine ununterbrochene Veränderung stattssindet. Eines von beiden muß der Fall sein. Setzen wir, der Zustand, in dem alle Dinge enden, sei eine ewige Dauer ohne allen Wechsel, so ist von diesem Zustande alle Veränderung, mitzhin auch alle Zeit ausgeschlossen: er ist zeitlos, alles Dasein darin ist wie versteinert; in dem Momente, wo die Dinge aushören, hat auch die Zeit ausgeschlossen; in diesem Momente muß zuzgleich der zeitlose Zustand angesangen haben. Ist dieß nicht ein

vollkommener Widerspruch: Die zeitlose Dauer habe angefan= gen? ift nicht Unfang ein Zeitpunft? wie fann bas Zeitlose einen Zeitpunkt haben? wie kann die Zeit übergeben in die zeit= lose Dauer? Ein solcher Uebergang ist schlechterdings undenkbar. So ift auch das natürliche Ende der Dinge undenkbar als zeit= und wechsellose Dauer. Benn aber ber Wechsel und die Beranberung ewig fortdauert, so kann dieser mandelbare und veränberliche Buftand wenigstens feine Seligkeit sein, denn wo Wechfel ift, da find auch Uebel, und wo Uebel find, da giebt es keine wahrhafte Befriedigung. So ift bas natürliche Ende aller Dinge in jeder Weise undenkbar. Seligkeit ist weder in der wechsel= losen Ruhe des Daseins noch in der ewigen Wandelbarkeit und Beränderung besselben einheimisch. Da nun bas Dasein boch eines von beiden sein muß, entweder wechsellos oder wandelbar, so ist überhaupt die Seligkeit nicht im Dasein, sondern im Aufhören alles Daseins, in der Vernichtung, im Nichts zu suchen. Das Nichts allein ist die ewige Ruhe. Das ist die buddhistische Borstellung vom Ende aller Dinge, womit Kant in der Philosophie die spinozistische vergleicht. Nach dem Naturgesetz giebt es nur Verwandlung und Metamorphose, keine Vernichtung. Das Naturgesetz erklärt: aus nichts kann nichts werben, es giebt kein Entstehen und Bergeben, weder Schöpfung noch Untergang. So übersteigt ber Begriff einer vollkommenen Vernichtung alle naturgesetliche Möglichkeit. Darum nennt Kant Diesen eschatologischen Glauben eine mystische Vorstellungsweise und die ewige Ruhe, die dem Nichts gleichkommt, das "übernatürliche Ende aller Dinge".

3. Das widernaturliche Ende.

Wenn die Ordnung der Dinge nicht aufhört (sei es relativ

durch Verwandlung ober gänzlich durch Vernichtung), sonbern sich umkehrt, so tritt bas Ende aller Dinge ein, welches Kant als "widernatürlich" bezeichnet. Die Ordnung unserer Belt ist eine natürliche und moralische; unser Naturzweck ift Glud: seligkeit, unser moralischer 3weck ift die Würdigkeit glückselig zu Daß beide Ordnungen, die natürliche und moralische, fein. übereinstimmen, bag die Tugend am Ende gur Gluckseligkeit führt, daß die gesammte Weltordnung in ihrem letten Grunde moralisch regiert wird: eben dieß ist unser Glaube. Glaube gründet sich auf das moralische Geset, das die Pflicht= erfüllung fordert um der Pflicht willen, nicht in der Absicht oder Hoffnung auf eine kunftige Gludfeligkeit. Diese Dronung wird vollkommen umgekehrt und ihrem Gesetze widersprochen, wenn die Moral abhängig gemacht wird vom Glauben, wenn der Glaube abhängig gemacht wird von äußeren Besetzen, die durch Furcht vor Strafe, durch Hoffnung auf Lohn den Glauben erzwingen wollen: wenn mit einem Worte ber Glaube, ftatt fich bloß auf die Vernunft zu gründen, sich bloß auf die Autorität und deren Gewalt gründet.

In dem Vernunftglauben ist das Motiv der Pflichterfüllung die Pflicht, in dem Autoritätsglauben ist dieses Motiv die Furcht; dort ist die innerste Wurzel des Handelns die Freiheit, hier deren äußerstes Gegentheil, die Unsreiheit in der Form der Unmündigsteit und Selbstsucht. Der Vernunftglaube ist in seinem Kern einverstanden mit dem christlichen Glauben. Die christliche Resligion will, daß die göttlichen Gebote erfüllt werden, nicht aus Furcht vor Strafe, nicht aus Hoffnung auf Lohn, sondern aus Liebe. Dieses Motiv ist nicht das rigoristische der Moral, es ist noch weniger das terroristische der Autorität. Darin besteht der menschenfreundliche Charakter, die liberale Denkungsart des

Christenthums, bag es die Liebe jum Motive des fittlichen San= belns macht: bas nennt Kant "die Liebenswürdigkeit der driftlichen Religion". Wenn man bem Christenthume biefen liebenswürdigen Charafter nimmt und an die Stelle ber Liebe die Furcht als sittliches Motiv sett, so verwandeln sich die menschenfreundlichen Züge der driftlichen Religion in die gebieterischen und abschreckenden der Autorität, die nur Abneigung und Widersetlichkeit einflößen können. Damit aber ist die moralische Ordnung umgekehrt und bas Ende aller Dinge in seiner wibernaturlichen Gestalt eingetreten. "Sollte es mit dem Chriftenthum einmal dabin kommen, daß es aufhörte, liebenswürdig zu sein (welches sich wohl zutragen könnte, wenn es, statt seines sanften Geistes, mit gebieterischer Autorität bewaffnet würde), so müßte eine Ubneigung und Widersetlichkeit gegen baffelbe die herrschende Denkart der Menschen werden; und ber Untichrist, ber ohnehin für ben Worläufer bes jungsten Tages gehalten wird, wurde sein obzwar kurzes Regiment an= fangen; alsbann aber, weil bas Christenthum allgemeine Belt= religion zu sein zwar bestimmt, aber es zu werben von bem Schickfale nicht begunftigt fein wurde, bas (verkehrte) Ende aller Dinge in moralischer Hinsicht eintreten."

Wer erkennt in diesem so geschilderten Ende, in dieser Umskehr der moralischen Ordnung, in den Urhebern dieses widers natürlichen Weltendes nicht die Züge der Wöllner, Hilmer, Hermes, Woltersdorf u. a., die das antichristliche Princip entsweder in eigener Person sind oder es herbeiführen? So ist der kantische Aufsatz vom Ende aller Dinge ein auf das verkehrte Treiben des damaligen Zeitalters geworfenes grelles Schlaglicht.

Die beiden Abhandlungen "über das Mißlingen aller philossophischen Versuche in der Theodicee" vom Jahre 1791 und über "das Ende aller Dinge" vom Jahre 1794 begrenzen den Zeits

raum, in welchem Kant sein religionsphilosophisches System entwickelt. Sie bilden gleichsam den Rahmen zur "Religion innershalb der Grenzen der bloßen Bernunft", deren Untersuchungen in den Zwischenjahren (1792 und 93) erscheinen. Diese begrenzende Einfassung ist auch für den Charakter der kantischen Religionslehre durchaus bezeichnend. Der erste Aufsatz zeigt, daß der eigentliche Inhalt des Glaubens keine Sache der Wissenschaft ist; der zweite legt sein Gewicht darauf, daß der Glaube selbst keine Sache der Autorität sei. Gegenstand des Glaubens ist nur die moralische Weltregierung, und die moralische Weltregierung ist Gegenstand nur des Glaubens. Dieser Glaube gründet sich auf die bloße Vernunft, aber allein auf die moralische; er gründet sich nicht auf Vernunfteinsicht, sondern auf Vernunftbedürfniß.

Zweites Capitel.

Das radicale Bose in der Menschennatur.

I.

Das Gute und Bofe unter religiöfem Gesichtspunkt.

1. Das menfchliche Erlofungebeburfniß.

Der Zusammenhang zwischen Moral und Religion, wie die kritische Philosophie benselben begriffen hat, leuchtet uns vollkommen ein. Die negative Erklärung heißt: der religiöse Glaube gründet sich nicht auf irgend welche Ginsicht in die Natur ber Dinge, die Sittlichkeit gründet fich nicht auf irgend welchen religiösen Glauben; weber kann die Wissenschaft ben Glauben, noch ber Glaube die Sittlichkeit erzeugen. Im Erforschen ber Dinge begriffen, begegnen wir nirgends dem religiösen Glauben. liegt mit der Wissenschaft und überhaupt mit der theoretischen Vernunft nicht in berselben Richtung. Wenn man ihn in dieser Richtung sucht, so verfehlt man ihn nothwendig; der Glaube, welcher scheinbar das menschliche Wissen ergänzt, der sich in der Naturerklärung auf die Absichten Gottes beruft und ben naturlichen Gründen übernatürliche hinzufügt, ift nicht religiös, sondern doctrinal und gehört in das Reich der Lehrmeinungen und Hypothesen. Die positive Erklärung heißt: die Religion gründet

sich auf die Moral, und diese besteht in der Gefinnung. Es ist die Gesinnung, die den Glauben erzeugt, es ist auch klar, woburch sie ihn erzeugt. Wir haben bas religiöse Element, ben ei= gentlichen in der sittlichen Gemüthsverfassung enthaltenen Glaubensfactor schon erkannt. Die pflichtmäßige Gefinnung ift bie Achtung vor dem Geset, die alle Empfindungen zu Boden schlägt, bie in ber Selbstliebe wurzeln. Diese Achtung muß in jedem das Gefühl des eigenen Unwerths, der eigenen sittlichen Unvoll= kommenheit erzeugen. Denn wer will sich, mit dem Gesetze verglichen, aufrechthalten? But ift keiner, jeder foll es fein. Die sittliche Vollkommenheit erscheint als bas zu erstrebende Ziel, die eigene Unvollkommenheit als der vorhandene Zustand, der von jenem Ziele unendlich weit absteht. Unvollkommenheit ist Man= gel, Gefühl des Mangels ist Bedürfniß nach Befriedigung. Die sittliche Wollkommenheit ist nicht unser Zustand, sondern unser Bedürfniß. 2118 Zustand gedacht, als erreichtes Ziel, ist sie eine leere Einbildung, eine moralische Schwärmerei; als Beburfniß empfunden, ist sie die tiefste Regung ber menschlichen Matur, nicht eine vorübergebende und vereinzelte Meigung zufäl= liger Urt, sondern ein nothwendiger und allgemeiner Gemüthszustand, ein Bernunftbedürfniß *).

Dieses Bedürfniß ist es, welches den Glauben macht. Zestes Bedürfniß will Befriedigung. Was dieses Bedürfniß bestriedigt, ist keine Einsicht, keine Handlung, sondern ein Glaube, nämlich die moralische Sewißheit, daß in der That das Sittensgeset Weltzeset oder Weltzweck ist, daß in ihm die ewige Ordnung der Dinge besteht und sich vollendet. Wir sehen deutlich, wie sich mit der sittlichen Gesinnung ein Bedürfniß und mit diesem

^{*)} Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Lorw. zur ersten Auflage. — Ges. Ausgb. Bb. VI. S. 160 — 170.

Bedürfniß ein Glaube nothwendig und unabtrennbar verbindet. In der moralischen Gesinnung liegt das Gesühl des eigenen Unswerths, der eigenen moralischen Unvollkommenheit; in diesem Gesühle unseres Mangels liegt das Bedürsniß, von diesem Mangel befreit zu werden. Der Mangel ist das Uebel im moralischen Sinn; die Befreiung von diesem Uebel ist die Erlösung. Wir sind erlöst, nicht wenn wir weniger unvollkommen sind, nicht also dadurch, daß wir vollkommener, sondern daß wir wirklich vollkommen werden. Nur der Zustand der Vollkommenheit ist Erslösung; nur diese Erlösung befriedigt unser moralisches Bedürsniß. Aber die Möglichkeit der Erlösung ist ein Object bloß des Glauzbens; darum ist es nur der Glaube, der jenem Bedürsniss genugthut. Das Vernunstbedürsniß selbst ist ein Bedürsniß zu glauben, das sich auf unser sittliches Streben gründet, weil es ohne dieses Streben gar keinen Sinn hätte.

Aller Glaube, so weit derselbe rein religiöser Natur ist, geht aus von diesem Bedürfniß und richtet sich auf dieses Ziel, das wir als die Erlösung vom Uebel bezeichnen. Das Bedürfzniß wird von der Vernunft selbst empfunden, es folgt unmittelz bar aus der moralischen Vernunft: darum ist auch der Glaube, der aus dieser Bedingung hervorgeht, ein reiner Vernunftglaube oder "Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft".

2. Der Urfprung bes Bofen.

Der Inhalt dieses Glaubens ist schon bestimmt durch das Bedürfniß der moralischen Vernunft. Es wird geglaubt, was unssere sittliche Natur fordert: die Erlösung des Menschen vom Uebel. Das ist kurzgesagt das Thema der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Von hier aus begreift sich auch die Eintheilung der kantischen Religionslehre. Es sind gleichsam

drei Stadien oder Stufen, die sich in dem Erlösungsproces der Menschheit unterscheiden. Die Herrschaft des Bösen im Mensschen ist das Erste, der Ausgangspunkt der Erlösung; die vollzendete Herrschaft des Guten ist das Letzte, der Zielpunkt der Erzlösung. Diese Herrschaft ist ein Sieg des Guten, der den Kampf mit dem Bösen voraussetzt: so liegt in der Mitte zwischen den beiden Ertremen, nämlich der Herrschaft des Bösen und dem Siege des Guten, "der Kampf des guten Princips mit dem bösen um die Herrschaft über den Menschen."

Die religiöse Betrachtung bes Guten und Bösen ist von ber moralischen unterschieben. Unter bem moralischen Gesichtspunkte wird bestimmt, was gut und bose ift. Diese Bestimmung bleibt genau dieselbe unter dem religiosen Gesichtspunkt; es giebt nicht etwa verschiedene Erklärungen bes Guten und Bosen, eine anbere von Seiten der Moral, eine andere von Seiten der Reli= gion. Gut ift ber Wille, ber burch nichts anderes motivirt wird als allein durch die Worstellung der Pflicht; das Bose ist bas Gegentheil bes Guten. Der Glaube anbert an biefen Begriffen nicht bas Minbeste, er vertieft und erweitert sie nur ver= moge seiner ganzen Betrachtungsweise. Sein Object ist die Erlösung b. h. bie Bollenbung bes Guten. Bas erlöft wirb, muß von etwas erlöst werden; wovon wir erlöst werden sollen, ist das Uebel im moralischen Sinn (bas Bose). Bur Bollendung und zum wirklichen Siege bes Guten gehört, bag wir bas Bofe grundlich überwunden haben, daß wir in ber Burgel davon erlöst sind. Go ist die Burzel des Bosen eigentlich basjenige, wovon wir erlöst sein wollen. Die Borstellung von dem Grunde bes Bösen hängt barum mit ber Vorstellung ber Erlösung auf bas genaueste zusammen. Und in biesem Punkte unterscheidet sich die religiöse Betrachtungsweise von der moralischen. Tifder, Gefdicte ber Philosophie IV. 2. Muft.

- ment

bestimmt, was gut und böse ist; jene versolgt beide Begriffe bis an die äußerste Grenze: das Gute dis zur Vollendung, das Böse dis zu seiner Wurzel. Unter dem religiösen Gesichtspunkte hanz delt es sich nicht bloß um den Unterschied des Guten und Bösen, sondern um die Vollendung des Guten und um den Ursprung des Bösen. Von einer wissenschaftlichen Lösung dieser Fragen kann nicht die Rede sein. Die Moral verlangt, daß unter allen Umständen das Gute gethan, das Böse unterlassen werde. Auf das sittliche Handeln hat es keinen Einfluß, wie wir uns die Vollendung des Guten und den Ursprung des Bösen vorstellen: diese Vorstellungsweise ist also weder wissenschaftlich noch (im engeren Sinn) moralisch, sondern religiös. Hier tritt uns der Unterschied des Glaubens von Wissenschaft und Moral deutlich entgegen.

Die erste Frage ber religiösen Betrachtungsweise betrifft ben Ursprung des Bösen. Das ist der erste Punkt, den der Glaube aufsucht: die Grund = und Cardinalfrage aller Religion. Erlösung oder die Vollendung des Guten hat keinen Sinn, wenn nicht klar ist, wovon wir zu erlösen sind. Und wovon anders find wir zu erlösen als von bem, mas allem Bosen zu Grunde liegt, von bem Grunde bes Bofen felbst? Daher stellt Kant die Frage nach dem Grunde des Bösen an die Spite seiner Reli= In neuer Gestalt begegnet ihm hier wieder bas gionslehre. Problem der menschlichen Freiheit, bas schwierigste aller Probleme, und er wird noch einmal zu seiner Lehre vom intelligibeln Cha= rafter jurudgeführt. In biefer gangen Untersuchung über ben Ursprung bes Bosen, in ber Urt und Beise, wie Kant alle Schwie= rigkeiten ber Sache einsieht, auseinanderlegt und bemeiftert, er= kennen wir eine jener Leistungen bes menschlichen Tiefsinnes, bie nur ben größten Denkern gelingen. Es wundert uns nicht, warum

den. Um gleich die Hauptschwierigkeit unserer Frage hervorzuheben, so setzt sie voraus, daß überhaupt das Böse einen Grund hat. Wenn es einen Grund hat, so ist es nothwendig und eben darum unzurechnungsfähig und eben darum nicht böse; wenn es in Wahre heit böse ist, so ist es zurechnungsfähig, nicht nothwendig, grundelos. Entweder also hat, wie es scheint, die Frage nach dem Grunde des Bösen keinen Sinn, oder das Böse selbst hat keinen.

Gut ift nur bie Gesinnung; also kann auch bas Bose nur in der Gesinnung gesucht werden. Gut ift die pflichtmäßige Gesinnung, boje die pflichtwidrige. Die Marime der pflichtmäßigen Gesinnung ift bas Sittengesetz, bie der pflichtwidrigen bas Gegentheil bes Sittengesetzes. Der erfte Grund zur Unnehmung einer solchen Marime ift ber Ursprung alles Bosen. Gin Db= ject irgend welcher Urt kann biefer erfte Grund nie fein; kein Db: ject macht den Menschen sittlich, kein Object macht ihn bofe. In der Erfahrung kann darum der Ursprung des Bosen nicht gesucht werden, er liegt mithin vor aller Erfahrung; von außen kann der Grund nicht kommen, der die Gesinnung des Menschen verdirbt, also muß biefer Grund im Menschen selbst liegen; ab= geleitet kann bas Bose nicht werden, es ift mithin ursprünglich: es ist eine der menschlichen Natur angeborene Beschaffenheit, die den ersten Grund enthält zur Unnehmung der bofen Marime. Wir nennen biesen ersten Grund "angeboren" nur in bem nega= tiven Sinn, daß er nicht aus empirischen Bedingungen abgelei= tet werden kann, daß er außerhalb der Erfahrung liegt; er ift, wie Kant fagt, mit der Geburt gegeben, nicht burch dieselbe.

Wir werden mit unserer Frage von der Erfahrung ab: und hingewiesen auf die Ursprünglichkeit der menschlichen Natur. Wir

- - INTEND

mussen daher die Frage verallgemeinern: was ist der Mensch von Natur, gut oder bose*)?

3. Der rigoriftifche Stanbpunft.

Es giebt überhaupt zwei benkbare Grundverhältnisse bes Guten und Bösen: das disjunctive und conjunctive. Entire= ber schließen beibe einander aus und sind bergestalt getrennt, daß, wo eines ist, eben deßhalb das andere nicht ist, oder sie laffen sich verbinden. In dem ersten Fall ift ihr Schauplat eng und ausschließend, jedes hat den seinigen, sie konnen nicht beide auf bemselben Schauplate zusammen bestehen; in dem anderen Fall ist dieser Schauplatz so weit, daß er beide zugleich umfaßt und aufnimmt. Es kommt also barauf an, wie in Rücksicht bes Guten und Bosen die menschliche Natur beurtheilt wird, ob als enger ober weiter Schauplag: ben ersten Standpunkt nennt Rant "rigoristisch", ben zweiten "latitudinarisch". Und bieser lette Standpunkt hat wieder zwei Fälle: das conjunctive Werhältniß ist entweder positiv oder negativ; beide zusammen (Gutes und Boses) können bemselben Subjecte entweder zu = oder abge: sprochen werden. Die bejahende Form heißt: "sowohl bas eine als auch das andere," die verneinende: "weder das eine noch bas andere." Die Bereinigung bes Guten und Bosen ift bem= nach entweder die negative der Indifferenz oder die positive der Mischung; beide Standpunkte find nach bem Musbrucke Rant's latitudinarisch: ben ersten nennt er "Indifferentismus", ben zweiten "Sonkretismus".

Es giebt mithin brei Standpunkte zur Beantwortung ber

^{*)} Rel. innerhalb d. Gr. d. bl. L. Erstes Stück. Bon der Einswohnung des bösen Princips neben dem guten, oder über das radicale Bose in der menschlichen Natur. — Bd. VI. S. 177—180.

Frage: was ist ber Mensch von Natur in Rücksicht des Guten und Bösen? 1) Die Rigoristen urtheilen: "der Mensch ist von Natur entweder gut oder böse;" 2) die Indisserentisten: "der Mensch ist von Natur weder gut noch böse;" 3) die Synkreztisten: "der Mensch ist von Natur sowohl gut als böse."

Das Gute ist die zur Maxime gewordene Pflicht, das zur Gesinnung gewordene Sittengeset. Dieses Gesetz ist nur eines, es gilt in allen Fällen; wenn es in einigen Fällen nicht gilt, so gilt es überhaupt nicht. Es ist unmöglich, daß es zugleich gilt und nicht gilt: mithin ist der Standpunkt des Synkretismus un= möglich.

Jede Handlung hat ihre Motive; sie ist gut, wenn ihre alleinige Triebseder das Sittengesetz ist. Wenn ihre Triebseder das
Sittengesetz nicht ist, so hat sie andere Motive; alle Beweggründe,
welche das Sittengesetz nicht sind, sind demselben entgegengesetzt.
Die Abwesenheit des Sittengesetzes ist nothwendig die Anwesenheit einer anderen, d. h. einer entgegengesetzten Triebseder: Es
giebt zwischen Gutem und Bösem nichts Mittleres; es giebt in
Rücksicht des Guten und Bösen keine Indisserenz: mithin ist der
Standpunkt des Indisserentismus ebenfalls unmöglich.

Der einzig mögliche Standpunkt ist demnach der rigoristische. Diesen Standpunkt nimmt Kant, ohne den Vorwurf der Schrosseheit zu achten, der gewöhnlich dem Rigorismus gemacht wird. Die Moral soll schrosse sein. Der rigoristische Standpunkt duldet keine andere Triebseder als die Pflicht, er duldet keinerlei Vereisnigung oder Vermischung der Pflicht mit der Neigung. Eben diese Vereinigung war es, der Schiller in seiner Abhandlung über Anmuth und Würde in ästhetischer Rücksicht das Wort geredet hatte. Er wollte, daß die Neigung der Pflicht gleichkomme, daß die Pflicht selbst Neigung werde. In diese Uebereinstimmung

zwischen Pflicht und Neigung, in diese freiwillige Tugend setzte er ben Charafter ber schönen Sittlichkeit, ber Anmuth im Un= terschied von der Bürde, welche ben sittlichen Billen in seiner unbedingten Erhabenheit offenbart. Kant's Gegensatzu Schiller ist hier ber Gegensatz ber rein moralischen und asthetischen Denkweise, des rigoristischen und funftlerischen Standpunktes. Bu= gleich sucht Kant einen möglichen Bereinigungspunkt in einer fol= chen Verbindung der Tugend mit der Unmuth, welche ber Strenge ber Moral feinen Abbruch thut. "Berr Professor Schiller," so lauten Kant's Worte, "mißbilligt in seiner mit Meister= hand verfaßten Abhandlung über Unmuth und Würde in der Moral diese Vorstellungsart der Verbindlichkeit, als ob sie eine farthäuserartige Gemuthsstimmung bei sich führe; allein ich fann, ba wir in den wichtigsten Punkten einig find, auch in diesem keine Uneinigkeit statuiren, wenn wir uns nur unter einander verständ: lich machen können. Ich gestehe gern, daß ich bem Pflichtbegriff, gerade um feiner Burde willen feine Unmuth beigefellen fann, benn er enthält unbedingte Nöthigung, womit Unmuth in gerabem Wiberspruch steht. Die Majestät bes Gesetzes (gleich bem auf Sinai) flößt Ehrfurcht ein (nicht Scheu, welche zurudflößt, auch nicht Reiz, ber zur Vertraulichkeit einlabet), welche Uchtung bes Untergebenen gegen seinen Gebieter, in diesem Fall aber, ba biefer in uns liegt, ein Gefühl des Erhabenen unferer eigenen Bestimmung erweckt, was und mehr hinreißt als alles Schone. Aber bie Tugend, b. i. bie fest gegrundete Gefinnung, feine Pflicht genau zu erfüllen, ift in ihren Folgen auch wohl= thätig, mehr wie alles, was Natur ober Kunst in der Welt lei= sten mag; und das herrliche Bild der Menschheit, in dieser Gestalt aufgestellt, verstattet gar wohl die Begleitung der Grazien, die aber, wenn noch von Pflicht allein die Rede ift, sich in ehrer=

bietiger Entfernung halten. Wird aber auf die anmuthigen Folgen gesehen, welche die Tugend, wenn sie überall Eingang fände, in der Welt verbreiten würde, so zieht alsdann die moralisch gerichtete Vernunft (durch die Einbildungskraft) die Sinnlichkeit mit in's Spiel. Nur nach bezwungenen Ungeheuern wird Herzules Musaget, vor welcher Arbeit jene guten Schwestern zurückbeben. Diese Begleiterinnen der Venus Urania sind Buhlschwessstern im Gesolge der Venus Dione, sobald sie sich in's Geschäft der Pflichtbestimmung einmischen und die Triebsedern dazu herzgeben wollen*)."

4. Die menschlichen Triebfebern und beren Ordnung.

Der rigoristische Standpunkt ist festgestellt. Eines von beis den ist der Mensch von Natur: entweder gut oder böse. Eines von beiden ist seine angeborne Beschaffenheit, da weder das eine noch das andere auß empirischen Ursachen abgeleitet werden kann. Das Moralische empirisch begründen, hieße die generatio aequivoca in die Sittenlehre einführen.

Jest ist der Punkt deutlich, wo die Schwierigkeit liegt. Gut oder bose kann der Mensch nur werden vermöge der Freisheit; doch ist er zugleich von Natur entweder das eine oder das andere, doch ist seine angeborene Beschaffenheit entweder gut oder bose. Der moralische Standpunkt behauptet die Freiheit als den alleinigen Grund des Guten und Bösen, der rigoristische behauptet das Gute oder Böse als angeborne Beschaffenheit der menschlichen Natur. Beide Standpunkte sind begründet und müssen vereinigt gelten. Was also das Gute und Böse betrifft, so muß

^{*)} Ebendas. Erstes St. Anmerkg. — Bb. VI. S. 180—184. Bgl. S. 182 Anmerkg. Bgl. Schiller über Anmuth und Würde (Thalia, 1793). Meine Schrift "Schiller als Philosoph". VI. 5. S. 74—78.

der Mensch angesehen werden als der freie Urheber seiner angeborenen Beschaffenheit in der einen oder in der anderen Rücksicht. Ist aber der erste Grund des Guten und Bösen die Freiheit, so kann der Ursprung der angeborenen Beschaffenheit nicht in der Zeit, also nicht im empirischen Charakter gesucht werden, sondern nur im intelligibeln.

Nun ist die angeborene Beschaffenheit, deren Urheber wir selbst sind, sehr wohl zu unterscheiden von den angeborenen Be= schaffenheiten, beren Urheber wir nicht selbst find. Jene liegt innerhalb, diese außerhalb der Willfur. Die angeborenen Beschaffenheiten im letten Sinn nennen wir Unlagen. Unfere Un= lagen find uns gegeben, wir machen fie nicht; es giebt Unlagen, die zur Möglichkeit ber menschlichen Natur als folcher gehören: ursprüngliche Unlagen. Von diesen Unlagen ist keine gut oder bose, denn es ist nicht der Wille, der sie macht. Wenn es die Unlagen waren, welche den Ginen gut, ben Unbern bofe machen, so mare beides Werk der Natur, und von Moralität ware nicht weiter bie Rebe. Diese Unlagen sind Naturzwecke, die selbst wieder Mittel zu moralischen 3weden sind. Der sittliche End= zweck ist das Gute. Also kann von jenen Unlagen keine zum Bofen bestimmt fein; wenn fie nothwendig jum Bofen führten, fo waren sie felbst bofe. Mithin konnen die ursprünglichen Un= lagen ber Menschennatur nur zum Guten bestimmt fein, aber an biese Bestimmung ift ber Wille nicht gebunden, er kann sie in's Bose verkehren. Das Gute wie bas Bose liegt allein in ber Willensrichtung, der gegenüber die Unlagen bewegliche Mittel find, die von Natur bem Guten dienen follen, aber, von ber Freiheit in Besitz genommen, sowohl bem Guten als bem Bosen bienen können. Wir werben also genau unterscheiben zwischen jener angeborenen Beschaffenheit, die entweder gut oder bose ist, und

biesen ursprünglichen Anlagen der menschlichen Natur, die in der Ordnung der Dinge zum Guten bestimmt sind.

Welches sind die ursprünglichen Unlagen zum Guten in ber Menschennatur? Der Mensch ist ein lebendiges, denkendes, mo= ralisches Wesen. Die bloß organische Natur ist die Thierheit, die Bereinigung ber lebendigen und vernünftigen Natur ift bie Menschheit, die Vereinigung ber vernünftigen und moralischen Natur ift die Perfonlichkeit; Die Unlage zum Leben ift animalisch, die Unlage zur Ueberlegung und Selbsterkenntniß ift menschlich, bie Unlage zur Uchtung vor dem Sittengesetz ist moralisch. Un sich ist keine dieser Unlagen aut oder bose; an sich ist jede bersel= ben von der Natur jum Guten bestimmt. Wenn der Wille die Richtung der moralischen Unlage nimmt und das Sittengesetz zu feiner Marime macht, so ift er gut. Darin allein besteht bas Gute. Es hängt von dem Willen ab, welche von den ursprüng= lichen Unlagen, die eben so viele Triebfedern sind, er zur ober= sten Triebfeder macht. Wenn diese oberste Triebfeder nicht bas Sittengeset ift, nicht bieses allein, so ift ber Wille bose. Den= ten wir uns den Willen unter ber Herrschaft ber animalischen Triebe, so daß die menschliche und moralische Natur unter die thierische herabsinken, so entstehen die sogenannten viehischen gafter, wie Böllerei, Bolluft, wilbe Gesethlosigkeit; benken wir uns ben Willen unter der Herrschaft bloß der natürlichen Vernunft, so ist sein einziges Ziel bas eigene Wohl, so sucht bas Individuum nichts anderes als seine eigene Glückseligkeit, seine eigene größt= mögliche Geltung, so will es zu seinem Vortheile ben Nachtheil und Schaben bes Unberen, mit seiner Gelbstliebe steigt bie feinb= selige Gesinnung gegen andere, Bosheit, Reid, Undankbarkeit, Schadenfreude, sie machsen in's Unermegliche und erzeugen die fogenannten teuflischen Laster. Also nicht in der Anlage als sol=

cher liegt bas Bose, sondern in dem Verhältniß der Unlage zum Willen: in der Unlage, fofern sie Triebfeder wird. Nicht in der Triebfeber als solcher liegt bas Bose, sondern in ihrem Berhält= niße zum Sittengeset: barin alfo, bag bie Triebfedern ber thieri= schen Natur oder ber klugen Selbstliebe im menschlichen Willen mehr gelten als bas Sittengeset, baß fie bem letteren übergeord= net sind, nicht, wie es das Sittengesetz verlangt, schlechterdings Das Sittengesetz ist Maxime. Was sich bem untergeordnet. Sittengesetze vergleicht, fich mit bemselben in gleicher ober größerer Berechtigung behauptet, gilt als Marime. Es ift also flar, worin allein das Bose besteht: nicht in ber Unlage, auch nicht in der blogen Triebfeder, sondern in der Triebfeder, sofern sie Maxime des Willens ist, sofern sie dem Willen die Richtung giebt und die Richtschnur der Handlungen bestimmt, in den Triebfedern, die nicht das Sittengesetz selbst find. Wenn die un= teren Unlagen (ich meine alle Unlagen, ausgenommen die moralische) Willensmotive werden, wenn diese Triebfebern als Maxi= men gelten, so besteht in ber Herrschaft diefer Marimen bas Bose.

Jest erst ist die Frage, um die es sich handelt, so weit entwickelt, daß ihr Sinn einleuchtet und die Auflösung eintreten kann. Der Mensch ist von Natur entweder gut oder böse. Wenn der menschliche Wille vermöge seiner ursprünglichen Richtung das Sittengesetz zu seiner Marime macht, so ist er von Natur gut; wenn er vermöge seiner ursprünglichen Richtung eine andere Triebseder zur Marime macht und auf diese Weise die Ordnung der Triebsedern umkehrt, so ist er von Natur böse. Dieß ist genau der zu entscheidende Punkt*).

^{*)} Religion innerhalb ber Grenzen der bloken Vernunft. Erstes Stück. I. Lon der ursprünglichen Anlage zum Guten in der menschlichen Natur. — Bb. VI. S. 184—187.

5. Das bofe Berg. (Der Sang jum Richtguten.)

Der Schauplat, auf bem allein wir das Gute oder Böse antressen, ist die Willensrichtung, je nachdem der Wille diese oder jene Marime annimmt, diese oder jene Triebseder zu seiner Marime macht. Um unsere Frage zu entscheiden, müssen wir die Willensrichtung dis zu ihrer Wurzel verfolgen, die der bestimmten Handlungsweise, dem empirischen Charakter selbst vorherzgeht. Das Element der Willensrichtung ist Willensneigung oder Hang. Hang ist nicht Tried. Den Tried macht die Natur, den Hang der Willensdisposition, elementare Willensrichtung. Wenn dieser Hang sich auf das Sittengesetz richtet, so ist der Mensch von Natur gut; wenn nicht, so ist er von Natur böse.

Bier haben wir bas Bofe in seinem größten Umfange bestimmt, als das contradictorische (nicht bloß contrare) Gegentheil bes Guten. Böse ist ber Hang zu allem, was nicht bas Sit= tengesetz selbst ift: biefer Hang ist "bas bose Berg", die Empfanglichkeit für alles außer bem Sittengesetz. "Der Beist bes moralischen Gesches," sagt Rant, "besteht barin, bag biefes allein zur Triebfeber hinreichend sei. Was nicht aus diesem Glauben ge: schieht, das ist Sunde (der Denkungsart nach)." In diesem weitesten Umfange bes Bosen werben wir verschiedene Stufen unterscheiden dürfen, die zwar in ihrem moralischen Unwerthe gleich, aber in ihrem Vermögen bes Bofen ungleich find. Wenn das Sittengesetz nicht die alleinige Triebfeder des Willens ift, so sind drei Fälle möglich. Entweder der Wille wird gar nicht durch Marimen bestimmt, oder er wird nicht allein durch das Sitten= gesetz, sondern durch andere Triebfedern mitgeleitet, oder endlich er bestimmt sich burch Maximen, die von bem Sittengesetze bas

- comb

birecte Gegentheil bilben. Wenn überhaupt keine Maximen, sonbern nur Begierden und Neigungen den Willen treiben, so sind
bie Neigungen der Natur stärker als die Maximen, stärker als
der Wille, so ist der Wille schwach: das ist "die Gebrechlichkeit"
ber menschlichen Natur; "das Wollen habe ich wohl, aber das
Bollbringen sehlt." Wenn sich mit der Pflicht noch andere Triebfedern vermischen und die Selbstliebe mit in den Beweggrund
der Handlung einsließt, so ist dieß "die Unlauterkeit" des menschlichen Herzens. Wenn endlich statt des Sittengesetzs die entgegengesetzte Maxime den Willen bestimmt, wenn die Selbstlucht
nicht bloß als mitwirkende Triebseder die Gesünnung trübt, sondern als alleinige Maxime herrscht, so besteht darin "die Bösartigkeit" des Willens, die Verderbtheit oder Verkehrtheit des menschlichen Herzens.

Wenn nun der Wille in seiner ursprünglichen Richtung, d. h. in seinem Hange, sich von dem Sittengeset abwendet und durch diese Abweichung die Gebrechlichkeit, Unlauterkeit, Bösarztigkeit in die menschliche Natur einführt, so ist der Mensch von Natur böse. Dieser Hang ist dann der erste Grund oder die Wurzel des Bösen. Als Hang ist er Willensrichtung, also Wilzlensthat vor der wirklichen empirischen Handlung, also verschulzdet und darum selbst böse. Er ist das ursprüngliche Böse, die Ursünde im Menschen, das "peccatum originarium", womit verglichen, alle anderen bösen Handlungen Folgen "peccata derivata" sind. Die ganze Frage läuft also darauf hinaus: ob sich der Wille in seinem ursprünglichen Hange vom Sittengeset abzwendet oder nicht*)?

^{*)} Ebendas. Erstes Stud. II. Von dem Hange zum Bösen in der menschlichen Natur. — Bd. VI. S. 188—192.

II.

Das radicale Bofe in ber menfchlichen Natur.

1. Die Thatfache ber bofen Gefinnung.

Diese Frage zu entscheiben, lassen wir zuerst die Erfahrung ihr Zeugniß abgeben, soweit bieselbe im Stande ift, die sittliche Natur der Menschheit zu erkennen. Es sei die menschenkundiaste Erfahrung in ihrem größten Umfange, die uns Muskunft gebe, wie ihr der empirische Charafter des Menschen erscheint in allen Zeiten, in allen Lagen bes Lebens, in allen Zuständen ber Bil= bung. Ueberall erscheint ber Mensch im Widerspruche mit bem Sittengeset, im Widerspruche gegen baffelbe, nicht bloß in einem bem Sittengesetz ungleichen Buftande, ben felbst die Tugend nicht gang überwindet, sondern in einer dem Sittengeset abgewende: ten Richtung, die aus dem bofen Bergen hervorgeht. Wenn bei ben roben Naturvölkern bie Triebe und Begierden bis zur außer= sten Wildheit, die Leidenschaften des Hasses und der Rache bis zur äußersten Grausamkeit finn = und zügellos walten, fo läßt sich dieser sittenlose Zustand aus dem Naturtriebe, aus der Rohheit ber Natur, aus bem Mangel aller Bilbung erklären. Wenn man aber bemerkt, daß die Grausamkeit nicht bloß eine Folge blinder Leidenschaft, sondern ein Object der Lust ift, daß diese Kinder der Natur ohne jede Rachbegierde martern können, bloß um sich an fremden Qualen zu erfreuen, so hat eine solche ungereizte, burch keinen Naturtrieb motivirte Grausamkeit keinen anberen Grund, als die natürliche Bosheit. Betrachten wir die Menschen im Buftande ber am weitesten vorgerückten Bilbung und prüfen ihr Inneres, so versteckt es sich zwar, so gut es geht, unter bem Scheine der Tugend, aber dicht unter der Oberfläche zeigt sich überall ber wurmstichige Kern. hinter bem Vertrauen,

so aufrichtig es zu sein scheint, liegt immer noch irgend eine geheime Falschheit; gegen die empfangene Wohlthat regt sich ber Unbank, gegen frembes Glud ber Neid, gegen frembes Unglud die Schadenfreude; selbst bas herzliche Wohlwollen ist nicht so rein, daß nicht die Bemerkung möglich ware: "es sei in bem Unglud unserer besten Freunde etwas, bas uns nicht gang mißfällt." Das moralische Urtheil selbst wird abgestumpft und durch den Schein verblendet und bestochen; wer nicht das Laster unverholen zur Schau trägt, wer ben selbstfüchtigen Sinn mit Unftand bedeckt, heißt schon gut in der gebildeten Gesellschaft: "hier gilt berjenige für gut, ber ein boser Mensch von der allgemeinen Classe Wenn man die Gesinnungen entblößt, die unter dem Tugendscheine nicht eben tief versteckt sind, und sie ernsthaft und un= verblendet ansieht, so trifft man jeden an einer Stelle, wo er im geheimen Sinterhalt liegt gegen ben Undern; mitten im Bergen ber gebildeten Welt lebt unverwüstlich ber alte Naturzustand. Diese sittliche Verfassung ber Menschen zu erklären, reicht Die einfache Selbstliebe nicht hin. Es ist die Selbstliebe nicht in ihrer einfachen, sondern in ihrer übertriebenen Geltung, es ist die jur herrschaft, jur Marime erhobene Selbstliebe: Die Selbstsucht, die nicht im Naturtrieb entspringt, sondern im Willen. Nicht bloß in den Ginzelnen, auch in den großen Berhältniffen der Menschheit führt sie die Zügel. Auch die Wölker liegen gegen einander in diesem geheimen Hinterhalt, woraus von Zeit zu Beit die Furie der Kriege hervorbricht, welche die Selbstsucht an allen Enden, in allen ihren Gestalten entfesselt und keinen Zweifel barüber läßt, wie es im Innern ber Menschen ausfieht *).

So verhält es sich mit bem empirischen Menschencharakter.

^{*)} Ebendas. Erstes Stud. III. Der Mensch ist von Natur bose.
— Bb. VI. S. 192—195.

Wo man ihn immer findet, so weit man ihn immer verfolgt, erscheint er nicht etwa in seiner äußeren Handlungsweise, sondern in seiner Denkungsart als dem Sittengesetz abgeneigt, als innerzlich auf das Gegentheil des Guten gerichtet, d. h. als bose. Wie erklärt sich diese allgemeine von dem gesammten Menschengeschlecht geltende, von aller Erfahrung bezeugte Thatsache?

2. Der bofe Bille.

Offenbar wird der Erklärungsgrund in einer Bedingung gessucht werden müssen, die zur menschlichen Natur als solcher geshört, sonst könnte die Thatsache des Bösen nicht so umfassend sein, als sie ist. Offenbar wird jene Bedingung keine unfreiwillige, unwillkürliche, naturgesetzliche sein dürsen, sonst würde die zu erklärende Thatsache den Charakter des Bösen verlieren, also überhaupt nicht stattsinden.

Nun find die beiden Bedingungen, die zur menschlichen Na= tur als solcher gehören, Sinnlichkeit und Bernunft. In welcher von beiden liegt der Grund des Bösen? Wenn man ihn bloß in der Sinnlichkeit sucht, so ware es allein die animalische Na= tur, welche ben Menschen treibt und beherrscht, so wäre ber menschliche Wille thierisch, aber nicht bose; die Sinnlichkeit also kann ber zureichende Erklärungsgrund nicht fein: fie erklärt zu Wenn man den Grund bes Bosen blog in der mensch= wenig. lichen Vernunft sucht, so mußte sich bie Vernunft in ihrem Ur: sprunge von dem Sittengesetze losgeriffen und moralisch vollkom= men verbunkelt haben, fie mußte als ein in seinem Ursprung abgefallener und boser Geist gelten, so daß der Mensch kraft seiner Vernunft nichts anderes wollen kann, als das Gegentheil des Guten, daß er nicht anders kann als im Widerspruch gegen bas Sittengeset beharren: bann ware ber Mensch gleich einem gefal:

lenen Engel, er wäre nicht mehr Mensch, sondern Dämon; der menschliche Wille wäre dann nicht böse, sondern teuflisch, d. h. er wäre nichts als böse. Die Vernunft als solche kann demnach auch nicht der zureichende Erklärungsgrund des Bösen sein: sie erklärt zu viel.

Da wir ben Grund bes Bosen weber in ber Sinnlichkeit noch in ber Vernunft für sich genommen suchen burfen, so finden wir ihn vielleicht in ber Bereinigung beider. Die Bernunft für sich, die reine Vernunft, enthält keinen anderen Untrieb als das Sittengeset; bie Sinnlichkeit fur fich enthält keine anderen Untriebe als die naturlichen Begierden, die ihre Befriedigung suchen. Wenn sich mit diesen Begierden die Vernunft verbindet, wenn die Vernunft selbst nichts anderes sucht als das Wohl des Indi= viduums, so entsteht die naturliche Selbstliebe. In der mensch= lichen Natur finden sich beibe Triebfedern zugleich, die Selbstliebe und bas Sittengesetz. Wenn in der menschlichen Natur kein anderer Untrieb ware als bas Sittengefet, fo konnte ber Mensch gar nicht bofe fein; ware in ihm der Untrieb bes Sittengefetes gar nicht, fo konnte er nur bofe fein, aber eben damit mare ber Charafter bes Bofen aufgehoben; benn mas nur bofe fein kann, ist burch ein unwiderstehliches Gesetz bazu gezwungen, und bie Möglichkeit des Bösen reicht nur so weit als die Freiheit. Antriebe der Selbstliebe und der moralischen Vernunft wirken in der menschlichen Natur zugleich. Wenn die blogen Untriebe aut ober bose waren, wenn der Unterschied des Guten und Bos fen in dem Unterschiede der Triebfedern enthalten wäre, so müßte ber Mensch von Natur zugleich beibes sein, was unmöglich ift.

Der Unterschied des Guten und Bösen liegt nicht in der Beschaffenheit der Triebsedern, sondern in deren Geltung, in dem Werthe, den die Triebsedern im menschlichen Willen be-

haupten: ber Unterschied liegt einzig und allein in den Mari= Nicht der Antrieb des Sittengesetzes ist gut, sondern daß diese Triebfeder die oberfte Geltung in unserem Billen behauptet, daß alle anderen ihr schlechterdings untergeordnet find; nicht die Untriebe der Sinnlichkeit und Selbstliebe find bofe, fondern daß sie im menschlichen Willen das Regiment führen, daß sie mehr gelten als das Sittengeset: darin allein besteht das Bofe. Triebfebern, fo verschiedenartig fie find, konnen gufam= menwirken und zugleich auf demselben Schauplate wohnen; Marimen bagegen schließen sich aus. Die Marimen bestimmen die Geltung, bas Berhältniß, die Ordnung ber Triebfebern. Diese Ordnung kann nur eine sein. Unmöglich können Gelbst: liebe und Sittengesetzugleich die oberste Triebfeder bilden. Das Bose ist die Selbstliebe als oberste Triebfeder oder als Marime, bas Gute ist bas Sittengeset als Willensprincip: unmöglich also kann ber Mensch von Natur gut und bose zugleich sein.

Das Böse liegt nicht in den Triebsedern, sondern in der Ordnung der Triebsedern, in der Umkehr der moralischen Ordnung. Die Herrschaft des Sittengesetzes ist die moralische Ordnung, die Herrschaft der Selbstliebe ist deren Umkehr. Diese Umkehr macht nicht die Natur, nicht die Unlage, nicht die Masterie der Triebsedern, sondern allein der Wille. Nur im Willen und durch ihn können überhaupt die Triebsedern umgekehrt werden.

Der einzige, zureichende Erklärungsgrund des Bösen ist demnach der menschliche Wille, der in seiner ursprünglichen Richtung die Ordnung der Triebsedern umkehrt, sich von dem Sitztengesetz abwendet und an die Triebsedern der Sinnlichkeit hängt. Weil dieser Hang den empirischen Charakter des Menschen bez dingt, also nicht zu dessen Wirkungen gehört, darum ist er nicht erworben, sondern angeboren oder natürlich. Wir verstehen uns

Bifder, Geschichte der Philosophie IV. 2. Auft.

ter "natürlich" an dieser Stelle nicht das Gegentheil der Willskür (Freiheit), sondern das der Bildung. Der Hang zum Bösen ist nicht von außen in die menschliche Natur eingeführt worden, er ist nicht im Laufe der Zeit erworben, er ist der menschlichen Natur nicht angebildet, sondern ihr eigen: d. h. er ist ans geboren oder natürlich.

Dieser natürliche Hang entspringt nirgendwo anders als im Willen; er ist eine Willensthat, also moralisch, zurechnungsfähig, schuld dig. Diese Schuld liegt in der ersten Willensrichtung, in der Wurzel des Willens; von hier aus ist der Wille im Princip verdorben worden: daher ist jener natürliche und zusgleich moralische Hang zum Bösen "radical", er ist "das radicale Böse in der Menschennatur".

Das Bofe in seinen verschiebenen Gestalten ber Gebrechlich. feit, Unlauterkeit, Bosartigkeit ist unsere eigene Schuld. Die Schuld der Gebrechlichkeit und Unlauterkeit ist der schwache Wille, ber nicht den Vorsatz zum Bosen hat, dem aber die Kraft zum Guten fehlt; die Schuld ber Bosartigkeit ift ber bofe Wille, ber fich mit Absicht gegen bas Sittengesetz kehrt. Der schwache Wille richtet sich auf etwas anderes als das Sittengesetz, er ift nur auf das Gute nicht gerichtet; der bose Wille richtet sich auf bas Gegentheil des Sittengesetzes. Beides ift moralische Schuld; verglichen mit ber Schuld im juristischen Sinne, könnte ber schwache Wille "culpa", ber bose "dolus" genannt werden. Die ser ist die eigentliche Tücke des menschlichen Herzens, die nicht bloß den Keim des Bösen nährt, sondern den Keim des Guten untergräbt und die Gesinnung in der Selbstsucht verhartet. Die Selbstliebe gilt hier als Marime, als oberftes und alleiniges Motiv des Willens. Das Bose wird vermieben, nur so weit es schädlich ist oder der Selbstliebe widerspricht; das Gute wird ans

genommen als ber täuschenbe Schein, hinter bem fich bie Selbst= liebe wohlbefindet, es wird angenommen, nur so weit es sich mit der Selbstliebe verträgt. So wird die Gesinnung im Inner= sten verdorben. Nichts wird bereut als die schädlichen Folgen ber Handlung. Reue ist nichts anderes als ber Verdruß über eine zwedwidrige und unkluge Handlung, Berdruß aus Gelbst= liebe. Diese Art Reue nennt man Gewissen, und wenn man sich über die schlimmen Folgen seiner thörichten und schlechten Handlungen nur recht von Grund aus ärgert, so bilbet man sich ein, wunder wie gewissenhaft zu sein, labt sich an seiner eigenen Bewissensetrenge und schmeichelt der Gelbstliebe neben anderen Borzügen auch mit dieser Tugend. Das unächte sogenannte Ge= wissen, womit die menschliche Tude bas achte verdunkelt, ist bei jeder Nichtswürdigkeit ruhig, wenn nur die schlimmen Folgen ausbleiben; es ist bas Gewissen bes Spielers, bas nur aufwacht, wenn er verliert, und vollkommen schlummert oder vielmehr sich gang zufrieden fühlt, wenn er gewinnt. Die Selbstliebe als Maxime kennt nur einen 3med: ihren Bortheil; mit biesem 3wecke verglichen, gilt ihr alles andere bloß als Mittel; es giebt nichts, das sie in Wahrheit hoher schätzte, auch nicht die Menschenwürde, weder die eigene noch weniger die fremde. Stelle ber Menschenwurde tritt ber Scheinwerth, ben allein bie Selbstliebe sucht. Hier gilt, mas jenes Mitglied bes englischen Parlaments öffentlich erklärte: "ein jeder Mensch hat seinen Preis, für ben er sich weggiebt." Beurtheilen wir diese in ber Menschheit eingewurzelte Gesinnungsweise aus bem moralischen Gesichtspunkte, so muffen wir dem Ausspruche des Apostels beistimmen: "ba ift feiner, ber Gutes thut, auch nicht Giner *)".

- Compose

^{*)} Ebendas. Erstes St. III. Der Mensch ist von Natur bose. — Bb. VI. S. 192—200.

3. Die Erbfunde.

Mir haben das Böse bis zu seiner Wurzel verfolgt, bis zu jenem Hange, den sich der menschliche Wille in seiner ersten Richtung gegeben hat, der die in unserer Natur wirksamen Triebsfedern umkehrt, die Selbstliebe zur Maxime des Willens erhebt und in den Mittelpunkt der Gesinnung aufnimmt. Woher rührt dieser Hang? Wie erklären wir diesen Ursprung des Bösen?

Der Grund des Bösen ist die Freiheit. Iener Hang selbst ist eine That der Willfür; sonst wäre er ein Trieb der Natur, die als solche niemals die Wurzel des Bösen sein kann. Der Hang zum Bösen ist selbst schon böse; er ist das radicale Böse. Das Böse kann nur aus dem Bösen erklärt werden, nicht aus dem, was nicht böse ist: weder aus der Natur noch aus dem Guten. Zur Erklärung des Bösen giebt es keine andere Theorie als die generatio ab ovo. Der erste Keim zum Bösen ist schon die böse Willensneigung selbst.

Die Freiheit ist eine intelligible Ursache. In der Zeitfolge der Begebenheiten giebt es keine Freiheit; in dieser Zeitfolge darf baher die Ursache des Bösen niemals gesucht werden. Niemals erklärt sich das Böse aus dem vorhergehenden Zustande. Der Grund einer bösen Handlung liegt nicht in den früheren Hand-lungen; sonst wäre die gegenwärtige eine nothwendige Folge der vergangenen und eben deßhalb nicht böse. Der Grund unserer sündhaften Beschaffenheit überhaupt liegt nicht darin, daß auch unsere Eltern sündhaft waren und auch deren Eltern und zuletzt die ersten Menschen, so daß sich das Böse fortpstanzt von Geschlecht zu Geschlecht: eine solche Fortpstanzung wäre Anerbung; was wir anerben, ist nicht unsere That, also auch nicht unsere Schuld; daher läßt sich das Böse nicht anerben. Hier ist der

Punkt, wo wir die Vorstellung von einem angeerbten Bösen, weil sie der Freiheit und darum der Natur des Bösen selbst widersstreitet, zurückweisen müssen. Wie man sich diese Anerbung auch vorstellen möge, ob medicinisch als eine "Erbkrankheit", oder juristisch als eine "Erbschuld", oder theologisch als "Erbssünde": in allen Fällen gilt als der Grund des Bösen ein vorshergehender Zustand, also eine zeitliche Ursache, also nicht die Freiheit. Die kantische Theorie vom radical Bösen in der Mensschenatur muß wohl unterschieden werden von der theologischen Theorie der Erbsünde, mit der die kantische Lehre nichts weiter gemein hat als den tiefsinnigen Gedanken von der Ursprünglichskeit des Bösen. Das Böse ist nicht Race; der Grund des Bösen liegt nicht in der Zeugung, sondern nur im Willen*).

4. Das Bofe als Fall.

Nur die zeitlichen Ursachen sind erkennbar, nicht die intelligibeln; der Ursprung des Bösen ist darum unerforschlich. Wäre der Grund des Bösen erkennbar, so müßte er zeitlich sein; wäre er zeitlich, so müßte das Böse eine nothwendige Folge sein, womit seine Freiheit und mit dieser seine Schuld und Zurechnungsfähigkeit, d. h. sein ganzer Charakter aufgehoben wäre. Das Böse folgt nicht, wie eine Zeitbegebenheit auf eine andere: die Zeitfolge geschieht nach dem Gesetz der Causalität und Stetigkeit. Das Böse läßt sich nie als Zeitfolge, nie als Glied einer stetizgen Veränderung begreifen: es ist nicht allmälig geworden, also überhaupt nicht geworden, sondern es ist; jenes stetige Zunehmen oder Wachsen des Bösen, wie wir es an menschlichen Charakteren in der Erfahrung wahrnehmen, setzt schon in seinem ersten

^{*)} Ebendas. Erstes St. IV. Bom Ursprunge des Bösen in der menschlichen Natur. — Bb. VI. S. 200—202.

Beginn bas Bofe voraus: es ift fein Bachfen bes Bofen, fonbern ein Wachsen im Bosen. Wollen wir uns ben Ursprung bes Bofen finnbilblich in einer Zeitbegebenheit vorstellen, gleichfam den Unfang ber Gunde, fo bebt fich von felbft die Borftellung bes stetigen Geschehens auf, ber Busammenhang reißt in bem Moment, wo das Bose hervortritt; mit dem früheren Zu: stande verglichen, erscheint das Bose nicht als Folge, sondern als Fall, wie auch die Bibel ben Ursprung der erften Gunde barstellt nicht als Folge ber Unschuld, sondern als Abfall von Gott, als den gewollten Ungehorsam gegen bas göttliche Berbot, als den Sang des Menschen zur Abweichung von dem Gefet, als Die Berführung bes Menschen burch einen bofen Geift, b. h. als bie unerforschliche, durch keine empirische Ursache begreifliche, bose Reigung. In biesem Spiegel erblickt jeder seine Schuld. verhält es sich mit dem Bosen in der Menschennatur überhaupt. Bas von Abam erzählt wird, gilt von allen. "Mutato nomine de te fabula narratur!" In diesem Sinne, nicht in bem der Erbfunde, gilt bas Wort: "in Abam haben alle gefündigt"*).

III.

Die Erlösung vom Böfen.

1. Das Gute als Selbftbefferung.

Wenn aber der Mensch von Natur böse ist, wo bleibt die Möglichkeit des Guten? In dieser Frage liegt das eigentliche Glaubensproblem. Wie können wir vom radicalen Bösen erlöst werden? Die menschliche Natur ist vermöge ihrer Unlagen urssprünglich zum Guten bestimmt, aber sie ist nicht ursprünglich gut, sondern durch ihren dem Sittengesetz abgewendeten Hang ursprünglich böse; sie soll gut sein: das fordert mit unbedingter Nothwendigkeit die sittliche Vernunft, der kategorische Imperativ.

^{*)} Chendaselbst. Erstes St. IV. - Bb. VI. S. 202-206.

Was die menschliche Natur unbedingt sein soll, muß sie auch sein können. Hier gilt der praktische Sah: "du kannst, denn du sollst!" Da wir nicht gut sind, so sollen wir es werden, also können wir es werden. Aber wie kann aus einer Natur, die radical bose ist, das Gute hervorgehen? Wie ist von dieser bosen Beschaffenheit der Uebergang möglich zum Guten? Wie kann der Bose aushören bose zu sein, wie kann er anfangen gut zu werden? In diesem Punkte liegt die Schwierigkeit.

Mur der Wille ift gut oder boje; der Wille find wir felbft. Was wir burch den Willen sind oder werden, dazu können nur wir allein uns felbst machen. Das Erste ift, daß wir uns felbst helfen. Aber bofe, wie wir find burch jenen urfprünglichen, un= vertilgbaren Sang, scheinen wir unfähig zu einer folchen fitt= lichen Selbsthülfe? Doch ist mit dem Bosen die Möglichkeit bes Guten in uns nicht vertilgt. Das radicale Bose ift nicht bas absolut Bose. Der Untrieb bes Sittengesetzes lebt in uns zugleich mit den Untrieben der Gelbstliebe und Sinnlichkeit. Das radicale Bose ist die Umkehrung dieser Triebfedern. In dieser Umkehr wird die Triebfeder des Sittengesetzt den anderen Trieb= febern untergeordnet. Unterordnung ift nicht Bernichtung. Mit bem Sittengesetz in und lebt die Unlage und die Möglichkeit bes Guten; bose ift nur der Sang jum Gegentheil, ber gewollte Widerspruch gegen das Gute. Dieser Wiberspruch wäre un= möglich, wenn nicht bas Gute als Antrieb und Anlage in uns gegenwärtig ware. So ift die Möglichkeit des Guten selbst bem radicalen Bösen gegenüber unauslöschlich und unvertilgbar*).

2. Das Gute als Wiebergeburt.

Wir können nicht begreifen, wie bas Bose entsteht. Wir

^{*)} Cbendaselbst. Erstes St. V. Von ber Wiederherstellung ber urs sprünglichen Anlage zum Guten in ihre Kraft. — Bb. VI. S. 206 figb.

können ebensowenig begreisen, wie das Gute entsteht, denn die Entstehung ist in beiden Fällen eine That der Freiheit, eine inztelligible That, also eine durch die menschliche Vernunft nicht zu erklärende. Einen Uebergang vom Bösen zum Guten giebt es nicht. Dieser Uebergang wäre eine stetige Veränderung, in der keine Sprünge sind, wo wir also in einem und demselben Momente böse und gut zugleich sein müßten, was unmöglich ist. Wenn aber das Ende des Bösen und der Anfang des Guten nicht zugleich stattsinden, wenn nicht ein und dasselbe Wesen in einem und demselben Momente zugleich gut und bose ist, so giebt es von dem einen zum andern keinen Uebergang.

Das Gute kann nur aus dem Guten entstehen, wie das Böse nur aus dem Bösen. Wir können im Guten allmälig zunehmen, allmälig zum Besseren fortschreiten, allmälig unsere
Grundsätze besestigen, unsere Sitten ändern, aber die Boraussetzung ist, daß wir das Gute wollen. Die stetige Beränderung,
die in einem allmäligen Uebergehen zum Besseren besteht, ist Reform. Der Ansang des Guten im Menschen, die Burzel seiner
Besserung bildet sich nicht in einer stetigen Beränderung, also
nicht in Weise der Reform.

Gut werden, heißt den Willen auf das Sittengesetz richten und abziehen von den anderen Triebsedern, an denen er hängt, das Sittengesetz zur obersten Marime erheben und die moralische Ordnung der Triebsedern im Willen wiederherstellen. Diese Wiederherstellung, die statt der früheren Ordnung die entgegengesetzte einführt, ist kein allmäliger Uebergang, keine Resorm, sondern eine Revolution im Innern des Menschen, eine vollkommene Umwandlung in der Denkungsart, ein unvermittelter, plötzlicher, unwandelbarer Entschluß, nicht eine Besserung der Sitten, sondern die Gründung eines Charakters: es ist, wie die Bibel sagt, Wiedergeburt, bas Unziehen eines neuen Mensschen. In dieser Wiedergeburt besteht der Unfang des Guten; von hier aus entspringt der stetige Fortschritt und das Wachsthum im Guten. Wir begreifen, daß diese Wiedergeburt stattsinden soll, daß ohne sie gar keine Selbstbesserung möglich ist; aber wir können nicht erklären, wie sie geschieht *).

3. Die Erlöfung als Gnabenwirfung. (Parerga.)

Die Erlösung des Menschen vom Bösen bildet den Kern des Glaubens. Was aber die Möglichkeit einer solchen Erlösung bestrifft, so scheidet sich hier der Vernunftglaube vom Offenbarungssglauben, die Keligion innerhalb der Grenzen der bloßen Verzunft von der Religion außerhalb dieser Grenzen.

Die moralische Selbsterhebung von der bösen zur guten Gessinnung, diese innere Umwandlung der menschlichen Natur, diese innerste Herzensänderung ist ein durch die natürliche Bernunft schlechterdings unbegreislicher Borgang. Wir können nicht einsehen, wie die Selbstbesserung in der Wurzel möglich ist, während wir doch begreisen, daß sie nothwendig sein soll. Diese Unbegreislichkeit giebt dem Glauben den ersten Anstoß, die Bernunftgrenzen zu überseigen. Auf diese Unbegreislichkeit beruft sich die Religion außerhalb der Grenzen der bloßen Bernunft. Ist die Selbstbesserung unbegreislich, so ist sie auch unmöglich, so fann der Mensch von sich aus und vermöge des eigenen Willens niemals gut werden; also bleibt er entweder böse oder er muß seine Besserung von Gott erwarten. Er bedarf zu seiner Besserung der göttlichen Hülfe, er bedarf mehr als nur des göttzlichen Beistandes. Wenn nämlich Gott uns hilft, so müßte der

^{*)} Ebendaselbst. (I Ausg.) Erstes St. V. [oder II Ausgb. Allg. Anmerkg.] — Bb. VI. S. 206—214.

lichen Willen geneigt zu machen. "Man kann alle Religionen," sagt Kant, "in die der Gunstbewerbung (des bloßen Cultus) und die moralische, d. i. die Religion des guten Lebenswandels einztheilen *)".

Der Glaube an die Gnadenwirkungen beruft sich auf eine innere Ersahrung, auf eine plößliche Erleuchtung, einen Durch-bruch göttlicher Wirksamkeit, Eine folche Ersahrung zu machen, hat die menschliche Vernunft kein Organ; eine Ersahrung aber, welche die Vernunft nicht machen kann, ist nicht wirklich, sondern eingebildet. Der Glaube an Einbildungen ist "Schwärmerei". Selbst wenn es solche Ersahrungen gäbe, so ließe sich durch nichts erkennen, daß sie göttliche Gnadenwirkungen sind; die göttliche Ursache ist unerkennbar, also sind es auch die Gnadenwirkungen Gottes. So hat der Glaube daran keinen Grund in der theoretischen Vernunft, er hat auch keinen in der praktischen. Die praktische Vernunft sagt, was wir thun sollen, um durch Würdigkeit glückselig zu werden. Zener Glaube will, daß wir nichts thun, sondern alles von Gott erwarten sollen; mithin ist er praktisch eben so werthlos als theoretisch.

Die kantische Glaubenslehre erblickt auf jedem ihrer Standspunkte die gegenüberliegende Stellung, welche die Religion außershalb der Grenzen der bloßen Vernunft einnimmt. Dem Glauben an die Selbstbesserung oder an die Wiedergeburt des Menschen liegt gegenüber der Glaube an die Gnadenwirkungen Gotstes. Was beide Glaubensstellungen scheidet, ist die Vernunftgrenze; aber weil sie diesseits und jenseits einer gemeinschaftlichen Grenze liegen, berühren sie sich gegenseitig und sind einander besnachbart. Was an die moralische Religion angrenzt und gleichs sam neben ihr liegt, ohne ihr anzugehören, nennt Kant ein "Pars

^{*)} Ebendaselbst. Erstes St. — Bd. VI. S. 214. 15.

ergon", und als solche Parerga behandelt er jedesmal die Glau= bensstellungen jenseits der moralischen Religion*).

So verhält sich bie moralische Religion zu dem Glauben an die Gnadenwirkungen nicht absolut ausschließend; sie bestreitet nicht die Möglichkeit solcher Wirkungen, sie macht baraus nur fein Glaubensobject. Sie glaubt an die Wiedergeburt und bie Möglichkeit ber Gelbstbefferung bes Menschen; sie verwirft jeden Glauben, der eine Besserung des Menschen ohne die Bebingung ber Wiedergeburt und ber selbsteigenen inneren Um= wandlung für möglich hält. Es könnte sein, daß die mensch= liche Selbsthülfe jum Guten nicht ausreicht, daß unsere Erlosung des göttlichen Beistandes bedarf. Aber um den göttlichen Beiftand zu empfangen, ift die erfte Bedingung unsere Empfanglichkeit, und zu dieser Empfänglichkeit ift die erste Bedingung unfere Wiedergeburt. So hat der Glaube an die Wiedergeburt für ben Glauben an die Gnadenwirkungen eine offene Seite. Er läßt ihn als Parergon gelten; er läßt nur ben Glauben an die Inabenwirkungen nicht gelten, der in feinem Grunde die Moglichkeit der Wiedergeburt und der menschlichen Selbstbesserung aufhebt: ein solcher Glaube ist nach der praktischen Seite todt und nach ber theoretischen eine leere Schwärmerei.

Die erste Bedingung unserer inneren Umwandlung ist der Kampf mit dem Bösen.

^{*)} Ebendaselbst. Erstes St. — Bb. VI. S. 215. Anmerkg. (Zusat ber 2. Ausgb.)

Drittes Capitel.

Der Kampf des guten und bosen Princips.

Der Mensch ist in der Wurzel seines Willens bose. Wenn diese Wurzel nicht ausgerottet und von Grund aus vertilgt werben kann, so ist der Mensch nicht fähig zum Guten, so giebt es keine Erlösung vom Bosen. Wir können auf der Obersläche unseres im Innersten selbstsüchtigen Willens Menschen von guten Sitten und legalen Handlungen werden, aber nicht sittlich gute Menschen. Der wahrhaft gute Wille ist ohne Wiedergeburt nicht möglich, die Wiedergeburt nicht ohne den Kampf mit dem Bösen. Augustin nannte die Tugenden, die nicht aus der Wiedergeburt entspringen "glänzende Laster". Kant ist in diesem Punkte nicht weniger rigoristisch in seiner Denkweise als der christliche Kirchenvater, er ist nur etwas milder in seinem Ausdruck: ohne den Kampf mit dem Bösen sind ihm alle menschlichen Tusgenden nichts als "glänzende Armseligkeiten".).

Das Gute und Bose stehen sich entgegen als Principien, die nicht auf demselben Schauplatze zusammen bestehen können,

^{*)} Relig. innerhalb d. Gr. d. bl. B. — Zweites Stuck. Bon bem Kampf des guten Princips mit dem bösen um die Herrschaft über den Menschen. — Bd. VI. S. 220. Anmerkg.

bie fich baher auf Tob und Leben bekämpfen; jedes von beiben beansprucht die oberste Geltung im menschlichen Willen, die all= einige Herrschaft über ben Menschen. Getheilt zwischen beibe tann diese Berrichaft nicht werben, sie gehört entweder dem Gu= ten ober dem Bösen. Wem von beiden gehört sie von Rechts wegen? Diese Frage zu losen, muffen auf beiden Seiten die Rechts= ansprüche untersucht werden, benn nur so läßt sich der richtige Gesichtspunkt feststellen, ber ben Proces zwischen bem Guten und Bosen entscheidet. Es ift von beiben Seiten ein Rampf ber Rechtsansprüche. Uuch läßt sich voraussehen, mit welchen Rechts= gründen jede ber beiden Parteien ihren Unspruch auf die Berr= schaft über ben Menschen geltend machen wird: bas Bose beruft sich auf sein früheres Recht, benn es hat sich des menschlichen Willens zuerst bemächtigt, das Gute beruft sich auf sein unbedingtes und letztes Recht; das Bose ist unsere erste Willensrichtung, ber ursprüngliche Hang ber menschlichen Natur, bas Gute dagegen der lette Willenszweck, unsere ursprüngliche und ewige Bestimmung.

Ĭ.

Der Glaube an bas Gute.

1. Das moralische Ibeal als Cohn Gottes.

Das Gute ist der Wille, dessen alleinige Maxime das mozalische Gesetz ausmacht, der Wille in der vollkommenen Ueberzeinstimmung mit diesem Gesetz: die Menschheit in ihrer moralisschen Bollkommenheit. In dieser moralischen Bollkommenheit ist die Menschheit kein Object der Erfahrung; diese Bollkommenscheit hat nicht der empirische Mensch, sondern der ideale, nicht der gegebene Mensch, sondern die Idee des Menschen. Vorgestellt in einem Individuum, ist diese Idee das Ideal der Menschheit,

bas moralische Ideal. Die Menschheit hat keinen anderen und höheren Zweck, als diesem Ideale gleichzukommen; die Welt hat keinen anderen Zweck, als vernünstige Weltwesen zu erzeugen, ihr Zweck ist die Menschheit, ihr Endzweck also die moralisch vollkommene Menschheit oder das moralische Ideal.

Wenn wir von einem moralischen Weltzwecke reben, so ver= steht fich von selbst, daß wir ein intelligentes Bermögen, welches allein einen solchen 3weck bestimmen und ausführen kann, also einen moralischen Welturbeber voraussetzen. Gilt der Welt: zweck als das moralische Ideal, dem die Menschheit gleichkommen foll, so muß Gott als der moralische Welturheber gelten: er hat die Welt erschaffen, damit sie jenen Zweck erfülle, er hat sie um bes moralischen Ideals willen erschaffen. Ulso ist das moralische Ideal felbst nicht geschaffen, sondern ewig, wie Gott felbst. Die Ibee der Menschheit ist unmittelbar göttlichen Ursprungs: fie ift, symbolisch ausgedrückt, "ber ewige und eingeborene Sohn Got= tes". Diese Idee ist ber 3weck, zu dem die Welt geschaffen, sie ist ber göttliche Beweggrund ber Schöpfung, bas göttliche Schöpfungsmotiv, der schöpferische Logos oder "das Wort, durch welches alle anderen Dinge sind, und ohne das nichts eristirt, was gemacht ist"*).

Das moralische Ideal ist die in einem Individuum verkörsperte Idee der Menschheit. Dieses ideale Individuum ist ein vollkommener, d. h. göttlich gesinnter Mensch. Es ist, symboslisch zu reden, das vom Himmel zu uns herabgestiegene Ebenbild Gottes oder Urbild der Menschheit: der menschgewordene Sohn Gottes. In der göttlichen Gesinnung allein liegt die Vollkoms

^{*)} Ebendas. II St. Erster Abschn. Von dem Rechtsanspruch bes guten Princips auf die Herrschaft über den Menschen. a. Personisieirte Idee bes guten Princips. — Bb. VI. S. 223 sigb.

menheit. Es giebt fur bie Besinnung, biese innerste Billenseigenthumlichkeit, keinen anderen Musbruck, wodurch fie fich bethätigt und offenbart, als Leben und Lehre, feine andere Probe, woburch sie sich hienieden bewährt, als das Leiden, das sie siegreich besteht. Der Grad des Leidens offenbart die Stärke ber Tugend. Die über jeden Widerstand erhabene Gesinnung, Die vollkommen unerschütterliche, bewährt sich im außersten Leiben, es giebt kein Leiben, bas größer ware, als ber Tob, ber gugleich schmähliche und qualvolle. Nun aber hat ber wahrhaft gottlich gesinnte Mensch das Bose in sich bis auf die Wurzel vertilgt; er ist zwar vermöge seiner menschlichen Natur ber Versuchung preisgegeben, wie jeder Undere, aber die Bersuchung hat ihn nie überwunden; er ift in seinem Innersten vollkommen lauter, also vollkommen sündlos. So ist dieser Mensch ber Einzige, dessen Leiben nicht gelten barf als eine Guhne ber eigenen Schuld. Er leidet absolut unverdient. Wo also ist hier der moralische Busammenhang zwischen Schuld und Leiben? Wie läßt sich bas äußerste Leiden mit der vollendeten Tugend in einer moralischen Berbindung benken? Wenn es boch immer eine Schuld ift, Die das Leiden nach sich zieht, und in diesem Kalle der Leidende frei ist von jeber Schuld und Sünde, so kann das Leiden bes göttlich gefinnten Menschen nur gedacht werden als die Guhne frember Schuld; er leidet für andere, nicht für biesen oder jenen, sonbern für die ganze Menschheit: er leidet, um ben moralischen Weltzweck zu befördern, um die Idee des Menschen in sich zu verwirklichen und dadurch vorbildlich für alle zu machen.

Das sind die Charakterzüge, in denen sich das moralische Ideal ausprägt. Dieses Ideal ist kein Erfahrungsobject, kein Gegenstand also der Einsicht, sondern nur des Glaubens; wir glauben das Gute als den moralischen Weltzweck, wir glauben

das moralische Ideal als unser sittliches Borbild: diesem Object gegenüber ist unsere Vorstellungsweise bloß Glaube, dieser Glaube ist bloß praktisch, es ist der praktische Glaube an den Sohn Gotztes. Und der Rechtsanspruch des guten Princips besteht eben darin, daß der Sohn Gottes von uns geglaubt werde, daß uns das sittliche Ideal gewiß sei, daß wir die Pflicht haben, diezsem Vorbilde unbedingt nachzusolgen*).

2. Der praftifche Glaube an ben Cohn Gottes.

Der praktische Glaube an ben Sohn Gottes barf nichts enthalten, das unsere Nachfolge aufhebt ober unmöglich macht. Wenn jenes sittliche Borbild solche Charakterzüge hat, die von ben Bedingungen unserer Natur ausgeschlossen sind, die wir nie erreichen können, so ist die Nachfolge unmöglich, so verliert unser Glaube an ben Sohn Gottes seine ganze praktische Bedeutung, so hört er auf, wahrhaft religiös zu sein. Was bas sittliche Vorbild ausmacht, ift allein die Gefinnung; was die Gefinnung bethätigt und offenbart, ist allein ber Lebensmandel. Die Gefin= nung als solche kann nicht erscheinen, sie ist als bas Innerste ewig verborgen, der einzige Ausdruck ihrer Lauterkeit ist das fündlose Leben. Der Sohn Gottes selbst beruft sich ben Menschen gegenüber zu seiner Beglaubigung bloß auf sein Leben: "wer von euch kann mich einer Sunde zeihen?" Es find nicht übernatürliche Beiden, wodurch sich ber göttlich gesinnte Mensch kund giebt, es find nicht Wunder, die ihn offenbar machen; nicht als Wunderthäter barf er unser Borbild sein, benn sonst könnten wir ihm nur nachfolgen, wenn auch wir die Kraft Wunder zu thun hatten ober empfingen. Der Glaube an den Sohn Gottes als moralisches Ibeal ist praktisch, bagegen der Glaube an den Sohn

^{*)} Ebendas. Zweites Stud. I Abschn. — Bb. VI. S. 224 flgd. Tischer, Geschichte ber Philosophie IV. 2. Aust. 27

Gottes als Wunderthäter ist ohne jeden praktischen Werth: ein bloß historischer, religiös unfruchtbarer Glaube.

Der praktische Glaube an den Sohn Gottes schließt daber von ber Vorstellung bes letteren alle übernatürlichen Bedingungen aus. Die Vorstellung eines übernaturlichen Menschen bebt bie Möglichkeit unserer Nachfolge auf, damit erlischt zugleich auf der anderen Seite die Möglichkeit sittliches Vorbild zu fein; so verträgt sich mit jener Vorstellung in keiner Weise ber praktische Glaube, ber kein anderes Object anerkennt als das sittliche Bor-Der Sohn Gottes, sofern er Glaubensobject ift, barf bild. nicht vorgestellt werden als übernatürlich gezeugt, sonst ware sein Borbild ichon aus natürlichen Gründen für uns unerreichbar; er barf auch nicht vorgestellt werden als ein Mensch von angeborener, vollendeter Willensreinheit, so daß selbst die Möglichkeit bes Bofen in ihm gar nicht enthalten mare, fo daß felbst bie Bersuchung ihn nicht einmal berühren könnte, sonft waren bie sittlichen Bedingungen in ihm ganz andere als in uns. Dann wäre zwischen diesem Borbilde und uns eine unübersteigliche Kluft, eine unendliche Differenz, und die sittliche Rachfolge daher unmöglich.

Wenn aber der Glaube das sittliche Vorbild unter rein menschlichen Bedingungen auffaßt, so hindert nichts, daß dieses Vorbild sich in der sinnlichen Menschenwelt verwirklicht, daß es sich in einem wirklichen Menschen vor den Augen der Welt verkörpert, so dürfen wir den Sohn Gottes glauben nicht bloß als moralisches Ideal, sondern auch als wirklichen leibhaftigen Menschen: hier kommt der reine Vernunftglaube mit dem Christussglauben in demselben Objecte zusammen.

Das gute Princip hat den Rechtsanspruch, daß der Sohn Gottes als moralisches Ideal, als dieses so bestimmte sittliche

Borbild geglaubt werbe; es verlangt keinen anderen Glauben als ben moralischen. Diesem sittlichen Borbilde sollen und können wir gleich werden; wir können es, weil wir es sollen. Aber wie ist es möglich, daß wir ihm gleich werden? Sind auch die übernatürlichen Bedingungen von dem sittlichen Borbilde ausgesschlossen, glauben wir auch nicht an den Sohn Gottes als Bunzberthäter, als den übernatürlich Erzeugten, als den geborenen Heiligen, so bleibt doch immer der unendliche Abstand zwischen ihm, dem sündlosen Menschen, und uns, den sündhaften. Wie läßt sich diese Differenz ausgleichen? Wenn sie sich nicht ausgleichen läßt, so bleibt die unübersteigliche Klust zwischen ihm und uns, so bleiben wir in der Herrschaft des Bösen, und die Erlösung vom Uebel ist unmöglich. In diesem Punkte liegen die Schwierigkeiten, die eigentlichen Scrupel und Probleme des Glaubens*).

3. Die Wiebergeburt als Umwandlung bes empirischen Charafters.

Das Böse ist vom Guten unendlich weit entsernt. Setzen wir das Böse als den Ausgangspunkt, das Gute als den Zielspunkt, so ist dieses unendlich entsernte Ziel in keiner Zeit erreichsbar. Wir sind die Bösen, unser Ziel und sittliches Vorbild ist das Gute (der göttlich gesinnte Mensch). Die erste Bedingung, ohne welche das Ziel nie erreicht werden kann, ist unsere Besserung. Aber wie das Uebel in der Wurzel unseres Willens entshalten ist, so kann die Besserung auch nur an der Wurzel stattsfinden. Die Besserung ist keine Resorm der Sitten, sondern eine Revolution der Gesinnung, eine totale Umkehr des verderbs

^{*)} Ebendaselbst. II St. I Abschnitt. b. — Bb. VI. S. 225—230.

ten Willens, das Anziehen eines neuen Menschen, eine vollständige innere Wiedergeburt. Wenn unsere Besserung nicht gründlich ist, so ist sie so gut als gar keine. Erst mit der Wiedergeburt burt beginnt in uns das Gute.

Der Begriff ber Wiedergeburt, die alle Besserung im Menschen bedingt, ist in der kantischen Philosophie von der größten Bedeutung. Mit diesem Begriff ergänzt und vollendet sich die tiefsinnige Lehre vom intelligibeln Charakter, die wir im Lause unserer Untersuchungen zweimal angetrossen haben, zuerst bei dem kosmologischen Probleme der Causalität, dann dei der Frage der moralischen Freiheit. Diese Lehre vollendet sich hier bei dem religiösen Problem der Erlösung. Kant würde gut gesthan haben, wenn er gerade an dieser Stelle seine Theorie vom intelligibeln Charakter nachdrücklicher und bedeutungsvoller hervorgehoben hätte; er hat sich begnügt, bloß den Namen zu wiederholen, und die Sache des intelligibeln Charakters einer unverweidlichen Frage gegenüber im Dunkeln gelassen.

Es ist der intelligible Charafter, der den empirischen bebingt. Was aus bem empirischen Charakter folgt, ist eine Zeitreihe von Handlungen, deren jede eine naturnothwendige Bege-Die Sandlungen bes empirischen Charakters benheit ausmacht. sind nothwendig, der empirische Charakter selbst ist frei, er ist eine That der Freiheit, er ist die That des intelligibeln Charakters. Ulso hätte ber empirische Charafter auch anders sein kon: nen, als er ift. Ift er bose, so hätte er anders sein sollen und Wie der empirische Charafter ift, so find seine Handfönnen. Ulfo hätten alle seine Handlungen, barum auch jede lungen. einzelne, anders fein konnen. Sind fie bofe, fo hatten fie anbers sein sollen und können. Gerabe dieses erklärt das Gewissen gegenüber den schlimmen Handlungen. Auf diese Weise vereinigt

sich im Charakter jeder Handlung die Nothwendigkeit mit der Freiheit*).

Sind aber alle Handlungen als Folgen bes empirischen Charafters nothwendig, so kann ber empirische Charafter seine Sand= lungsweise nicht ändern, also auch nicht bessern. Wo bleibt die Moralität, wenn es keine Möglichkeit der Besserung giebt? Der empirische Charafter hätte in seinem intelligibeln Ursprunge ein anderer sein können und sollen; da er aber einmal dieser gewor= ben ist, so bleibt er, was er ist, und rollt fort, wie eine durch den bestimmten Impuls getriebene Rugel. Hier liegt der fragliche und problematische Punkt. Durch die Theorie vom in= telligibeln Charafter will Kant die Moralität im empirischen Cha= rakter begründen. Es ist der intelligible Charakter, der den em= pirischen bedingt und die Moralität in ihm anlegt; zugleich ist es der intelligible Charakter, der dem empirischen die Richtung giebt, in der die Handlungen mit naturgesetlicher Nothwendig= keit einander folgen. Damit ist in dem empirischen Charakter bie Möglichkeit einer Uenderung, also auch einer Besserung aufgehoben, und so scheint es der intelligible Charafter zu sein, der bem empirischen mit der Möglichkeit der Besserung überhaupt bie Möglichkeit der Morglität nimmt. Es bleibt dann dem em= pirischen Charafter nichts übrig als das Gemissen, das ihm sagt: bu hättest anders sein sollen, du hättest auch einmal anders sein können; jest ist es zu spät, bu kannst nicht mehr anders werden, bu bist ewig verloren!" Dieses Gewissen ist nicht Reue, sondern Berzweiflung in ihrem hochsten Grade, in ihrem ganzen Umfange.

In diesem Sinne ist die Lehre vom intelligibeln Charakter neuerdings verstanden und entwickelt worden. Die praktische

^{*)} Bgl. oben I Buch. biejes Bb. Cap. VII. S. 131-135.

Willensfreiheit wird bann folgerichtig verneint, und die Moral nimmt eine von dem Sittengeset, dem kategorischen Imperativ, ben Postulaten ber praktischen Vernunft gang abweichenbe und ih= nen entgegengesetzte Richtung. Unmöglich fann auf biese Beise die kantische Theorie verstanden sein wollen. Um ben problema= tischen Punkt aufzuhellen, mussen wir genau bas Berhältniß bes intelligibeln und empirischen Charafters in's Muge fassen. Ursprung des empirischen Charakters, ber Hang zum Bosen, die Wiedergeburt sind bei Kant nicht zeitliche, sondern intelligible Acte: Thaten des intelligibeln Charafters. Innerhalb des empi= rischen Charafters verläuft die Zeitfolge ber Sandlungen, welche die Freiheit, die willfürliche Beranderung, die Befferung ausschließt. Im empirischen Charafter kann bie Besserung nicht stattfinden. Soll der empirische Charafter gebessert werden, so muß er ein anderer werden von Grund aus, er muß in seinem Ursprunge, in seiner Wurzel eine Umkehr erfahren. Oberfläche läßt fich nichts bessern, alle Besserung an der Oberfläche der Handlungen ist nur Flickwerk und Scheinwerk; die Sitten können gut werden, der Charakter selbst bleibt bose. Ent= weber also ift die Befferung gar feine, ober fie ift eine grund: liche. Diese Befferung von Grund aus ift eine That des intelli= gibeln Charafters, der bie ursprüngliche Willensrichtung andert, umkehrt und dadurch einen neuen empirischen Charakter hervor= bringt. Wenn nicht ber empirische Charafter in ber Wurzel ein anderer wird, so wird er überhaupt fein anderer, fein besserer. Diese Besserung ift eben die Wiedergeburt. Es giebt keine andere Besserung; jede andere wird nur so genannt, in Wahrheit ift sie keine. Die Wiedergeburt hat ihren Schauplat nicht auf bem Gebiete der Handlungen, die als folche in die Zeit fallen. Die Handlungen find die Wirkungen ber Wiebergeburt. Diese Wir-

kungen treten in die Beit ein und erscheinen in der Beitfolge der Band= lungen, nicht die Wiedergeburt selbst. Weil die Wiedergeburt felbst intelligibel ist, unabhängig von allen zeitlichen Bedingun= gen, barum konnen ihre Wirkungen in jedem Zeitpunkte bervor= treten. Mit anderen Worten gesagt: Die Befferung bes Menschen ift immer möglich. Aber fie ift nie möglich auf bem Schauplate bes empirischen Charafters, sondern nur an beffen Burgel, die der intelligible Charafter bestimmt. Un Diefem Punkte und nur an diesem steht die Freiheit und führt das Steuer und lenkt Wer nicht bis zu biesem Punkte sich vertiefen und ben Willen. in sich felbst einkehren kann, ber hat nicht ben Gebrauch seiner Freiheit, der ist nicht frei, sondern bedingt durch ben Lauf ber Dinge, burch ben Lauf seiner Handlungen, bie von jenem Punkte aus ihre Richtung empfangen haben und in dieser Richtung fort= schreiten, bis sie von bort aus geändert wird. Es ist mithin flar, daß die Lehre vom intelligibeln Charafter, in ihrem gangen Umfange richtig gebacht, jede Befferung verneint, die wir auf dem Schauplage bes empirischen Charafters erwarten, baß sie keine andere Besserung einräumt als die gründliche Umkehr bes empirischen Charafters selbst, als die Wiedergeburt, ohne welche alle menschlichen Tugenden nach Augustin glänzende Lafter, nach Kant glänzende Urmseligkeiten find. Diese Besserung ift möglich; sie ist nur möglich vermöge bes intelligibeln Charafters. Jett erst haben wir ben Ginklang bes intelligibeln Charakters mit ber Moralität vollkommen hergestellt und beutlich gemacht. Ohne ben intelligibeln Charafter giebt es keine Freiheit, weder in der Welt noch im Willen bes Menschen noch zur Erlösung vom Bö-Wenn die Erlösung nicht in der Besserung besteht, so kann sie nur in der Bernichtung bestehen: so unterscheidet sich die driftliche Sittenlehre von der buddhistischen, so unterscheidet sich

Kant von Schopenhauer. Hier ist der Punkt, wo sich die Wege trennen*).

4. Das Erlofungsproblem **).

Die Wiedergeburt ist die erste Bedingung zur Erlösung, sie ist noch nicht die Erlösung selbst, nicht deren Vollendung. Hier erhebt sich eine Reihe von Schwierigkeiten, die sich mit jedem Schritte steigern.

Das Zeugniß der Wiedergeburt oder der von Grund aus veränderten Gesinnung sind die Thaten des Menschen; diese Thaten sind Erscheinungen in der Zeit, sie sind wie alles Zeitliche mangelhaft. Ist dieser dauernde Mangel, dieser beschränkte und unvollkommene Charakter unserer Handlungen, nicht ein Hinderniß der Erlösung trotz der Wiedergeburt? Wie können wir von diesem Hindernisse loskommen? Wie ist die Erlösung möglich, wenn schon die Wiedergeburt erfolgt ist? Wir sollen heilig sein: so gebietet das göttliche Gesetz. Aber unser zeitlicher Lebenswandel ist der Heiligkeit des Gesetzes nie völlig angemessen und kann es nicht sein.

Geset, dieses Hinderniß sei beseitigt, so droht ein größeres. Die wiedergeborene Gesinnung ist noch nicht die beharrliche. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Unsere Gesinnung bleibt auch nach der Wiedergeburt wankelmüthig und gebrechlich. Ist diese wankelmüthige Gesinnung nicht ein neues Hinderniß der Erlösung? Wir sollen gut sein und sind es nicht, so lange wir nicht im Guten beharren.

^{*)} Bgl. damit die beiden früheren Untersuchungen über den intelligibeln Charakter: 1) Bd. III. Buch. II. Cap. XII. S. 559—567, 2) Bd. IV. Buch I. Cap. VII. S. 128—135.

^{**)} Rel. innerh. d. Gr. der bl. Bern. II St. I Abschn. c. — Bb. VI. S. 230—237.

Geset, auch dieses Hinderniß sei gehoben, so steht das letzte und größte unserer Erlösung entgegen. Vor der Wiedergeburt waren wir radical böse. Auch wenn die wiedergeborne Gesinzung die sesteste und unerschütterlichste wäre, so kann doch das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden. Die frühere Schuld bleibt; die alte Schuld ist dadurch noch nicht bezahlt, daß wir keine neue machen. So bleibt auch der wiedergeborene Menschschuldig. Wie ist die Erlösung möglich, wenn die Schuld bezhart? Wir sollen gerecht sein und sind ungerecht.

Das sind die Hindernisse in Rücksicht der Erlösung, die Schwierigkeiten, die den Glauben an die Erlösung bedrohen. Wie ist bei aller Wiedergeburt die Erlösung möglich gegenüber der immer mangelhaften That, der immer wankelmüthigen Gessinnung, der unaustilgbaren Schuld? Wie ist sie möglich gesenüber der Heiligkeit, Güte und Gerechtigkeit Gottes?

a. Die mangelhafte That.

Sehen wir die Wiedergeburt voraus, die von Grund aus umgewandelte Gesinnung, so ist deren Wirkung in der Zeit eine Reihenfolge von Handlungen, die im Guten fortschreiten: dieser Fortschritt, wenn die Gesinnung beharrlich dieselbe bleibt, ist steine, er ist in keinem Zeitpunkte vollendet; also ist keine That, kein einzelner Act in dieser fortschreitenden Reihe unserer Hand-lungen absolut vollkommen, vielmehr jede derselben unvollkommen und mangelhaft. Also können es unsere Thaten nicht sein, die uns die Erlösung verdienen. In keinem Zeitpunkte ist unsere Bollkommenheit thatsächlich vorhanden. Dieser Mangel ist nicht unsere Schuld, denn wir können die Schranken und Bedingunzen der Zeit nicht abstreisen. Der Mangel liegt nicht in unserer Gesinnung, sondern darin, daß unsere Handlungen nicht anders können als in der Zeit erscheinen. Darum können unsere Tha-

ten wegen ihres stets mangelhaften Charakters die Erlösung zwar nicht verdienen, aber auch nicht verhindern. Was den Thaten vermöge ihrer zeitlichen Schranke sehlt, darf die von den Schranke ken der Zeit unabhängige Gesinnung ergänzen. Bor der göttelichen Gerechtigkeit gilt die Gesinnung, dieser tiesste und verborgene Grund aller unserer Handlungen, als die Einheit und vollendete Reihe unserer Handlungen selbst. Sie gilt als ein solcher Inbegriff mit Recht. In der Zeit können die Thaten nicht vollendet sein; sie sind vollendet in der Gesinnung.

b. Die wantelmilthige Besinnung.

Aber die Gesinnung muß auch nach ihrer Wiedergeburt beharrlich biefelbe bleiben. Mur bann, wenn sie unerschütterlich feststeht, kann sie ben ewigen, thatsächlichen Fortschritt im Guten verbürgen, nur dann fann sie ben Menschen erlösen. verburgt uns die Beharrlichkeit der Gesinnung? Bas giebt uns die Sicherheit, daß die wiedergeborene Gesinnung unwandelbar dieselbe bleibt? Das eigene Zutrauen in die Festigkeit unseres Willens ift keine sichere Burgschaft, es ift vielmehr eine fehr bebenkliche; bieses Zutrauen kann leicht täuschen, biese gute Meinung von uns felbst ift eher ein Zeichen gefälliger Gelbstliebe, als fitt: licher Selbstprüfung. Es ist besfer und ber sittlichen Gesinnung gemäßer, daß wir uns im Guten nicht allzufest wähnen, daß wir vor dem möglichen Ruckfall in's Boje stets auf unserer Sut find, bag wir, biblifch zu reben, "mit Furcht und Bittern unsere Seligkeit schaffen". Für Die Beharrlichkeit der guten Gefinnung giebt es feine andere Burgichaft, als bas beharrliche Streben nach bem Guten, bas beständige Trachten nach bem Reiche Got: tes, den ununterbrochenen Fortschritt im sittlichen Sandeln. Es giebt keinen anderen Grund, worauf sich bas Bertrauen in Die Festigkeit ber eigenen Gesinnung stuten kann. Wenn wir im

Guten stetig machsen und zunehmen, dann dürfen wir hoffen, daß der gute Geist in uns sich immer tieser befestigen, daß er uns nicht mehr verlassen werde. Diese Hoffnung ist unser Trost gezgenüber der Gebrechlichkeit unserer Natur. Der Geist, der das Gute in uns wirkt, ist unser "Paraklet", der, je beharrlicher wir im Guten fortschreiten, um so sicherer bei uns bleibt und uns erlöst.

Der Glaube an die Erlösung kann sich nie auf das Bewußtsfein unserer Werke gründen, benn diese Werke sind stets mangelshaft. Er gründet sich auf die beharrlich gute Gesinnung. Aber diese gute Gesinnung ist ihrer selbst nicht sicher; der Glaube an ihre Festigkeit ist nur die Hossnung, daß sie beharren werde, und diese Hossnung gründet sich allein auf unseren thatsächlichen und dauernden Fortschritt im Guten. Sonst ist die Hossnung leer, sonst ist der Glaube an die gute Gesinnung nur eitle Selbstgezrechtigkeit. Durch nichts anderes als die muthig vorwärtsschreiztende That kann sich die Festigkeit der guten Gesinnung bewähren. Diese Bewährung allein nimmt uns die Furcht vor dem Rücksall in's Böse und sichert uns den Glauben an die Erzlösung.

c. Die alte Glindenschuld.

Das erste Hinderniß der Erlösung lag in der stets mangels haften That: diesen Mangel ergänzt und hebt die gute Gesinsnung. Das zweite Hinderniß lag in der wankelmüthigen Gesinsnung: dieses Hinderniß hebt die durch Thaten bewährte Gesinsnung, die ein Necht hat zu hoffen, daß ihr der gute Geist treu bleiben werde. In beiden Fällen erscheint die wiedergeborene Gesinnung als der zureichende Grund der Erlösung.

Nun aber geht der Wiedergeburt vorher der bose Wille, die tiefe Verschuldung des Menschen. Wenn die Wiedergeburt alles thut, was sie vermag, so erzeugt sie den guten Lebenswandel, der im Guten beharrlich fortschreitet; sie erzeugt damit nicht mehr, als das Sittengesetz von uns fordert, nichts Ueberverdienstliches, keinen Ueberschuß, womit sie die alte Schuld tilgen könnte.

Der wiedergeborene Mensch ist zugleich der schuldige. Er bleibt schuldig. Seine erste und ursprüngliche Schuld kann durch die Wiedergeburt nicht getilgt werden. Und da der Mensch nichts weiter vermag, als seine Gesinnung von Grund aus zu ändern, so ist überhaupt er selbst nicht im Stande, seine erste Schuld zu tilgen, da ihn seine Wiedergeburt nicht davon losspricht.

Entweder also bleibt er schuldig und darum unerlöst und unerlösdar, oder seine Schuld muß durch einen Andern getilgt werden. Aber wie ist dieß möglich? Es handelt sich nicht um eine Geldschuld, sondern um eine Sündenschuld, um die innerste, allerpersönlichste Schuld, die es giebt. Kein Mensch kann statt des Anderen wollen, also auch nicht statt des Anderen sündigen, also auch nicht die fremde Sündenschuld auf sich nehmen und tilgen: die Verdindlichkeit, diese Schuld zu tilgen, ist schlechterz dings unübertragbar; in Rücksicht der Sündenschuld giebt es "keine transmissible Verbindlichkeit".

Es giebt keine andere Urt, das Unrecht zu tilgen, als daß man es sühnt durch die Strafe; es giebt keine andere Strafgezrechtigkeit als die Bergeltung. Welche Strafe ist groß genug, um die Schuld der Sünde, das Unrecht des bösen Willens zu vergelten? Der Wille hat sich absichtlich von dem ewigen Gezsetze abgewendet. Unendlich wie das Gesetz und die Maxime, die sich auf alle Handlungen bezieht, ist die Verschuldung; unendzlich wie die Schuld muß die Strafe sein. So will es die Gerechtigkeit. Hier ist der Conflict zwischen Gerechtigkeit und Glaube. Die Gerechtigkeit fordert dem radicalen Bösen gegenüber die unendz

liche Strafe, der Glaube fordert der Wiedergeburt gegenüber die Erlösung. Nun ist der wiedergeborene Mensch zugleich der radi= cal bose, er war es vor der Wiedergeburt und bleibt es, da die Wiedergeburt nicht vermögend ist, diese Schuld zu tilgen.

5. Auflösung bes Probleme*).

a. Die erlofende Strafe.

Diese Schwierigkeit enthält zwei problematische Punkte. Wie muß die Strafe gedacht werden, damit sie mit der Gerecht tigkeit übereinstimmt? Wie vereinigt sich diese gerechte Strafe mit der Erlösung?

Die Strafe ist die Folge ber Sünde: sie barf nicht gebacht werden als eine Folge der Wiedergeburt, sonst wäre sie nicht mehr gerecht; sie barf nicht gebacht werden als ber Wiedergeburt vorhergehend, so daß diese die Grenze der Strafe ware, sonst wäre die lettere nicht mehr unendlich. Der bose Mensch, so lange er bose ist, ist von Rechtswegen straswürdig, aber er kann die Gerechtigkeit der Strafe nicht erkennen, weil zu dieser Einsicht schon die Wiedergeburt gehört; ber gute Mensch bagegen hat die Strafe nicht verdient. Da es sich um die Vereinigung ber Strafe mit der Erlösung handelt, so können wir von einer Strafe vor ber Sinnesanderung überhaupt nicht reben, benn in biesem Zeitpunkte hat sie nichts mit ber Erlösung gemein. Strafe muß biese beiden Bedingungen zugleich erfüllen: fie muß zugleich gerecht und erlösend sein. Wor der Wiedergeburt ift sie nicht erlösend, nach ber Wiedergeburt (als beren Folge) ift fie nicht gerecht. Um beide Bedingungen zu vereinigen, bleibt daher nur ein Zeitpunkt übrig: baß fie im Momente ber Sinnesande= rung felbst, b. h. mit ber Wiebergeburt zugleich eintritt.

^{*)} Cbendas. II St. I Abschn. c. — Bb. VI. S. 237-243,

Um Kant's tiefen Gebanken zu verstehen, muß man sich hier ben Begriff ber Strafe beutlich vergegenwärtigen. Strafe ist verschuldetes Uebel: ein Uebel, dessen Grund die bose That Innerhalb biefes Begriffs muß man bie juristische Form ber Strafe wohl unterscheiden von der moralisch = religiösen. bürgerliche Recht verlangt, daß der Berbrecher gestraft wird; er wird gestraft wegen seiner That, wegen der That als äußerer Handlung, nicht megen ber Gesinnung. Wenn sich bie bose Befinnung nicht geäußert hat, so kann sie die schlimmste gewesen fein, fie ift im rechtlichen Ginne straflos; es ift barum bei ber burgerlichen Strafe auch gang gleichgültig, was fie bem Berbrecher innerlich gilt, mit welcher Gesinnung sie gelitten wird, ob in bem Leiden auch bas Schuldbewußtsein gegenwärtig ift oder Denn ihr Zweck ift nicht die Besserung bes Verbrechers, sondern die Bestrafung, d. h. die dem verletten Gesetze schuldige Genugthuung. Gang anders verhalt es sich mit der Strafe im moralisch = religiösen Sinn. Sie ist auch ein verdientes Uebel, sie ist verschuldet burch die bose Gesinnung; ihr Grund ist nicht bas burgerliche, sondern bas göttliche Recht, nicht bas zeitliche, son= bern bas ewige Geset; ihr 3weck ist die Besserung bes Menschen, nicht bie außere ber Sitten, sondern die innere ber Befinnung, bie ihn vom Bofen erlöft. Die erste Bedingung ber moralischen Strafe ift, daß fie als Strafe b. h. als ein verdientes Uebel empfunden wird: die erste Bedingung ist das vollständige Schuldbewußtsein. Ber die Schuld als solche empfindet, hat schon das Bedürfniß, sie zu fühnen, sich ber Strafe zu unterwerfen, diese freiwillig auf sich zu nehmen und die Uebel zu bulden um des Guten willen. Wie alles Moralische, muß auch die Strafe in ihrer moralischen Bedeutung innerlich gewollt, frei= willig übernommen, als gerechte empfunden sein, nicht als ein

äußerer unwiderstehlicher Zwang. So unterscheidet auch hier der Zwang das rechtliche Gebiet von dem moralischen.

Damit wir uns selbst strafen, dazu gehört die Schuld und das tiese Bewußtsein derselben. Aus diesem Grunde kann die bessernde und erlösende Strafe nie vor der Wiedergeburt eintrezten, weil erst durch die Wiedergeburt das Bewußtsein der Schuld mit seiner ganzen Stärke in uns erwacht. Wenn auf dem Rechtszgebiete die Strafe bloß bedingt wird durch die Handlung, so wird sie auf dem religiösen Gebiete bedingt durch die Gesinznung und durch deren Wiedergeburt. Durch die bose Gesinznung wird der Mensch strafbar vor dem göttlichen Gesetz; durch die Wiedergeburt erscheint er strafbar vor dem eigenen Gewissen.

b. Das ftellvertretende Leiden.

Nun ist die radicale Sinnesänderung nothwendig verknüpft mit einer Reihe von Uebeln, auch mit Uebeln im Sinne ber Welt, mit äußeren Leiben. Die Wiedergeburt ist das Unziehen eines neuen Menschen, also zugleich die Aufopferung bes alten: beides ift ein Uct. Diese Aufopferung ift schmerzlich; fie ift ber Anfang einer langen Reihe von Uebeln, Entbehrungen und weltlichen Leiden, die der Mensch auf sich nimmt. Dieses Leiden gilt dem wiedergeborenen Menschen als ein verdientes, d. h. als Strafe; diese Uebel sind verdient durch ben schuldigen Menschen, durch den alten Abam; sie werden gelitten burch den wiedergeborenen, neuen Menschen. So ist es ber neue Mensch, der für den alten leidet; es ift bie gute Gesinnung, welche die Strafe trägt, die fich die bose Gefinnung verdient hat. Die gute Gesinnung leidet statt der bosen: so ift die erlosende Strafe ein "stellvertretendes Leiden *)".

Es ist daher zur Erlösung nicht bloß die Wiedergeburt und

^{*)} Ebendas. II St. I Abschn. c. — Bb. VI. S. 238 u. 239.

als beren Folge die beharrlich aute Gesinnung, sondern das Lei= ben nöthig, welches ber Geist ber guten Gesinnung trägt und über sich nimmt als Strafe für die bose. Denken wir uns bie gute Gefinnung vollendet in der Idee der Menschheit, diese Idee verkörpert in einem Individuum, einem wirklichen leibhaftigen Menschen, so können wir ihn nicht anders vorstellen als leidend, durch Leiden seine Gesinnung bewährend, nicht die eigene Schuld fühnend, benn er ift fündlos, sondern die fremde, die Schuld der Menschheit: wir denken ihn als den Erlöser der Menschheit, als beren Stellvertreter und Sachwalter vor der göttlichen Be= rechtigkeit, als ben Menschen, um bessen willen alle erlöst und von ihren Sünden losgesprochen find, alle, die an ihn glauben, b. h. ihm nachfolgen, die sich innerlich von dem Bösen abgewen= det und bas Gute zu ihrer Gesinnung, zu ihrer unwandelbaren und beharrlichen Willensrichtung gemacht haben.

c. Die erlösende Gnade.

Wir muffen das stellvertretende Leiden des wiedergeborenen Menschen von bem stellvertretenden Leiden des sündlosen unter= Jener leidet für die eigene Schuld, dieser für die scheiben. Darum hat der wiedergeborene Mensch, wenn er im frembe. Leiben seine gute Gesinnung beharrlich festhält, nur ben Rechts: anspruch, erlöst zu werben. Aber erlöst werben, heißt noch nicht erlöst sein; wer die Erlösung erst zu hoffen hat , ist ebendeßhalb noch im Zustande der Nichterlösung. Um erlöst zu sein, muffen wir vor dem ewigen Geset, vor Gott als gerechtfertigt erscheinen. Nur bann ift die Erlösung gerecht. Diese Rechtfertigung folgt aber nicht aus unserm Lebenswandel, so beharrlich derselbe auch fortschreitet im Guten. Wenn sie uns bennoch zu Theil wird, so empfangen wir sie gegen unser Berdienst und Burdigkeit, b. h. aus Gnade.

Die Erlösung entspringt nur aus der Wiedergeburt, b. h. aus dem praktischen Glauben an den Sohn Gottes; sie vollendet sich nur durch die göttliche Gnade: so ist die Erlösung in ihrem Ausgangspunkte die Rechtsertigung durch den Glauben, in ihrem Zielpunkte die Rechtsertigung durch die Gnade. Wir können also nie durch unsere Werke, d. h. durch unsere zeitlichen Verdienste, erlöst werden: hier macht die kantische Religionslehre auf das entschiedenste mit dem Protestantismus und der lutherischen Lehre gemeinschaftliche Sache gegen die katholische.

Namentlich auf ben Glauben an die Rechtfertigung burch die Gnade legt Kant den antikatholischen Nachbruck; er betont ihren die Werkheiligkeit ausschließenden Charakter. Die Gnabe kann die Bedingung der Wiedergeburt als ber inneren Sinnes= änderung nicht aufheben. Die innere Sinnesanderung hat kein Aequivalent in einem äußeren Werke; die Sündenschuld kann nicht äußerlich gefühnt werben burch sogenannte beilige Werke, burch Uskese und Selbstpeinigungen, burch Gebete und Cultus= handlungen, burch keinerlei Expiation bugender ober feierlicher Urt. Jebe Expiation ist eine äußere Handlung, ein Werk, bas ohne die Wiedergeburt geschehen kann, das, die Wiedergeburt vorausgesett, nicht zu geschehen braucht, das ohne dieselbe voll= kommen unnüg, mit ihr vollkommen überflüssig ist: ein bloßes "opus operatum", bas nicht im minbesten die Seligkeit bes Menschen fördert, nicht das Gewissen erweckt, sondern einschlä= fert und darum nicht bloß unfruchtbar, sondern schäblich und ver= berbenbringend ist, eine Art "Dpium für bas Gewissen"!

Was also das gute Princip mit Recht von dem Menschen fordert, ist 1) der Glaube an das moralische Ideal, der praktische Glaube an den Sohn Gottes, die Wiedergeburt, 2) das beharrliche Fortschreiten und Wachsen im Guten, wodurch allein

Gifcher, Gefchichte ber Philosophie IV. 2. Muff.

sich die Beharrlichkeit der guten Gesinnung kundgiebt, 3) das stellvertretende Leiden, d. h. die Uebernahme und das Dulden der Uebel (welche die gute Gesinnung nothwendig nach sicht) als eine durch die alte Sündenschuld verdiente Strafe.

II.

Der Rampf bes Bofen mit bem Guten*).

1. Das Bofe als Fürft biefer Belt.

Auf der entgegengesetzten Seite stehen die Rechtsansprüche bes bosen Princips, bas sich bem guten widersetzt und die Herr= schaft über ben Menschen streitig macht. Das Bose ist in seinem Principe dem ewigen Gesetze abgekehrt; es ist der Wille, der etwas Underes begehrt als das Gesetz. Was kann er anderes begehren als die Güter der Welt? Wenn der Wille nicht sittlich ist, so ift er selbstfüchtig; es giebt fein Drittes. Wenn die Guter dieser Welt vor allem begehrt werden, wenn der Wille in seiner ursprünglichen Richtung biesen Zielen sich zuneigt, so ist er bose und zwar radical bose. Es ist diese Sinnenwelt, in der allein das Bose sein Reich grundet. Wenn wir sagen, das Reich bes Bofen sei "biese Welt", so muß ber Ausbruck genau verstan= ben werben, um nicht die ganze Sache zu verwirren. Wir reben in diesem Zusammenhange nicht von der Welt, sofern sie Object ber Erkenntniß ist, sondern bloß sofern sie das Object der Begierbe ausmacht, nicht ber naturlichen und einfachen, sondern ber zur Marime erhobenen Begierde, die als die oberste Triebfeder in unserem Willen herrscht. Wenn die Begierde nach den

The second

^{*)} Ebendas. II St. II Abschn. Bon dem Rechtsanspruch des bösen Princips auf die Herrschaft über den Menschen und dem Kampse beider Principien miteinander. — Bb. VI. S. 244—250.

Gütern der Welt in uns herrscht und im Willen das Regiment führt, so besteht eben darin das Böse. Nur in diesem Sinne sagen wir, das Reich des Bösen sei diese Welt. Der böse Wille begehrt kein anderes Reich als dieses, hier will er herrschen: er ist "der Fürst dieser Welt". Seit der ersten Sünde, d. h. versmöge des ursprünglichen Hanges zum Bösen, vermöge des radical Bösen in der menschlichen Natur, sind die Menschen unterthan diesem Fürsten.

Das Reich bes Guten ist nicht von dieser Welt; das Reich bes Bösen ist nur von dieser Welt. So stehen sich die beiden Reiche vollkommen entgegen: das Gute verlangt die Wiederges burt und verheißt die Erlösung; das Böse verlangt die Herrsschaft der Selbstsucht und verspricht die Reiche der Welt.

2. Das legale Gotteereich.

Denken wir uns ein Reich, in welchem das göttliche Gesetz gilt, aber nur äußerlich und zwangsmäßig, wie ein Rechtsgesetz, so wird ein solches Reich zwar äußerlich das Recht des guten Princips darstellen und behaupten, aber nicht innerlich die Macht des bösen Princips brechen. Wenn das göttliche Gesetz nur äußerzlich gilt und befolgt wird, so herrschen im Innern des Willens die Triebsedern der Selbstliebe, die Begierde nach den Gütern der Welt, die Hoffnung auf Lohn, die Furcht vor Strafe, so dauert ungebrochen in der Gesinnung die Herrschaft des bösen Princips. Ein solches Reich war die jüdische Theokratie, die Herrschaft des Gesetzes in der Form bloß der äußeren Legalität, ein politisches, nicht ein moralisches Gottesreich, eden darum unfähig zur Wiedergeburt und Erlösung des Menschen, eben darum unfähig, die Macht des Bösen zu stürzen. In dem moralischen Gottesreiche herrscht der Glaube und die gute Gesinnung; in

- ment

dem politischen herrschen die Priester, beren Reich von dieser Welt ist.

3. Das moralische Gottesreich. Die Entscheidung bes Rampfs.

Der wirkliche und entscheidende Kampf mit dem bösen Prinzip beginnt erst dann, wenn sich das Reich Gottes als ein moralisches ankündigt, wenn sich das Gute in seiner sittlichen Boll-kommenheit erhebt und die ihm gehörige Welt, das unsichtbare Gottesreich, den Menschen aufschließt.

Uls in der jüdischen Theokratie die hierarchischen Uebel auf's höchste gestiegen waren, erwachte in der innersten Tiefe des menschlichen Geistes bas moralische Bedürfniß nach Erlösung. Die griechische Philosophie hatte tiefblickend die Vorstellung des Guten von dem Schauplate der Welt in das Innere der geläuterten und von den Begierden gereinigten Menschenseele gelegt; die ser Gebanke hatte sich schon mit religiöser Sehnsucht ausgeprägt und war in das hierarchisch gestaltete judische Gottesreich einge-Jesus Christus erschien: in ihm offenbarte sich bas drungen. Gute in seiner rein moralischen Gestalt, frei von der Macht bes Bösen, unabhängig von ben äußeren Bedingungen der Ceremonien = und Cultusherrschaft. Das moralische Gottesreich geht auf und erhebt seinen Rechtsanspruch auf die Herrschaft über den Menschen: der Kampf des guten und bosen Princips ruckt an die entscheidende Stelle.

In diesem Kampse offenbart sich, daß die Macht des Böfen kein Recht hat auf die Herrschaft über den Menschen, daß
der Mensch dieser Macht nicht verfallen ist. Gegenüber den Gütern der Welt, die ihn verlocken wollen, besteht der gute Wille
die Versuchung, er ist in seinem Ursprunge, in seiner ersten Rich-

tung im Einklange mit dem göttlichen Gesetz, er ist radical gut; er begehrt nicht das zeitliche Glück, vielmehr er erduldet alles zeitliche Unglück, die Verfolgung, die Verleumdung, den Tod in der schmählichsten und qualvollsten Form: dadurch macht er offenbar, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist.

Diesem Leben gegenüber finken die Rechtsanspruche bes bofen Princips in ben Staub. Alle Machte, die bas Bofe aufbieten kann, scheitern an dem Willen, ber radical gut ift. Sier scheitert die Versuchung und das Elend. Die Güter der Welt reizen ihn nicht, das Leiben ber Welt beugt ihn nicht. Darum hat dieses Leben, weil es die Rechtsansprüche des bosen Princips zu nichte macht, eine erlösende Wirkung. So will der Tod bes Erlösers gewürdigt sein: als das Schickfal, bas ihn von Seiten ber Welt trifft, als bas äußerste Leiben, bas er bulbet um bes Guten willen; er bulbet ben Tob, er nimmt ihn auf sich, er trägt das Kreuz. Diese Dulbung bilbet in bem Leben Jesu einen Charakterzug, ben man vollkommen entstellt und aufhebt, wenn man biefen Tod aus einer schwärmerischen ober politischen Absicht erklären will, wenn man den Erlöser entweder mit Bahrdt ben Tob suchen ober mit Reimarus bas Leben in einem politischen Parteikampfe magen läßt*).

Kant begreift den Kampf des guten und bösen Princips als die große Tragödie der Menschheit, die sich in dem Tode Jesu offenbart und entscheidet. Der gute Wille hat über die Herrsschaft des Bösen, über die Macht dieser Welt gesiegt; die Welt hat ihn weder durch Versuchung noch durch Leiden brechen können, sie hat nichts vermocht als sein Leben zu tödten. Also hat der gute Wille die Macht des Bösen gebrochen und dafür sein

^{*)} Ebenbas. II St. II Abschn. - Bb. VI. S. 247 Anmerkg.

Leben hingegeben. Die Macht des Bösen ist damit aus der Welt nicht vertrieben, sie gilt in der Welt, aber ihre Herrschaft gilt nicht mehr: das ist der moralische Ausgang des Kampses, der Sieg des guten Princips. Aber an dem äußeren Wider= stande der Welt geht der Träger des guten Princips zu Grunde; was ihm genommen werden kann durch die physische Gewalt, wird ihm genommen: das ist der physische Ausgang des Kampses, der gewaltsame Tod um des Guten willen.

In Rücksicht auf die biblische Geschichte dieses Kampfes sagt Kant: "man sieht leicht, daß, wenn man diese lebhafte und wahrscheinlich für ihre Zeit auch einzige populäre Vorstellungsart ihrer muftischen Hulle entkleibet, fie (ihr Geift und Bernunftfinn) für alle Welt, zu aller Zeit praktisch gültig und verbindlich gewesen, weil sie jedem Menschen nahe genug liegt, um hierüber seine Pflicht zu erkennen. Dieser Sinn besteht barin: bag es schlechterbings kein Beil für die Menschen gebe als in innigster Aufnehmung ächter, sittlicher Grundsätze in ihre Gefinnung, daß bieser Aufnahme nicht etwa bie so oft beschuldigte Sinnlichkeit, sondern eine gewisse selbstverschuldete Berkehrtheit entgegenwirkt, eine Verberbtheit, welche in allen Menschen liegt und burch nichts überwältigt werden kann als durch die Ibee bes sittlich Guten in feiner ganzen Reinigkeit, mit dem Bewußtsein, daß sie wirklich zu unserer ursprünglichen Anlage gehöre, und man nur beflissen fein muffe, sie von aller unlauteren Beimischung rein zu erhalten und sie tief in unsere Gesinnung aufzunehmen, um überzeugt zu werben, daß bie gefürchteten Mächte des Bosen bagegen nichts ausrichten ["die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen"] kon= nen, und baß wir ihm kein anderes Merkmal als bas eines wohl= geführten Lebensmandels unterlegen follen."*)

^{*)} Ebendas. II St. II Abschn. — Bd. VI. S. 249 u. 250.

III.

Der Erlösungsglaube als Wunderglaube*).

1. Bestimmung des Wunderglaubens.

Es ift aus bem Borigen flar, worin allein ber Sieg bes guten Princips besteht, wodurch allein er bedingt ift. Was dem Leben Jesu die erlösende Kraft giebt, das ist einzig und allein ber gute Wille: ber Wille, welcher burch seine sittliche Boll= kommenheit die Versuchung der Welt und das Leiden bis zum Tode siegreich besteht. Wird die erlösende Kraft in irgend etwas Underes als den fittlichen Willen gesetzt, so hört die Erlösung und ber Sieg bes guten Princips auf, ein Wegenstand bes Bernunftglaubens zu sein. Jenes Undere aber, welches ber sittliche Wille und die gute Gesinnung nicht ift und in Rücksicht bes erlösenden Lebens doch gelten soll entweder als Bedingung oder als Kriterium, ist eine übernatürliche, wunderthuende Kraft. Dann gründet sich der Erlösungsglaube auf den Wunderglauben, den Christus selbst mit ben Worten bezeichnet und verworfen hat: "wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht!" Der Erlösungsglaube liegt innerhalb, ber Wunderglaube (als ein zweites "Parergon") außerhalb ber Grenzen ber blogen Bernunft.

Das Wunder als ein äußeres Zeichen gehört überhaupt nicht zum rein moralischen Glauben, sondern zu einer Religion, die in äußeren Zeichen, in Ceremonien und Cultushandlungen bessteht. Die Gegenwart Gottes wird hier durch eine äußere sinnslich wahrnehmbare Thatsache d. h. durch ein Wunder verkünzbigt. Der Wunderglaube begreift sich aus der Verfassung dieser

^{*)} Ebendas. II St. II Abschn. Aug. Anmerkg. — Bb. VI. S. 250—257.

Religionsart. Auch die geschichtliche Entwicklung vermeidet die Sprünge und fordert in ihrem äußeren Berlause stetige Uebersgänge. Wenn nun die Religion des bloßen Cultus und der Obsfervanzen ihr Ende erreicht und eine im Geist und in der Wahrsheit begründete Religion in's Leben tritt, so erklärt sich aus psychologischen Gründen, wie in deren Anfängen der Wunderglaube, noch fortdauert: auf diesem geschichtlichen Uebergange läßt sich psychologisch der Erlösungsglaube mit dem Wunderglauben verseinigen.

2. Rritif bes Bunberglaubens.

Ganz anders dagegen verhält sich die Sache, wenn dogma= tisch der Wunderglaube zur Grundlage des Erlösungsglaubens, bie wunderthuende Kraft zur Bedingung ber erlösenden gemacht wird. In eben bemfelben Mage verliert ber Glaube an die Er: lösung seine praktische und mahrhaft religiöse Bedeutung, als er fich auf den Wunderglauben stütt. Gegenstand bes Wunderglaubens ift in allen Fällen ein außeres Factum, eine Begebenheit, die sich so ober so zugetragen hat; der Glaube an eine Begebenheit, welche es auch sei, ist nicht religiös, sondern histo-Nun ift ein Wunder eine übernatürliche Begebenheit, risch. welche im Widerspruche mit ben Naturgesetzen geschieht und nur möglich ist durch beren momentane Aufhebung. Ein äußeres Factum läßt sich nur erkennen durch äußere Erfahrung; nur naturgesetliche Begebenheiten konnen erfahren werden, die natürliche Causalität ist die Bedingung aller äußeren Erfahrung. Mithin giebt es von Bunbern keine Erfahrung, und ber Bunberglaube stütt sich baber nicht auf eine wirkliche, sondern auf eine vermeintliche äußere Erfahrung. Mag bas Wunder möglich fein, seine Erfahrung ift unmöglich. Eben so ist es unmöglich,

daß irgend eine äußere Begebenheit eine erlösende Kraft habe. Hier gilt bas Wort bes Ungelus Silefius: "wär' Chriftus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, du bist doch ewiglich verloren!" Wenn irgend ein Vorgang in ber Welt, unabhängig von mir und meiner Gefinnung, mich erlösen könnte, fo ware bieß gleich einer Zauberei. Das Bertrauen auf folche magische Wirkungen ist Aberglaube. Es läßt sich ein Glaubens= stadium benken, wo man in dem Erlöser zugleich einen Wunderthater sieht; es läßt sich keines benken, in welchem bie eigene Erlösung, Besserung, Wiedergeburt, mit einem Worte bie eigene innerste Umwandlung abhängig erscheint von bem, was ein Underer äußerlich thut, von einer fremden Bunderverrich= tung. Ein solches Vertrauen ist nie religiös, sondern nur abergläubisch. Wir durfen nicht erst hinzuseten, daß ein solcher Aberglaube die wahre Religion in ihrem innersten sittlichen Kerne bedroht und aufhebt.

Der Wunderglaube ist nicht praktisch im moralischen Sinn, d. h. er ist nicht religiös. Er ist auch nicht praktisch im geschäftslichen oder pragmatischen Verstande, denn selbst diejenigen, welche an die Wunder der alten Zeit glauben, glauben nicht, daß noch heute Wunder geschehen; selbst diejenigen, welche Wunder in der Theorie für möglich halten, glauben in ihrem eigenen Thun an keine Wunder, sondern handeln und urtheilen in der Praxis, als ob Wunder unmöglich wären. Der Arzt, der Richter, auch wenn sie in Betress der kirchlichen Wunder die Gläubigsten sind, lassen doch in ihrem ärztlichen und richterlichen Versahren dem Wunder gar keine Geltung. So verhält sich die Regierung, die den Wunderglauben der Kirche autorisirt, vollkommen ungläubig und bedenklich gegen die Wunderthäter von heute. Das ist eine ossendare Inconsequenz. Wenn Wunder jemals geschehen sind,

fo konnen sie auch heute geschehen; wenn Wunder in irgend ei= ner Zeit wirklichen Glauben verdienen, so muffen sie in jeder Zeit, also auch heute, für möglich gehalten werden. Lavater hatte Recht, wenn er den Orthodoren diese Inconsequenz vorwarf, wenn er ben Wunderglauben auf alle Zeiten ausdehnte, wenn er im Sinne bes Bunberglaubens auch heutige Bunber fur moglich hielt; Pfenninger hatte Recht, wenn er seinen Freund Lavater in diesem Punkte vertheidigte. Wer überhaupt an Wunder glaubt, ber barf ihre Möglichkeit nicht auf ein bestimmtes Zeitalter ein= schränken, nicht von anderen Zeitaltern ausschließen, ber muß biese Möglichkeit auch für seine Zeit einräumen. Wenn er es nicht thut, wenn er nicht glaubt, daß auch heute noch Wunder möglich sind, so beweist er eben baburch, daß er überhaupt nicht an Wunder glaubt. Praktisch, d. h. in seinem Thun, glaubt niemand an Wunder; wenigstens handelt er so, als ob sie unmöglich wären.

So ist der Bunderglaube, praktisch genommen, in jedem Sinne unmöglich; er ist in keinem Sinne praktisch. Ist er theoretisch möglich? Das Bunder, theoretisch genommen, ist eine Wirkung in der Natur aus übernatürlichen Ursachen, verzichtet durch übernatürliche d. h. geistige Kräfte. Diese Kräfte können göttliche oder dämonische sein; die dämonischen können von guten oder bösen Geistern herrühren, sie sind entweder englisch oder teuslisch. "Die guten Engel," sagt Kant, "geben, ich weiß nicht warum, wenig oder gar nichts von sich zu reden." Es bleiben für den itheoretischen Bunderglauben nur die theistischen und teuslischen Bunder übrig.

Ein theistisches Wunder ware eine Wirkung Gottes im Wiberspruche mit der natürlichen Ordnung der Dinge. Nun können wir uns von der göttlichen Wirkungsart nur durch die Ordnungen Wirkungen giebt oder geben soll, welche die natürliche Ordnung der Dinge durchbrechen und ausheben, so können wir uns von Gott gar keine Vorstellung mehr machen. Das theistische Wunder hebt vollkommen jede Möglichkeit einer theistischen Vorstellung und damit sich selbst auf. Wie sollen wir jetzt das theistische Wunzber von dem dämonischen noch unterscheiden, wenn uns jeder Maßstab genommen ist zur Beurtheilung göttlicher Wirkungsart?

Wunder überhaupt sind nur möglich im Widerspruch gegen Naturgesetze erlauben feine Ausnahmen; ent= die Naturgesetze. weber sie gelten ohne Ausnahmen ober gar nicht. Wenn es Wunber giebt, so giebt es keine Naturgesetze, also auch keine Natur= wissenschaft, also überhaupt keine Theorie, keine Erkenntniß. In diesem Punkte giebt es keine Transaction. Man fann ben Naturgesetzen nichts abhandeln; man kann zwischen Wundern und Naturgesetzen nicht baburch einen Bertrag machen, baß man bie ersten selten, höchst selten geschehen läßt. Wenn sie einmal geschehen können, so können sie immer geschehen. Also muß ge= urtheilt werden: entweder konnen die Wunder täglich geschehen ober nie. Die erste Behauptung ist aus praktischen und theoretischen Gründen unmöglich; also bleibt nur die andere übrig als die einzig mögliche. Der Wunderglaube ift baher aus allen Grunden unmöglich: er ift in keinem Sinne praktisch und in feinem theoretisch.

Biertes Capitel.

Der Sieg des guten Princips und das Reich Gottes auf Erden.

I. Begriff ber Rirche.

1. Der ethische Staat. Die Biebergeburt ber menschlichen Gesellschaft.

Auf die Macht der guten Gesinnung gründet sich der Sieg des guten Princips über das bose, sein Recht auf die Herrschaft im menschlichen Willen. Diese Herrschaft fordert den größten Umfang; sie soll in der Willenssphäre der gesammten Menschheit dergestalt gelten, daß sie feststeht gegen die Ansechtungen des Bösen. Es handelt sich hier um eine Macht, welche die Anreizungen zum Bösen nicht etwa mit gewaltsamer Hand zurücksschreckt, sondern von innen entkräftet und ihnen den Boden nimmt, auf dem sie gedeihen.

Dieser fruchtbare Boden, der unerschöpfliche Schooß der bösen Gesinnungen, ist die menschliche Selbstliebe als herrschende Willensrichtung, die Selbstsucht. Der Schauplatz aber, auf dem die Selbstsucht lebt und ihre nie versiegende Nahrung findet, ist die menschliche Gesellschaft. Wenn wir den einzelnen Men=

schen für sich nehmen, abgesondert von den andern, so haben wir es bloß mit der rohen Menschennatur zu thun, aus der die sinnlichen Untriede kommen, die ihn thierisch, aber nicht eigentslich böse machen. Die eigentliche Selbstliede ist in dem abgesonderten Menschen gegenstandloß; in der rohen Natur ist nichts, das sie reizt und dis zur Selbstsucht steigert. Hier ist der Mensch weder arm noch reich; er wird erst arm in Vergleichung mit anderen Menschen, die mehr haben als er; erst in diesem Contraste ersscheint er sich selbst als arm. Sest erwacht Neid, mit ihm die Habsucht, mit ihr die Herrschsucht. Aus der geselligen Verdindung der Menschen entspringen die Ungleichheiten und Contraste in den verschiedensten Formen, und daraus die seindseligen Gessinnungen, wie Haß, Undank, Neid, Schadensreude u. s. f., mit einem Worte die eigentlich teussischen Laster.

Um die Herrschaft des Guten in der Menschheit dauernd zu befestigen, muß man diesen Unreizungen zum Bösen die Wurzel nehmen, muß man die Gesellschaft innerlich umwandeln in eine moralische Gemeinschaft, einen ethischen Staat. Soll die Wiedergeburt im einzelnen Menschen dauernd sein, so muß die ganze menschliche Gesellschaft ebenfalls wiedergeboren werden: die Menschen müssen sich innerlich auf dem Grunde des guten Princips vereinigen. Worin besteht eine solche Vereinigung? Wie muß sie der Idee nach gedacht werden und wie erscheint sie in der Zeit, unter den Bedingungen des geschichtlichen Menschenlebens? Das Erste ist die "philosophische", das Zweite die "historische Vorstellung" des ethischen Gemeinwesens, der moralisch vereinigten Menschheit*).

^{*)} Religion innerh. d. Gr. d. bl. B. Drittes Stück. Der Sieg bes guten Princips über das bose und die Gründung eines Reiches Gottes auf Erden. — Bb. VI. S. 261—63.

Der ethische Staat unterscheidet sich vom Rechtsstaate, wie die Herrschaft des moralischen Gesetzes von der des juristischen. Im Rechtsstaat herrscht das Gesetz durch den Zwang, ganz unsabhängig von der Gesinnung der einzelnen im Staate vereinigeten Menschen; es ist gut, wenn auch die Gesinnung mit dem Gesetz übereinstimmt, aber auf diese Uebereinstimmung wird hier nicht gerechnet; das Gesetz muß gelten auch ohne dieselbe, es gilt durch seine äußere Gewalt, es herrscht durch den Zwang. Dagegen in dem ethischen Staate, in dem moralischen Reiche herrscht das Gesetz bloß durch die Gesinnung, mithin ohne allen Zwang.

Eine andere Aufgabe hat der juristische Staat, eine andere ber ethische. Der juristische Staat beendet für immer den recht= lichen Naturzustand ber Menschen, ber ethische Staat beenbet ben ethischen Naturzustand. Man muß ben ethischen Naturzustand wohl unterscheiben von dem rechtlichen. Beide beden sich keineswegs, beibe find gesetzlose Bustande, welche die gesetzmäßige Bereinigung ausschließen; in beiden verhalten sich die Menschen feindselig zu einander, aber im rechtlichen Naturzustande befehden sich die Rechte der einzelnen Personen, deren jede ihr Recht so weit ausdehnt als sie vermag, unbekummert um die Rechtssphäre ber anderen; im ethischen Naturzustande dagegen befehden sich die Gesinnungen. Daher reicht der ethische Naturzustand weiter als der rechtliche. Er besteht fort, nachdem dieser schon längst aufgehört hat; er erstreckt sich mitten hinein in ben burgerlichen Staat. Den ethischen Naturzustand hebt ber burgerliche Staat nicht auf. Unter ber herrschaft und bem Schutze ber äußeren Rechtsgesetze regiert ungebrochen die Selbstliebe im menschlichen Willen, stehen einander die Gesinnungen feindselig gegenüber wie im alten Naturzustande. Das äußerlich geltende, unwider=

sustandes, vielmehr kann es sogar der schnödesten Selbstsucht als Mittel dienen. Was, moralisch betrachtet, das größte Unrecht ist, kann in vielen Fällen, juristisch betrachtet, als das größte Recht gelten. Das ist kein Tadel des juristischen Rechts, das seinen sicheren Bestand nur haben kann in dieser von der Gesinznung unabhängigen, erzwingbaren Freiheitssphäre der Menschen; es ist nur der Beweis, daß im Innern des Rechtsstaates der ethische Naturzustand fortlebt.

Hier ist das Problem, welches der ethische Staat lösen soll. Die Lösung ist nothwendig; sie ist unmöglich durch den bürgerslichen Rechtsstaat. Er kann dieses Problem nicht lösen, er kann nicht einmal die Absicht haben, es zu lösen. In diesem nothwendigen Mangel des Rechtsstaates liegt die Rechtsertigung des ethischen Staates. Das Problem ist kein anderes, als die radicale Aushebung des ethischen Naturzustandes. Diesen Zustand zu verlassen, ist eine Pslicht nicht des einzelnen Menschen gegen sich selbst, auch nicht gegen andere, sondern des menschlichen Geschlechts gegen sich selbst: es ist die einzige Pflicht dieser Art.

Eben deßhalb reicht auch der ethische Staat weiter als der juristische. Die natürlichen Schranken der äußeren Rechtsgemeinsschaft engen ihn nicht ein; er endet nicht da, wo das Volk endet. Vielmehr ist der ethische Staat seiner Natur nach auf die ganze Menschheit angelegt, sein Ziel ist "das Ideal eines Ganzen aller Menschen", "ein absolutes ethisches Ganzes". Wie soll dieser Staat gedacht werden*)?

^{*)} Ebendas. III Stūck. I Abth. Philosophische Vorstellung bes Sieges des guten Princips u. s. f. Nr. I. II. — Bb. VI. S. 264 bis 67.

2. Unfichtbare und fichtbare Rirche.

Rein Staat ist benkbar ohne die Bereinigung ber Menschen unter Gesetzen, ohne die Herrschaft bieser Gesetze, ohne gesetzebende Macht. In dem Rechtsstaat ist diese gesetzgebende Gewalt das Wolk; seine Gesetze gelten aus menschlicher Machtvollfom= menheit, durch die Macht, mit ber sie ausgerüstet sind, durch ben Zwang, ben sie ausüben; sie sind wandelbar wie alles von Menschen Gemachte, sie bedürfen im Laufe der Beit der Beränberung und können zu jeder Zeit rechtmäßig abgeandert werden burch die gesetzgebende Gewalt selbst. Dagegen im ethischen Staat herrschen die Gesetze ohne allen Zwang, ohne jede Wandelbarkeit; fie herrschen nur burch die Gesinnung, sie find ewig dieselben, unabhängig von ber menschlichen Willfür, unabhängig von dem Laufe ber Zeit und der Wandelbarkeit menschlicher Dinge: unmöglich kann ber Gesetgeber in diesem Staate bas Bolk sein. Die Gesete, welche hier gelten, sind Pflichten, sie gelten nur in ber Gefinnung, benn nur biefe fann fie erfüllen; fie find nur für die Gesinnung gegeben, also können sie nur von einem Befen gegeben sein, welches die Gesinnungen kennt und richtet, von einem Herzenskundiger, ber zugleich ber moralische Gesetzeber ber Welt ist: daher kann als ber Gesetzgeber bes ethischen Staates nicht das Wolk, sondern nur Gott gelten. Der ethische Staat ist das "Reich Gottes" in der Welt; die Bürger bieses Staates find bas "Bolk Gottes". Dieser ethische Staat ist im Unterschiede von der bürgerlichen Rechtsgemeinschaft die Kirche. MIS moralisches Gottesreich ift die Kirche unsichtbar; wenn ihre Gemeinschaft in der sinnlichen Welt erscheint, wird sie zur sichtba= ren Kirche, die nur soweit wahrhafte Geltung hat, als sie mit ber unsichtbaren übereinstimmt.

Db bie fichtbare Rirche mit ber unsichtbaren übereinstimmt,

läßt sich burch gewisse Merkmale auf bas sicherste erkennen und beurtheilen. Um diese Merkmale zu erschöpfen, bedient sich Rant der beliebten Topik der Kategorien; er bestimmt die Charaktere der wahren Kirche in Rucksicht ber Quantität, Qualität, Relation und Modalität. Wir laffen bas Schema bei Seite und heben nur die Charakterzüge selbst hervor. Die unsichtbare Kirche ober bas moralische Gottebreich gilt für alle Menschen ohne Ausnahme, es ist baber in seiner Unlage burchaus allgemein; es vereinigt bie Menschen bloß unter moralischen Triebfedern; seine Gesetze gel= ten ohne jeden Iwang und zugleich unabhängig von jeder Will= kür, hier besteht die vollkommenste Freiheit unter unwandelbaren Gesethen. Muf diesen Punkten beruht die Uebereinstimmung ber sichtbaren Kirche mit der unsichtbaren. Gine sichtbare Kirche, zu deren Eigenthümlichkeit der ausschließende Charakter und die particularistische Geltung gehört, die Spaltung in Secten und Parteien, ist niemals die mahre Kirche; sie ift es ebenso wenig, wenn in ihr andere als bloß moralische Gesetze regieren, wenn sie "dem Blödsinn des Aberglaubens, dem Wahnsinn der Schwär= merei" in sich Raum läßt; sie ist unwahr, wenn sie ihre Macht nicht auf moralische Gesetze, sondern auf priesterliche Zwangs= herrschaft oder geheimnißvolle Erleuchtungen Einzelner gründet, wenn sie nicht auf Gesetzen beruht, die unveränderlich gelten. Unveränderlich sind die sittlichen Wahrheiten, die so wenig eine willkürliche Abanderung dulden als die mathematischen, nicht die von Menschen gebilbeten Glaubensregeln ober firchlichen Berfas= Symbole und kirchliche Abministrationsformen sungsformen. find veränderlich und der Beränderung bedürftig, nicht die ewi= gen Gesetze der Sittlichkeit selbst. Was daher der unsichtbaren Kirche widerspricht und in der sichtbaren unzweideutig beweist, daß sie mit der unsichtbaren nicht übereinstimmt und in ihrem Sifder, Gefcichte ber Philosophie IV. 2. Muft.

29

Grunde nicht acht ist: das sind die Sectenspaltungen, Aberglaube und Schwarmerei, Hierarchie und Illuminatismus, Bandelbarfeit im Grundgebanken und Starrheit in den Symbolen und außeren Lebensformen.

Auch in der Verfassung unterscheidet sich die Kirche vom Staat. Die Verfassung der wahren Kirche kann weder monarschisch noch aristokratisch noch demokratisch gedacht werden; die Kirche verbrüdert die Menschen, alle ohne Ausnahme: ihre Verseinigung ist deßhalb nicht politisch, sondern "familienähnlich"*).

3. Bernunft= und Rirchenglaube.

Nun kann die wahre Kirche unter den Bedingungen der Zeit, auf dem Schauplaße des geschichtlichen Menschenlebens, nur in einem stetigen Fortschritt erscheinen. Das Ziel ihrer Entwicklung ist die unsichtbare Kirche, die alle Menschen im reinen Verznunstglauben vereinigt. Von diesem Ziel ist jede sichtbare, erscheinende Kirche entsernt, sie muß es sein um ihres zeitlichen Charakters willen; sie ist ächt und im Geiste des moralischen Gottesreiches gegründet, wenn sie sich die unsichtbare Kirche zum Ziel setz; sie ist unächt, wenn sie sich gegen dieses Ziel verschließt und gestissentlich davon abwendet.

Der Unterschied jeder sichtbaren Kirche von der unsichtbaren liegt in zwei Punkten: weder vereinigt die sichtbare Kirche alle Menschen in sich, noch herrscht in ihr der reine Vernunftglaube. Nun ist die sichtbare Kirche von der unsichtbaren am weitesten entsernt in den Anfängen ihrer zeitlichen Entwicklung, in ihren geschichtlichen Ausgangspunkten. Die Gründung einer Kirche kann unmöglich von dem reinen Vernunftglauben ausgehen, viel=

^{*)} Chendaj, III St. I Abth. Nr. III u. IV. — Bd. VI. S. 268 —272.

mehr ist dieser das Ziel, wohin sie strebt, wenn sie die wahre Richtung ergreift und festhält.

Wir unterscheiden daher den Glauben, der innerhalb einer sichtbaren Kirche in beschränkter und ausschließender Weise als deren Grundlage gilt, von dem Glauben, der kraft der bloßen Vernunst Geltung fordert für die ganze Menschheit: jener heißt "Kirchenglaube", dieser "Vernunstglaube". Was den Glauben religiös macht, ist sein praktischer Werth; dieser praktische Werth liegt allein und vollkommen im Vernunstglauben, niemals in dem, was den Kirchenglauben vom Vernunstglauben unterscheizdet: wir können deßhalb den letzteren auch den "reinen Religionszglauben" nennen.

Der reine Religionsglaube ist und soll das Ziel jeder sicht= baren Kirche sein; keine sichtbare Kirche kann von ihm ausgehen. Wir muffen bas menschliche Bewußtsein voraussetzen, wie es fich im ethischen Naturzustande findet, erfüllt von Gelbstliebe und Selbstsucht, ohne alle wahre Selbsterkenntnis und sittliche Selbstprüfung. Die sittlichen Gesetze erscheinen diesem Bewußt= sein unter der Form göttlicher Gebote, sie erscheinen ihm als Pflichten gegen Gott, die Erfüllung diefer Pflichten als ein got= tesdienstliches Handeln, die Religion als der Inbegriff der beson= beren Pflichten, die uns gegen Gott obliegen, beren Erfüllung Gott von uns fordert. Go wird die Religion zum Gottesdienst, jur Gottesverehrung, jum Cultus. Der Cultus ift bas Gott wohlgefällige Handeln. Woher wissen wir aber, was Gott wohl= gefällt, wie er verehrt sein will? Nicht burch die eigene Ber= nunft, also nur durch Gott felbst, der uns darüber seinen Bil= len offenbart hat. Die Religion in dieser Form ift ber Glaube an bestimmte göttliche Dffenbarungen, also "Dffenbarungsglaube". Diese Offenbarung ist eine Begebenheit, die sich irgendwo und

irgendwann unter solchen oder anderen Bedingungen zugetragen hat. Eine Begebenheit ist ein historisches Factum. Der Glaube, daß eine Begebenheit so oder anders geschehen sei, ist ein "histo=rischer Glaube".

Gegenstand und Inhalt dieses historischen Offenbarungsglausbens sind entweder die allgemein gültigen, in unserer Vernunft begründeten Sittengesetze oder besondere positive Bestimmungen, welche der göttliche Wille dem menschlichen giebt, die wir kraft der Vernunft nicht sinden, sondern bloß durch göttliche Offenbarung empfangen können. Diese Bestimmungen haben keinen ans deren Grund als den Willen Gottes; ihre Erfüllung hat kein anderes Motiv als den Gehorsam gegen die göttlichen Besehle: es sind nicht moralische Gesetze, sondern göttliche Statute, die sich auf Gebräuche und äußere Werke beziehen. Der Glaube an solche Statute als göttliche Offenbarungen ist "der statutarische Glaube".

Darin unterscheibet sich der Kirchenglaube vom reinen Resligionsglauben. Tener gründet sich auf Offenbarung, dieser auf Bernunft; der erste ist historisch, der zweite moralisch; es ist möglich, daß beide denselben Inhalt haben, nämlich die sittlichen Gesetze. Ihr Unterschied fällt in die Form. Dem Kirchenglauben gelten diese Gesetze deßhalb für Pflichten oder für absolut verbindzlich, weil sie göttliche Offenbarungen sind; dem Religionsglauzben gelten sie deßhalb für göttlich, weil sie Pflichten d. h. absolut verbindlich sind. Der Kirchenglaube hat einen Bestandtheil, den der Religionsglaube gar nicht hat: den statutarischen. Wenn er diesen Bestandtheil als die Hauptsache betrachtet, so entsteht der Gegensatz des reinen Religionsglaubens zum statutarischen Kirchenglauben.

Die sichtbare Kirche bedarf zu ihrem Ausgangspunkte den historischen Offenbarungsglauben. Aus diesem muß sich der reine

Vernunftglaube allmälig entwickeln, aus der gottesdienstlichen Religion muß die moralische hervorgehen. Das moralische Gotztesreich ist "Kirche", die moralischen Religionslehrer sind "Geistzliche", "Tempel waren eher als Kirchen, Priester eher als Geistliche"*).

4. Schriftglaube und Orthoborie.

Wenn es aber einmal ein bestimmter Offenbarungsglaube ist, auf den sich die sichtbare Kirche gründet, so muß der Inshalt dieses Glaubens in seiner Ursprünglichkeit, unvermischt mit fremden Bestandtheilen, erhalten und in dieser ächten Gestalt auszgebreitet werden. Dieß ist nicht möglich durch mündliche Fortzpflanzung, sondern nur durch schriftliche Ausbewahrung. Der unverfälschte Kirchenglaube kann nur eristiren in der Form des Schriftglaubens; jede andere Form als die schriftliche Festhaltung verändert ihn und verfälscht seinen ursprünglichen Inhalt.

Die den Glauben bewahrende Schrift giebt die Glaubensnorm und Richtschnur; innerhalb der vorgeschriebenen Norm bewegt sich der rechte Glaube, die kirchliche Orthodorie. Was dieser Norm zuwiderläuft, heißt "Unglaube"; wer von dieser Richtung innerhalb derselben Kirche abweicht, ist entweder ein "Irrgläubiger" oder ein "Ketzer"; jener dissentirt in unwesentlichen
Punkten, dieser in wesentlichen. Es giebt eine despotische und
eine liberale Orthodorie. Die despotische, welche Kant auch
die "brutale" nennt, entzündet den feindseligen Religionseiser in
allen seinen Abstufungen; der Ungläubige wird gehaßt, der Irrgläubige gemieden, der Ketzer ausgestoßen und verslucht. Die
liberale Orthodorie ist gegen Andersgläubige buldsam. In dem

^{*)} Ebendaselbst. III St. I Abth. Mr. V. — Bb. VI. S. 273 — 277.

ausschließenden und particularistischen Charafter des Kirchenglaubens liegt der Grund der dis zum Fanatismus gesteigerten Orthoborie. Es ist nicht der Glaube, der ausschließend macht, sonwern die sichtbare Kirche, gleichviel welchen Namen sie führt. "Wenn eine Kirche," sagt Kant, "die ihren Kirchenglauben für allgemein verbindlich ausgiebt, eine katholische, biejenige aber, welche sich gegen diese Unsprüche anderer verwahrt (ob sie gleich diese östers selbst gern ausüben möchte, wenn sie könnte), eine protestantische Kirche genannt werden soll; so wird ein auswertschartischen Ratholisen und dagegen noch mehrere anstößige von erzekantischen Katholisen und dagegen noch mehrere anstößige von erzekatholischen Protestanten antressen; die erste von Männern einer sich erweiternden Denkungsart (ob es gleich die ihrer Kirche wohl nicht ist), gegen welche die letzteren mit ihrer eingesschränkten gar sehr, doch keineswegs zu ihrem Bortheil abstechen*)."

a. Die gelehrte Schrifterflärung.

Der Schriftglaube verlangt die Schrifterklärung oder Auslegung. Hier entsteht die Frage: welches ist die richtige Art, die Schrift zu erklären? Wer ist der berusene Interpret? Die erste und unmittelbare Form würde sein, daß jeder die Schrift nimmt nach seiner Art, auslegt nach seinem Gefühl und danach die göttliche Offenbarung beurtheilt. Aber das Gefühl ist seiner Natur nach niemals ein sicherer Prodierstein der Wahrheit, es ist immer individuell und nie der Grund einer sicheren Erkenntniß. Das Gefühl also kann unmöglich der berusene Interpret der Schrift, das auslegende Organ des Schriftglaubens sein.

Der nächste Zweck der Schrifterklärung ist das Schriftverständniß. Dieses fordert die sachliche Schriftkunde nach Form und

^{*)} Cbendaselbst. III St. I Abth. Nr. V. — Bb. VI. S. 277 — 281.

Inhalt: das Berständniß der Form oder der Ursprache, in welscher die Schrift verfaßt ist, giebt die "Beurkundung"; das Berständniß des Inhalts die "Auslegung". Um die Urkunden den der Offenbarung und deren Inhalt zu verstehen, dazu gehören Bedingungen wissenschaftlicher Art, die den Charakter der Schriftgelehrsamkeit ausmachen. Das gelehrte Schriftverständniß ist nicht das religiöse. Es ist nicht für alle Menschen, sondern nur für die Schriftgelehrten und die es werden wollen, also für den Religionsglauben kein und für die Ausbreitung des Schriftglaubens ein sehr beschränktes Mittel. Es reicht nicht weiter als die gelehrte Bildung. Die Schriftgelehrsamkeit ist ein berufener Interpret der Offenbarungsurkunden, aber nur der voctrinale Interpret, nicht der religiöse.

b. Die moralische (religiöse) Erklärung.

Der Schriftglaube foll Religionsglaube fein ober werben, barum ift die eigentliche Norm und Richtschnur seiner Erklärung die reine Religion. Die Offenbarungsschriften wollen erklärt fein im Sinne bes praktischen Glaubens für alle Menschen. Go erklärt sie die moralische Bernunft: diese ist zur Erklärung des Schriftglaubens der berufene und einzig authentische Interpret. Im Geiste der moralischen Vernunft wird jede Stelle der heiligen Schriften so erklärt, daß sie als ein Beweis und Symbol der moralischen Glaubenswahrheiten erscheint; nichts barf in diesen Schriften mit bem praktischen Glauben streiten. Es ist möglich, daß in manchen Fällen der buchstäbliche und eigentliche Sinn der Stelle ein anderer ist als der ausgelegte moralische; es ist möglich, daß die moralische Erklärung gegenüber dem buchstäblichen Sinne gezwungen und gewaltsam erscheint und es in der That auch ist; nichts besto weniger muß sie gegeben und jeder anderen vor= gezogen werden. Die buchstäbliche Erklärung gehört ber boctri=

nalen Auslegung, der historischen Kritik, der Sprach: und Geschichtswissenschaft, die keinen anderen Glauben erzeugen kann, als den Geschichtsglauben, der zur Besserung und Erlösung des Menschen nichts beiträgt und "todt ist an ihm selber". Man soll die Moral nicht nach der Bibel, sondern die Bibel nach der Moral auslegen. Wenn also z. B. in einer Bibelstelle Gott angessleht wird, er möge unsere Feinde vernichten, so versteht dars unter der jüdische Psalm die Feinde des auserwählten Bolks, die sichtbaren Feinde; dieser buchstäbliche Sinn widerstreitet der Moralität. Die religiöse Erklärung muß mithin die Stelle ums deuten: die Feinde, deren Vernichtung wir allein erstehen dürsen, sind die bösen Neigungen in uns. Wenn der Psalm in diesem Sinne ausgelegt, oder vielmehr wenn dieser Sinn in die Stelle hineingelegt wird, so ist sie umgedeutet zu einem Symbol des praktischen Glaubens; sie ist dann in religiöser Weise erklärt.

Kant fordert eine solche Erklärungsart der Schrift als austhentische, wobei er ausdrücklich hervorhebt, daß sie nicht den mindesten wissenschaftlichen, sondern allein religiösen oder moraslischen Werth habe. Diese genaue Unterscheidung der moralischen und doctrinalen Interpretation verhütet die heillose Verwirrung, welche sonst die willkürlich allegorische Deutungsart auf dem Gesbiete der Wissenschaft anrichten würde. Es ist nicht das erste Mal, daß die Erklärung heiliger Schriften unter einen solchen Gesichtspunkt gestellt wird, die allegorische moralische Deutung ist stets das Mittel gewesen, den Schriftglauben religiös zu des handeln; so haben die späteren Griechen und Römer die Mythoslogie, die späteren Iuden ihre Offenbarungsurkunden ausgelegt, ähnliche Erklärungsweisen sinden sich in Betress der Bedas und des Koran. Die einzige Norm des Kirchenglaubens ist die Schrift und deren allein authentischer Interpret die Vernunstreligion.

- I - I myh

c. Der praftische Schriftglaube.

Die moralische Erklärungsmethobe, an sich betrachtet, ist vollkommen willkürlich; sie ist nothwendig nur durch ihren 3weck. Vorausgesetzt einmal, daß der Neligionsglaube in der Form des Schriftglaubens eriffirt, so giebt es keinen anderen Weg, ben Schriftglauben religiös zu behandeln und ben Religionsglauben aus ihm zu entbinden. Der Schriftglaube als solcher ift historisch; ber Religionsglaube ist praktisch. Soll aus bem Schrift= glauben der Religionsglaube hervorgehen, so bilbet bas Mittel= glied und ben Uebergang ber "praktische Schriftglaube", bedingt burch die praktische oder moralische Schrifterklärung. Die ge= lehrte oder wissenschaftliche Erklärung, bas eigentliche Schrift= verständniß erzeugt nur ben doctrinalen Schriftglauben, ber, wie jeder doctrinale Glaube, theoretischer Art ist und in das Gebiet wissenschaftlicher Meinungen gehört, die mit der Religion nichts gemein haben. So zweckwidrig und unfruchtbar die moralische Schrifterklärung in wissenschaftlicher Absicht ist, eben so zwedwidrig und unfruchtbar ist die doctrinale Schrifterklärung in religiöser *).

II.

Rirche und Religion. Gegenfat und Ginheit.

1. Die Antinomie.

Um die philosophische Vorstellung der Kirche zu vollenden, bleibt nur die Einsicht übrig, wie sich der Kirchenglaube in den Religionsglauben verwandelt. Der Religionsglaube ist nur eisner, in seiner Eigenthümlichkeit schlechterdings unabänderlich und unwandelbar, in seiner Unwandelbarkeit nothwendig, in

^{*)} Ebendas. III St. I'Abth. Nr. VI. "Der Kirchenglaube hat zu seinem höchsten Ausleger den reinen Religionsglauben." — Bb. VI. S. 281—287.

feiner Nothwendigkeit allgemein; der Kirchenglaube ist ein besons derer, in seiner Besonderheit ausschließend und einem anderen Kirchenglauben entgegengesetzt: in diesen Gegensätzen besteht die streitende Kirche; über diese Gegensätze des Kirchenglaubens erschebt sich der Religionsglaube als triumphirende Kirche. So ist der Uebergang des historischen Offenbarungsglaubens in die reine Religion gleich dem Uebergange der streitenden Kirche in die triumphirende.

Dieser Uebergang enthält ein schwieriges Problem, welches bie moralische Schrifterklärung nicht auflöst. Sie macht ben Schriftglauben praktisch, fie bebt damit feine hiftorische Grundlage nicht auf. Und eben hier liegt die Schwierigkeit. es möglich, daß der Kirchenglaube die ihm eigenthümliche hiftorische Grundlage verläßt, die er boch verlassen muß, um sich in ben reinen Religionsglauben zu verwandeln? Denn in diesem Punkte find Kirchen = und Religionsglaube einander entgegenge= Die Grundlage bes erften ift eine historische Offenbarung, bie Grundlage bes anderen ift bie bloge Bernunft. Die Offenbarung sett bem Glauben die zu befolgenden Statute; in diesem Glauben wird die Religion statutarisch und gottesbienstlich, sie hofft auf einen Lohn als Ertrag ihrer gottesbienstlichen Handlungen; so wird "der Glaube einer gottesbienstlichen Religion ein Frohn = und Lohnglaube", während bie reine Religion zur Geligkeit nichts fordert als die innere Würdigkeit des Menschen und barum bas Bermögen befigt, alle auf bemfelben Bege zu erlöfen und selig zu machen. Diese Religion ift alleinseligmachend, benn selig werden kann bie Menschheit nur auf eine Urt.

Wenn wir also die Grundlagen des Kirchen- und Religionsglaubens vergleichen, so sind beide einander entgegengesetzt. Der Uebergang von dem einen zum anderen erscheint jetzt als eine Aenderung in dem Glaubensgrunde selbst, als eine Aenderung mithin, welche die Umbildung des einen in den anderen unmög-lich erscheinen läßt. An diesem Punkte entzündet sich der Streit zwischen Kirchen = und Religionsglauben. Was ist der eigent-liche und letzte Grund des Glaubens: die geschichtliche Offenbarung oder die moralische Vernunft? Diese Frage bildet den Glaubensstreit in seinem innersten Kern. Unsere Aufgabe ist die Entscheidung eben dieses Streites.

Welches auch die Form des Glaubens sei, ob die kirchliche oder die moralische; sein Inhalt ist die Erlösung des Menschen vom Bösen. Um erlöst zu werden, müssen wir und selbst bessern und der göttlichen Gerechtigkeit genugthun. Unsere Besserung ist die Wiedergeburt, die aber die alte Schuld nicht aushebt, also können wir durch eigene Kraft auch nicht der göttlichen Gezrechtigkeit Genüge leisten. Diese Genugthuung ist nicht unser Verdienst, sondern ein fremdes, also eine von und unabhängige Thatsache, die wir durch Offenbarung ersahren und durch den Glauben an diese Dissendarung und aneignen. So vereinigen sich in der Erlösung des Menschen diese beiden Bedingungen: die "stellvertretende Genugthuung" und unsere "eigene Wiederzgeburt"; die erste Bedingung hat ihren letzten Grund in der göttlichen Gnade, die zweite hat ihren letzten Grund in der menschlichen Freiheit.

Wenn nun Gnade und Freiheit, stellvertretende Genugthuung und Wiedergeburt, beide in der Erlösung des Menschen nothe wendig zusammengehören, so müssen sie auch unter sich nothwenedig verbunden sein, und es entsteht die Glaubensfrage: welcher von den beiden Erlösungsfactoren ist die Bedingung des anderen? Entweder ist die stellvertretende Genugthuung die Bedingung uns serer Wiedergeburt und unseres neuen Lebens, oder unsere Wies

bergeburt ist die Bedingung der stellvertretenden Genugthuung; entweder ist die göttliche Gnade nöthig zur Wiedergeburt, oder die Wiedergeburt ist nöthig zur göttlichen Inade.

Der Erlösungsglaube vereinigt ben Glauben an die stellverstretende Genugthuung mit dem Glauben an die Wiedergeburt. Diese beiden Grundbestandtheile des Erlösungsglaubens verhalten sich zu einander, wie die beiden Grundbestandtheile der Erlösung selbst: entweder gründet sich der Glaube an die Wiedergeburt auf den Glauben an die stellvertretende Genugthuung, oder umzgekehrt. Die Erlösung durch fremdes Verdienst ist eine uns ofsendarte Thatsache; der Glaube daran ist ein geschichtlicher Offensbarungsglaube, der den Kirchenglauben im engeren Sinn bildet: entweder also ist der Kirchenglauben im engeren Sinn bildet: entweder also ist der Kirchenglaube der Grund des religiösen Glaubens, welcher letztere die stellvertretende Genugthuung als Folge der Wiedergeburt betrachtet, oder der religiöse (praktische) Glaube bildet den Grund des kirchlichen.

Setzen wir den ersten Fall. Der Glaube an die stellverstretende Genugthung, an die vollzogene Erlösungsthatsache sei der alleinseligmachende, er sei der Grund unseres Erlösungsglausbens. Dann ist zu unserer Erlösung nichts weiter nöthig, als daß wir die Botschaft, unsere Schuld sei durch fremdes Verzdienst getilgt, gläubig annehmen, die uns angedotene Wohlthat gläubig empfangen und alles Heil von diesem Glauben erwarten. Wenn wir nur an den Erlösungstod Christi glauben und von dieser Thatsache sest überzeugt sind, so wandeln wir schon in eiznem neuen Leben und sind unserer Wiedergeburt gewiß. Aber wie soll eine von unserer Gesinnung und unserem Zuthun ganz unabhängige Thatsache uns innerlich umwandeln und unsere Gessinnung von Grund aus verändern? Wie soll fremdes Verdienst unsere Schuld tilgen, unsere Willensschuld? Ist nicht zur

Unnehmung der göttlichen Gnade unsere Empfänglichkeit nöthig? Ist nicht diese Empfänglichkeit schon bedingt durch unsere gute, innerlich wiedergeborene Gesinnung? Nur die gute Gesinnung kann glauben, daß sie durch fremdes Verdienst miterlöst werde. Unmöglich also kann der historische Glaube den praktischen bes gründen.

Setzen wir den anderen Fall. Unsere Wiedergeburt bedinge den Glauben an die Erlösung, sie sei die eigentlich erlösende That. Aber wie ist diese Wiedergeburt möglich? Können wir uns von der alten Schuld befreien? Können wir Geschehenes ungeschehen machen? Wir können es nicht, wir sind nicht im Stande, uns selbst zu erlösen. Der göttlichen Gerechtigkeit gegenüber sind und bleiben wir schuldig.. Vor ihr kann unsere Schuld nur durch fremdes Verdienst gesühnt werden; nur im Glauben, daß dieses fremde Verdienst uns wirklich erlöst habe, können wir uns frei und wiedergeboren sühlen und in der That einen neuen Lebens-wandel beginnen: so ist unsere Wiedergeburt bedingt durch unseren Glauben an die stellvertretende Genugthuung.

Wie also die Sache liegt, so läßt sich weber der historische Glaube dem moralischen, noch der moralische dem historischen zu Grunde legen. Hier gilt die Thesis eben so gut als die Untithesis. Vielmehr es gilt zunächst keine von beiden. Wir haben zwischen Kirchen und Religionsglaube eine in der Natur der Sache des gründete Untinomie. Diese Untinomie bildet den eigentlichen Kern und Mittelpunkt des zwischen Kirche und Religion, Offensbarung und Vernunft streitigen Glaubens. Die Unslösung dieser Untinomie kann es allein ausmachen, ob der Kirchenglaube (Geschichtsglaube) ein wesentlicher Bestandtheil des seligmachens den Glaubens sei oder als bloßes Leitmittel in die reine Religion übergehen könne*).

^{*)} Ebendas. III St. I Abth. Nr. VII. — Bb. VI. S. 287—291.

2. Die entgegengefesten Ertreme.

Aberglaube und Unglaube.

Jeder ber beiden entgegengesetzten Glaubensrichtungen hat ihr eigenthumliches Recht. Wenn die Erlösung in die Befferung gesetzt wird, so kann sie keinen anderen Unfang haben als die Wiebergeburt, bie in unserem Willen und burch benselben geschieht; wenn die Erlösung in unsere Entfündigung gesetzt wird, fo ist diese nicht burch uns, sondern nur burch ein fremdes Ber= bienst möglich; nur die stellvertretende Genugthuung kann die Entsundigung erklären, nur ber Glaube an diese Genugthuung kann uns die Entsundigung begreiflich machen. So ist ber Glaube an die Wiedergeburt als Grund der Erlösung bloß praf= tisch, er macht uns die Erlösung selbst nicht begreiflich; dagegen der Glaube an die stellvertretende Genugthuung ist bloß theoretisch, benn er macht die Erlösung nur begreiflich, aber nicht wirklich. Der theoretische Glaube fagt: "beine Pflicht ift, an beine Ent= fündigung burch fremdes Berdienst zu glauben; daß du in Folge dieses Glaubens wirklich ein anderer und neuer Mensch wirst, ist eine That der göttlichen Gnade!" Der praktische Glaube sagt: "beine Pflicht ift, dich zu bessern, von Grund aus ein anderer Mensch zu werden; daß du in Folge beiner Wiedergeburt auch wirklich erlöst und entfündigt wirft, ift eine That der göttlichen Gnade!" So verhalten sich die beiden Glaubensrichtungen voll= kommen entgegengesetzt in der Urt, wie sie die Erlösung theilen zwischen menschliche Pflicht und göttliche Gnade. Von hier aus bivergiren beide Richtungen und entfernen sich von einander bis zu den äußersten Ertremen. Wenn die Pflicht in einen geschicht= lichen Offenbarungsglauben gesetzt und die Religion auf die bloße Pflicht zu glauben eingeschränkt wird, so läßt sich mit dieser Religion selbst ein strässlicher Lebenswandel vereinigen, sogar durch dies selbe beschönigen. Wenn die Pflicht bloß in die menschliche Besserung gesetzt wird, so läßt sich ein guter Lebenswandel vorstellen, der sich zu Glaube und Offenbarung vollkommen gleichgültig vershält, sogar verneinend. Das erste Extrem ist der "gottesdiensteliche Aberglaube", das andere der "naturalistische Unglaube"*).

3. Die Auflosung ber Antinomie.

Um ben Streit jener beiden Glaubensrichtungen nicht in folche Extreme ausarten zu laffen, muffen wir ihn in seiner Burzel faffen und hier die Glaubensantinomie auflösen. That ist die ganze Antinomie nur eine scheinbare; es besteht in Wahrheit kein wirklicher Widerstreit zwischen dem Princip ber stellvertretenden Genugthuung und dem der Wiedergeburt. Der göttlichen Gerechtigkeit genugthuen kann nur der fündlose, radi= cal gute Mensch, die Menschheit in ihrer moralischen Bollkom= menheit, das Urbild der Menschheit, der Sohn Gottes: es ist vollkommen rational, daß wir an dieses Urbild glauben, wir glauben daran als an unser Urbild, als an unser moralisches Ideal, es gilt uns als die Norm unserer Gesinnung, als das Richtmaß unserer Handlungen. Der rationale Glaube an das Urbild ber Menschheit in Gott ist zugleich der praktische Glaube an unser eigenes sittliches Vorbild. So ist der theoretische Glaube an die stellvertretende Genugthung und der praktische Glaube an die Wiedergeburt als bie Bedingung zur Erlösung vollkommen ein und derfelbe. Der Widerstreit entsteht erft, wenn der Glaube an den Sohn Gottes aufhört rational zu sein und sich historisch gestaltet, wenn er zum Glauben wird an die empirische und ge= schichtliche Erscheinung bes Sohnes Gottes auf Erden, an Die

^{*)} Chendas. III St. I Abth. Rr. VII. — Bb. VI. S. 292.

Menschwerdung Gottes in diesem bestimmten Individuum. Aber auch biefer Wiberftreit ift nur icheinbar. Der Sohn Gottes ift fein Object ber außeren Erfahrung; es giebt fein empirisches Kennzeichen, wodurch er sich offenbart. Wenn er auch in der Erfahrung und in der Sinnenwelt erscheint, so läßt er fich doch nicht burch Erfahrung und sinnlichen Augenschein erkennen; er wird als Sohn Gottes erkannt ober geglaubt nur burch feine voll= kommene Uebereinstimmung mit dem Urbilde der Menschheit in uns; nur ber Beift in uns giebt von ihm Zeugniß, feine außere geschichtliche Erfahrung. Also ist auch der historische Glaube an den Sohn Gottes in seiner Wurzel bedingt durch den rationalen Glauben, ber gleich ist bem praktischen. Dieses Individuum ift der Sohn Gottes, b. h. es ist in seinem Leben und in seiner Lehre der vollkommene Ausdruck des menschlichen Urbildes, des moralischen Ideals; es ift darum unser Vorbild, bem wir unbedingt nachfolgen, burch beffen Aufnahme in unseren Willen und in un= fere innerste Besinnung wir allein erlöst werden konnen. ist ber historische, ber rationale und praktische Glaube in einem Principe verknüpft, sie bilben einen Glauben, in dem sich jene Untinomie vollkommen auflöst.

Es ist klar, wie allein der Gegensatz zwischen Kirchen = und Religionsglauben aufgehoben werden kann. Wird er in die sem Punkte nicht aufgehoben, so ist er überhaupt unversöhnlich. Der rationale Glaube ist mit dem praktischen ein und derselbe. Wenn der historische Glaube durch den rationalen bedingt ist, so ist zwischen Kirchen = und Religionsglauben kein Widerspruch; gilt dagegen der historische Glaube als unbedingt und unabhängig von aller Vernunsteinsicht, als Glaube an ein wunderbares Factum, so ist der Widerspruch zwischen Kirche und Religion niemals zu lösen. Dann sind die Glaubensprincipien beider grundverschies

ben: bas Princip des Kirchenglaubens ist empirisch, das des Resligionsglaubens ist rational. Auf diesen verschiedenen Glaubenssgrundlagen ist keine Vereinigung denkbar. In allen Religionen daher, die den historischen Glauben zur Hauptsache machen und darum im äußeren Cultus ihren Schwerpunkt haben, entsteht der unversöhnliche Streit zwischen Glaube und Vernunft. Die Grundfrage aller dieser Streitfragen, womit die Geschichte der Religionen erfüllt ist, betrifft das Glaubensprincip: ob es empirisch ist oder rational, ob es Thatsache ist oder Idee?

Es giebt ein Kriterium, wonach wir ficher beurtheilen konnen, ob das Glaubensprincip einer kirchlichen Religion jeden ra= tionalen Grund von sich ausschließt oder nicht: wenn das Mittel zur Erlösung in ein äußeres Thun gesetzt wird, wenn geglaubt wird, daß sich der Mensch durch Erpiationen irgend welcher Urt entschndigen könne! Dann ist der Glaube innerlich todt. Glaube an Expiationen ist die nothwendige Folge eines bloß historischen und empirischen Offenbarungsglaubens. Ist die Erlös fung ein von unserer Gesinnung unabhängiges Wunderwerk, so können wir die Erlösung nur empfangen burch Gott, so ist es Gott allein, der in uns die Erlösung und auch den Glauben an die Erlösung bewirkt, "er erbarmet sich, welches er will, und verstocket, welchen er will;" so können wir Gott nur burch außere Werke bienen, ber einzige Ausbruck eines Gott wohlgefälligen Bandels find die Berke des Cultus, die Opfer und Erpiationen.

Das ist der Punkt, den ein bloß empirischer Kirchenglaube festhalten muß, und welchen der reine Religionsglaube niemals annehmen kann. Die Vernunft kann nie glauben, daß Erpiaztionen erlösen. So lange als Erpiationen religiösen Werth haben ober beanspruchen dürfen auf Grund des kirchlichen Glaubens, wird auch der Streit dieses Glaubens mit der Vernunft, der

Bifder, Gefdichte ber Philosophie IV. 2. Muft.

Kirche smit der reinen Religion dauern: so lange werden die Priester klagen über den Unglauben der Vernunft.

In demselben Maße als der Kirchenglaube den Religionsglauben bekämpft, wird er sich ausschließlich auf seine historische Grundlage, auf die Ueberlieserungen und den Cultus stügen; in demselben Maße als er dem Religionsglauben zustrebt und sich demselben nähert, wird er jene Grundlage verlassen und auf die Gesinnung und den sittlichen Lebenswandel des Menschen das Hauptgewicht legen; die äußeren Formen werden abgestreift, die hierarchische Scheidewand zwischen Priestern und Laien fällt, und allmälig, im Wege einer ruhigen Resorm, ändert sich die ganze innere Glaubensverfassung. So entwickelt sich die Relizgion, wie der Mensch selbst: "da er ein Kind war, redete er wie ein Kind und war klug wie ein Kind; nun er aber ein Mann wird, legt er ab, was kindisch ist."

Wir haben erklärt, was den Kirchenglauben vom Religionssglauben unterscheidet. So lange der Kirchenglaube nicht aufhört, diese unterscheiden Kennzeichen seiner Cultusformen für sein wahres Wesen zu halten, woran kein Buchstaben verloren gehen dürse, befindet er sich in einer unendlichen Differenz und Entsernung von der unsichtbaren Kirche. Wenn der Kirchenglaube ansfängt, alles, was ihn vom Religionsglauben trennt, für das weniger Wesentliche zu halten, so thut er den ersten Schritt zur Unnäherung an den Vernunstglauben; dann beginnt sein Ueberzgang zur reinen Religion, und der Zeitpunkt ist gekommen, wo die Wirkung der unsichtbaren Kirche in der sichtbaren erscheint. Dieser Zeitpunkt ist der Ansang der geschichtlichen Kirche. Zeist erst giebt es von dem Reiche Gottes auf Erden auch eine histozrische Vorstellung*).

^{*)} Chendas. III St. I Abth. Rr. VII. — Bb. VI. S. 292—98.

Ш.

Die Religion als Rirche.

Die reine Religion als der innerste Grund und der letzte Zweck alles Kirchenglaubens lebt nur in der Gesinnung; sie ist und bleibt unsichtbar, sie ist kein Gegenstand der äußeren gesschichtlichen Erfahrung, sie hat keine Geschichte. Geschichtlich ist nur ihre Erscheinung und Entwicklung in der Zeit. Diese Ersscheinung ist die Kirche; nur diese läßt sich historisch vorstellen. Es giebt eigentlich keine Religionss, sondern nur eine Kirchengesschichte, denn nicht die Religion, nur die Kirche ist wandelbar, d. h. der in einer kirchlichen Gemeinschaft und in kirchlichen Forsmen erscheinende Religionsglaube.

Religiös ist der Kirchenglaube nur, soweit er durchdrungen ist vom moralischen Glauben, diesen als seine ewige Grundlage erkennt, von dieser Grundlage sich abhängig weiß, diese Ubhangigkeit öffentlich bekundet. Die historische Vorstellung, die wir suchen, hat daher keinen anderen Gegenstand als den religiösen Rirdenglauben; sie beginnt beghalb erft in bem Zeitpunkte, wo der religiöse Kirchenglaube in der Geschichte der Menschheit her= vortritt, wo sich ein Glaube und eine Glaubensgemeinschaft auf rein moralischem Grunde bildet. Dazu gehört die volle Einsicht in den Unterschied des moralischen und historischen Glaubens, in den Unterschied dieser beiden Glaubensprincipien: die volle Einsicht, daß kein historischer oder statutarischer Glaube den Menschen erlösen konne. Wo diese Ueberzeugung zum erstenmale in einer Glaubensgemeinschaft sich öffentlich ausspricht, da erscheint zum erstenmale der Religionsglaube, da beginnt die historische Vorstellung vom Reiche Gottes auf Erden, und die Geschichte der Kirche nimmt hier ihren Ausgangspunkt*).

a Cookida

^{*)} Ebendas. III St. II Abth. Historische Borstellung der allmäli=

Die jubifche Rirche.

Dieser Ausgangspunkt ist nicht bie jüdische Kirche. Die jübischen Glaubensgesetze entbehren alle Bedingungen einer rein moralischen Gesetzgebung; sie sind, was moralische Gebote nie fein durfen, 3mangsgesete; sie fordern die außere Beobachtung, die legale Erfüllung; diese legale Geltung ist ihr hauptsächlicher Es giebt unter ben judischen Glaubensgeboten keines, beffen Erfüllung nicht erzwungen werden könnte, beffen äußere Er= Die Motive der Gesetes= füllung nicht bem Gesetze genugthäte. erfüllung sind keineswegs moralische Triebfebern; ber gerechte d. h. der legale Mensch wird belohnt, der ungerechte bestraft; Hoffnung auf Lohn und Furcht vor Strafe find die Motive bes Glaubensgehorsams und der Gesetzeserfüllung. Es ist nicht die Gerechtigkeit, nicht einmal die bes äußeren Rechts, wonach im Sinne des jüdischen Glaubens gelohnt und gestraft wird. Gerechtigkeit trifft nur den Schuldigen; die judische Gerechtigkeit straft auch den Unschuldigen, sie ist nicht Gerechtigkeit, sondern Rache, maßlose Rache; sie rächt der Bater Missethat an den Nachkommen bis in's britte und vierte Glied. Die Ankundigung einer solchen Strafgerechtigkeit will nicht besfern, sondern schrecken; eine solche terroristische Weltregierung ober ber Glaube baran kann politische Gründe haben, niemals moralische, er kann eine Magregel ber Zweckmäßigkeit sein, eine Magregel, bie unter Um= ständen gilt. Der religiose Glaube ift keine Magregel, noch ift er abhängig von äußeren Umständen; er forbert bie reine Gefin= nung, die vollkommen lautere, ein Ziel, das nur in ber Ewig= feit erreicht werden fann; deßhalb fordert er die Unsterblichkeit gen Gründung der Berrschaft des guten Princips auf Erben. - Bb. VI.

S, 299, 300,

ber Seele. Der jübische Glaube macht diese Forderung nicht, denn er hat sie nicht nöthig; der Gesetzeber des jüdischen Glausbens hat auf das künftige Leben keine Rücksicht nehmen wollen, weil er nichts im Auge hatte als unter der Herrschaft des Glaubens ein politisches Gemeinwesen. Endlich das sicherste Kennzeichen des religiösen Glaubens ist seine Universalität, seine under dingte Gültigkeit für alle Menschen; das sicherste Kennzeichen des Gegentheils ist der Particularismus, die ausschließende Gelztung für eine besondere Nation, der Glaube an ein auserwähltes Volk: so ist der jüdische Glaube in seinem innersten Grunde nicht religiös, sondern bloß theokratisch in politischer Abssicht.

Diese Beurtheilung bes jüdischen Glaubens von Seiten Kant's unterscheidet den kritischen Philosophen sehr charakteristisch von bem früheren Rationalismus der deutschen Philosophie. Die natürliche Theologie ber Aufklärungszeit stand in ihren deistischen Begriffen bem Judenthum näher als ber chriftlichen Religion; fie gefiel sich sogar barin, mit ihrer Borliebe für die Berständigfeit bes jubischen Gottesbegriffs Staat zu machen gegenüber ben Musterien des Christenthums. So viel wir sehen, ist Kant der Erste, in dem die rationale Philosophie der neueren Zeit die ent= scheidende Wendung macht, welche die jüdischen Religionsbegriffe fallen läßt gegen die driftlichen. Der Grund zu dieser merkwür= bigen Wendung liegt am Tage für die Wenigen, welche die kantische Philosophie verstehen. Der Grund liegt nicht in einer Borliebe Kant's für bie Musterien ber driftlichen Glaubenslehre, diese Borliebe konnte wohl einen Hamann bestimmen; der Grund liegt allein in Kant's Lehre vom radicalen Bösen in der Men-Diese Ueberzeugung bestimmt und regulirt seine schennatur. ganze Religionslehre, beren Thema kein anderes ift als bie Auflösung ber Frage: wie ift die Erlösung möglich unter ber Bebingung des radicalen Bösen in der Menschennatur? Hier ist keine andere Glaubensgrundlage denkbar als die rein moralische, hier sind zur Erlösung keine anderen Bedingungen denkbar als die Wiedergeburt, das beharrliche Fortschreiten im Guten, die erlösende Strafe, das stellvertretende Leiden, der praktische Glaube an das radical Gute. Wenn man mit diesen Glaubensvorstellungen die geschichtlichen Religionen vergleicht, so leuchtet ein, mit welcher von allen die kritische Philosophie übereinstimmen wird im Kern der Sache: entweder mit keiner oder allein mit der christlichen*).

2. Die driftliche Rirche.

Erst aus dem Christenthume entspringt die allgemeine Kirche; nur von dieser Kirche giebt es eine welthistorische Vorstellung, nur die christliche Kirche hat eine weltgeschichtliche Entwicklung, weil sie in ihrem Princip angelegt ist auf die ganze Menschheit. Darin liegt die innere grundsähliche Verschiedenheit der christlichen Religion von der jüdischen. Man muß sich über den Grund der Sache nicht durch den äußeren historischen Schein so sehr verzblenden lassen, daß man das Christenthum für nichts anderes ansieht als eine Fortsetzung und bloße Reform der jüdischen Relizgion. Vielmehr ist das Christenthum eine vollkommene und razdicale Umwandlung der religiösen Vorstellungsweise, die hier zum erstenmal, von allen nationalen und politischen Einschränkungen frei, in den moralischen Grund des menschlichen Lebens selbst eindringt.

Seinen geschichtlichen Ursprung hat das Christenthum in der Person und dem Leben Jesu. Die erlösende Kraft dieses Lebens liegt allein in dem siegreichen Kampse mit dem Bösen,

^{*)} Ebendas. III St. II With. — Bb. VI. S. 300—303.

ber fich im Tobe Jesu vollendet; es giebt keine höhere Bewährung bes göttlich gesinnten Menschen, bes radical guten Wil-Die Erscheinungen Jesu nach bem Tobe, die Auferstehung und Himmelfahrt, gehören nicht mehr zu den Bedingungen der erlösenden Kraft seines Lebens. Es handelt sich hier nicht um ihren Werth als Thatsachen, sondern um ihren Werth als Glaubensobjecte; sie sind nicht Objecte bes reinen Religionsglaubens; die Vorstellungen sowohl der Auferstehung als der Himmelfahrt find in den Augen Kant's zu materialistisch, um moralisch zu sein. Zu den Bedingungen der Persönlichkeit gehört weder die Fortbauer des Leibes noch die räumliche Gegenwart in der Welt. Wenn wir uns die Fortdauer derselben Person nur denken konnen unter der Bedingung, daß eben derselbe Körper wieder belebt wird, so nennt Kant eine solche Vorstellungsweise "psychologischen Materialismus". Wenn bas ewige Leben als gegenwärtig im Raume gedacht wird, so nennt Kant diese Worstellungsweise "kosmologischen Materialismus". Der Auferstehungsglaube ist materialistisch in psychologischer Rücksicht; die Vorstellung der Himmelfahrt ist materialistisch in kosmologischer.

Der Gegenstand des christlichen Glaubens ist zunächst die Geschichte Jesu; daher ist die christliche Religion zunächst Geschichtsglaube. Genauer gesagt: das christliche Glaubensobject ist die Erzählung von der Geschichte Jesu, die mündliche und schriftliche Ueberlieserung. So ist der christliche Geschichtsglaube, näher bestimmt, ein Traditions: und Schristglaube. Der Schristzglaube verlangt zu seiner Bewährung und Beglaubigung geschichtzliche Zeugnisse, die selbst wieder Geschichtsforschung und Gelehrssamkeit voraussesen und das meiste Vertrauen verdienen, wenn sie von unparteiischen Zeitgenossen herrühren*).

^{*)} Ebendas. III St. II Abth. — Bb. VI. S. 303 — 305. S. 304 Anmerkg.)

3. Ratholicismus, Protestantismus, Aufflarung.

In Rudficht auf die Urgeschichte des Christenthums muffen wir diese bewährenden Zeugnisse bei ben romisch en Geschichts= schreibern suchen; hier aber finden wir solche Zeugnisse erft spat, auch bann nur spärlich, und feine, die den Ursprung bes Chri= stenthums selbst erleuchten. Go bleibt die Geschichte des Chri= stenthums dunkel bis zu dem Zeitpunkte, wo innerhalb ber drift= lichen Welt selbst die Schriftgelehrsamkeit sich erhebt und ben driftlichen Glauben zu ihrem Gegenstande macht. Jest wird aus dem Geschichtsglauben ein ftatutarischer Bunder = und Kir= chenglaube, eine Orthodorie, die als kirchliches 3wangsgesetz auftritt, die im Drient die cafaropapistische Form ber Staatstirche, im Occident die hierarchische des Papstthums annimmt und in beis ben Fällen eine bespotische Kirchengewalt ausübt. So ist Die Geschichte bes Christenthums in ihrem ersten Zeitraume bunkel, in dem folgenden bas allzu helle Schauspiel eines vom reinen Religionsglauben sich mit jedem Schritte mehr entfernenden Rirchenglaubens. Statt ber Erlösung bes Menschen erzeugt bieser Glaube ben fanatischen Glaubensstreit, Die Berrschaft ber Priester, die Berfolgung ber Reter, Die Religionskriege, ein Beer furchtbarer Uebel, im Hinblick auf welche man mit dem heid= nischen Dichter ausrufen möchte: "tantum religio potuit suadere malorum!"

Welche von den christlichen Zeiten ist die beste? Offenbar diesenige, in welchem der Kirchenglaube sich dem Religionsglaus ben wieder anzunähern beginnt. Als dieses gute Zeitalter bezeichs net Kant sein eigenes, die Spoche ächter Ausklärung, die im Protestantismus entspringt. Die menschliche Vernunft hat in theoretischer Rücksicht ihre Grenze erkannt, sie bescheidet sich mit der Unerkennbarkeit der übersinnlichen Welt, sie hadert nicht

mehr über Eristenz und Nichteristenz der Glaubensobjecte; Die moralische Vernunft hat begriffen, daß der Geschichts = und Kir= chenglaube nichts vermag zur Erlöfung und Seligkeit bes Men= schen; die Welt nimmt zu in der Einsicht, daß ber religiose Glaube seine Wurzel in der Gefinnung habe, die jeden äußeren Zwang ausschließt, daß kein äußerer Gemissenszwang geübt werben dürfe, daß die oberste Staatsgewalt selbst moralisch verpflich= tet sei, die Gewissensfreiheit zu achten und zu schützen. Damit find die Bedingungen gegeben, unter benen der moralische Glaube Raum gewinnen, die sichtbare Kirche ihrem wahren Ziele, der unfichtbaren, zustreben, mit der unsichtbaren Kirche bas Reich Gottes erscheinen kann, nicht als ein messianisches Enbe ber Welt, wie es die Apokalypse verkundet, sondern als ein moralisches in dem Willen und den Gesinnungen der Menschen. "Das Reich Gottes kommt nicht in sichtbarer Gestalt. Man wird auch nicht sagen: siehe hier oder da ist es, denn sehet, das Reich Got= tes ist inwendig in euch!" *)

IV.

Das Religionsgeheimniß.

1. Der Begriff bes Myfteriums.

Unter dem Gesichtspunkte der Vernunftreligion erscheint die Kirche und ihre Gemeinschaft gegründet auf den moralischen Glauben. Diesem Begriff der Kirche liegt jenseits der Vernunftsgrenzen eine andere Vorstellungsweise gegenüber, die den Grund der Kirche als ein undurchdringliches und heiliges Geheimniß betrachtet.

Heilig kann ein Geheimniß nur sein, sofern es moralischer Natur ist. Wie aber kann das Moralische geheimnisvoll sein?

^{*)} Ebendas. III St. II Abth. — Bb. VI. S. 304—313.

Das Geheimnis verschließt sich der theoretischen Vernunft, es ist von Seiten unseres Verstandes undurchdringlich, weder erkenns dar noch denkbar. Etwas kann sehr wohl unerkennbar sein und ist doch kein Geheimnis, das Unersorschliche ist nicht das Geheimnisvolle: die Freiheit ist kein Geheimnis und doch unerkennbar; die Schwere in der Natur ist allbekannt und doch in ihrem letzten Grunde unersorschlich. Also der Charakter des Geheimnisses liegt darin, daß etwas von uns nicht gedacht, nicht ausgesprochen, nicht mitgetheilt werden kann. Das Geheimnisvolle ist das Unsmittheilbare; sein Gegentheil ist, was sich mittheilen läst: das Dessentliche. Was sich nie mittheilen läst und seiner Natur nach stets verborgen bleibt, ist ein ewiges Geheimnis.

Es giebt Geheimnisse, die nicht ewig sind; sie gelten noch als Geheimnisse, aber der weiterdringende Geist hebt den Schleier und durchschaut, was der früheren Welt undurchdringlich war: solche Geheimnisse sind die verborgenen Kräfte der Natur. Aber jede Natureinsicht ist an sich mittheilbar; das Naturgeheimnis besseheit oder Behandlung der Naturkräfte nicht mittheilen will, daß man sie sorgfältig und gestissentlich geheim hält: ein solches Geheimnis ist ein "Arcanum". So sind auch die sogenannten geheimen Dinge in der politischen Welt an sich mittheilbar; nicht sie selbst, nur die Kenntnis davon ist verborgen; das Geheimnis besteht hier in der willkürlichen Geheimhaltung: solche politische Geheimnisse sind und die nicht verössentlicht werden dürsen.

Das ewige Geheimniß ist weder ein Arcanum noch ein Sescretum. Es kann auch nicht in unserem moralischen Handeln gessucht werden, denn die Gesinnung ist zwar verborgen, aber mitstheilbar. Ewig geheimnisvoll ist allein das göttliche Handeln:

bieses Geheimniß ist ein "Mysterium". Wir glauben an das höchste Gut, d. h. an eine moralische Weltordnung, vermöge deren die vollendete Sittlichkeit die Ursache der vollendeten Glücksseligkeit bildet. Diese Weltordnung ist eine sittliche Weltregiezung, eine solche Weltregierung ist göttliche Wirksamkeit; wir glauben an diese göttliche Wirksamkeit, aber wie sie geschieht, ist und bleibt uns ewig verborgen: in diesem Punkte liegt das Mysterium, in diesem Punkte wird der Vernunstglaube zum "Vernunstgeheimniß"*).

2. Das Myfterium der Beltregierung.

(Die Trinitat.)

Die Regierung eines Staates wird gedacht als gesetzebende, ausssührende, rechtsprechende Gewalt. Nach dieser Analogie muß die göttliche Weltregierung oder Gott in seinem moralischen Vershältnisse zur Welt in diesen drei Formen gedacht merden: als Gesetzeber, Regent und Richter der Welt. Als Gesetzeber ist er absolut heilig, sein Iweck ist die Herrschaft des sittlichen Gessetzes in den Herzen der Menschen, das Reich Gottes auf Erden; als Regent ist er absolut gütig, er läßt unsere mangelhafte That durch die gute Gesinnung ergänzt werden und um der letzteren willen als voll gelten; als Richter ist er absolut gerecht, seine Gnade will verdient sein durch die gute Gesinnung.

Die drei menschlichen Staatsgewalten können wir als Bedingungen eines gerechten Staates nur getrennt, dagegen die drei göttlichen Gewalten der Weltregierung nur vereinigt denken: als eine Persönlichkeit in drei verschiedenen Beziehungen, als "die dreifache moralische Qualität des Weltoberhauptes". Diese Vorstellungsweise bildet die "Trinität des Vernunftglaubens";

^{*)} Ebendas. III St. Allg. Anmerkg. — Bb. V. S. 314—316. S. 315 und 316 Anmerkg.

ihr Gegenstand ist die moralische Weltregierung, gedacht nach dem Postulate der Bernunft, nicht nach menschlichen Unalogien, also gereinigt von allen anthropomorphischen Borstellungen. In diesem Sinne darf die Trinität als "das Glaubenssymbol der ganzen reinen Religion" gelten. Auch die vorchristlichen Relizgionen enthalten in der Tiefe ihres Glaubens eine trinitarische Gottesvorstellung, die sich in verschiedenen Formen wiedersindet bei den alten Persern, Indern, Aegyptern, den späteren Iuden u. s. f.

Praktisch genommen, ist die Trinität ein Vernunftglaube, b. h. ein durch die eigene Vernunft geoffenbartes Geheimniß; theoretisch genommen, ist sie ein vollständiges Mysterium, dessen Ausdruck, wie man ihn auch stellen mag, ein unverständliches Symbol bleibt *).

3. Das Mysterium ber Berufung, Genugthuung und Erwählung**).

Tebe ber göttlichen Eigenschaften enthält ein unauflösliches Geheimniß, einen Verein von Bedingungen, die der menschliche Verstand niemals vereinigen kann. Gott als der Gesetzgeber der Welt gründet ein Reich, dessen Bürger zu sein alle Menschen berufen sind: dieses Reich ist Gottes Schöpfung, diese Bürger sind seine Geschöpfe. Nun ist die erste Bedingung zur Verwirkzlichung moralischer Zwecke, 'also zum Bürgerrecht in dem morazlischen Reiche, die Freiheit, das unbedingte Vermögen der Selbstzbestimmung. Wie können Geschöpfe frei sein? Wie läßt sich frei sein und geschaffen (berufen) sein vereinigen? In der Vorzstellung Gottes als des moralischen Weltgesetzgebers liegt das unzaussliche Mysterium der "Berufung".

^{*)} Chendas. III St. Allg. Anmerkg. — Bb. VI. S. 317—20.

^{**)} Ebendas. III St. Allg. Anmerkg. — Bb. VI. S. 320—25.

Gott als Regent der Welt macht, daß sein Gesetz erfüllt und die Menschen erlöst werden. Die Erlösung ist der Zweck der göttlichen Weltregierung. Aber böse, wie die Menschen in der Wurzel ihres Willens (von Natur) sind, können sie auch durch die Wiedergeburt dem Gesetze nicht völlig gerecht werden. Die Genugthuung geschieht durch die göttliche Güte, die durch fremdes Verdienst die Menschen erlöst. Also empfängt der Mensch ein Gut, das nicht von ihm selbst herrührt. Wie läßt sich diese Erlösung, die in einem Erlöstwerden besteht, mit der Spontaneität des menschlichen Willens vereinigen? Diese Vereinigung ist das Mysterium der "Genugthuung".

Gott als Richter ber Welt entscheidet über Seliakeit und Berbammniß ber Menschen. Bor bem gerechten Richter ist die Bedingung zur Seligkeit bie gute Befinnung. Nun ist der Mensch durch die ursprüngliche Beschaffenheit seines Willens nicht gut, er ist unfähig, von sich aus die gute Gesinnung in sich zu erwecken; es ist also Gott, ber sie in ihm bewirkt. Berdient ist diese göttliche Wirkung burch nichts, benn was sie allein verdienen konnte, die gute Gesinnung bes Menschen, ift erst die Folge jener göttlichen Wirkung. Also ist es Gott, der im Menschen die Bedingung zur Seligkeit schafft, ohne alles Berdienst, ohne allen Grund von Seiten bes Menschen, also vollkommen grundlos, aus reiner Billkur, nach feinem unbebingten Rathschluß. Die Seligkeit und Verdammniß ber Menschen ist eigentlich kein Richterspruch, sondern eine Wahl Gottes; er richtet nicht, er hat schon gerichtet, b. h. er hat erwählt bie Einen zur Seligkeit, die Anderen zur Berdammniß. Wie vereinigt sich diese grundlose Wahl mit der nach Verdienst austhei= lenden Gerechtigkeit? Wie vereinigt sich die göttliche Gnade mit ber göttlichen Gerechtigkeit? Durch ben menschlichen Berftand

ist diese Vereinigung nicht zu begreifen: sie ist das Mysterium der "Erwählung".

Me biefe Mysterien sind nur verschiedene Seiten eines und besselben großen Geheimnisses. Woher kommt in der Welt das Gute und Bose? Wie kann aus dem Bosen das Gute hervorgehen; wie können solche, die bose sind, gut werden? Warum werden es die Einen und nicht auch die Anderen? Warum beharren die Einen im Bösen, während sich die Anderen zum Gu= ten bekehren? Alle diese Fragen treffen den verborgenen Grund ber moralischen Welt, ber sich nicht erhellen läßt burch Begriffe. Dieses intelligible Princip der Welt läßt sich nicht einsehen, wie bie in ber Natur wirksamen Kräfte ober die geheimen Beweggrunde in der politischen Welt. Das moralische Weltgeheimniß liegt in der Erlösung des Menschen vom Bösen. Als Postulat der reli= giösen Vernunft ist diese Erlösung vollkommen gewiß und mit= theilbar für alle Welt; als Object des Verstandes d. h. als Weltbegebenheit ist sie vollkommen unbegreiflich. Die Trinität ist nichts anderes als der Lehrbegriff dieses Glaubens, als der in ein Dogma verwandelte Erlösungsglaube, als ber theologische Versuch, die Thatsache ber Erlösung aus dem Wesen Gottes zu erklären.

Soll der christliche Glaube von anderen Glaubensarten durch eine theoretische Form unterschieden werden, so ist eine solche Erzelärung nothwendig, und in dieser Rücksicht bildet die Trinität die classische Formel des Kirchenglaubens. Für den praktischen oder religiösen Glauben ist das Symbol gleichgültig; er glaubt die Erlösung, aber frägt nicht: wie ist sie möglich? Und nur auf diese Frage giebt das Symbol die aus dem Wesen Gottes gezichöpste, geheimnisvolle und unbegreifliche Antwort.

Fünftes Capitel.

Offenbarungs- und Vernunftglaube. Dienst und Afterdienst Gottes.

I.

Geoffenbarte und natürliche Religion.

1. Naturalismus, Rationalismus, Supernaturalismus.

Die Aufgabe der kantischen Religionslehre ist durchgängig kritisch. Hatte es sich in der Metaphysik um die reine Vernunft in Rücksicht der Erkenntniß, in der Sittenlehre um den reinen Willen gehandelt, so handelt es sich hier um den reinen Glauben. Die drei Hauptpunkte der disherigen Untersuchung waren das radicale Böse, die Wiedergeburt und Erlösung, die Kirche als das moralische Gottesreich auf Erden. Es bleibt noch ein Punkt sibrig, der mit der Lehre von der Kirche und dem Volke Gottes genau zusammenhängt: der Begriff des Gottesdienstes oder des Cultus. Wie die kritische Lehre überall das Aechte vom Unächten sondert, wie sie eben noch zwischen unsichtbarer und sichtbarer, wahrer und falscher Kirche unterschieden hatte, so gilt es jeht den Unterschied zwischen "Dienst und Afterdienst unter der Herrschaft des guten Princips"*).

^{*)} Rel. innerhalb b. Gr. b. bl. B. Biertes Stud. Bom Dienst

Unser Gottesbienst richtet sich nach unserem Gottesglauben. Der religiöse Inhalt des letteren ist Gott als moralischer Gesetzgeber der Welt, die Sittengebote (Pflichten) als Gottesgebote. Dieser Inhalt gilt in zwei möglichen Formen oder Vorstellungszweisen: entweder erscheinen uns jene Gebote darum als sittlich und verpflichtend, weil sie der göttliche Wille gegeben hat, oder sie erscheinen darum als göttlich, weil sie die ewigen Forderungen der sittlichen Vernunft sind. Im ersten Fall ist der Glaubenszinhalt geoffenbart, weil er bestimmt wird durch eine göttliche Willensäußerung; im zweiten ist er natürlich, weil er gegeben ist durch unsere eigene Vernunft: jene Vorstellungsweise macht die "geoffenbarte", diese die "natürliche Religion".

Das Verhältniß zwischen Offenbarungs = und Vernunft= glauben läßt sich aus drei Standpunkten beurtheilen: entweder gelten beide für unvereindar, oder ihre Vereinigung gilt den Einen als eine mögliche, den Anderen als eine nothwendige; der erste Standpunkt erklärt die Offenbarung für unmöglich, der zweite läßt sie gelten (ohne sie für nothwendig zu halten), der dritte fordert sie; die "Naturalisten" verneinen die Offenbarung, die "Rationalisten" räumen ihre Möglichkeit ein, die "Supernatu= ralisten" behaupten die Nothwendigkeit der Offenbarung.

Wie urtheilt die kritische Philosophie? Sie kann die Un= möglichkeit der Offenbarung nicht beweisen und darum auch nicht behaupten: daher stimmt sie nicht mit den Naturalisten, die ihr dogmatisch erscheinen. Da sie die Unmöglichkeit der Offenbarung nicht beweisen kann, so kann sie auch deren Möglichkeit nicht widerlegen, sie läßt dieselbe gelten und stimmt in diesem Punkte mit den Nationalisten; sie kann die Nothwendigkeit der Offen=

und Afterdienst unter ber Herrschaft bes guten Princips ober von Reli= gion und Pfassenthum. — Bb. VI. S. 329—332.

Benn nun die Supernaturalisten diese Nothwendigkeit nicht dogmatisch beweisen wollen, so kann ihr Streit mit den Rationalisten auf einer gemeinschaftlichen Grundlage geführt werden: beide anerkennen den sittlich religiösen Glaubensinhalt und die Möglichkeit seiner Offenbarung; worüber sie streiten, ist der Werth der Offenbarung in Absicht auf die Religion, die Geltung und das Recht, welches die Offenbarung auf dem religiösen Gesbiete beansprucht.

2. Die Offenbarung als Religionsmittel. Die Lehre Christi.

Der religiöse Glaubensinhalt soll allgemein gültig sein, also mittheilbar für alle. Ist er nicht allgemein verständlich, sons bern nur wenigen zugänglich, so ist die Religion nicht natürlich, sondern gelehrt. Geset, die göttliche Offenbarung wäre nicht allgemein mittheilbar, so könnte die natürliche oder moralische Religion auch nie geoffenbart, und die geoffenbarte Religion nie die allgemein gültige sein: das war der Gesichtspunkt, unter dem Reimarus die geoffenbarte Religion bekämpste; er zeigte, daß die Offenbarungsurkunden einer Einsicht und Erklärung bedürsen, die an einen besondern und ausschließenden Bildungsgrad geknüpft seien und darum die Geltung einer geoffenbarten Religion nothwendig einschränken.

Wenn aber der Inhalt der göttlichen Offenbarung rein mozalisch, also mit dem sittlichen Vernunftgesetz identisch und darum allgemein mittheilbar ist, so verträgt sich eine solche Offenbarung mit dem Vernunftglauben, und es kann in diesem Falle geoffenzbarte und natürliche Religion in der Hauptsache eines sein. Die Menschen hätten aus eigener Vernunft auf die geoffenbarten

Bahrheiten kommen können und sollen, nur würden sie niemals so früh darauf gekommen sein; die göttliche Offendarung hat den Langsamen und schwerfälligen Gang der menschlichen Bernumst beschleunigt, sie hat gehandelt, wie jede weise und richtige Erziehung, die ihren Zögling so leitet, daß er aus eigener Krast sein Ziel sicherer und früher erreicht, als wenn er sich selbst und dem Zusall wäre überlassen geblieden: das war der Gesichtspunkt, unter dem Lessing in seiner Erziehung des Menschengeschlechts die Offenbarung in der Religion rechtsertigte. In derselben rationaten Weise will Kant die Berbindung zwischen Offenbarung und Religion gesaßt wissen. Die Offenbarung gelte als Religionsemittel, nicht als Religionsgrund: sie diene zur Entwicklung der Religion, nicht zu deren Erzeugung.

Es giebt eine solche zugleich geoffenbarte und natürliche (rein moralische) Religion: die Lehre Christi. Hier ist der religiöse Glaubensinhalt vollkommen in der Tiese der menschlichen Bernunft begründet; doch hat dieser Glaube seinen geschichtlichen Grund und Ausgangspunkt in Christus; er ist durch ihn der Welt offenbart worden. Was Christus der Welt offenbart hat, ist in seiner reinsten und einsachsten Form der moralische Glaube in seiner ganzen Vollkommenheit. Hier tritt zum erstenmal die sittliche Bestimmung des Menschen ohne alle Blendung klar und anschaulich vor das Auge der Welt: das Gute besteht allein in der Gesinnung, die bose Gesinnung ist schon die bose That, im Herzen hassen heißt tödten, alle Wahrheit ist Wahrhaftigkeit, die das innere Geseh fordert und kein bürgerliches Erpressungsmittel dem Menschen abzwingen kann; die gute Gesinnung ist nur möglich durch die radicale Umwandlung des Willens, durch

^{*)} Ebendas. IV St. I Theil. Lom Dienst Gottes in einer Resligion überhaupt. — Bb. VI. S. 333—337.

die Bernichtung der Selbstsucht; wo die Herrschaft der Selbstzsucht gebrochen ist, da verstummen die seindseligen Gesinnungen, der Durst nach Rache und der Haß gegen die Feinde; Liebe und Wohlwollen werden die Triebsedern des wiedergeborenen Willens, der sich selbst das göttliche Gebot giebt: "liebe Gott über alles und beinen Nächsten als dich selbst."

Diese durch Christus geoffenbarte Lehre enthält nichts, das, einmal ausgesprochen, nicht in der Tiese jedes Gemüthes seinen natürlichen Widerhall sindet und anerkannt wird als das Gebot der eigenen Vernunft, das jeder sich selbst geben sollte und könnte. In dieser Anerkennung haben die Gebote Christi sämmtlich ihre Geltung: sie gelten unbedingt, nicht um ihrer geschichtlichen Offenbarung, sondern um ihres menschlichen Ursprungs willen. So ist in Rücksicht der christlichen Gebote die Offenbarung nur das Mittel zu ihrer Verbreitung, zu ihrer öffentlichen Geltung, nicht die ausschließende und oberste Bedingung zu ihrer Geltung überhaupt*).

3. Die Offenbarung als Religionsgrund. Der Glaube als Gehorsam. Kleriker und Laien.

Dieses richtige und normale Verhältniß zwischen Religion und Offenbarung wird umgekehrt, wenn die Offenbarung mehr sein will als Mittel zur Religion, wenn sie den Unspruch macht, den alleinigen Rechtsgrund der Religion zu bilden. Dann gelten die Gebote der Religion lediglich deshalb, weil sie geoffenbart sind, weil es in den heiligen Schriften so geschrieben steht; dann gilt die Offenbarung nicht wegen ihres Inhalts, sondern wegen ihrer Thatsache: weil es so geschehen ist, weil es die heiligen Ur-

^{*)} Ebendas. IV St. I Theil. I Abschn. Die christliche Religion als natürliche Religion. — Bb. VI. S. 237—344.

kunden so berichten. Jetzt ändert sich von Grund aus die Gestalt der Religion.

Die Offenbarung gilt als Statut. Die Gültigkeit ihres Inhalts ist bedingt nicht durch ihre Uebereinstimmung mit der moralischen Vernunft, sondern allein durch das Factum der Offenbarung. Dieses Factum soll geglaubt werden, unabhängig von dem Zeugniß und der Prüfung des Geistes in uns. Der Glaube wird zum Befehl, zur "fides imperata"; die Unznahme dieses Glaubens wird mithin zur Befolgung eines Besfehls, der Glaube verwandelt sich in Gehorsam, in den von der eigenen Vernunft unabhängigen, also blinden Gehorsam, er wird zur "fides servilis".

Nur in dieser Form kann ber Offenbarungsglaube allgemein werben. Der blinde Gehorfam gegen die Offenbarungsstatute läßt sich erzwingen und durch 3wang verbreiten. Dagegen ist die Einsicht in die Offenbarungsurkunde selbst, diese eigentliche Grundlage des Glaubens, eingeschränkt auf gewisse nur den wenigsten zugängliche Bedingungen, sie erforbert Schriftgelehrsam= keit zur Schrifterklärung. Ein Glaube aber, ber sich auf Gelehrsamkeit grundet, ift nicht naturliche, sondern gelehrte Reli= gion, beren Berbreitung nicht weiter reicht als ber enge Kreis der Gelehrtenbildung. Wenn nun eine solche Religion, zu deren Beurkundung Gelehrsamkeit gehört, doch allgemein verbreitet werben foll, so muffen die Bläubigen, die Unhänger diefer Reli= gion, in zwei grundverschiedene Klassen zerfallen: in Wissende und Gehorchende, in Kleriker und Laien. Jene find die berufe= nen Glaubensinterpreten, die Berwalter ber Glaubensvorschrif= ten; diese glauben, was die Kleriker sagen. Die einen verhal= ten sich in Glaubenssachen befehlend, die anderen gehorchend. Wer nicht Kleriker ist, der ist Laie. Wo sich daher der Glaube

bloß auf die Thatsache der Offenbarung und deren Urkunde grünsbet, da solgt die Beherrschung der Laien durch die Kleriker, da liegt die Gefahr nahe, daß sich diese auf dem Glaubensgebiete einheimische Herrschaft auch über den Staat erstreckt, daß die Kleriker durch die Laien auch den Staat beherrschen, und der religiöse Glaube als despotische Gewalt auch im weltlichen Sinn auftritt. Wenn sich also die Offenbarung zum christlichen Glausben nicht als Mittel, sondern als alleinige Bedingung verhält, so muß diese Art der christlichen Religion sich kirchlichshierarchisch gestalten. Ein solches Christenthum bleibt in seiner Grundlage jüdisch*).

II.

Der Afterbienft Gottes.

1. Der Religionsmahn.

Bon hier aus lassen sich die Folgen dieser Glaubensverfassung klar übersehen. Die Offenbarung gilt nicht als Religionsmittel, sondern als Religionsgrund. Demnach gilt auch der historische Offenbarungsglaube nicht als Mittel, sondern als Zweck der Religion. Der Besitz des Mittels erscheint in dieser Glausbensverfassung schon als der Besitz des Zwecks. Das äußere, gehorsame Bekenntniß der Glaubensstatute, der blinde Glausbensgehorsam erscheint jest als die Sache selbst, als die vollkommen fertige Religion.

Das Mittel hat nur relative Geltung. Wenn man ihm absolute zuschreibt, so giebt man ihm einen imaginären Werth und täuscht sich selbst über den wahren. Die Urt dieser Täusschung läßt sich an einem Fall aus dem gewöhnlichen und pros

^{*)} Ebendas. IV St. I Th. II Abschn. Die hristliche Religion als gelehrte Religion. — Bb. VI. S. 344—349.

fanen Menschenleben anschaulich machen. Das Gelb repräsentirt ben öffentlichen Werth der Dinge; es ift ein Mittel, wodurch wir uns so viele Bedingungen jum Genuß und zur Bilbung verschaffen können; sein 3wed ift diese für uns und andere nutliche Verwendung. Ist der Besitz dieses Mittels auch schon der Besitz dieses 3weckes? Heißt Geld haben schon so viel als besigen, was wir durch Geld erwerben können? Wer sich dieß einbildet, wird vollkommen befriedigt sein im bloßen Besitze des Gelbes, er wird von dem Gelbe nichts weiter wollen als es besitzen, er wird meinen, durch diesen Besitz alles Weitere entbeh= ren zu können oder eigentlich schon zu haben: diese Einbildung macht ben Geiz; ber Besit bes Gelbes erscheint bem Geizigen als der Besit alles Underen, als der absolute Besit, der zu wünschen nichts übrig läßt. Diese Täuschung nennen wir Bahn. Wer im Besitze ber Religionsmittel schon meint, auch im Besitze ber Religionszwecke zu sein, wer sich für erlöst hält durch den bloßen Gehorsam gegen die Glaubensstatute, durch die Befolgung der Glaubensbefehle, deffen Täuschung ift der "Reli-Wenn ein statutarischer Glaube als die nothwengionswahn". dige und oberste Bedingung des religiösen und gottwohlgefälligen Lebens gilt, so ist davon der Religionswahn die nothwendige Folge*).

2. Rechtfertigung burch den Cultus.

Es ist eine nothwendige Folge dieses Wahnes, daß der Dienst Gottes in etwas Anderes gesetzt wird als die gute Gesinzung und den sittlichen Lebenswandel. Was dieses Andere auch sei, unabhängig von der Gesinnung ist es ein äußerliches, mora-

^{*)} Ebendas. IV St. II Theil. Bom Asterdienst in einer statut. Rel. §. 1. — Bb. VI. S. 350—53.

lisch werthloses Thun, das als Gottesdienst gelten will, als sol= cher befohlen, als solcher gläubig gehorsam geübt wird. So erzeugt sich der unächte Cultus, "der Afterdienst unter der Herrschaft des guten Princips". Die Befolgung des Religionswahns kann nichts anderes sein als "Afterdienst Gottes".

Was man ohne geläuterten und in der Wurzel umgewanbelten Willen thun kann, das ist vor Gott vollkommen werthlos
und gilt nicht durch den Religionsglauben, sondern bloß durch
den Religionswahn. Es ist dabei vollkommen gleichgültig, was
man zur vermeintlichen Ehre Gottes äußerlich thut: ob der Gottesdienst in öffentlichen Feierlichkeiten und Unpreisungen oder in
persönlichen Aufopferungen, Büßungen, Kasteiungen, Wallfahrten u. dgl. besteht; ob man zur Ehre Gottes Worte ober
Naturgüter oder die eigene Person selbst opfert. "Alles, was
außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch thun zu können
vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes."

Wenn einmal der Schwerpunkt des Gottesdienstes in etwas Anderes fällt als das moralische Leben, so ist dem falschen Gultus Thor und Thur geöffnet und nicht mehr abzusehen, wo er Halt machen soll. Hat sich einmal die Religion in den Religionswahn verkehrt, so ist die Folge ein grenzenloser Afterdienst. Man bilde sich nicht ein, daß man auf diesem Gediete des äußerzlichen und unächten Cultus Grenzen bestimmen und Unterschiede seststellen könne. Es macht keinen Unterschied, ob der äußeren Opfer mehr oder weniger sind, ob ihre Form gröber oder seiner ist; sie sind im Principe werthlos, darum ist ihr Gradunterschied, wenn es einen giebt, im Principe gleichgültig. "Ob der Unzbächtler seinen statutenmäßigen Gang zur Kirche oder ob er eine Wallsahrt nach den Heiligthümern in Loretto oder Palästina ans

- 10000

stellt, ob er seine Gebetsformel mit den Lippen oder wie der Zi= betaner durch ein Gebetrad an die himmlische Behörde bringt, oder was für ein Surrogat des moralischen Dienstes Gottes es auch immer sein mag, das ist alles einerlei und von gleichem Werth. Es kommt hier nicht sowohl auf den Unterschied in der äußeren Form, sondern alles auf die Annehmung oder Verlassung des alleinigen Princips an, Gott entweder nur durch die moralische Gesinnung, sosern sie sich in Handlungen als ihrer Erscheinung als lebendig darstellt, oder durch frommes Spielwerk und Nichts= thuerei wohlgefällig zu werden."

Diesem falschen Gottesdienst, welcher Art er auch sei, liegt der Wahn zu Grunde, man könne durch eine äußere Cultushandlung Gott genugthun, sich ihm wohlgefällig machen, sich vor Gott rechtsertigen: es ist der Glaube an eine Rechtsertigung durch den Cultus. Dieser vermeintlichen Rechtsertigung gegen=
über steht die Rechtsertigung durch den Glauben (d. h. die Wiebergeburt) und durch die Gnade. Der Glaube an eine Recht=
fertigung durch den Cultus ist Religionswahn oder Aberglaube*).

3. Fetifchbienft unb Pfaffenthum.

Wenn nun als Bedingung des göttlichen Wohlgefallens boch die gute Gesinnung gilt, diese aber für eine Gnadenwirkung Gottes in uns erklärt wird, so solgt dem ersten Wahne ein zweiter. Man muß dann meinen, durch die äußere Cultushandzlung diese Gnadenwirkung erzeugen, gleichsam den göttlichen Beistand dadurch an sich ziehen und herbeirusen, die göttliche Gnade sich geneigt machen zu können; dann schreibt man dem äußeren Thun eine übersinnliche Kraft, der natürlichen Ursache eine übernatürliche Wirkung, der sinnlichen That eine wunder=

^{*)} Cbendas. IV St. II Th. §. 2. — Bb. VI. S. 353-359.

wirkende Macht zu. Dieß aber heißt zaubern und, wenn es in Rücksicht auf Gott geschieht, "fetischmachen"; ber von ber Befinnung und ber Willensumwandlung unabhängige Gottesbienft ist "Fetischdienst"; der Glaube an eine kirchliche Observanz als nothwendiges Mittel zur Erlösung ift "Fetischglaube". Wo biefer Glaube herrscht, wo das oberste Glaubensgesetz den Cultus ober gewiffe Cultusformen gur Bebingung ber Seligkeit macht, da ist die moralische Freiheit der Menschen vollkommen unterbrudt und der kirchliche Despotismus im uneingeschränktesten Sinne vorhanden. In einer folden Rirche herrscht nicht Gott, fondern der Klerus: die Verfassung einer solchen Kirche ist "Pfaffenthum". "Das Pfaffenthum ist also bie Berfassung einer Kirche, sofern in ihr ein Fetischbienst regiert, welches allemal ba anzutreffen ift, wo nicht Principien ber Sittlichkeit, sonbern statutarische Gebote, Glaubensregeln und Observanzen die Grundlage und bas Wesentliche berselben ausmachen."

Ein solcher Religionswahn verdirbt nothwendig auch die Borstellung von Gott. Ein Gott, dessen Wohlgefallen wir durch den Cultus zu erwerben glauben, wird von eben diesem Glauben durch die trübsten menschlichen Analogien verunstaltet: er wird vorgestellt als ein Wesen, das sich durch den Schein blenden und bestechen läßt, dessen Gnade man durch Lobpreisungen, Schmeicheleien, Demüthigungen und Geschenke gewinnen könne; der Gottesdienst wird zum "Hosteinst", der Gott zum Götzen, das Ideal zum "Idol", und der ihm gewidmete Cultus zur vollkommenen "Idololatrie"*).

^{*)} Ebendas. IV St. II Th. S. 3. Nom Pfaffenthum als einem Regimente im Afterdienst bes guten Princips. — Bb. VI. S. 359 bis 365. S. 370. Ugl. S. 333 Anmerkg. S. 351 Anmerkg.

4. Die Wahrhaftigkeit des Glaubens und deren Gegentheil.

Kanatismus und Heuchelei.

Wenn Gott als das über allen menschlichen Reigungen er= habene und absolut heilige Wesen vorgestellt wird, so lautet das göttliche Gebot: "ihr follt beilig sein, denn ich bin beilig!" Bor diesem Gotte kann und nichts weiter rechtfertigen als die reine Gefinnung und bas gottselige Leben. Indessen macht auch biefer Begriff noch nicht allein ben moralischen Glauben. noch steht die Frage offen: welches ist die Bedingung unseres in= neren gottwohlgefälligen Lebens? Wenn diese Bedingung, die erste und oberste, nicht in die Tugend, in unsere eigenste und innerste That, sondern in die göttliche Gnade und eine fremde Genugthuung gesetzt wird, so ift ber Glaube nicht rein moralisch, so ist die Religion ihrem wahren Ursprunge untreu und auf dem Wege zur Idololatrie. Wenn die Bedingung zur Gottseligkeit etwas Underes als die Tugend, die Begründung der Religions= lehre etwas Underes als die Tugendlehre sein soll, so suchen wir bie göttliche Gnade und Verföhnung auf einem Wege, den nicht die Tugend, nicht unser eigener Wille sich bahnt im siegreichen Kampfe mit bem Bösen; bann ist ber Erlösungs = und Verfoh= nungsglaube, welcher Urt er auch sei, in seinem Grunde nicht mehr rein moralisch und darum in seiner Wurzel schon verkehrt. Der Grund des Glaubens macht den Charafter der religiösen Gemuthsart. Bon diesem Grunde hangt es ab, ob wir ber Erlösung gewiß sind ober nicht. Die religiose Gemiltheverfaf= fung ist eine ganz andere, wenn diese Gewißheit in ihr lebt, eine ganz andere, wenn sie ihr mangelt. Es giebt nur eine einzige Form der Glaubensgewißheit: die moralische. Nur wenn die

Tugend und die sittliche Wiedergeburt den Unfang gemacht hat, können wir vollkommen gewiß sein, bag bas Ende bie Erlösung fein wird. Ohne diese Bedingung ift aller Glaube unsicher; er fühlt sich auch unsicher; das Gefühl dieser Unsicherheit und nichts Underes ift es, bas ben Glauben so leicht fanatisch macht. Nur ber moralische Glaube ist nie fanatisch, weil er seiner Sache ganz gewiß ift. Jede Ueberzeugung, die im Innersten die Gewißheit entbehrt, auf der sie fest und sicher ruht, wird bose, wenn ihr eine andere Ueberzeugung widerspricht, wenn sie auch nur einer anderen Ueberzeugung begegnet. Daß fie fich erhitzt und bofe wird, ift der Unfang bes Fanatismus und die Folge ihrer eigenen innersten Unsicherheit. Die Erscheinung bes Fanatismus ift nicht anders zu erklären. hier zeigt fich, warum ber Fanatismus besonders in der Religion zu Hause ist: weil hier die Ueberzeugun= gen gar nichts gelten, wenn sie nicht absolut gewiß sind. Nur vollkommene Gewißheit giebt dem Glauben das sichere und nie wankende Gefühl des wahren Muthes; diesen Muth hat nur der moralische Glaube, kein anderer; von diesem Muthe ift z. B. der Sag bes indischen Glaubens gegen die Nichtjuben, ber Stolz bes alten Islam, die Kleinmüthigkeit ber Hindus, die passive Frömmigkeit einer gewissen Form des driftlichen Glaubens durch= aus verschieden. Die Tugend allein giebt den Muth, auf eige= nen Füßen zu stehen. Wenn ber Glaube auf einem anderen Grunde ruht, so halt er sich an Bedingungen, von benen er nie gewiß sein kann, daß sie erlösende Kraft haben. In Wahrheit ist er auch ungewiß und unsicher trot aller Sicherheit, die zu befigen er fich und anderen einbildet. Sein ganzes Unsehen zeugt gegen ihn, er sieht nicht aus wie Einer, ber innerlich seiner Sache vollkommen gewiß ist; er hofft alles von ber göttlichen Gnade, alles bavon, daß er an diese Gnade glaubt; er ift nur beforgt,

sich bieselbe geneigt zu machen, er sucht sie auf allen möglichen Wegen, nur nicht durch die eigene sittliche Kraft, da er auch diese erst von der göttlichen Gnade hofft. So geräth er in "einen ächzenden, moralisch passiven Zustand, der nichts Großes und Gutes unternimmt, sondern alles von Wünschen erwartet". So entsteht die Vorstellung eines Gottes, dessen Wohlgefallen durch andere Mittel erworden werden kann als durch die Tugend, und so wird jeder Glaube, dessen Grund der rein moralische nicht ist, der von etwas Anderem anhebt als der eigenen Wiedergeburt, ein falscher Gottesglaube, der sich in nichts von der Idololatrie unterscheidet*).

Es ist eine rein moralische Pflicht gegen uns selbst, und zwar die erste von allen, daß wir nichts versichern, nichts betheuern, als wovon wir vollkommen überzeugt ober beffen wir vollkommen gewiß sind. In ber genauen Erfüllung biefer Pflicht besteht die Wahrhaftigkeit. Wer alles, wovon er über= zeugt ist, auch sagt und öffentlich ausspricht, ber ist offenherzig; wer nichts sagt, wovon er nicht überzeugt ist, der ist aufrichtig. Der Offenherzige sagt alles, was er mit Ueberzeugung glaubt; der Aufrichtige glaubt alles mit Ueberzeugung, was er fagt. Die Pflicht ber Wahrhaftigkeit forbert unter allen Umständen die Aufrichtigkeit, sie fordert nicht ebenso die Offenherzigkeit. Aufrichtigkeit giebt es gar keine Wahrhaftigkeit. Wer wirklich aufrichtig ift, ber kann nie lugen, er kann nie eine Unwahr= heit sagen. Man mache uns nicht etwa folgenden Einwand: es könne der Fall sein, daß wir nach unserm besten Wissen eine Aussage machen, aber unser Wissen selbst sei nicht das beste, die Sache verhalte sich anders als wir meinen, so haben wir zwar

^{*)} Ebenbas. IV St. II Th. §. 3. — Bb. VI. S. 367—370. S. 369. Unmerkg.

eine Unwahrheit behauptet, man konne aber nicht fagen, daß wir gelogen haben; wir hätten ja die Sache in der That nicht beffer gewußt als wir sie bargestellt. Hier scheint die Wahrhaftigkeit in ber Form mit ber Unwahrheit im Inhalte ber Aussage sich zu vertragen. Dieser Schein ist nichtig. Wer nicht vollkommen überzeugt ift, ber kann nie glauben, bag er vollkommen über= zeugt ift, ber wird bei einiger Gelbstprufung finden, daß feiner vermeintlichen Ueberzeugung alle Gewißheit ober wenigstens bie lette Gewißheit fehlt. Also betheuere er bie Sache nicht, von der ihm die gewisse Ueberzeugung fehlt; er versichere nicht, was ihm nicht sicher ist; wenn er es bennoch thut, so hat er gegen besseres Wissen eine Versicherung gegeben, die er niemals geben burfte, wenn es ihm Ernst war, die Pflicht ber Wahrhaftigkeit zu erfüllen. Die Unwahrheit ber Sache ist immer eine Instanz gegen die Wahrhaftigkeit dessen, der sie versichert. Micht in der Unwahrheit ber Sache liegt bas Kennzeichen ber Elige, benn jeber kann irren, sondern in dem Schein der Sicherheit, ben die Musfage annimmt. In biefem Punkte giebt es feine Gelbsttäuschung. Die Wahrheit der Sache ift nicht in allen Fällen ein Zeugniß für die Wahrhaftigkeit bessen, ber sie behauptet. Es giebt Dinge, von deren Dasein und Beschaffenheit kein Mensch eine absolute Gewißheit haben kann. Wer bennoch mit vollkommener Sicherheit über diese Dinge urtheilt, ber ist unwahr, felbst in dem Fall, daß er die Wahrheit, objectiv genommen, gesagt hätte.

Ueber die Wahrhaftigkeit und beren Gegentheil entscheidet nie das Object, sondern allein das Gewissen. Das Gewissen sagt uns, ob wir wahrhaftig sind oder nicht. Es sagt zu jedem, der mit Sicherheit behauptet, was er ohne Sicherheit weiß: "du lügst!" Wo es sich also um die Pflicht der Wahrheit handelt, da ist das Gewissen der einzige Leitsaden.

Wo wir schweigen burfen, ohne eine Pflicht zu verletzen, ba brauchen wir nicht offenherzig zu sein. Wenn es die Pflicht gebietet, unseren Glauben zu bekennen, da forbert die Pflicht ber Wahrhaftigkeit unbedingt, daß wir nichts bekennen, nichts betheuern oder gar beschwören, wovon wir nicht vollkommen überzeugt sind. Diese Gewißheit hat allein der moralische Glaube. Nur was wir moralisch sind und sein sollen, ist vollkommen gewiß: das sagt uns das Gewissen selbst. Von einem Factum außer uns giebt es keine absolute Gewißheit in uns: barum kann kein Geschichts = oder Offenbarungsglaube absolut gewiß sein. Ein bloger Geschichtsglaube, weil ihm die moralische Gewißheit fehlt, läßt sich nicht betheuern ober als absolut gewiß behaupten; eine folche Betheurung läßt fich von anderen nicht fordern; wer diese Betheurung verweigert oder andersgläubig ift, läßt sich Diese Betheurung, Forderung, Berdammung nicht verdammen. ist niemals mahrhaftig, sie kann es nicht sein, sie ist barum stets, wenn sie geschieht, gewissenlos. Darin liegt ber Grund, warum jebe Berurtheilung im Namen bes Glaubens (ber moralische Glaube verurtheilt nie), warum jedes verdammende Kehergericht gewiffenlos urtheilt. Ein gewiffenhafter Regerrichter ift fo gut eine contradictio in adjecto, als bas hölzerne Eisen und ber viereckige Kreis. "Wenn sich der Verfasser eines Symbols, wenn sich ber Lehrer einer Kirche, ja jeder Mensch, sofern er innerlich fich selbst die Ueberzeugung von Saten als göttlichen Offenbarungen gestehen soll, fragte: getrauest du dich wohl in Gegenwart bes Herzenskundigers mit Verzichtung auf alles, was dir werth und heilig ift, dieser Sabe Wahrheit zu betheuern? so mußte ich von der menschlichen (des Guten doch wenigstens nicht ganz un= fähigen) Natur einen sehr nachtheiligen Begriff haben, um nicht vorauszusehen, daß auch der kühnste Glaubenstehrer hierbei zittern

müßte. Der nämliche Mann, der so breist ist zu sagen: wer an diese oder jene Geschichtslehre als eine theure Wahrheit nicht glaubt, der ist verdammt, der müßte doch auch sagen können: wenn das, was ich euch hier erzähle, nicht wahr ist, so will ich verdammt sein! — Wenn es jemand gäbe, der einen solchen schrecklichen Ausspruch thun könnte, so würde ich rathen, sich in Ansehung seiner nach dem persischen Sprichwort von einem Hadgi zu richten: ist jemand einmal als Pilger in Mekka gewesen, so ziehe aus dem Hause, worin er mit dir wohnt; ist er zweimal dagewesen, so ziehe aus derselben Straße, wo er sich besindet; ist er aber dreimal da gewesen, so verlasse die Stadt oder gar das Land, wo er sich aushält."

Jede Unaufrichtigkeit in Glaubenssachen ist Beuchelei. Wer einen Glauben betheuert ohne innere vollkommene Ueberzeugung, ist ein Heuchler. Gegen die Heuchelei schützt keineswegs der Borwand, daß die öffentliche Gewalt das Glaubensbekenntniß be-Heuchelei ist bas Gegentheil ber Wahrhaftigkeit in Ruckfiehlt. sicht der Religion. Ueber die Wahrhaftigkeit entscheidet nie eine öffentliche Vorschrift, sondern allein das Gewissen. Wenn man also den vorgeschriebenen Glauben behauptet ohne innerste Gewißheit, so ist man ber Kirche gehorsam und vor dem eigenen Gewiffen ein Heuchler. "D Aufrichtigkeit! bu Uftraa, bie bu von der Erde zum Himmel entflohen bist, wie zieht man dich (bie Grundlage bes Gewissens, mithin aller inneren Religion) von ba zu uns wieder herab? Ich kann es zwar einräumen, wie wohl es fehr zu bedauern ist, daß Offenherzigkeit (die ganze Wahrheit, die man weiß, zu sagen) in der menschlichen Natur nicht angetroffen wird. Uber Aufrichtigkeit (daß alles, was man sagt, mit Wahrhaftigkeit gesagt sei) muß man von jedem Menschen fordern können, und wenn auch selbst bazu keine Unlage in unserer Natur wäre, beren Cultur nur vernachlässigt wird, so würde die Menschenrace in ihren eigenen Augen ein Gegen=
stand der tiefsten Berachtung sein mussen."

Mit der moralischen Freiheit in der Religion nimmt im glei= then Mage die Wahrhaftigkeit ab; in eben dem Mage wächst die Denn wer hier nicht wahrhaftig ist, ber ist schon ein Unter der Herrschaft eines statutarischen Glaubens Heuchler. wird die Heuchelei zur Gewohnheit und kommt bis zum Grade einer behaglichen Unbefangenheit. Man empfiehlt für das Glau= bensbekenntniß bas weiteste Gewissen gleichsam als Sicherheits= marime nach dem argumentum a tuto: das Sicherste sei, alles zu glauben und biesen Glauben unbedenklich zu betheuern; wenn manches unwahr und unnütz sei, so sei boch nichts schädlich, und der liebe Gott werde sich schon das Beste herausnehmen. Der sicherste Glaubensgrundsatz sei: "je mehr besto besser!" Bis ba= hin können Menschen gebracht werden: daß sie die Religion als Mittel brauchen, um ihrem Bortheil im gemeinen Sinne bes Worts die lette Spur von Wahrhaftigkeit zu opfern *)!

Ш.

Der mabre Gottesbienft.

Nur der moralische Glaube ist vollkommen gewiß und dars um gültig für alle. Ihn berührt nicht der Unterschied zwischen Gelehrten und Nichtgelehrten; dieser Unterschied berührt den Geschichtsglauben und begrenzt dessen Mittheilbarkeit. Um sich den Inhalt des Geschichtsglaubens anzueignen, dazu gehören Mittel der Einsicht und Untersuchung, die nicht jedem zugänglich sind:

^{*)} Ebendas. IV St. II Th. §. 4. Bom Leitsaben des Gewissens in Glaubenssachen. — Bd. VI. S. 370—376. Bgl. bes. S. 374, S. 375, u. 376 Anmerkg. 1 u. 2.

von dieser Seite öffnet sich der Geschichtsglaube bloß den Gelehrten. Von Seiten seiner Form, als eine Erzählung von Begebenheiten, öffnet sich der Geschichtsglaube der Menge und scheint durch diese Form ganz besonders geeignet, Volksreligion zu werden; aber gerade von dieser Seite verschließt er sich wieder den Gelehrten, die in der Erforschung und Untersuchung jener Bezgebenheiten so viele Bedenklichkeiten und unsichere Stellen sinden, die ihnen den Glauben in dieser Form verleiden. So bleibt als die allgemein mittheilbare, für alle Menschen gültige, von der gelehrten Bildung unabhängige Religion nur die moralische sibrig.

Wenn aber der Geschichts = und Offenbarungsglaube durch den moralischen bedingt ist, so erhellt von hier aus der wahre Grund und religiöse Werth des Cultus. Der Cultus soll nicht etwa zerstört, seine Verbindung mit der Religion soll nicht getrennt werden, nur an die Stelle der falschen Verbindung soll die richtige treten. Die Verbindung ist salschen Verbindung soll die Bedingung der Religion ist, wenn die Religion ganz im Cultus desteht; die Verbindung ist richtig, wenn die Religion als sittliche Gesinnung dem Cultus zu Grunde liegt und dieser nichts anderes ist als die Darstellung oder das Sinnbild des Glaubens. "So viel liegt, wenn man zwei gute Sachen verbinden will, an der Ordnung, in der man sie verbindet! In dieser Untersscheidung besteht die wahre Aufklärung*)."

Hilligt, in welchem er ihn verwirft: er läßt ihn gelten als moralisches Symbol, nicht gelten als mystisches Gnabenmittel.

Als moralisches Symbol ist der Cultus ein Sinnbild der guten Gesinnung, ein sinnbildliches oder symbolisches Handeln.

^{*)} Ebendaselbst. IV St. II Th. §. 3. — Bb. VI. S. 363. Tischer, Geschichte ber Philosophie IV. 2. Aust. 32

Die gute Gesinnung will sich innerlich befestigen in der Tiese des eigenen Gemüthes, nach außen verbreiten in der Menschheit, fortspstanzen von Geschlecht zu Geschlecht, erhalten in der moralischen Gemeinschaft: in dieser Besestigung, Ausbreitung, Fortpstanzung und Erhaltung des wiedergeborenen Willens oder des praktischen Glaubens besteht das Reich Gottes auf Erden. Als ein Sinnbild der Besestigung erscheint die stille Andacht, das Prizvatgebet, die Einkehr des Menschen in das Innerste seines Gesmüths; ein Sinnbild der Ausbreitung ist die Theilnahme an der öffentlichen Gottesverehrung, das Kirchengehen; als ein Sinnsbild der Fortpstanzung gilt die Aufnahme der Kinder in das Reich Gottes, die Taufe; als ein Sinnbild endlich der Erhaltung das gemeinschaftliche gläubige Mahl, die Communion.

Die Bedeutung des Sinnbildes liegt nicht im Bilde, son= bern im Sinn. Der bedeutungsvolle Sinn diefer Cultushand= lungen ist die moralische Gesinnung. Ohne biese ist jeder Cultus werthlos. Der Werth, den die Cultushandlung unabhängig von ber Besinnung haben soll, ift eine Einbildung, welche ber Religionswahn erzeugt: bann ift die Bedeutung der Cultushand= lung nicht mehr moralisch, sondern mostisch und sacramental; bann gilt die Handlung nicht als Sinnbild, sondern als Gna= benmittel, bem eine erlösende Kraft, eine Gott wohlgefällige Beschaffenheit inwohnt, ohne Rücksicht auf unsere Gesinnung. Gine solche Cultuslehre widerspricht auf doppelte Weise den reinen Religionsbegriffen: sie macht erstens die göttliche Gnade unabhängig von der menschlichen Gesinnung und diese selbst zu einer Gnaden= wirkung Gottes; sie bedingt zweitens die göttliche Gnade durch ein äußeres Thun, ein Werk, bem sie die magische Kraft zu= schreibt, das göttliche Wohlgefallen zu gewinnen. Die grundlose Gnade widerstreitet dem Begriff der Gerechtigkeit, die durch

äußere Mittel bedingte und auf den Menschen herabgelenkte Gnade ist gar nicht mehr Gnade, sondern "Gunst". So wird durch eine solche Cultuslehre der Gottesglaube dis zur Idololatrie vers dorben und die Menschen versührt, statt "Diener Gottes" lieber "Günstlinge und Favoriten des Himmels" sein zu wollen. "Zu diesem Ende besleißigen sie sich aller erdenklichen Förmlichkeiten, wodurch angezeigt werden soll, wie sehr sie die göttlichen Gebote verehren, um nicht nöthig zu haben, sie zu beobachten, und das mit ihre thatlosen Wünsche auch zur Vergütung der Uebertretung derselben dienen mögen, rusen sie: "Herr! Herr!" um nur nicht nöthig zu haben, "den Willen des himmlischen Vaters zu thun," und so machen sie sich von den Feierlichkeiten im Gebrauch gewisser Mittel zur Beledung wahrhaft praktischer Gesinnungen den Begriff als von Gnadenmitteln an sich selbst ")."

IV.

Summe der kantischen Religionslehre. Kant und Lessing.

Böse, die Erlösung, die Kirche und den Cultus zusammenhängend aus einem Grundgedanken entwickelt hat, mit den geschichtlich gegebenen Glaubensformen, so macht sie gegen alle Religionen gemeinschaftliche Sache mit dem moralischen Kern und der Idee des Christenthums, sie verhält sich innerhalb der christlichen Kirche durchaus negativ zur katholischen, durchaus bejahend zum Kern der protestantischen Lehre; sie sieht innerhalb des Protessantismus in der Lehre von der göttlichen Inade gegen die calvinistische Glaubenstheorie, in der Lehre von den Sacramenten auf Seiten der reformirten Vorstellungsweise gegen die magische

^{*)} Ebendas. II St. Allg. Anmerkg. — Bb. VI. S. 376—389,

bes katholischen und gegen die mystische des lutherischen Glau= bens.

Die kantische Religionslehre bedt sich mit keinem kirchlichen Doama; sie ist sich dieser Ungleichheit beutlich bewußt und ver= hehlt sie nirgends. Darf man sie mit außerkirchlichen Lehren ver= gleichen, ich meine mit Begriffen bes freien, nicht kirchlich ge= bundenen Chriftenthums, mit religiösen Borstellungen ohne sym= bolische Geltung, so ist die größte Uebereinstimmung zwischen Rant und Leffing. In keinem Punkte hat Leffing die Aufklarung seines Zeitalters mehr überflügelt, als in seinen religiösen Begriffen; in keinem ift er ber kritischen Philosophie näher ge= kommen. Sein Gegensatzu Neimarus, in welchem die Aufklärung am weitesten vorgeschritten war, berührt schon ben kanti= schen Standpunkt; er weiß die Offenbarung so zu begreifen, daß ihr bas Kriterium ber allgemeinen Geltung nicht fehlt. fing's tiefsinniger Unsicht von der Offenbarung als einer "Erziehung des Menschengeschlechts" ist Kant ganz einverstanden; er urtheilt über die Geschichte der Kirche genau so wie Lessing über die Geschichte ber Religion.

Kant würde zum Repräsentanten der idealen Religion vielleicht nicht eben einen Juden genommen haben, aber gewiß einen Menschen, der so denkt und handelt, wie Lessing's Nathan. Soll der kantische Religionsbegriff durch ein Charakterbild anschaulich gemacht werden, welches ihm zeitlich nahe steht, so ist es Nathan der Weise, in dem diese Religion ihren vorbildlichen Ausdruck gesunden*). Was Kant die "Religion des guten Lebenswandels" genannt hat im Gegensatzur "Religion der Gunstbewerbung", das ist hier verkörpert, die eine in Nathan, die andere im Pa-

^{*)} Bgl. meine Schrift "Lessing's Nathan der Weise, Idee und Charaftere der Dichtung." (Cotta 1864.)

triarchen. Die Pflicht, ein guter Mensch zu sein, ist in Nathan die erste; "die große Pflicht zu glauben", abgesehen von aller Gessinnung, gilt dem Kirchenfürsten als die oberste von allen, die Gesinnung und das innere Leben hält er für nichts. Den Glausben praktisch zu machen, die Religion zu läutern von aller unskruchtbaren Glaubensschwärmerei, das ist in Nathan's Erziehung die weise und wahrhaft fromme Absicht. Was gilt ein Glaube, der sich nicht praktisch bethätigen kann? Wenn sich Recha's Phantasie im frommen Wunders und Engelglauben wohlgefällt, so zeigt ihr Nathan den unfruchtbaren Kern in dieser schimmerns den Hülle.

"— einem Engel, was für Dienste,
Für große Dienste könnt ihr dem wohl thun?
Ihr könnt ihm danken; zu ihm seuszen, beten;
Könnt in Entzückung über ihn zerschmelzen;
Könnt an dem Tage seiner Feier fasten,
Almosen spenden. — Alles nichts. — Denn mich
Deucht doch immer, daß ihr selbst und euer Nächster
Hicht satt durch euer Fasten; wird nicht reich
Durch eure Spenden; wird nicht herrlicher
Durch euer Entzücken; wird nicht mächtiger
Durch euer Bertrauen. Nicht wahr? Allein ein Mensch!"

Die Religion bes guten Lebenswandels im Gegensatze zur bloßen Glaubensschwärmerei ist das Thema in Nathan's erster Unterredung mit Necha. Derselbe Gegensatz ist das erste Thema in Kant's Religionslehre und läßt sich nicht besser aussprechen als mit jener Mahnung Nathan's:

"— Geh! — Begreifst bu aber, Wie viel andächtig schwärmen leichter, als Gut handeln ist? Wie gern der schlafiste Mensch Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt — Um nur gut handeln nicht zu dürfen?"

Und auf die Frage Saladin's, welcher Glaube der wahre sei, ist Nathan's positive Untwort genau dieselbe, welche die kan= tische Religionslehre giebt. Der wahre Glaube ist moralisch be= bingt, nicht historisch; die verschiedenen Glaubensarten, sofern sie ausschließend sind, gründen sich auf Geschichte, geschrieben oder überliefert! Es giebt nur ein Kriterium des wahren Glau= bens, nur eine ächte Glaubensfrucht: das sittliche Handeln. Wo unter den Folgen des Glaubens sich eine feindselige und eben dar= rum selbstfüchtige Gesinnung kundgiebt, da darf man sicher schlie-Ben, daß der Glaube an der Wurzel verfälscht ist, und der Ring unächt. So lange man den Besitz eines Mittels für den Besitz bes Zweckes hält, ist man im Religionswahn befangen und weit entfernt vom wahren Glauben. Der Besitz bes Ringes ist nicht der Besitz seiner Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Das ist die Entscheidung Nathan's, die er seinem Richter in den Mund leat:

"— Ich höre ja, ber rechte Ring Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen, Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß Entscheiden! denn die falschen Ringe werden Doch das nicht können! — Nun; wen lieben zwei Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt? Die Ringe wirken nur zurück? Und nicht Rach außen? Jeder liebt sich selber nur Um meisten? — O so seid ihr alle brei

Betrogene Betruger! Gure Ringe Sind alle brei nicht acht. Der achte Ring Vermuthlich ging verloren. Den Verlust Bu bergen, ju erfeten, ließ ber Bater Die brei für einen machen. - Wenn ihr Nicht meinen Rath statt meines Spruches wollt: Geht nur! — Mein Nath ist aber ber: ihr nehmt Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von Cuch jeder ficher feinen Ring von feinem Bater: So glaube jeder sicher seinen Ring Den ächten. — — Boblan! Es eifere jeder seiner unbestochenen Bon Vorurtheilen freien Liebe nach! Es strebe von euch jeder um die Wette, Die Kraft bes Steins in seinem Ring' an Tag Bu legen! tomme biefer Kraft mit Sanftmuth, Mit herzlicher Berträglichkeit, mit Wohlthun, Mit innigfter Ergebenheit in Gott, Zu Hülf!

So lautet der Ausspruch "des bescheidenen Richters". Das Kriterium des Glaubens ist das geläuterte Leben, dessen Wurzel die gute Gesinnung ist. Dieses Urtheil ist das bescheidenste, es ist zugleich das strengste. Nicht anders wird auch jener weisere Mann am Ende der Zeiten urtheilen: er wird den Glauben rich= ten nach den Herzen!

Sechstes Capitel.

Sahung und Kritik. Positive und rationale Wissenschaften. Der Streit der Facultäten.

I. Wiffenschaft und Staat.

1. Positive und rationale Biffenschaft.

Auf allen Punkten ber kantischen Religionslehre hat sich ber Gegensat hervorgethan zwischen Vernunstglauben und statutarischem Kirchenglauben. Wenn beide die Form eines wissenschaftlichen Systems annehmen, so wird aus jenem "rationale", aus diesem "positive Theologie". Wie sich der Vernunstglaube zum statutarischen Kirchenglauben verhält, so verhält sich die rationale Theologie zur positiven. Der Streit dieser Systeme ist so alt als sie selbst und wird gewöhnlich so geführt, daß sich die Gewalt der Kirche oder des Staates in die Streitfrage einmischt und die Sache aus Gründen, die nicht wissenschaftlicher Art sind, entscheidet. Kant hatte selbst bei Gelegenheit seiner Religionstehre einen solchen Conslict erfahren. Ihm gegenüber hatte sich die Streitfrage in eine persönliche und politische Verfolgung jener gehässigen Art verwandelt, deren wir im Leben Kant's ausessührlich gedacht haben. Diese Erlebnisse und die Wichtigkeit der

Sache selbst legten es dem Philosophen nahe, das Verhältniß der rationalen und positiven Theologie zu einem Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung zu machen. Diese Untersuchung ist in der kantischen Religionslehre schon angelegt und durch dieselbe begründet.

Indessen haftet sie nicht an dem einzelnen Fall; sie begreift denselben aus seinem Princip und nimmt deßhalb die Frage in ihrem ganzen Umfange. Die Theologie ist keineswegs der einzige Fall, wo es sich um das Verhältniß des Positiven und Nationalen handelt. Derselbe Unterschied und dasselbe Verhältzniß sindet statt in Rücksicht der Rechtslehre; auch hier steht die positive Nechtswissenschaft der rationalen entgegen, und die wissenschaftliche Streitfrage kann auch hier eine peinliche werden.

Um also die Sache in ihrem ganzen Umfange zu würdigen, muß sie verallgemeinert werden. Es handelt sich überhaupt um das Verhältniß der positiven Wissenschaft zur rationalen. Die positive Wissenschaft beruht auf gegebenen Satzungen, die Vernunftwissenschaft ist durchgängig kritisch: es handelt sich also übershaupt um das Verhältniß der Satzung zur Kritik.

Soll das Verhältniß und die darin enthaltene Streitfrage wissenschaftlich gewürdigt und entschieden werden, so muß der Schauplatz, auf dem sie verhandelt wird, der rein wissenschaftzliche sein. Man suche also die Wissenschaften in ihrem eigenen Reiche auf, wo sie beisammen sind in der gemeinschaftlichen Ubzsicht, die Erkenntniß zu fördern. Dieses Reich ist die Universiztät, die Provinzen dieses Reichs, die Glieder dieses Gesammtzorganismus der Wissenschaften sind die Facultäten, die, aus dem Interesse der Wissenschaft beurtheilt, denselben Werth und gleiche Geltung haben. Mit den Gelehrten verhält es sich wie mit den Wahrheiten: die einen sind nicht vornehmer als die anderen.

2. Die Rangordnung ber Facultaten.

Ueber die Eintheilung der Kacultäten entscheidet nicht das Interesse der Wissenschaft, sondern deren Berhältniß Staat; biefer Eintheilungsgrund unterscheidet bie Facultäten dem Range nach. Es giebt Wiffenschaften, die durch ein beson= beres Interesse mit dem Staate verknüpft sind, mit ihren Bor= stellungsweisen auf das öffentliche, praktische Leben einfließen und deßhalb in dem, was sie lehren, abhängig sind von der re= gierenden Staatsgewalt; es giebt andere Wiffenschaften, benen der Staat, was den Inhalt ihrer Lehre betrifft, nichts vorschreis ben kann und barf, ohne bas Dasein bieser Biffenschaften überhaupt zu vernichten; die deßhalb völlige Autonomie haben und in ihrem Charafter als Wiffenschaft von ber regierenden Staats= gewalt nicht abhängen. Dieser Punkt macht den Eintheilungsgrund: er unterscheidet die "oberen Facultäten" von der "unteren"; jene enthalten die abhängigen, diese die unabhängigen Wissen= schaften; die ersten empfangen vom Staate ein "crede", von dem ihre Lehren regiert werden; die andere dagegen steht auf ihrem "credo", auf ber eigenen, von jedem fremden Ginfluß freien Ueberzeugung. Das Seil der Wiffenschaft besteht allein in der unabhängigen, burch keinen äußeren 3wang gehemmten Untersuchung. Wenn ein Staat die Wissenschaft frei läßt und dieser Freiheit die nothigen Bedingungen verschafft, so forgt dieser Staat auf's Beste für die Sache ber Wissenschaft. In dieser Rücksicht verhält sich die Wissenschaft zum Staat, wie der Hanbel. "Ein französischer Minister berief einige ber angesehensten Kaufleute zu sich und verlangte von ihnen Vorschläge, wie bem Handel abzuhelfen sei, gleich als ob er barunter ben besten zu wählen verstände. Nachdem der Eine dieß, der Andere das in

Vorschlag gebracht hatte, sagte ein alter Kausmann, der so lange geschwiegen hatte: ""schafft gute Wege, schlagt gut Geld, gebt ein promptes Wechselrecht u. dergl., übrigens aber laßt uns maschen."" Dieß wäre ungefähr die Untwort, welche die philosophische Facultät geben würde, wenn die Regierung sie um die Lehren befrüge, die sie den Gelehrten überhaupt vorzuschreiben habe: den Fortschritt der Einsichten und Wissenschaften nur nicht zu hindern."

Wie aber kommt es, daß die abhängigen Facultäten die "oberen" genannt werden, die unabhängige dagegen die "untere"? Die Ursache davon ist menschlich, wie Kant meint. Sie liegt darin, "daß der, welcher befehlen kann, ob er gleich ein demüsthiger Diener eines Anderen ist, sich doch vornehmer dünkt als ein Anderer, der zwar frei ist, aber niemandem zu befehlen hat." Es ist der Einfluß auf das praktische Leben, also die Nützlichskeit, wodurch sich dem Range nach die Facultäten unterscheiden.

Es giebt gewisse Zwecke, in Absicht auf welche der Staat unter anderen Mitteln auch die Wissenschaften braucht, Zwecke, in deren Verfolgung Staat und Wissenschaft zusammentressen. Diese unter dem Gesichtspunkte des Staats brauchbaren Wissenschaften sind die praktischen; die anderen, die jenen Zwecken nicht unmittelbar dienen, sind die unpraktischen oder bloß theoretischen. So fallen die positiven Wissenschaften mit den praktischen, die rationalen mit den theoretischen zusammen, und in dem "Streit der Facultäten" erscheint jetzt auf dem Gebiete der Wissenschaft selbst wieder der alte, schon oben entwickelte Gegensatz zwischen Theorie und Praxis*).

Nun besteht der unmittelbare und nächste 3weck bes Staates

a support of

^{*)} Der Streit ber Facultäten (1798). — I Abschn. Eintheilung ber Facultäten überhaupt. — Bb. I. S. 213—214.

in dem Wohle der Bürger. Das menschliche Wohl ist dreifacher Urt: es ist leiblich, bürgerlich, ewig; das leibliche Wohl ist die Besundheit, bas bürgerliche die Gerechtigkeit, bas ewige die Se= ligkeit. Diese Unterscheidung ift zugleich eine Abstufung. theilen wir nach bem Instincte ber Natur, so kommen erst bie zeitlichen, bann die ewigen Interessen, und unter ben zeitlichen erst die leiblichen, bann die bürgerlichen; urtheilen wir nach dem moralischen Werthe, so gilt gerade bie umgekehrte Reihenfolge und Rangordnung. Der 3weck bedingt die Mittel. Der Staat braucht Leute, die das Wohl seiner Unterthanen in allen drei Rücksichten besorgen, er braucht "Geschäftsführer des ewigen, burgerlichen, leiblichen Wohls der Menschen": Beiftliche, Juriften, Merzte. Solche Geschäftsführer zu bilben, sind Wissenschaften nöthig, bie eben barin ihre praktische Geltung haben: Theologie, Jurisprubeng, Medicin. Daber find biefe Biffenschaften in ber Universität bie oberen Facultäten, die von bem ewigen Gute zu ben zeitlichen abwärts steigen und darum der Theologie den Borrang lassen, bieser folgt die Rechtswissenschaft, dieser die Beil= Ihr praktischer Einfluß, ihre Richtung auf die 3wecke des Gemeinwohls bedingt ihre Abhängigkeit vom Staat; dieser giebt ihnen die Borschrift und bindet sie burch ein Statut. türlich ist der Grad und die Weise dieser Abhängigkeit nach der Natur jener Wiffenschaften selbst verschieden, und eben hierin zeigt sich bie Eigenthümlichkeit jeder Facultat.

Am wenigsten gebunden ist die Abhängigkeit der medicinischen. Das Statut, das sie bindet, berührt in keiner Weise ihren Lehrsinhalt. Als Wissenschaft kann die Arzneis und Heilkunde nur auf ihre eigenen Untersuchungen, Beobachtungen, Erperimente angewiesen sein; sie ist angewandte praktische Naturwissenschaft und deßhalb, was ihre wissenschaftliche Grundlage betrifft, der

philosophischen Facultät am nächsten verwandt und, wie diese, in dem Inhalt ihrer Lehre vollkommen unabhängig vom Staat. Die Regierung hat nur das Interesse, daß es zur öffentlichen Gestundheitspflege Aerzte gebe und nicht durch Afterärzte Schaden gestistet werde. Dem leiblichen Wohle gegenüber hat der Staat nur die Pflicht, für die Bequemlichkeit und Sicherheit seiner Unterthanen zu sorgen. Deßhalb verordnet er die medicinischen Facultäten. Die Medicinalordnung, die er vorschreibt, betrisst nicht die medicinische Wissenschaft, sondern die Gesundheitspolizei.

Unders verhält sich der Staat gegenüber der theologischen und juristischen Facultät. Hier wird die Lehre selbst burch bas vorgeschriebene Statut eingeschränkt und verpflichtet. Nicht die Bernunft, sondern die Bibel bilbet die Richtschnur des Theologen; nicht das Naturrecht, sondern das Landrecht die Richtschnur des Juristen. Von diesem Kanon ist dem öffentlichen Glaubens= und Rechtslehrer keine willkürliche Abweichung gestattet. biblischen Glaubensvorschriften gelten bem positiven Theologen als unwandelbare Bestimmungen, burch Gott selbst geoffenbart und darum jeder menschlichen Beränderung unzugänglich. solches Unsehen können die öffentlichen Rechtsgesetze nicht behaup= ten, sie verändern sich thatsächlich mit den Zeiten und Sitten. Der positive Jurist hat keine so feste Grundlage als ber positive Theolog. Wenn es bloß auf das Positive und dessen Kestigkeit ankommt, so ist in biesem Punkte ber Theolog besser baran, als ber Jurift.

Indessen ist dieser theologische Bortheil mit einem anderen Machtheile verbunden. Statute bedürfen der Auslegung. Die Auslegung fordert, um positiv zu gelten, einen letzten entscheis denden, authentischen Interpreten. Einen solchen Interpreten entbehren die Glaubensgesetze, denn als ihre authentische Auss

- stand

legung kann nur die göttliche Offenbarung selbst gelten, die sie gemacht hat. Dagegen die öffentlichen Rechtsgesetze erlauben um ihres menschlichen Ursprungs willen eine menschliche, also positive Auslegung, sei es durch den Richter oder durch den Gestetzgeber. Was daher die positive Auslegung der bindenden Statute betrifft, so ist der Zurist besser daran als der Theolog*).

So steht bei den Kacultäten die innere Abhängigkeit zur äu-Beren Geltung in einem geraden Berhältniß: je größer die Abhängigkeit ist und je tiefer sie in die Lehre selbst eindringt, um so höher steht dem Range nach die Facultät. Die oberste Facul= tät ist die theologische, die unterste die philosophische. Diese ist in ihrer Lehre unabhängig. Ihr 3weck ist die Wahrheit, unabhängig von jeder praktischen Geltung, von jedem öffentlichen Nugen; ihr Vermögen ist die Vernunft, uneingeschränkt durch ben Zwang frember Statute, die autonome, nur sich felbst verpflichtete Vernunft. Nun ist die Vernunfterkenntniß nach den Principien, von denen sie ausgeht, entweder empirisch (historisch) ober rational. Die philosophische Kacultät umfaßt das Gebiet ber gesammten Vernunftgelehrsamkeit, d. h. alle historischen und rationalen Wiffenschaften: sie ist durchaus universell. Alle Ver= nunfteinsicht ist Erkenntniß durch Gründe. Hier gilt nichts auf guten Glauben, aus unbedingtem Gehorfam; hier sind die Gründe nur so weit gut, als sie geprüft und untersucht sind; die Bernunfteinsicht verhält sich nirgends positiv, stillstehend, bloß an= nehmend, sondern überall prüfend und untersuchend: so ist die philosophische Facultät durchaus universell und durchgängig fri= tisch. *

Weil sie universell ist, umfaßt sie in ihrem Bereich auch bie

^{*)} Ebendas. I Abschn. I. Vom Berhältnisse der Fac. 1 Abschn. Begriff und Eintheilung der ob. Fac. — Bb. I. S. 215—222.

Wissenschaften der oberen Facultäten, alle', so weit sie theoretisch sind; weil sie kritisch ist, prüft sie die Voraussehungen, von des nen jene in statutarischer Weise ausgehen. So verhalten sich die oberen und die untere Facultät zu demselben Object, die einen positiv, die andere kritisch. Hieraus entsteht "der Streit der Facultäten", und zwar der unvermeidliche Streit. Ein nothswendiger Streit muß auch ein erlaubter und gesehmäßiger sein können. Daher kommt alles darauf an, den gesehmäßigen Streit der Facultäten von dem gesehwidrigen genau zu unterscheiden. Es leuchtet ein, daß jenes Verhältniß der rationalen Wissenschaft zu den positiven, der theoretischen zu den praktischen, der Kritik zur Sahung gleichkommt dem Verhältniß der unteren Facultät zu den oberen*).

3. Der gesetwidrige Streit.

Was einen Streit unrechtmäßig macht, ist die Beschaffensheit entweder seiner Materie oder seiner Form: der Materie, wenn es sich um eine Sache handelt, die keinen Streit erlaubt; der Form, wenn der Streit auf eine gesetzwidrige Art geführt wird. Wissenschaftlich genommen, muß jedes Object der Untersuchung ausgesetzt, also disputabel sein. Aus sachlichen Gründen giebt es zwischen den Facultäten keinen gesetzwidrigen Streit. Wenn über diese Objecte zu streiten, an sich verboten wäre, so gäbe es von Rechtswegen gar keine Wissenschaft.

Es ist mithin nur die Form oder die Art und Weise der Streitführung, die gesetzwidrig sein kann. Sie ist es, wenn die Gegner nicht um der Sache willen streiten, sondern um den subsjectiven Vortheil, um das persönliche Ansehen, um den prak-

^{*)} Ebendas. I Abschn. I. 2. Abschn. Begriff und Eintheilung der unteren Jac. — Bd. I. S. 222—225.

tischen Einfluß, wenn sie pro domo streiten. Dann handelt es fich nicht um die Erkenntniß ber Sache, sondern um die größt= mögliche Geltung der Person in der öffentlichen Meinung. Bolke gelten die Theologen, Juristen und Mediciner als die Gin= geweihten, die sich am besten verstehen die ersten auf das ewige, die anderen auf das burgerliche, die dritten auf das leibliche Wohl ber Menschen; man könne, so meinen die Leute, für bas eigene Wohl in allen drei Rücksichten nicht besser sorgen, als wenn man diese Sorge jenen Männern des Kachs ganz und gar überlaffe, jenen "ftubirten Berrn", die bie Sache gelernt haben. So erscheinen sie bem Laienverstande bes Bolks als "Bundermänner", im Besitze aller zum Wohle der Menschen probaten Geheimmittel. Nun ist es möglich, daß die Philosophen mit die: fer öffentlichen Meinung nicht übereinstimmen und keineswegs eine folde magische Vorstellung von ihren Umtsgenossen haben, im Gegentheil überzeugt find, daß bie Menschen aus eigener Bernunft und Kraft ihre Seligkeit, Rechtlichkeit und Gesundheit am besten und sichersten selbst besorgen können burch sittliche Gefinnung, bürgerliche Rechtschaffenheit, richtigen und mäßigen Le-Wenn nun aus biefer Meinungsverschiedenheit ein Streit ber Facultäten hervorgeht, so wird eigentlich nur um bas öffentliche Ansehen, die praktische Geltung, den Werth in den Augen der Leute, mit einem Worte um den personlichen Bortheil gestritten: bas ist die Urt der gesetwidrigen Streitfilh: rung*).

4. Der gefehmäßige Streit.

Dagegen ift ber Streit gesehmäßig, wenn es sich bloß um

^{*)} Ebendas. I Abschn. I. 3. Abschn. Vom gesetwidrigen Streit der ob. Fac. mit der unt. — Bd. I. S. 225—228.

Die Wahrheit und die Sache der Wissenschaft handelt; nicht das Object macht den Streit gesetzwidrig, sondern die Absicht. Die philosophische Facultät ist nur für die Wahrheit ihrer Untersuchungen und Lehren verantwortlich. Ihr Object ist alles Lehrbare. Den Lehren gegenüber, die in den anderen Facultäten positive Geltung behaupten, hat die philosophische Facultät nicht bloß die Befugniß, sondern die Pslicht der Kritik.

Die oberen Facultäten find in ihren Lehren an gewisse Borschriften gebunden. Die Vorschrift von Seiten bes Staates (Rirche) hat praktische Gründe, ber Vortrag von Seiten bes aka= demischen Lehrers kann nur wissenschaftliche Gründe haben; so sind die oberen Facultäten für ben positiven Charafter ihrer Lehren bem Staat, für die Mahrheit berfelben ber Wiffenschaft verantwort= Diese boppelte Berantwortlichkeit liegt in ihrer Stellung. Wer als Theolog ober Jurist ben Lehrstuhl einer Universität be= tritt, verpflichtet sich jeder wissenschaftlichen Prüfung seiner Lehre Rebe und Antwort zu stehen und bie vom Staat sanctionirte Lehre auch wissenschaftlich zu vertheidigen. Der Staat ist für die Lehren, die er fanctionirt, nicht wissenschaftlich verantwortlich und kann es nicht sein; es liegt in seinem Interesse, baß jene Lehren auch die Prüfung der Vernunft aushalten und die Probe ber Kritik bestehen. Seine akademischen Lehrer sind zugleich seine wissenschaftlichen Vertheibiger. Wer unfähig ift, seine Gehre wissenschaftlich zu rechtfertigen, der gehört überhaupt nicht auf den Lehrstuhl einer Universität; wer aus wissenschaftlicher Ueberzeugung den sanctionirten Lehren nicht beistimmt, ber paßt nicht auf den Lehrstuhl einer "oberen" Facultät und wähle seinen Plat in der philosophischen. Wie für die Thronrede des Königs im repräsentativen Staat bem Minister die politische Berantwortlich= keit zukommt, fo haben für die fanctionirten Glaubens = und Mechtslehren die Professoren der oberen Facultäten die wissen=
schaftliche Verantwortlichkeit. Sie haben die Pslicht, diese Leh=
ren zu vertheidigen; die philosophische Facultät hat die Pslicht, sie
zu untersuchen und, wenn es die Prüfung so mit sich bringt, zu
bekämpfen.

Natürlich kann dieser in der Sache begründete Streit der Facultäten nicht durch eine freundschaftliche Uebereinkunft beigezlegt, sondern nur durch ein wissenschaftliches Resultat beendet werden. Es ist nöthig, daß positive Lehren sind und als solche öffentlich gelten; es ist nöthig, daß sie geprüft werden. Der Streit der Facultäten kann darum nie aushören.

Es ift aber von der größten Wichtigkeit, daß berfelbe nie= mals seine natürlichen Grenzen überschreitet. Sobald er es thut, wird er gesetwidrig. Die Grenze der Wissenschaft ist die seinige: es ist ein Streit innerhalb ber wissenschaftlichen und gelehrten Welt, er wende sich nie auf einen anderen Schauplat; es ift ein Streit Gelehrter gegen Gelehrte, er nehme nie eine andere Rich= tung. Der Streit ber Facultäten gehört nicht auf ben offenen Markt vor das Bolk oder gar auf die Kanzeln: was soll das Bolk, das man um Gulfe anruft, in der Wiffenschaft entschei= ben ober gegen bie Bahrheit ausrichten? Der Streit ber Facul= täten geht nie gegen Staat ober Regierung, und ber Staat felbst barf sich nicht als Partei in einem solchen Streite betrachten, er wird dadurch weder betroffen noch gefährdet. Kant vergleicht die Universität mit einem Parlamente, beffen rechte Seite Die oberen Facultäten, die linke dagegen die philosophische ist; so wie die politischen Parteien, die sich parlamentarisch bekämpfen, ver= einigt und zusammengehalten werden durch bas gemeinsame va= terländische Interesse, so sollen auch jene wissenschaftlichen Par= teien vereinigt sein durch das gemeinschaftliche Interesse der Er=

kenntniß und Wahrheit. Ihr Kampf ist kein Krieg, sondern einmüthige Zwietracht, eine "discordia concors".

Der gesetymäßige Streit ber Facultäten betrifft bie Satun= gen, die positiven Glaubens = und Rechtslehren; er besteht in wissenschaftlichen Gründen dafür und in kritischen Einwürfen da= gegen; von beiben Seiten wird ber Streit um ber Wahrheit willen geführt. Der erste Unftog, ben die wissenschaftliche Kritik an dem Positiven nimmt, erschüttert noch lange nicht dessen öffent= liche Geltung und will dieselbe auch nicht erschüttern, sondern nur das Statut wissenschaftlich untersuchen. Nicht die praktische, sondern die wissenschaftliche Geltung desselben wird fraglich. Wenn die Kritif in dem Streit erliegt, so gilt die Satzung aus allen Rechtsgründen, auch aus denen der Vernunft, sie steht jett nur um fo fester; wenn bagegen die Bertheibigungsgrunde immer schwächer werden, einer nach dem anderen fällt, zulett alle das Feld räumen, so ist die Satzung wissenschaftlich unhalt= bar. Ihre Umbildung und Verbesserung wird nothwendig. Ist über diese Nothwendigkeit erst die Wissenschaft und das Urtheil der Vernunft im Klaren, so wird die öffentliche Ueberzeugung schon nachfolgen und die praktische Menderung felbst im Ginne bes Befferen nicht ausbleiben. Go ift ber Streit ber Facultäten, obwohl er nur innerhalb ber Grenzen ber Wiffenschaft geführt wird, zugleich ber Unfang zu einer wohlthätigen praktischen Re= Ein solcher Anfang kann auf keine andere Beise grundlicher und gesetymäßiger gemacht werden. Jett hat sich im Laufe der Dinge das Berhältniß der Facultäten umgekehrt: die philo= sophische geht voran, die anderen folgen, nach dem biblischen Worte, daß die Letten die Ersten sein werden. Die Theologie gilt als die oberste Facultät, die Philosophie als die letzte; sie nannte sich einst die Magb ber Theologie, aber es kommt barauf

an, welchen Dienst diese Magd ihrer Herrschaft leistet: ob sie ber gnädigen Frau die Schleppe nach oder die Fackel voranträgt*)?

II.

Der Streit der philosophischen und theologischen Facultät.

1. Berhaltniß gur Bibel.

Aus dem Gegensatze der positiven und rationalen Theologie erhellt das zwischen beiden streitige Object. Der positive Theolog ist der Schriftgelehrte für den Kirchenglauben, der Philosoph ist der Vernunstgelehrte für den Religionsglauben; jenem ist die Theologie ein Inbegriff gewisser Lehren als göttlicher Offenbarunsgen, diesem ist sie der Inbegriff sittlicher Pflichten als göttlicher Gebote; dort gilt die göttliche Offenbarung als die erste und unsbedingte Thatsache, hier gilt sie als bedingt durch die moraslische Vernunst.

Es handelt sich zwischen beiden um die Geltung der Schrift. Die Philosophie unterscheidet nach reiner Vernunfteinsicht den göttlichen Inhalt der Schrift von den menschlichen Zusätzen, sie unterscheidet den Inhalt von der Darstellung, von der durch die Umstände der Zeit und die Fassungskraft der Menschen bedingten Lehrart; sie verhält sich zur Schrift nicht unbedingt annehmend, sondern prüfend sowohl den religiös = sittlichen als den geschicht= lichen Inhalt.

Die Schrift bedarf der Auslegung, diese der Vernunft und der Grundsätze. Was in der Schrift Uebervernünftiges gelehrt oder erzählt wird, das darf man rein moralisch erklären; das

^{*)} Ebendas. I Abschn. I. 4 Abschn. Lom gesetymäßigen Streit ber oberen Fac. mit der unt. — Bb. I. S. 228—232.

Widervernünftige muß man so auslegen. Die Lehren z. B. der Dreieinigkeit und Gottmenschheit, die Erzählungen der Ausersstehung und Himmelfahrt erlauben und fordern eine moralische Deutung; ebenso die Lehre von der seligmachenden Kraft eines bloß historischen Glaubens, von den Gnadenwirkungen Gottes, von der übernatürlichen Ergänzung unserer stets mangelhaften Gerechtigkeit.

Die positiven Theologen selbst, so ausschließlich biblisch sie fein wollen, können sich der Auslegung nicht enthalten, sie brauden dazu ihre Vernunft nicht bloß als Organ, sondern auch als Magstab. Wenn sie Stellen finden, wo die Gottheit menschenähnlich geschildert wird, als habe sie menschliche Empfindungen und Leidenschaften, ba forbern die biblischen Theologen selbst, baß jene Ausbrücke auf eine bem mahren Wefen Gottes ent= sprechende Weise erklärt werden; was "av dew roma dus" gesagt fei, solle man "Jeongenws" beuten. Wodurch unterscheiben sie ben wahren Begriff Gottes vom falschen? Es heißt: burch Offenbarung! Aber wodurch unterscheiden sie die wahre Offen= barung von der falschen, wonach beurtheilen sie, daß etwas gött= liche Offenbarung sei? Darüber entscheibet allein unsere Idee Gottes. Also ist die Vernunft das zwar unfreiwillige, aber un= vermeidliche Auslegungsprincip auch der biblischen Theologen. So ift 3. B. fein Zweifel, bag in ihrem eigentlichen Ginn bie paulinische Lehre von der Gnadenwahl nicht anders verstanden werden kann, als im Sinne ber Prädestination, wie die Calvinisten sie nehmen; bennoch haben driftliche Rirchenlehrer sie ans bers gebeutet, weil sie die Prädestination nicht mit ben wahren Begriffen von Gott, b. h. nicht mit ber Bernunft in Ginklang bringen konnten.

Wenn die biblischen Theologen ber philosophischen Bibel-

erklärung vorwerfen, daß sie nicht biblisch, sondern philosophisch, nicht natürlich, sondern allegorisch und mustisch sei, so wider= legen sich biese Borwurfe aus bem Begriff ber Religion. Die religiöse Erklärung kann nur die rein moralische sein. Von der Göttlichkeit einer Lehre giebt das einzig authentische Zeugniß ber Gott in uns, die moralische Bernunft. So weit die Bibel reli= gios ift, so weit ift diese Bibelerklarung auch biblisch; sie ift fo wenig muftisch, daß sie vielmehr bas Gegentheil ift aller Gebeim-Was nun ben Streit um die Bibel und ihre Auslegung betrifft, so läßt fich berfelbe burch einen einfachen Bergleich beilegen. Es foll den Philosophen verboten sein, ihre Bernunft= lehren durch die Bibel zu bestätigen; aber es muß den biblischen Theologen ebenso verboten werden, in der Erklärung der Bibel die Vernunft zu brauchen. "Wenn der biblische Theolog aufboren wird, sich ber Bernunft zu seinem Behuf zu bedienen, so wird der philosophische auch aufhören, zur Bestätigung seiner Sate die Bibel zu gebrauchen. Ich zweifle aber febr," fett Kant hinzu, "daß der erstere sich auf diesen Bertrag einlassen bürfte*)".

2. Kirchensecten und Religionssecten. (Mystik.) Der Pietismus. (Spener und Zinzendorf.)

Der Streit beider erstreckt sich zugleich auf den Gegensatz zwischen Kirchen: und Religionsglauben. Der Kirchenglaube ist ausschließend, der Religionsglaube umfassend; jener beruht auf Statuten, dieser auf sittlichen, allgemein gültigen Pflichten. Der Kirchenglaube kann wegen seines positiv geschichtlichen Charakters

^{*)} Ebendas. I Abschn. Anhang einer Erläuterung bes Streits ber Jac. durch das Beispiel desjenigen zwischen ber theologischen und philosophischen. — Bb. I. S. 233—247.

und seines bespotischen Zwanges sich keine wahrhaft allgemeine Geltung gewinnen und sichern, er hat fortwährend mit centrifugalen Bestrebungen zu kämpsen. Einzelne sondern sich von der öffentzlichen Kirche ab und bilden Separatisten, diese sammeln sich zu besonderen Gemeinden und bilden Secten; innerhalb der gemeinschaftlichen Kirche trennt sich ein Theil vom anderen, und es entzsteht ein Schisma; diese getrennten Glaubensarten sollen dann durch Vermischung, die immer eine falsche Friedensstiftung ist, wieder zusammengeschmolzen werden (Synkretisten). Solche Spaltungen sind charakteristische Folgen des Kirchenglaubens, der wohl die Unlage hat, sie hervorzurusen, aber nicht die Macht, sie zu verhindern oder wieder auszuheben.

Kirchensecten kümmern den reinen Religionsglauben nicht. Die Frage ist, ob es auch Religionssecten giebt? Kirchen = und Religionssecten sind der Art nach verschieden; jene beziehen sich auf kirchliche Formen, die sie bejahen oder verneinen, diese gehen auf den religiösen Glauben selbst. Nun ist der religiöse Glaube seiner Natur nach allgemein und darum über die Sectenspaltung erhaben. Wie also sind Religionssecten möglich?

Der Zweck ber reinen Religion ist nur einer: die Erlösung des Menschen, durch seine Besserung. In der Anerkennung diesses Zwecks ist keine Verschiedenheit und darum keine Glaubenstpaltung denkbar. Die Aufgabe der Religion ist rein moralisch und darum vollkommen übersinnlich. Es wäre denkbar, daß bei aller Uebereinstimmung im Zweck eine Verschiedenheit stattfände in den Mitteln zu diesem Zweck, in der Auflösung dieser Aufzgabe. Eine Verschiedenheit in diesem Punkte würde die Religion selbst sectenartig spalten.

Ist die Aufgabe übersinnlich, so liegt der Glaube nah, daß die Auflösung übernatürlich sein müsse. Doch ist das Uebersinn=

- stands

liche als solches noch nicht übernatürlich. Das Moralische ist übersinnlich, aber deßhalb nicht übernatürlich; im Gegentheil, es liegt in der Natur des Menschen und folgt aus des Menschen eigener Willenskraft. Uebernatürlich ist allein Gottes unmittel= barer Einfluß. Die Erfahrung eines solchen Einflusses ist weder durch unsere Sinnlichkeit noch durch unseren Verstand möglich, also eine unbegreifliche und irrationale Erfahrung, ein geheimnisvolles mystisches Gefühl. Es ist daher möglich, daß die Aufgabe der Neligion rein moralisch und die Lösung dieser Aufgabe mystisch ge= faßt wird. Hier ist der Punkt, wo sich die Religionssecte bildet.

Die mystische Gefühlstheorie steht dem Kirchenglauben entzgegen, denn sie legt den Brennpunkt der Erlösung allein in das menschliche Herz, unabhängig von allen Formen der kirchlichen Orthodorie. Wie man die philosophische Richtung, welche die Erfahrung zum Princip der Erkenntniß macht, Empirismus nennt, so könnte man die Glaubensrichtung, welche die Orthodorie zum Princip der Erlösung macht, "Orthodorismus" nenznen. Um uns also genau auszudrücken, so widerstreitet die Myestik dem Orthodorismus und sieht ihm gegenüber auf der Seite des Religionsglaubens.

Die religiöse Mystik ist das Gefühl eines unmittelbaren, göttlichen Einslusses im menschlichen Herzen, der Glaube an die dadurch bewirkte gänzliche Umwandlung des Menschen. Die Mystik stimmt mit dem reinen Religionsglauben darin überein, daß der Mensch von Natur böse ist und der Wiedergeburt bedarf, aber ihr gilt die letztere als Gottes unmittelbare Wirkung, deren sie sich auf das innigste gewiß fühlt. In diesem Punkte wird die Mystik zum Pietismus, welcher selbst aus diesem religiösen Beweggrunde in zwei besondere Formen eingeht, die sich als negative und positive unterscheiden. Unabhängig von Gottes uns

mittelbarem Ginfluß, ift und bleibt bas menschliche Berg bose; wird nun in diesem Bergen bie Gegenwart Gottes empfunden, so erhellt sich plötlich ber dunkle Abarund des Bösen; in diesem Durchbruch ber göttlichen Gnabe offenbart sich plöglich in feiner ganzen Tiefe ber Gegensatz zwischen Gnabe und Gunbe, zwischen bem Guten, bas von Gott fommt, und ber radical bofen Men= schennatur: bas Gefühl bes göttlichen Ginflusses ift zugleich bie Empfindung biefes Gegenfates in seinem ganzen Umfange, in seiner gangen Tiefe. Jetzt erft erkennt sich ber Mensch als bofe, erst unter Gottes unmittelbarem Einfluß erschließt fich im Men= schen bie moralische Selbsterkenntniß. Diese Gelbsterkenntniß wird hier als unmittelbare Wirkung Gottes empfunden, fie besteht in der tiefsten Zerknirschung, in dem unendlichen Gundenbewußtsein; je sundhafter der Mensch sich fühlt, um so inniger zugleich fühlt er ben göttlichen Ginfluß, um so gewisser ift er ber göttlichen Gnabe: bas Sundenbewußtsein selbst wird zum reli= giösen Genuß. Die Sunde trennt von Gott; bas Gefühl der Sunde ift zugleich bas Gefühl ber Trennung, Die fch merglich e Empfindung berselben, dieser Schmerz ift Sehnsucht nach Gott, und eine solche Sehnsucht kann in dem menschlichen, von Natur bosen Herzen nur durch Gott selbst erweckt werben. Wer auf diesem Wege die Erlösung sucht, kann nicht tief genug die eigene Sunde empfinden und fich felbst gar nicht genug thun in diesem Sündenbewußtsein, in dem Schmerz über seine eigene Gundhaftigkeit. Jebe Einschränkung biefes Schmerzes, jede Genugthuung im Gefühl ber Gunde ift schon Selbstgerechtigkeit, b. h. neue Berhartung im Bofen. "Sier geschieht bie Scheidung des Guten vom Bosen burch eine übernatürliche Operation, Die Berknirschung und Zermalmung bes Herzens in ber Buße, als einem nahe an Berzweiflung grenzenden, aber boch auch nur burch ben

Einfluß eines himmlischen Geiftes in feinem nothigen Grabe er= reichbaren Gram, um welchen ber Mensch felbst bitten muffe, indem er sich selbst darüber grämt, daß er sich nicht genug grä= men (mithin also bas Leidsein ihm doch nicht so ganz von Herzen gehen) kann. Diese Höllenfahrt bes Selbsterkenntnisses bahnt nun, wie ber felige Samann fagt, ben Weg zur Bergotterung. Nämlich, nachdem biefe Gluth der Buße ihre größte Sohe er= reicht hat, geschehe der Durchbruch, und ber Regulus des Wieder= geborenen glänze unter ben Schlacken, bie ihn zwar umgeben, aber nicht verunreinigen, tuchtig zu bem Gott wohlgefälligen Gebrauch in einem guten Lebensmandel. Diese radicale Beränberung fängt also mit einem Wunder an und endigt mit dem, was man sonst als natürlich anzusehen pflegt, weil es die Bernunft vorschreibt, nämlich mit bem moralisch = guten Lebensman= Das ift die negative Form der mystischen Auflösung, der Pietismus im engeren Sinne, die Spener : Francke'sche Glaubensrichtung.

Die positive Form ist die milbere. Die Wiedergeburt wird auch als göttliche Gnade empfunden, aber diese Gnade erscheint nicht im Sündenbewußtsein, nicht in der "Höllenfahrt des Selbsterfenntnisses", sondern in der Himmelsahrt der Erlösung, in dem Gefühle der innigsten Aufnehmung des Guten in das menschliche Herz, der innigsten Gemeinschaft und Vereinigung mit Gott. In diesem Gefühle wird das menschliche Leben in seinem Innersten glaubenshell, still und andächtig; die göttliche Gnade erscheint hier als die Heimath des Herzens, das von den bösen Neigungen geläutert, in Gott wiedergeboren, mit ihm in beständiger innerer Gemeinschaft lebt. In der Gestalt der Gemeinde oder Secte ist diese mystische Glaubensart die "Mährisch Zinzendorfsche" Richtung; unabhängig von der Gemeinde, ist sie das fromme,

innerlich erleuchtete Stillleben der einzelnen Seele in Gott; so hat Göthe diese Religionsart dargestellt in den "Bekenntnissen einer schönen Seele".

Diese beiden Arten der Mystik, der Pietismus und die herrnshutische Richtung, die Spener'sche und Zinzendorf'sche Frömmigsteit, sind die einzig möglichen Sectenunterschiede in Rücksicht der Religion. In beiden Formen wird die Aufgabe der Religion rein moralisch d. h. übersinnlich, und die Auflösung mystisch d. h. übernatürlich vorgestellt; in der negativen Form als der fürchtersliche Kampf mit dem bösen Geist, in der positiven als die innige Verbindung mit dem guten: dort als "herzzermalmendes", hier als "herzzerschmelzendes Gesühl des göttlichen Einflusses".

Das Berhältniß des Religionsglaubens zu diesen Religions= secten ist das Verhältniß des moralischen Glaubens zum mysti= schen. Der Unterschied liegt nicht in der Aufgabe ber Religion, in der beide übereinstimmen, sondern in der Art, wie die Aufgabe gelöft wird. Bon bem Uebernatürlichen giebt es feine Erfahrung in uns, es giebt kein Gefühl eines unmittelbaren gött= lichen Einflusses, kein mystisches Gefühl, in welchem vereinigt sein soll, was sich innerhalb der menschlichen Natur nicht verei= nigen läßt: das Uebernatürliche und die Erfahrung. Wie die Aufgabe der Religion, so ist auch deren Lösung überfinnlich, nicht mystisch, sondern moralisch und praktisch. Die Möglichkeit dies ser Auflösung erklärt sich aus der Ueberlegenheit des überfinnlichen Menschen über ben sinnlichen, d. h. aus ber Freiheit, unerkennbar aus theoretischen, aber einleuchtend und gewiß aus moralischen Gründen. Co fteht ber reine Religionsglaube im Di= berspruche sowohl zu einem "seelenlosen Orthoborismus" als zu einem "vernunfttödtenden Mysticismus". Unter ben Offenbarungsurkunden enthält die Bibel allein den rein moralischen Glauben; darum ist die reine Religion auch biblisch, sie ist moralischer, nicht historischer Bibelglaube. Der historische Glaube ist übershaupt nicht religiös. Will man den religiösen Bibelglauben Orthodoxie nennen, so ist zwischen dieser biblischen Orthodoxie und dem reinen Religionsglauben kein Zwiespalt.

Es ist für Kant's religiöse Denkweise fehr bezeichnend, daß er ohne alle Unlage zur Mustik boch die religiöse Natur ber letz= teren im Unterschiede vom Kirchenglauben zu würdigen und zu In gewisser Weise barf er sich ber Mystik durchdringen wufite. verwandter fühlen als dem Kirchenglauben. Das Frrationale der Mustik ist freilich die Sache bes kritischen Philosophen nicht, aber ben religiösen Schwerpunkt, ber im Moralischen liegt, hat er mit ber Mustif gemein. Wenn man jene Frommen betrachtet, "bie Stillen im gande", beren einfacher Gottesbienft fein Dienst, sondern das schlichte Sinnbild gläubiger Andacht ift, deren Ge= sinnungen rein sittlich, beren Christenthum gang innerlich ift, beren Bibelglaube auf bem eigenen inneren Zeugniß beruht, bie ebendeßhalb von den Kirchentheologen angefeindet werden, fo könnte man meinen, in biesen Leuten sei die kantische Religions= lehre verkörpert. Diese Beobachtung war es, die Willmans zu dem Sat brachte: "bie Mystiker seien bie praktischen Kantianer"; er schrieb eine Abhandlung, die Kant selbst nicht ohne Billigung erwähnte, "über die Aehnlichkeit der reinen Mystik mit ber kantischen Religionslehre"*).

Auf den Zusammenhang zwischen Mystik und Pantheismus hatte schon Leibniz wiederholt hingewiesen. Der Zusammenhang zwischen Mystik und Religion beschäftigt mit Necht als eines der

^{*)} De similitudine inter mysticismum purum et Kantianam religionis doctrinam. Auct. C. A. Willmans. Hal. Sax. 1797.

tiefsten Probleme die Philosophie unserer Zeit. Bon der mustissichen Natur der Religion nahmen Novalis und Schleiermacher ihren Ausgangspunkt. Wir heben es ausdrücklich hervor, daß Kant den religiösen Charakter der Mustik erfaßt und in seiner sittslichen Tiefe verstanden hat *).

Ш.

Der Streit der philosophischen und juristischen Facultät.

1. Die Streitfrage.

Zwischen der juristischen und philosophischen Facultät kann sich ein möglicher Streit nur auf die Rechtsgesetze beziehen. Daß solche Gesetze factisch bestehen und gelten müssen, kann unmöglich bestritten werden; die Vernunft kann die positiven Gesetze weder geben noch aufheben wollen. Was die Philosophie im Namen der Vernunft allein in Unspruch nehmen kann, ist das Recht, die Gesetze zu prüsen. Der Maßstab einer solchen Prüsung kann nur die Vernunft selbst sein, der Zweck derselben nur die Verbesserung der Gesetze aus rationaler Einsicht. Eine solche Verbesserung der Gesetze ist ein sittlicher Fortschritt der menschlichen Gesellschaft, ein wirklicher Fortschritt der Menschheit zum Bessern.

Wenn es daher eine sittliche Entwicklung des menschlichen Geschlechts giebt, so müssen die öffentlichen Gesetze moralisch verbessert und zu diesem Zwecke durch Vernunfteinsicht geprüft werden, also das Object der Rechtswissenschaft zugleich ein Object der Philosophie sein dürsen. Der Streit der philosophischen Fascultät mit der juristischen ist daher in der Frage enthalten: "ob

^{*)} Der Streit der Jac. I Abschn. Allg. Anmerkg. Bon Religions: secten. — Bd. I. S. 247—262. Bgl. bes. S. 254—57. Anhang. Von einer reinen Mystif in der Religion. — Bd. I. S. 272—279,

das menschliche Geschlecht wirklich zum Besseren beständig fort= schreite?"

Diese Frage bezieht sich auf die Zukunft der Menschheit, und zwar auf deren sittliche Zukunft. Um die Frage zu lösen, müssen wir im Stande sein, die Zukunft der Menschheit vorauszusagen. In der Natur lassen sich nach bekannten Gesetzen künfztige Begebenheiten, wie Sonnen und Mondfinsternisse, vorherzbestimmen; in der Geschichte dagegen sind solche wissenschaftliche Vorherbestimmungen künftiger Begebenheiten unmöglich. Die Voraussagung wird hier zur Wahrsagung. Es ist die Frage, ob es in Rücksicht der sittlichen Zukunft des Menschengeschlechts eine "wahrsagende Geschichte" oder, was dasselbe heißt, ob es "Geschichte a priori" giebt? Wie Kant diese Frage beantwortet, wissen wir schon aus seinen geschichtsphilosophischen Unsichten.

Die Bestimmung unserer geschichtlichen Zukunft richtet sich nach der Urt, wie die geschichtliche Bahn der Menschheit über= haupt aufgefaßt wird. Hier sind drei Unsichten möglich: die Sittengeschichte des menschlichen Geschlechts erscheint entweder als ein beständiger Rückschritt, d. h. als zunehmende Verschlech= terung, ober als beständiger Fortschritt, b. h. als zunehmende Berbesserung, oder endlich als ein Wechsel von beiden, b. h. im Banzen genommen als ewiger Stillftand. Wenn fich bie Menfch= heit zunehmend verschlechtert, so ist ihr Ziel bas absolut Schlechte, ein Zustand, in dem an der Menschheit nichts Gutes mehr übrig bleibt: diese Unsicht nennt Kant "die terroristische Vorstellungs= art". Wenn sich die Menschheit zunehmend verbessert, so ift ihr Biel bas absolut Gute, ein Zustand, in dem alle Uebel aus der Menschheit verschwunden sind: diese Unsicht nennt Kant "die eubamonistische Worstellungsart" ober auch den "Chiliasmus". Endlich, wenn die Geschichte zwischen Rückschritt und Fortschritt

hin = und herschwankt, so bleibt sie schließlich auf demselben Punkte stehen, ihr ganzes Treiben ist ziel = und zwecklos, nichts als eine geschäftige Thorheit; Gutes und Böses neutralisiren sich gegenseitig, und die ganze Weltgeschichte erscheint als ein Possen= spiel: diese Ansicht nennt Kant, die abderitische Vorstellungsart".

Betrachtet man die Weltgeschichte aus dem beschränkten Gessichtspunkte bloß der Erfahrung, so kann ihre Bewegung den Einen als rückschreitend, den Anderen als fortschreitend, den Dritten als ein Wechsel von beiden erscheinen; sie bietet diesem Gesichtspunkte ein ähnliches Schauspiel als die Planetenbahnen, von der Erde aus betrachtet; hier erscheinen die Bewegungen der Planeten verwickelt nach Art der tychonischen Cykeln und Epicykeln; diese Verwirrungen lösen sich auf in die einfache Gesesmäßigkeit elliptischer Bahnen, wenn man sich mit dem Auge des Copernikus in den Mittelpunkt der Sonne versetzt. Aber eben dieser Sonnenstandpunkt sehlt dem Auge, welches die Geschichte betrachtet und nicht im Stande ist, sich in den Mittelpunkt der göttlichen Vorsehung selbst zu stellen*).

2. Die Entscheidung ber Streitfrage.

Aus der bloßen Erfahrung läßt sich über den geschichtlichen Gang und die Zukunft des menschlichen Geschlechts nichts aus= machen. Gesetzt, die Menschheit habe bis jetzt nur Rückschritte gemacht, so kann die Erfahrung nicht wissen, ob der Wende= punkt zum Besseren nicht noch eintritt, nicht eben dadurch her= beigeführt wird; denn alles Menschliche hat sein Maß. Ebenso= wenig kann die bloße Erfahrung mit Sicherheit die entgegenge= setzte Unsicht behaupten. So bleibt als der einzig mögliche Stand=

^{*)} Ebendas. II Abschn. Der Streit der philos. Fac. mit der jurisstischen. Nr. 1 — 4. — Bb. I. S. 280—286.

punkt, um die geschichtliche Zukunst des menschlichen Geschlechts zu bestimmen, nur die reine Vernunft übrig, die nach moralisschen Gesetzen den beständigen Fortschritt zum Besseren fordert. Diese Forderung ist freilich noch kein Beweis, am wenigsten ein positiver, wie ihn in dem vorliegenden Falle die Philosophie braucht. Die positive Beweissührung geschieht durch Thatsachen. Läßt sich also durch eine Thatsache beweisen, daß die Menscheit beständig zum Besseren fortschreitet? Auf diesem Punkte steht die juristisch philosophische Streitfrage.

Wenn der Menschheit eine Tendenz zum Guten, eine Richstung auf die sittliche Idee inwohnt, so ist davon der beständige Fortschritt zum Besseren die unausbleibliche Folge. Es ist die Frage, ob diese Tendenz zum Guten durch ein geschichtliches Factum bewiesen ist, durch eine Begebenheit, die gar nicht anders erklärt werden kann als durch jene moralische Anlage der Menschheit? Giebt es eine solche Begebenheit, so ist sie das unzweideutige Zeichen, aus dem wir den beständigen Fortschritt der Menschheit erkennen; sie ist für den Satz des Philosophen der positive Beweißgrund, sie ist nicht selbst die Ursache des Fortschritts, sondern nur das geschichtliche Symptom oder der Erzkenntnißgrund besselben.

Unter der Tendenz zum Guten verstehen wir, daß in der Menschheit die Idee der Gerechtigkeit lebt, daß diese Vorstellung mächtiger ist als die Neigungen der Selbstliebe, daß die Menschen fähig sind, den reinen Rechtsstaat zu wollen, daß sie dereit sind, diese Aufgabe mit persönlicher Aufopferung zu lösen und alles zu thun, damit die Gerechtigkeit in der Welt einheimisch werde. Wenn die Menschheit eines solchen Enthusiasmus, einer solchen Thatkraft fähig ist, so hat sie die Richtung, in welcher beständig fortgeschritten wird zum Besseren. Wenn es eine Bes

gebenheit giebt, die einen solchen Enthusiasmus, eine solche Thatkraft in der Menschheit beweist, so ist die Frage gelöst, um die es sich handelt. Giebt es also ein Factum, das nur geschehen konnte, wenn die Rechtsidee mit einer solchen Gewalt in dem menschlichen Geschlechte lebt?

Diese bedeutungsvolle, für das gesammte Menschengeschlecht charakteristische Begebenheit findet Kant in bem Bersuch bes französischen Volks, den Rechtsstaat zu gründen. "Die Revolution eines geiffreichen Bolks, die wir in unfern Tagen haben vor sich gehen feben, mag gelingen ober scheitern; sie mag mit Elend und Greuelthaten bermaßen angefüllt sein, daß ein wohldenkender Mensch, wenn er sie zum zweitenmal unternehmend, glücklich auszuführen hoffen könnte, boch das Erperiment auf solche Rosten zu machen nie beschließen würde, — biese Revolution, sage ich, findet in den Gemüthern aller Zuschauer eine Theilnehmung dem Wunsche nach, die nahe an Enthusiasmus grenzt, die also keine andere, als eine moralische Unlage im Menschengeschlecht zur Ursache haben kann. Wahrer Enthusiasmus geht nur auf's Idealische und zwar rein Moralische, bergleichen ber Rechtsbegriff ift, er kann nie auf ben Gigennut gepfropft werben. Gelbft der Ehrbegriff des alten kriegerischen Abels verschwand vor den Waffen derer, welche das Necht des Volks, wozu sie gehörten, in's Muge gefaßt hatten und sich als Beschützer beffelben bachten, mit welcher Exaltation bas äußere zuschauende Publicum bann ohne die mindeste Absicht der Mitwirkung sympathisirte. Diese Begebenheit ist das Phänomen nicht einer Revolution, sondern ber Evolution einer naturrechtlichen Berfassung. Nun behaupte ich dem Menschengeschlechte, nach den Uspecten und Worzeichen unserer Tage die Erreichung dieses 3wecks und hiermit zugleich das von da an nicht mehr gänzlich rückgängig Tifder, Gefdicte ber Philosophie IV. 2. Muft. 34

werdende Fortschreiten desselben zum Besseren auch ohne Seher=
geist vorher sagen zu können. Denn ein solches Phäno =
men in der Menschengeschichte vergißt sich nicht
mehr, weil es eine Unlage und ein Vermögen in der mensch=
lichen Natur zum Bessern aufgedeckt hat, dergleichen kein Poli=
tiker aus dem bisherigen Lauf der Dinge herausgeklügelt hätte*)."

Diese Stelle ergänzt Kant's Urtheile in Betreff der französssischen Revolution. Unter allen Umständen erschien ihm die Revolution, der gewaltsame Umsturz der staatlichen Ordnung, als ein Unrecht; unter allen Umständen erschien ihm der Despotismus einer Conventsregierung als unvereindar mit den Bedingungen des Rechtsstaates. An dieser Stelle nimmt er die französische Revolution nach ihrer ursprünglichen Idee und betrachtet sie aus einem weltgeschichtlichen Gesichtspunkte; sie gilt ihm hier als weltgeschichtliche Begebenheit, d. h. nicht bloß als eine Begebenzheit, sondern als ein Zeitalter. "Denn ein solches Phänosmen in der Menschengeschichte vergist sich nicht mehr." Kant saht voraus, daß die französische Revolution die Reise um die Welt machen werde. Nachdem seit jenem Ausspruche Kant's sieden Jahrzehende vergangen sind, kann die Welt selbst urtheislen, ob seine Wahrsagung richtig war.

Es ist klar, wohin die kantische Beweisführung an unserer Stelle zielt. Das Zeitalter der Staatsresorm ist gekommen; die Nothwendigkeit, daß sich der gegebene Staat nach den Bedinzgungen der Gerechtigkeit umbilde, ist in das Bewußtsein der Menschen eingetreten. Dieses Bewußtsein wird immer deutlicher werden, es wird mit jedem Tage an Umfang und Sicherheit zusnehmen, es wird nicht mehr unterdrückt oder aus der Welt vers

^{*)} Cbenbas. II Abschn. Nr. 5 - 6. - Bb. I. S. 286-280.

Rechtsstaat übereinstimmen, er sucht diese Uebereinstimmung, nicht durch einen gewaltsamen Umsturz, sondern im gesetmäßigen Wege allmäliger Entwicklung und Reform. Das ist die ausgessprochene Idee und Aufgabe der neuen Zeit. In einem solchen Zeitalter nun ist der Streit der positiven und rationalen Rechtszwissenschaft ebenso gesetmäßig als fruchtbar*).

IV.

Der Streit der philosophischen und medicinischen Facultät.

1. Die Bernunft als Beilfraft.

Wir begreifen den Streit der unteren Facultät mit den beisden oberen. Die positiven Glaubens: und Rechtslehren brauchen die Vernunstkritik, so sehr sie dieselbe bestreiten. Aber was hat die philosophische Facultät mit der medicinischen, die Vernunstkritik mit der Heilfunde zu thun? Die medicinischen Lehren sind auch positiv, nicht weil sie vom Staate sanctionirt, sondern weil sie nur durch Erfahrung möglich sind. Was bloß durch Erfahrung eingesehen werden kann, das kann unabhängig von der Erfahrung, d. h. durch bloße Vernunst, nicht eingesehen werden. Was also hat die bloße Vernunst mit der Medicin zustreiten? Als theoretische Wissenschaft hat die letztere für die Philosophie nirgends eine offene Seite. Es müßte also auf dem praktischen Gebiete der Heilkunde sich ein offener Platz für die Philosophie sinden. Wenn wir nichts als bloße Vernunst answenden, so können wir daraus gewisse Glaubens- und Rechts-

^{*)} Ebendas. II Abschn. Nr. 5—10. — Bb. I. S. 286 bis 296.

begriffe ableiten, wir können bem positiven Glauben und Recht einen Vernunftglauben und ein Vernunftrecht vergleichend gegensüberstellen; bagegen medicinische Einsichten lassen sich nicht ebensso aus der reinen Vernunft schöpfen.

Inbessen könnte es sein, daß die reine Vernunft von sich aus eine gewisse Beilkraft befäße, baß sie selbst dem leiblichen Wohle des Menschen in gewisser Rücksicht zuträglich ware, daß sie beshalb als ein wohlthätiges Arzneimittel betrachtet und den Menschen verschrieben werden könnte. Dieses Mittel zu ver= schreiben, würde bann bie Philosophie bas erste und natürliche Recht haben. Wie aber kann der Gebrauch der bloßen Vernunft bem Menschen heilsam sein zu seinem leiblichen Wohl? Es kann hier die Vernunft nur in ihrer praktischen Bedeutung genommen werden, nicht als Erkenntnisvermögen, sondern als Wille. Frage ift also: ob in der blogen Willensfraft eine Heilkraft liegt? Es mußte mit Zauberei zugehen, wenn man mit dem Willen alle möglichen Krankheiten curiren könnte. Davon kann natürlich die Rede nicht sein. Der Wille ist nicht Panacee. Doch wenn er auch nur im Stande ift, zur Erhaltung der Gesundheit beizutragen oder gemisse krankhafte Stim= mungen zu vertreiben, so hat er schon dadurch ohne Zweifel eine heilsame Wirkung auf unser leibliches Wohl, und die Philosophie darf dann mit Recht auch in der Medicin eine Provinz in Unspruch nehmen, die vielleicht größer ist als man meint. ganze philosophisch = medicinische Streitfrage betrifft diesen Ein= fluß bes Willens auf die leiblichen Zustände swas wir moralisch auf ben Körper vermögen]. Wir erinnern uns Kant's eigener kritischer Gesundheitspflege. Er war so zu sagen sein eigener Arzt nach Grundsätzen ber blogen Vernunft. Auf Grund bieser an ihm selbst bewährten Erfahrungen schreibt er die Ab=

handlung: "von der Macht bes Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein"*).

2. Medicinische Bernunftlehren.

Diese Abhandlung ist zugleich Kant's Untwort auf Huseland's Makrobiotik. Die Makrobiotik wollte die Kunst lehren, das menschliche Leben zu verlängern, Krankheiten sowohl abzuhalten als zu heilen; in der ersten Kücksicht ist sie Diätetik, in der anderen Therapeutik. Es begreift sich, daß der heilsame Einfluß des Willens auf dem Gebiete der Diätetik besonders einheimisch ist; die Heillehren der Vernunft sind mehr diätetischer als therapeutischer Urt.

Hannten, wohlüberlegten Lebensordnung. Der erste diätetische Grundsatz betrifft die Nichtverweichlichung, die Abhärtung des Körpers in Nücksicht der Wärme, des Schlafs, der gemächlichen Pflege überhaupt. Zu dieser Abhärtung gehört die geordnete Diät und der seste Wille. Es giebt aber auch gewisse krankhafte Empfindungen, von denen man sich nur befreien kann durch den sesten Willen, ihnen nicht nachzugeden. Läßt man sich von ihnen beherrschen, so entsteht die Hypochondrie, das ewige Grübeln über den Sitz des Uebels, den man überall sucht und nirzgends sindet. Gegen die Grillenkrankheit, zu der Kant selbst eine natürliche Anlage hatte, hilft allein der seste Worsatz, nicht an die Sache zu denken. Auch gegen schmerzhafte Empfindungen spastischer Art, die ihn am Schlaf hinderten, bot er den Willen auf, lenkte seine Ausmerksamkeit auf ganz andere, gleichgültige

^{*)} Ebendas. III Abschn. Streit der philos. Fac. mit der medicisnischen. — Bb. I. S. 298 flad.

Borstellungen, (3. B. auf den viele Nebenvorstellungen enthal= tenben Namen Cicero) und erzeugte badurch bie einschläfernde Berstreuung. "Ich bin gewiß," setzte er hinzu, "baß viele gich= tische Zufälle, wenn nur die Diat bes Genusses nicht gar zu sehr dawider ist, ja Krämpfe und selbst epileptische Zufälle, auch wohl das für unheilbar verschrieene Podagra bei jeder neuen Un= wandlung besselben burch bie Festigkeit bes Borfages (feine Muf= merksamkeit von einem solchen Leiben abzuwenden) abgehalten und nach und nach gar gehoben werden könnte." Wir haben schon früher erzählt, wie Kant mit demselben Erfolge gegen Schnupfen und Husten bie Willensenergie aufbot und biese Frankhaften Zufälle "burch ben Borsatz im Uthemziehen" bemei= sterte. Zulett macht Kant bie Gesundheitspolizei auf ein öffent= liches den Augen namentlich der Gelehrten schädliches Uebel aufmerksam, b. i. "bie elende Ziererei ber Buchdrucker", bie ben Leuten aus ästhetischen Rucksichten die Augen verderben. "Sie sollen deßfalls unter Polizeigesetze gestellt werden, damit nicht, fo wie in Marokko burch weiße Uebertunchung aller Saufer ein großer Theil ber Einwohner blind ist, dieses Uebel aus ähnlicher Urfache auch bei uns einreiße *)."

Die krankhaften Zufälle, die durch den festen Willen bes meistert werden können, sollen alle spastischer Art sein, aber natürlich lassen sich nicht alle krampshaften Zustände durch den Willen beherrschen. Kant selbst litt in den letzen Jahren an einer beständigen Kopsbedrückung, die sich der Kraft des Borssatzes nicht unterwerfen ließ, im Gegentheil dadurch verstärkt wurde. Sie hinderte ihn im Denken, im Verknüpsen und im Zusammenhalten der Vorstellungskette; die Zwischenglieder entssielen ihm, er wußte mitten im Lause der Vorstellungen nicht,

^{*)} Chendas. III Abschn. — Bb. I. S. 299-319.

wo er war, er konnte sich geistig nicht mehr orientiren. Es war ein Mangel nicht bloß bes Gebächtnisses, sondern ber Geistes: gegenwart; die Denkkraft war im Abnehmen. Die ungeheure Unstrengung selbst hatte sie aufgezehrt, und bagegen konnte kein Wille und feine Diat mehr helfen. Er hatte burch bie Energie bes Geistes seinen Körper zu beherrschen vermocht, jetzt konnte er ben Beist nicht mehr regieren; fein menschliches Mag war er= füllt, er selbst fühlte sich am Ende. Er wußte, daß in seinen mündlichen und schriftlichen Vorträgen schon die Spuren ber abnehmenden Denkfraft und der sich auflösenden Rette der Borstellungen sichtbar hervortraten. Im Gefühle ber schwindenden Geisteskraft beschloß Kant den Streit ber Kacultäten und zugleich seine schriftstellerische Laufbahn mit dieser Selbstschilderung als Abschied vom Leben: "es begegnet mir, baß, wenn ich, wie es in jeder Rebe jederzeit geschieht, zuerst zu dem, was ich sagen will, den Hörer oder Leser vorbereite, ihm den Gegenstand, wohin ich gehen will, in der Aussicht, dann ihn auch auf das, wovon ich ausgegangen bin, zurückgewiesen habe, und ich nun bas Letztere mit dem Ersteren verknüpfen soll, ich auf einmal meinen Buhörer oder stillschweigend mich selbst fragen muß: wo war ich doch? wovon ging ich aus? Welcher Fehler nicht sowohl ein Fehler des Geiftes, auch nicht bes Gebächtnisses allein, sonbern der Geistesgegenwart im Verknüpfen b. i. unwillkürliche Zerstreuung und ein sehr peinigender Fehler ift." "Hieraus ift auch zu erklären, wie jemand für sein Alter gesund zu sein sich rühmen kann, ob er zwar in Unsehung gewisser ihm obliegender Geschäfte sich in die Krankenliste mußte einschreiben lassen. Denn weil bas Unvermögen zugleich ben Gebrauch und mit biefem auch ben Verbrauch und bie Erschöpfung der Lebenskraft abhält und er gleichsam nur in einer niedrigeren Stufe zu leben gesteht,

nämlich effen, geben und schlafen zu können, mas für feine ani: malische Eristenz gesund, für die bürgerliche, zu öffentlichen Geschäften verpflichteten Eristenz aber frant b. i. invalid beißt, so widerspricht sich dieser Candidat bes Todes hiermit gar nicht." "Dahin führt die Kunst, das menschliche Leben zu verlängem, daß man endlich unter den Lebenden nur so geduldet wird, welches eben nicht die ergötzlichste Lage ift. Hieran aber bin ich selber Schuld. Denn warum will ich auch ber hinaustrebenden jungeren Welt nicht Plat machen und um zu leben mir ben gewohnten Genuß des Lebens schmälern? Warum ein schwächliches Leben burch Entsagungen in ungewöhnliche Länge ziehen, Die Sterbelisten, in benen boch auf ben Buschnitt ber von Natur Schwächeren und ihre muthmaßliche Lebensbauer mitgerechnet ist, burch mein Beispiel in Verwirrung bringen und bas alles, was man sonst Schicksal nannte (bem man sich demüthig und andachtig unterwarf) bem eigenen festen Borfage unterwer: fen, welcher doch schwerlich zur allgemeinen diätetischen Regel, nach welcher die Vernunft unmittelbar Heilfraft ausübt, aufgenommen werden und die therapeutischen Formeln ber Officin je mals verbrängen wird?"

Zweites Buch. II. Abschnitt.

Kritik der Urtheilskraft.

Aesthetik und Teleologie.

Erstes Capitel.

Der Begriff der natürlichen Bweckmäßigkeit und die reslectirende Urtheilskraft.

I.

Bereinigung ber Matur und Freiheit.

1. Wegenfat beiber.

Das System ber reinen Bernunft ift in seinem ganzen Umfange bargestellt. Auf der Grundlage ber Vernunftkritik hat sich das fritische Lehrgebäude erhoben, getheilt gleichsam in die beiden Flügel ber reinen Natur = und Sittenlehre, mit welcher letteren die Grundlinien der Geschichtsphilosophie und die Religionslehre unmittelbar zusammenhingen. Es bleibt noch eine Aufgabe übrig. Noch fehlt dem Lehrgebäude die abschließende Ginheit. Jene beiben Seitenflügel, um bilblich zu reben, forbern ein gemeinschaft= Um die Aufgabe genau und in ihrer eigentlichen liches Dach. Bedeutung zu bestimmen, muffen wir auf bas Fundament bes ganzen Lehrgebäudes zurüchlicken und uns bie Eigenthümlichkeit seiner Doppelgestaltung vergegenwärtigen. Das Princip ber reinen Naturlehre waren jene Begriffe, ohne welche überhaupt keine Erfahrung, keine Gegenstände ber Erfahrung, keine Natur möglich ift : bie reinen Verstandesbegriffe, die in Rucksicht ihrer Objecte Naturbegriffe heißen burfen. Das Princip ber Sittenlehre war ber Freiheits=

begriff. Beide waren in ihrer Geltung vollkommen verschieden: die Naturbegriffe enthalten die Grundsätze der Erfahrung, der Freiheitsbegriff giebt die Gesetze des Handelns; jene sind theoretisch, dieser ist praktisch; die Freiheit kann in der Natur nichts erklären, die Erfahrung kann in der Sittlichkeit nichts begründen. So hat jeder der beiden Begriffe sein eigenthümliches Gebiet und seine gesetzgeberische Tragweite.

Beide Principien sind auch in ihrem Ursprunge verschieden: die Naturbegriffe entspringen im Verstande, der Freiheitsbegriff in der Vernunft; der Verstand verhält sich theoretisch, die Verzunft praktisch; die theoretischen und praktischen Gemüthskräfte, Erkenntniß: und Begehrungsvermögen, schließen sich gegenseitig aus. Wie sich die Natur zur Freiheit, die sinnliche Welt zur übersinnlichen, die Naturbegriffe zum Freiheitsbegriff verhalten, so verhält sich der Verstand zur Vernunft, das Erkenntnißvermösgen zum Begehrungsvermögen.

2. Unterordnung ber Matur unter bie Freiheit.

Aus dieser Betrachtung folgt das Problem, dem wir uns nähern. Die menschliche Vernunft ist nur eine. Wenn ihre Grundvermögen einander nur entgegengesetzt und zwischen ihnen gar kein Uebergang, kein Mittelglied, keine Gemeinschaft möglich wäre, so wäre die Einheit der Vernunft so gut als aufgehoben. Es handelt sich darum, den Gegensatz zwischen Natur und Freiheit mit der Einheit der Vernunft in Einklang zu bringen. Aufgehoben oder ausgelöscht kann jener Gegensatz nicht werden. Die Vereinigung, die wir suchen, kann niemals die reale Identität der Natur und Freiheit sein, sonst wären alle Unterscheidungen der Vernunftkritik vergeblich gewesen: es kann sich daher nur um eine Vermittlung handeln,

um ein Mittelglied zwischen Natur und Freiheit, Berstand und Vernunft, theoretischen und praktischen Gemüthskräften, Erstenntniß= und Begehrungsvermögen.

Die Möglichkeit einer solchen Bereinigung zwischen Natur und Freiheit ist schon anerkannt in den Bestimmungen, welche die kritische Philosophie selbst ausgemacht hat. Unmöglich wäre die Bereinigung, wenn Freiheit und Natur sich nur ausschliessend zu einander verhielten. So müßten sie sich verhalten, wenn sie als Arten einander coordinirt wären; sie sind nicht coordinirt und können es nicht sein. Die Gesehe der Freiheit sollen in der Sinnenwelt ausgeführt werden; also muß die Natur selbst in ihrem intelligibeln Grunde angelegt sein zur Uebereinstimmung mit jenen Gesehen. Die sittlichen Gesehe sind universell, sie sind Weltgesehe; die praktische Vernunft ist der theoretischen nicht neben sondern übergeordnet und hat darum den Primat. In dem Begriffe des Primats, diesem Kerne der kantischen Sittenslehre, ist schon angezeigt, nicht bloß daß, sondern auch wie Natur und Freiheit sich vereinigen lassen.

Es handelt sich also um die Entdeckung eines Vernunftver= mögens zwischen Verstand und Wille, zwischen Erkenntniß= und Begehrungsvermögen: das ist eine neue kritische Aufgabe, und zwar die letzte der gesammten Vernunftkritik.

3. Der Begriff der natürlichen 3 wedmäßigkeit. (Die specifische Gesetymäßigkeit der Natur.)

Aus dem eigenthümlichen Gegensatze der Natur und Freiheit ergiebt sich, welcher Begriff allein die Bereinigung beider ausmacht. Natürliche Erscheinungen lassen sich nur nach dem Gestetze der mechanischen, freie Handlungen nur nach dem der mostralischen Causalität erklären. Die moralische Ursache ist Endurs

sache ober Zweck. Die Verknüpfung zwischen Natur und Zweck ist daher die einzig mögliche Art, Natur und Freiheit zu vereinisgen: sie sind vereinigt in dem Begriffe der natürlichen Zwecksmäßigkeit.

Der Berstand hat keine andere Function als die Natur zu erkennen, die Vernunst keine andere als die Freiheit zu verwirklichen; jenes mittlere Vermögen zwischen beiden wird daher keine andere Function haben können als die Natur der Freiheit unterzuordnen, also die Natur durch die Freiheit oder durch den Bergriff der Iweckmäßigkeit vorzustellen. Die Unterordnung eines Begriffs unter einen anderen, des Besonderen unter das Augemeine, ist in allen Fällen ein Urtheil; mithin kann die Vereimisgung der Natur und Freiheit durch kein anderes Vermögen gessschehen als die Urtheilskraft.

Nun aber ist ja das Urtheil selbst eine Function des Berund die Urtheilskraft erscheint auf der Seite bes Erkenntnigvermögens. Daher werben wir die Urtheilskraft, welche bas Mittelglied zwischen Verstand und Vernunft ausmachen foll, von dem uns bekannten Erkenntnifvermögen genau un terscheiben muffen. In jedem Erkenntnigurtheile wird ein beson: derer Fall unter eine Regel subsumirt, oder diese auf einen besonderen Fall angewendet. Das Erkenntnigurtheil ift in allen Fällen die Unwendung einer gegebenen Regel, die Unterorde nung eines Besonderen unter ein gegebenes Allgemeines: Diese Subsumtion nennen wir ein "bestimmenbes Urtheil". wir dagegen ohne gegebene Regel urtheilen ober ein Besonderes durch einen Begriff vorstellen, der nicht gegeben ist, was offenbar geschieht, sobald wir die Dinge als zweckmäßig beurtheilen, so nennen wir eine solche Vorstellungsweise im Unterschiede von ben bestimmenden Erkenntnigurtheilen ein "reflectirendes Urtheil".

Wie sich der Begriff der natürlichen Zweckmäßigkeit zu dem Natur= und Freiheitsbegriff verhält, so verhält sich die reslectirende Urtheilskraft zur theoretischen und praktischen Vernunft: sie bil= det das vereinigende Mittelglied, den Uebergang von der einen zur anderen; sie vollzieht jene Unterordnung der Natur unter die Freiheit, wozu der Primat der praktischen Vernunft uns berechtigt.

Mit der Kritik der Urtheilskraft in dieser Bedeutung bes schließt Kant die Lösung seiner ganzen kritischen Aufgabe. Die gesammte Bernunftkritik theilt sich demnach in diese dreisache Unstersuchung: die Kritik der reinen Bernunft, der praktischen Bernunft und der Urtheilskraft. Diese letztere beschließt auch historisch das Jahrzehend der grundlegenden kritischen Arbeiten*).

Wenn Natur und Freiheit vereinigt werden sollen, so ist diese Vereinigung nur möglich durch den Begriff der natürlichen Zweckmäßigkeit; wenn dieser Begriff seststeht, so ist das einzige ihm entsprechende Vermögen die reslectirende Urtheilskraft; wenn es eine solche Urtheilskraft giebt, so wird deren Princip die natürliche Zweckmäßigkeit sein müssen, wie die Kategorien die Principien des Verstandes und die Ideen die der Vernunft waren. Dieses "wenn" gilt zunächst hypothetisch. Es ist jest zu zeigen, daß die natürliche Zweckmäßigkeit kein willkürlich gemachter Bezgriff, sondern in der That ein nothwendiges Vernunftprincip ist, ein Begriff, den die Vernunft gar nicht entbehren kann, den sie braucht, nicht zur Erklärung, wohl aber zur Beurtheilung und zur Resserion über die Dinge.

Die Natur ist Sinnenwelt ober Erfahrungsobject; alle nastürlichen Dinge sind Gegenstände der Erfahrung, zugleich ist jedes eine eigenthümliche Erscheinung. Nun sind die Verstandesbes

^{*)} Kritik der Urtheilskraft, (1790.) Borr. Einleitg. Nr. I—IV.
— Ges. Ausg. Bb. VII. S. 1—20.

griffe die Bedingungen überhaupt einer möglichen Erfahrung; fie beziehen sich auf alle möglichen Dinge, sofern sie Erfahrungsob= jecte überhaupt, nicht sofern sie diese bestimmten Objecte sind. Mit anderen Worten: vermöge der Verstandesbegriffe erkennen wir nur die allgemeine Natur ber Dinge, nicht beren eigenthum= liche Verfassung, nicht beren specifische Urt und Bildung. Was ber Verstand burch seine Begriffe von der Natur erkennt, sind Bewegungserscheinungen nach dem Principe bes Mechanismus. Was in der Natur nicht bloß mechanisch bewirkt wird, ist kein Gegenstand eracter naturwissenschaftlicher Einsicht. Mechanisch erklären, heißt aus äußeren Ursachen erklären. Was in ber Na= tur, in der Eigenthümlichkeit der Dinge aus äußeren Ursachen nicht erklärt werben kann, bas übersteigt unsere Naturbegriffe, das ist für unseren Verstand, für die bestimmende Urtheilskraft ein unauflösliches Problem.

Die Eigenthümlichkeit ber Dinge, überhaupt die Specifiscation der Natur, ist aus äußeren Ursachen nicht zu erklären. Doch ist sie eine Thatsache der Erfahrung, und es gilt der Ersfahrungsgrundsatz, daß nichts in der Natur ohne Ursache ist oder geschieht. Daher wird auch die Specification der Natur nach Ursachen beurtheilt werden müssen, im Sinne der Erfahrung selbst, die übersall Einheit und Zusammenhang fordert, nur werden die Ursachen in diesem Fall nicht äußere sein können. So bleiben nur jene inneren Ursachen übrig, welche der Gesichtspunkt der erklärenden Naturwissenschaft verwirft. Innere Ursachen sind Vorstellungen. Ist aber die Ursache des Dinges Vorstellung, so ist die Vorstellung des Dinges die Ursache oder der erzeugende Grund seiner Wirklichkeit, so ist die letztere vorgestellt oder bezweckt, und die Natur des Dinges selbst zweckmäßig bestimmt.

Hieraus erhellt ber Zusammenhang zwischen ber reflectiren-

ou Coald

ben Urtheilskraft und bem Princip ber natürlichen Zweckmäßig= feit; jugleich erklärt fich bie eigenthumliche Stellung biefes Prin= cips innerhalb ber reinen Vernunft. Die Gesetmäßigkeit ber Erfahrung ober Natur gilt burchgängig; sie gilt auch für bie Natur in ihrer Specification, aber hier gilt nicht mehr ausschließ= lich die mechanische Causalität. Unsere erklärenden Naturbegriffe reichen nur so weit als die Gesetymäßigkeit außerer Ursachen; nur so weit reicht die wirkliche Erkenntniß, ber Berftand, die bestim= mende Urtheilskraft. Auch die specifische Gesetmäßigkeit der Na= tur soll und will beurtheilt werden. Dazu ift als Bedingung auch eine Urtheilskraft nothig, eine andere als die bestimmenbe. Bier ift ber Punkt, wo bie reflectirende Urtheilskraft als ein nothwendiges Vermögen in der Verfassung der menschlichen In-Das Princip biefer Urtheilskraft kann kein telligenz erscheint. anderes sein als die specifische Gesetymäßigkeit ber Natur, b. h. bie natürliche 3wedmäßigkeit. Dhne biefes Princip, ohne diese Urtheilskraft gabe es keine durchgangige Gesehmäßig= keit ber Natur, keine Möglichkeit, die Specification ber Natur vernunftgemäß zu betrachten.

Aber die Zweckmäßigkeit ist eine innere, darum intelligible Ursache. Tede räumliche Ursache ist eine äußere; die innere Ursache kann nicht räumlich gedacht werden, sie ist nicht anschaulich, also nicht erkennbar: darum ist die Zweckmäßigkeit kein Erkenntsniß = sondern ein Reslerionsprincip, darum unterscheidet Kant die bestimmende von der reslectirenden Urtheilskraft, die bestim= menden oder constitutiven Erkenntnißbegriffe von den Maximen der Beurtheilung. Es giebt eine Vernunftnothwendigkeit, welsche mich zwingt, die Dinge so und nicht anders zu erkennen; es giebt eine Vernunftnothwendigkeit, welche mich zwingt, über die Dinge so und nicht anders zu erkennen; es giebt eine Vernunftnothwendigkeit, welche mich zwingt, über die Dinge so und nicht anders zu reslectiren. Eine Betrachtungs=

Weise ist noch keine Erkenntniß. Es giebt eine nothwendige Betrachtungsweise, die wir nicht vermeiden, nicht unterlassen können, so wenig sie irgend etwas zur realen Erkenntniß der Dinge beiträgt: das Princip einer solchen nothwendigen Betrachetungsweise muß ein Vernunstbegriff sein, ein transscendentales Princip: das einzige Princip dieser Art ist die natürliche Zwecksmäßigkeit, die einzige Betrachtungsweise dieser Art ist die resterstirende Urtheilskraft*).

4. Die fritifche Aufgabe.

Wir sehen deutlich ein, wie Kant bazu kam, die reslectirende Urtheilskraft von der bestimmenden zu unterscheiden und eine Kritik der Urtheilskraft zu schreiben. Der Begriff der natur= lichen Zweckmäßigkeit mußte ihn dahin führen. Diesen Begriff fand er nicht erst am Ende seiner Vernunftkritik burch eine Vergleichung der Natur mit ber Freiheit, der theoretischen Bernunft= vermögen mit bem praktischen; schon auf ben ersten Schritten seiner vorkritischen Periode war ihm dieser Begriff begegnet, schon in der Vorrede zur "Naturgeschichte des Himmels" hatte es Kant ausgesprochen, daß man durch die Begriffe der mechanischen Gesetmäßigkeit die Welt im Großen, ben Weltbau, aber keinen ber organisirten Naturkörper, keine Raupe, kein Kraut zu erklären vermöge. Er wollte schon hier die organisirende Naturkraft von der bloß bewegenden Kraft unterschieden, schon hier die Grenze der mechanischen Grundsätze innerhalb der Erfahrung an-In seinen späteren Untersuchungen über ben erkannt wissen. Begriff der Race stieß er von Neuem auf die Zweckmäßigkeit in ber Natur als ein nothwendiges Vernunftprincip; der Angriff Forster's nöthigte ihn, die Unwendung dieses Princips ober den

^{*)} Ebenbas. Einleitg. V. — Bb. VII. S. 20—26.

"Gebrauch der teleologischen Principien in der Philosophie" zu vertheidigen. Es war zwei Jahre, bevor die Kritik der Urtheils-kraft erschien. Um Schlusse jener Schrift vom Jahr 1788 wurde es deutlich ausgesprochen, daß der Zweckbegriff gewissen Ersahrungsobjecten (den organischen Naturerscheinungen) gegenüber gelte, nicht als ein allgemeines Erklärungsprincip, sondern als ein empirischer Leitsaden, als ein empirisches Regulativ. Zwei Jahre vor dieser Schrift hatte Kant seine metaphysischen Unfangsgründe der Naturwissenschaft veröffentlicht. Hier hatte er in der Mechanik erklärt, daß in der materiellen Natur, d. h. in der äußeren Erscheinungswelt, keine anderen Ursachen erkennbar seien als räumliche d. h. äußere, daß jede Erklärung auß inneren Ursachen Hylozoismus und dieser der Tod aller Naturphilosophie sei.

Wenn nun doch die Zweckmäßigkeit der Natur nicht voll= kommen verneint werden, sondern gewissen Erfahrungen gegenüber gelten soll: was bleibt übrig, als die teleologische Betrach= tungsweise von der naturphilosophischen Erkenntniß genau und sorgfältig abzusondern? Wenn der Zweckbegriff empirisch gültig, aber nicht empirisch erkennbar ist: was bleibt übrig, als daß dies fer Begriff ein Bernunftprincip bilbet, nicht zur Erkenntniß, wohl aber zur Betrachtung der Dinge? In der That ift hier kein anderer Ausweg als die Unterscheidung der bestimmenden und reflectirenden Urtheilskraft, welche letztere die natürliche Zwed= mäßigkeit zu ihrem transscendentalen Princip hat. Die Rich= tung, welche Kant in der "Kritik der Urtheilskraft" ergreift, ist ihm nach den vorhergegangenen Untersuchungen ebenso genau vor= gezeichnet, als früher die Bestimmung von Raum und Zeit in der transscendentalen Uesthetik. Wie sich die Schrift vom ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raum (1768) zur transscendentalen Aesthetik (Inauguralbiffertation 1770) in Rud-

a la committe

sicht des Raums verhält, so verhält sich ähnlich in Rücksicht des natürlichen Zweckbegriffs die Schrift vom Gebrauche der teleologisschen Principien in der Philosophie (1788) zur Kritik der Urtheilsekraft (1790). Nach allen vorausgegangenen Untersuchungen blieb damals nur ein Ausweg übrig: Raum und Zeit aufzufassen als die transscendentalen Principien des sinnlichen Erkenntnisvermösgens. So bleibt jetzt nur ein Ausweg übrig: die natürliche Zweckmäßigkeit aufzufassen als das transscendentale Princip (eizner besonderen, nämlich) der reslectivenden Urtheilskraft.

П.

Die natürliche Zweckmäßigkeit als Reflexions:
princip.

1. Das teleologische und afthetische Urtheil.

Es ist unmöglich, die natürliche Zweckmäßigkeit vorzustellen als der Materie inwohnend. Zweckmäßigkeit ist Wirkung einer inneren Ursache, Materie ist nur äußere Erscheinung; es wäre mithin ein vollkommener Widerspruch, wollte man die Materie selbst als zweckthätig denken. Dieß hieße, eine bloß äußere Erscheinung als innere Ursache vorstellen und damit den Begriff der Materie vollkommen ausheben. Zwecke können nicht durch die Kräfte der Materie, die bloß bewegender Natur sind, sondern nur durch ein intelligentes Vermögen geseht werden; Zwecke sind Vorstellungen oder Verstandesabsichten, die vorgestellte Zwecke mäßigkeit einer Naturerscheinung ist die Vorstellung einer erreiche ten Verstandesabsicht. Wir nehmen hier das Wort Verstand in dem weiten Sinn einer geschmäßig vorstellenden Intelligenz.

Es kommt darauf an, welche intelligente Absicht sich in dem Dinge als erreicht darstellt. In keinem Falle wird diese Absicht der Materie zugeschrieben, in keinem Falle gilt sie als

Gegenstand physikalischer Einsicht. Die Zweckmäßigkeit des Dinges kann immer nur in Rücksicht auf eine Intelligenz gelten, mit deren Absicht das Ding übereinstimmt: diese Intelligenz genz ist entweder unsere eigene oder eine fremde, die dem Dinge selbst zu Grunde liegt. In dem letzten Kall ist die Absicht, die sich in der Erscheinung offenbart, das Dasein des Dinges; dann bildet die Absicht zugleich den Grund des Dinges, dann läßt sich ohne diese Absicht gar nicht die Möglichkeit des Dinges begreifen oder beurtheilen, dann erscheint das Ding als zweckmäßig in Rückssicht auf die ihm zu Grunde liegende Idee, auf den absichtsvollen Gedanken, der es bildet: die vorgestellte Zweckmäßigkeit des Dinges ist dann objectiv, und das ressectirende Urtheil "teleolozgisch"*).

In bem anderen Fall ift es unsere eigene Intelligenz, beren Absicht wir in dem Dinge erreicht finden. Dann erscheint bas Object zweckmäßig nur in Rucksicht auf unseren Berftand, auf unser Erkenntnigvermögen, die 3wedmäßigkeit in diesem Fall ift bloß subjectiv; nicht bas Ding selbst, nicht sein Dasein wird als zweckmäßig beurtheilt, sondern bloß die Art, wie es uns erscheint, bloß unsere Vorstellung von bem Dinge. Die bloße Vorstellung des Dinges ift so viel als die bloße Form besselben. Was wir von dem Dinge durch die bloße Vorstellung wahrnehmen, ist lediglich seine Form, benn die Materie bes Dinges, seine Zusammen= setzung u. s. f. können wir durch die bloße Worstellung nie erfahren. Wenn also ein Object zwedmäßig erscheint nur in Rud= sicht auf unsere Intelligenz, so kann sich biese Zwedmäßigkeit nur auf die Form des Objects beziehen: die subjective 3weck= mäßigkeit ift gleich ber formalen. Es ist gleich, ob ich sage: "bie Form des Objects" oder "unsere bloße Betrachtung desselben"; es

^{*)} Ebendas. Einleitg. VIII. — Bd. VII. S. 32 — 36.

ist gleich, ob ich sage: "das Ding ist zweckmäßig in Rücksicht seiner Form", ober "es ist zweckmäßig für unsere Betrachtung". Iweckmäßig kann die Erscheinung nur sein in Rücksicht auf eine Intelligenz; vorgestellt in seiner Eigenthümlichkeit kann das Object nur werden durch unsere Einbildungskraft. Die bloße Form ist das Bild, welches die Einbildungskraft vorstellt. Test ist der Sinn jener subjectiven Iweckmäßigkeit ganz klar: sie besteht darin, daß in der Betrachtung eines Objects unsere Einbildungskraft mit der Intelligenz übereinstimmt, daß in der bloßen Betrachtung bes Objects Einbildungskraft und Intelligenz harmoniren.

Die Beurtheilung einer solchen Zweckmäßigkeit bezieht sich bloß auf unsere Betrachtung des Objects: sie ist mithin gar nicht praktisch, sondern rein theoretisch; sie enthält nichts, wodurch wir den Begriff des Dinges bestimmen: sie ist mithin nicht besseimmend, sondern bloß reslectirend; die Zweckmäßigkeit selbst ersscheint nicht als der Natur des Dinges, sondern bloß unserer Betrachtung angehörig: die reslectirende Beurtheilung ist mithin nicht teleologisch, sondern rein ästhetisch*).

2. Gefühl ber Luft ober Unluft.

Wenn Einbildungsfraft und Intelligenz in uns harmoniren, so kommen badurch unsere Gemüthskräfte in einen Zustand der Uebereinstimmung, in eine zwecknäßige Verfassung. Das Vermögen, wodurch wir unserer Gemüthsverfassung inne werden, unseren inneren Gesammtzustand, das Verhältniß unserer Gemüthskräfte percipiren, ist das Gefühl, das sich von der Empfindung unterscheidet, wie der Zustand aller Gemüthskräfte von dem einzelnen Eindruck. Ze nachdem dieser Zustand beschaffen ist, je nachdem unsere Gemüthskräfte zusammenstimmen oder dise

^{*)} Ebendas. Einleitg. VII. — Bb. VII. S. 28—32.

soniren, fühlen wir Lust ober Unlust: bieses Gefühl hat nichts mit der Begierde gemein, es ift gar fein praftisches Motiv, es kann als Gefühl auch nie Grund einer Erkenntniß sein, also nicht theoretisches Princip: auf dieses Gefühl der Lust oder Unlust gründet sich die ästhetische Worstellungsweise; alle Borstellungen, die sich auf dieses Gefühl gründen, sind rein afthetisch. Wir können die Fähigkeit, Objecte auf dieses Gefühl zu beziehen oder durch dieses Gefühl zu beurtheilen, den ästhetischen Sinn ober "Geschmack" und alle auf dieses Gefühl gegründeten Urtheile "Geschmacksurtheile" nennen. "Was an ber Borstellung eines Dbjects bloß subjectiv ift, b. h. ihre Beziehung auf bas Subject, nicht auf den Gegenstand ausmacht, ist die ästhetische Beschaffenheit derfelben." "Dasjenige Subjective an einer Borstellung, was gar fein Erfenntnifftud werben fann, ift bie mit ihr verbundene Lust oder Unlust; denn durch sie erkenne ich nichts von bem Gegenstande ber Borstellung, obgleich sie wohl bie Wirkung irgend einer Erkenntniß fein kann *)."

Die reflectirende Urtheilskraft zerfällt bemnach in die ästheztische und teleologische. Der Eintheilungsgrund liegt in dem Begriffe der natürlichen Zweckmäßigkeit, je nachdem derselbe bloß subjectives oder objectives, bloß formales oder reales Unsehen hat, d. h. je nachdem die Dinge als zweckmäßig beurtheilt werzden in Rücksicht auf unsere Intelligenz oder eine fremde, die als intelligibles Substrat den Dingen selbst zu Grunde gelegt wird. Der natürliche Zweckbegriff hat unserem Philosophen zuerst in der Fassung des teleologischen Urtheils eingeleuchtet. Die Berznunstkritik nöthigte ihn, dieses Urtheil von dem logischen zu unzterscheiden und in der ressectivenden Urtheilskraft ein besonderes

The state of the state of

^{*)} Ebendas. Einleitg. VI. — Bb. VII. S. 26 — 28. Bgl. Einleitg. VIII. S. 29.

Bernunftvermögen zu setzen. Nun ist das reine Resterionsprincip lediglich subjectiv und in Ansehung der Dinge selbst gar nicht besstimmend, es verhält sich nur betrachtend und beurtheilend, gar nicht erkennend. Diesen rein subjectiven Charakter hat das teleoslogische Urtheil nicht; es nimmt eine unsichere Stellung ein zwischen objectiver Gültigkeit, die es behauptet, und wirklicher Einsicht, wozu ihm die Berechtigung sehlt. Das reine Resterionsprincip ist das ästhetische. Kant entdeckt die ästhetische Urtheilskraft, indem er die natürliche Zweckmäßigkeit in ihrem rein subjectiven Charakter aussucht. Er selbst erklärt, "daß in einer Kritik der Urtheilskraft der Theil, welcher die ästhetische Urtheilskraft enthalte, ihr wesentlich angehörig sei"*).

Damit ist das Problem sestgestellt, welches die Kritik der Urtheilskraft zu lösen hat. Wir kennen die Mittelglieder, um deren Bestimmung es sich handelt. Der Vereinigungspunkt zwischen Natur und Freiheit liegt in dem transscendentalen Princip der natürlichen Zweckmäßigkeit; wie sich die natürliche Zweckmäßigkeit zur Natur und Freiheit, so verhält sich die restectivende (ästhetische) Urtheilskraft zu Verstand und Vernunft, zur theoretischen und praktischen Intelligenz; wie sich jene Urtheilskraft zu diesen beiden Vernunftkräften, so verhält sich das Gestühl der Lust oder Unlust zum Erkenntniße und Begehrungsvermögen. Die Welt der Verstandesbegriffe ist die Natur, die Welt der Vernunftbegriffe oder Ideen ist das moralische Reich der Freiheit, die Welt der natürlichen Zweckmäßigkeit ist Schönheit und Kunst.

^{*)} Chendas. Ginleitg. VIII. — Bb. VII. S. 34.

Zweites Capitel.

Die Analytik des Schönen.

I.

Die fritische Grunbfrage.

Um die kantische Aesthetik zu verstehen, muß man vor allem ihre kritische Grundlage richtig fassen. Die Aesthetik vor Kant war durchaus dogmatisch. Sie wollte aus der Natur der Dinge das Schöne und überhaupt die ästhetischen Beschaffenheiten erstlären; die dogmatische Theorie des Schönen war in einem ganz ähnlichen Irrthume besangen als die dogmatische Theorie von Raum und Zeit. Wie man auch das Schöne erklärte, ob als Eigenschaft oder Verhältniß der Dinge, immer sollte es aus der Natur der Dinge selbst, aus Bedingungen, unabhängig von unsserer Vorstellung, abgeleitet werden. Das Problem der dogmatischen Aesthetisch sieß: unter welchen natürlichen Bedingungen sind die Dinge ästhetisch?

Kant begreift, daß alles Aesthetische nichts ist als unsere Erscheinung, als unsere Borstellung, daß es unabhängig von unserer Betrachtung nichts Aesthetisches giebt, so wenig als das Gute unabhängig vom Willen, die Causalität unabhängig vom Berstande, die sinnlichen Eigenschaften unabhängig von den Sinnen eristiren. Darum lautet die Grundfrage der kritischen Aesthe-

tif: unter welchen Bedingungen ift unsere Vorstellung äfthe Das Alesthetische ift eine Eigenthumlichkeit bloß unferer Borftellung, mit anderen Worten: es ift keine Gigenschaft, son= bern ein Prädicat. Das Aesthetische ist fein Merkmal, bas in ber Vorstellung enthalten ware, sondern eine Beschaffenheit, Die ihr zukommt nur in der Beziehung auf ein bestimmtes Vermögen in und: ein Prädicat, das wir der Vorstellung beilegen oder hinzufügen. Mithin ift eine äfthetische Borstellung gleich einem Urtheil. Ein Urtheil, bessen Prädicat äfthetischer Urt ist, nennen wir ein ästhetisches ober Geschmacksurtheil. Mithin lautet die kritische Frage: unter welchen Bedingungen beurtheilen wir eine Vorstellung als ästhetisch, ober mit anderen Worten: wie sind ästhetische Urtheile möglich? Nur in dieser Kassung wird die Frage richtig bestimmt. Die bogmatische Frage ist ungereimt. Sie macht zwei grundfalsche Woraussetzungen: 1) daß die Bedingung bes Aesthetischen in ben Dingen unabhängig von unserer Vorstellung zu suchen — 2) daß die ästhetische Beschaffenheit in ber Vorstellung bes Dinges als Merkmal enthalten sei und burch eine Bergliederung ber Borftellung entdeckt werden konne.

Un sich ist keine Vorstellung ästhetisch; sie wird ästhetisch durch die Beziehung auf ein bestimmtes Vermögen in uns, das wir schon kennen gelernt haben als Gefühl der Lust oder Unlust. Mithin ist kein ästhetisches Urtheil analytisch; jedes ist synthetisch. Und da ihre Aussagen auch eine allgemeine und nothwendige Geltung beanspruchen, so sind die ästhetischen Urtheile zugleich a priori: sie sind mithin synthetische Urtheile a priori. So wiederholt sich hier noch einmal das Grundproblem der gesammten Vernunftkritik: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?

Wir wollen das Vorbild der Vernunftkritik genau befolgen. Bevor gefragt werden durfte: wie ist Erkenntniß möglich? mußte

erst gefragt werden: was ist Erkenntniß? So fragen wir jetzt zuerst: was sind ästhetische Urtheile? Und dann: wie sind sie möglich?

Wenn wir mit einer Vorstellung ein afthetisches Pradicat, wie schön und erhaben, verbinden, so wollen wir einsehen, von welcher Urt diese Verbindung ist; wenn diese Verbindung eine gewisse Allgemeinheit und Nothwendigkeit mit sich führt, so wollen wir einsehen, worin diese äfthetische Allgemeinheit und Rothwendigkeit besteht; wenn endlich die Vorstellungen nur in einem bestimmten Verhältnisse zu uns ästhetisch sind ober werden, so muffen wir eben dieses afthetische Verhaltniß in seiner Eigenthum= lichkeit genau kennen lernen. Alle diese Fragen aber lassen sich nur auflösen durch eine gründliche Einsicht in die Elemente und eigenthumlichen Bestandtheile bes ästhetischen Urtheils; biefe Einsicht ist nur möglich durch die Zergliederung oder Analysis des= selben: daher ist unsere erste Aufgabe "die Analytik der ästheti= schen Urtheilskraft". Nun ist die Norm aller ästhetischen Bestimmungen das Schöne; die übrigen ästhetischen Prädicate werden erkannt durch ihren Unterschied vom Schönen. Wir fragen darum zuerst: wenn wir eine Vorstellung als "schön" beurthei= len, worin besteht dieses Urtheil? Wir lösen diese Frage durch "die Analytik des Schönen"*).

П.

Das äfthetische Urtheil.

1. Das unintereffirte Bohlgefallen.

Das Prädicat "fcon" ift in allen Källen ber Ausdruck eines

^{*)} Kritik der Urtheilskraft. I Theil. Kritik d. ästhetischen Urtheilskrast. I Abschn. Analytik d. ästh. Urth. I Buch. Analytik d. Schönen. — Bb. VII. S. 43—92.

Wohlgefallens. Wir nennen schön, was uns gefällt. Diese sehr einfache Betrachtung lehrt uns zweierlei: wir müssen ben nächsten Bestimmungsgrund des ästhetischen Urtheils in unserem Bohlgefallen aufsuchen und können deßhalb das Schöne nicht als ein in der Vorstellung enthaltenes Merkmal betrachten, denn in der bloßen Vorstellung an sich liegt nicht, daß sie uns gefällt; in der bloßen Vorstellung an sich genommen liegt nicht ihre Beziehung auf uns, also auch nicht unser Wohlgefallen. In allen Fällen ist das ästhetische Urtheil die Verknüpfung unseres Wohlzgefallens mit irgend einer Vorstellung; das sind seine beiden Elemente; in allen Fällen also ist das ästhetische Urtheil synthetisch.

Es kommt darauf an, die Art des ästhetischen Wohlgefal= lens zu bestimmen. Nicht jede uns gefällige Vorstellung ist schon als solche ästhetisch oder schön. Es muß deßhalb ein Wohlge= fallen eigenthümlicher Art sein, dessen Verbindung mit einer Vor= stellung unser Urtheil ästhetisch macht. Untersuchen wir also die Natur und die Arten des Wohlgefallens überhaupt, um die be= sondere Natur des ästhetischen Wohlgefallens zu entdecken.

Daß es verschiedene Arten des Wohlgefallens giebt, davon überzeugt uns der erste Blick in die eigene Erfahrung. Für den Hungrigen ist die Vorstellung der Speise mit Wohlgefallen verzbunden; der praktische, mit der Ausführung seiner Lebenszwecke beschäftigte Mensch braucht Mittel, die seinen Zwecken dienen, die tauglichsten Mittel sind die besten und ihm wohlgefälligsten. Was uns nützt, gefällt uns. Dem moralischen Gefühle gefällt nichts in höherem Grade als die Vorstellung der Pflicht; die Achtung, die wir vor dem Sittengesetz empfinden, ist zugleich ein mit dieser Vorstellung verbundenes Wohlgefallen. Da haben wir das Wohlgefallen in sehr verschiedenen Gestalten. Keine der angeführten Arten ist ässtelisch. Der Hungrige hat an der

- Could

Speise, der praktische Verstand hat an den nützlichen Mitteln, das moralische Gefühl an dem Sittengesetze kein ästhetisches Wohlzgefallen. Worin liegt der Unterschied?

In ben angeführten Fällen ift ber vorgestellte Gegenstand ein Object, bas uns befriedigt, weil wir es bedürfen; wir bedürfen es zu unserer Befriedigung; barum begehren wir bas Db= ject, wir wollen es genießen ober brauchen ober verwirklichen; dieser Genuß, dieser Gebrauch, diese Handlung verschafft uns Befriedigung, barum verbindet sich mit ber Borstellung des Db= jects ein bestimmtes Wohlgefallen. Es ist nicht die bloße Vor= stellung, sondern das Object selbst, das uns durch den Genuß, den Gebrauch, die Verwirklichung eine folche Befriedigung gewährt, also bezieht sich das Wohlgefallen in allen diesen Fällen auch nicht auf die bloße Vorstellung, sondern auf das Object selbst; es gründet sich in allen diesen Källen auf eine Begierde, die sich selbst auf ein Bedürfniß gründet. Was wir bedürfen und eben barum begehren, bas erregt unfer Interesse. Interesse geht nicht auf die bloße Borstellung der Sache, sondern auf die Sache Telbst, auf das Dase in des Objects. Vorstellung der Speise interessirt den Hungrigen, sondern der reelle Genuß; nicht die bloße Vorstellung der nutlichen Mittel interessirt uns, sondern deren reeller Gebrauch, also deren wirk= liche Eristenz; nicht die bloße Vorstellung der Pflicht genügt dem moralischen Gefühl, sondern daß nach dieser Borstellung gehan= belt und die Pflicht ausgeführt werde. Dhne dieses Interesse em= pfinden wir in keinem ber genannten Fälle wirkliches Wohlgefal= len. So verschieden hier die Arten des Wohlgefallens sind, darin stimmen sie überein, daß in allen Fällen das Wohlgefallen selbst interessirt, d. h. burch Interesse, Begierde, Bedürfniß bedingt ift, daß fich in allen Fällen biefes Wohlgefallen auf unfer Begehrungsvermögen bezieht.

Ein Anderes freilich ist die sinnliche Begierde, ein Anderes die vernünftige. Das Wohlgefallen, das aus der sinnlichen Bezgierde entspringt, ist pathologisch, das Wohlgefallen aus Verznunftbedürfniß ist praktisch bedingt; das Object des pathologischen Wohlgefallens nennen wir angenehm, das des praktischen gut. In Rücksicht des letzteren unterscheiden wir das Nühliche oder mittelbar Gute von dem unbedingt Guten; dieses ist Gegenzstand des moralischen Wohlgefallens.

Das ästhetische Wohlgefallen ist weder sinnlich noch mora= lisch; das Schöne ist genau zu unterscheiden sowohl vom Angenehmen als vom Guten. Weber die Sensualisten noch die Moralisten sind im Stande, aus ihrem Gesichtspunkte bas Mesthe= tische zu begreifen. Nun hatten wir schon vorher gesehen, wie das ästhetische Urtheil in keiner Weise ein Erkenntnigurtheil oder logischer Art ist. Also muß das Schöne, wie vom Angenehmen und Guten, so auch vom Wahren genau unterschieden werden. Hier zeigt sich sehr deutlich der Unterschied ber kantischen Aesthetik von der früheren dogmatischen Aesthetik, die das Schone bald mit dem Ungenehmen, bald mit dem Wahren und Guten vermischt ober gar gleichgesetzt hatte. Was die fritische Philosophie untersucht, das will sie in seiner Reinheit darstellen, völlig unvermischt mit beterogenen Bestimmungen. So bat sie in ihren Untersuchungen die reine Unschauung, ben reinen Berstand, ben reinen Willen, den reinen Glauben festgestellt und deutlich ge= macht. Jest handelt es sich um bas rein Mesthetische.

Alles Wohlgefallen nicht ästhetischer Art war durch irgend ein Interesse entweder pathologisch oder praktisch bedingt; es war in irgend einer Rücksicht interessirt. Das rein ästhetische Wohlgefallen ist vollkommen uninteressirt. Wenn ich an einem Gegenstande Wohlgefallen empsinde ohne alles Interesse,

so mischt fich in bieses Wohlgefallen keine Urt ber Begierbe, kein Bedürfniß, keine Regung bes Willens; ich will von bem Gegenstand nichts haben, nichts mit ihm vornehmen, ihn weder genießen noch brauchen noch verwirklichen, ich will ihn bloß betrachten. In der blogen Betrachtung verstummt jede Begierde, jede Willensunruhe. Der Wille und die bloße Betrach= tung verhalten sich negativ zu einander. So wie sich der Wille in Absicht auf ben Gegenstand regt, so trubt fich bie reine Betrachtung und hebt fich auf, es sei nun die störende Willens= regung sinnlich ober moralisch. Der Wille ift immer bewegt, gespannt, unruhig. Die bloße Betrachtung ist immer ruhig. Wenn wir uns vollkommen bedürfniß = und interesselos zu ben Objecten verhalten, so verhalten wir uns bloß betrachtend, b. h. rein ästhetisch. Wenn wir und bloß betrachtend zu bem Gegen= stande verhalten, so sind wir nicht auf das Dasein, sondern bloß auf die Borftellung des Gegenstandes gerichtet, die uns lediglich als solche vollkommen befriedigt. Gegenstand der bloßen Betrachtung ist allein die Form und kann nichts anderes sein. Die Eristenz bes Gegenstandes kann und in verschiedener Weise inter= effiren, je nach unserem Bedürfniß. Die bloße Form der Bor: stellung bes Gegenstandes kann und in dieser Weise nicht interes= firen, benn sie bezieht sich auf tein Bedürfniß; mit ber bloßen Form läßt sich kein Bedürfniß befriedigen; wenn uns die bloße Betrachtung doch befriedigt, so ist diese Befriedigung ein völlig uninteressittes (rein ästhetisches) Wohlgefallen. Was uns gefällt burch die bloße Betrachtung, das ist schön.

Das Bedürfniß, welches es auch sei, verwickelt uns mit dem Gegenstande selbst. Wir nehmen ihn praktisch in Unspruch; wir wollen ihn genießen oder erkennen oder bearbeiten oder brauchen, mit einem Worte wir wollen etwas mit dem Object, das Object ist uns zu irgend etwas nöthig. So ist unser Verhältniß zu dem Gegenstande durch die Nothwendigkeit bestimmt und durch den Ernst der Absicht; das Wohlgefallen ist von unserem Interesse, von unserer Absicht abhängig, es ist mithin unsrei. Das ästhetische Wohlgefallen, von keinem Interesse bedingt, ist vollskommen frei; dieses freie Wohlgefallen schließt den Ernst der Abssicht und der praktischen Zwecke völlig von sich aus, es verhält sich zum Gegenstande nicht bestimmend, sondern spielend. So solgen aus der kritischen Lehre vom Schönen die Begriffe der ästhetischen Freiheit und des ästhetischen Spiels. Kant selbst hat diese Folgerungen gezogen mehr in beiläusiger als in hervorhebender Weise. Niemand hat die Wichtigkeit gerade dieser Begriffe tieser eingesehen und fruchtbarer verfolgt als Schiller in seinen Briesen über die ästhetische Erziehung der Menschheit*).

Der Unterschied bes ästhetischen Wohlgefallens von jedem anderen ist vollkommen einleuchtend. Was uns gefällt, ist ent= weder bloß die Vorstellung ober das Dasein des Gegenstandes; im ersten Fall ist unser Wohlgefallen uninteressirt und darum rein ästhetisch, im anderen ist es interessirt und darum praktisch oder pathologisch. "Das Geschmacksurtheil ist bloß contemplativ, d. i. ein Urtheil, welches indisserent in Unsehung des Daseins eines Gegenstandes nur seine Beschaffenheit mit dem Gefühl der Lust und Unlust zusammenhält."

Wir unterscheiben bemnach das sinnliche, ästhetische, prakz tische (moralische) Wohlgefallen: das Object des ersten ist das Unz genehme, das des zweiten das Schöne, das des dritten das Gute; das Ungenehme vergnügt, das Schöne gefällt, das Gute wird gebilligt. Was uns vergnügt, ist ein Object der Neigung; was

^{*)} Vgl. meine Schrift "Schiller als Philosoph". Nr. VII. S. 88—99.

uns gefällt, ist ein Object der Gunst; was wir billigen, ist ein Object der Achtung. Das Angenehme gehört den sinnlichen, das Gute den vernünftigen, das Schöne den sinnlichevernünftigen Wesen. Das Schöne ist specifischemenschlich. Das Angenehme ist auch in der thierischen Empfindung, das Gute nur in der reinen Intelligenz, das Schöne nur in der Menschheit möglich: darum sah Schiller in dem ästhetischen Gefühl das eigentliche Object und Leitungsmittel der menschlichen Bildung.

Was wir im ästhetischen Urtheile von einer Borstellung aussagen, ist nichts anderes als dieses rein ästhetische Wohlgefallen:
bas ist, um uns kantisch auszudrücken, die Qualität des ästhetischen Urtheils. Daraus folgt die erste Erklärung des Schönen:
"Geschmack ist das Beurtheilungsvermögen eines Gegenstandes ober einer Vorstellungsart durch ein Wohlgefallen oder Mißfallen ohne alles Interesse. Der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heißt schön *)."

2. Das allgemeine Bohlgefallen.

Bergleichen wir das interessirte Wohlgefallen mit dem uninteressirten oder rein ästhetischen, so gewinnen wir aus dieser Bergleichung eine neue Einsicht in die Natur des letzteren. Das Interesse ist jederzeit persönlich, jeder hat sein eigenes; dieses selbst ist nach Zeit und Umständen verschieden; was dem Einen angenehm und nützlich ist, das ist einem Anderen keines von beiden, vielleicht sogar widerwärtig und schädlich; was wir heute begehren, das wird in einer anderen Zeit nicht mehr begehrt, in einer anderen sogar vermieden: das interessirte Wohlgefallen,

a support of

^{*)} Kritit der Urtheilstr. I Theil. I Abschn. I Buch. Erstes Momment des Geschmacksurtheils der Qualität nach. §. 1—5. — Bd. VII. S. 43—52.

Bifder, Gefdicte ber Philosophie IV. 2. Muft.

Satz ist so richtig, daß man ihn umkehren darf: jedes particulare d. h. nur in der Besonderheit des Individuums begründete Wohlzgefallen ist immer interessirt. Die Interessen sind verschieden, wie die Individuen. Wie sich die Bedürfnisse der Individuen unterscheiden, so unterscheiden sich ihre Neigungen, Begierden, Interessen. Wo also das Wohlgefallen besonderer Art ist, da ist es stets abhängig vom Interesse.

Bergleichen wir jetzt das interessirte Wohlgefallen mit dem uninteressirten, so springt folgender Schluß in die Augen: das besondere Wohlgefallen ist stets interessirt, das ästhetische Wohlzgefallen ist gar nicht interessirt, also ist das ästhetische Wohlgefallen nicht besonderer, sondern allgemeiner Natur, nicht partizular, sondern universell. Mithin hat auch das ästhetische Urztheil allgemeine Geltung; in der Anerkennung des Schönen stimmen alle überein, während die Urtheile über das Angenehme und Nützliche so verschieden sind als die Individuen.

Diese Allgemeingültigkeit giebt dem ästhetischen Urtheile den Schein einer objectiven Geltung. Zur objectiven Geltung gehört die Bestimmung durch Begriffe (die logische Bestimmung); der allgemeine Begriff ist der für alle gültige oder objective. Wenn nun das ästhetische Urtheil diese objective Geltung annehmen darf, so scheint es eben dadurch ein logisches Urtheil zu werden.

Dieser Schein ist falsch. Wenn man ihm nachgiebt, so verblendet man sich vollkommen über die Quelle und wirkliche Natur der ästhetischen Urtheile. Das ästhetische Urtheil beruht auf dem freien Wohlgefallen, dieses Wohlgefallen gründet sich allein auf das Gefühl der Lust oder Unlust, dieses Gefühl ist durchaus verschieden von dem Vermögen der Begriffe. Das ästhetische Urtheil gründet sich auf keinen Begriff, auf keine lo=

gische Vorstellung. Die logische Vorstellung als solche ist mit keinerlei Wohlgefallen, weder mit Lust noch mit Unlust, ver-Es ware gar nicht zu begreifen, wie ein logisch begrundetes Urtheil jemals äfthetisch werden sollte; es mußte benn einen Uebergang geben vom Begriff zum Gefühle ber Luft ober Unluft, vom Berstande jum Gefühl: einen Uebergang, ber nur bann möglich ware, wenn zwischen Berftand und Gefühl ein bloßer Gradunterschied stattfande. Diese Bermögen sind aber ber Urt nach verschieden. Es giebt feinen Uebergang vom Begriff jum Gefühle der Lust oder Unlust, also kann bas afthetische Urtheil nie logisch begründet sein. Der logische Begriff ist weder der Grund noch der Zweck des ästhetischen Urtheils. Auch nicht ber 3med. Denn wenn bas äfthetische Urtheil einen Begriff bezweckte, so hätte es bie Absicht auf Erkenntniß, so wäre es von dieser Absicht, von diesem Interesse abhängig, also nicht auf ein freies, uninteressirtes Wohlgefallen gegründet, also nicht ästhetisch.

Mithin ist das ästhetische Urtheil zwar allgemein, aber nicht vermöge eines Begriffs. Die ästhetische Allgemeinheit ist nicht die logische. Das ästhetische Wohlgefallen ist von jeder logischen Vorstellung vollkommen unabhängig; eine solche Vorstellung ist weder der Grund noch der Zweck eines solchen Wohlgefallens. Das ästhetische Urtheil hat demnach keine logische Allgemeinheit. Nach seiner logischen Quantität ist es lediglich singular; es gründet sich auf das Gefühl, und das sich fühlende Subject ist stets das einzelne. Daher müssen wir beides von dem ästhetischen Urztheil behaupten: es gilt für jeden, es gilt nur für den Einzelznen; das Erste ist seine ästhetische, das Andere seine logische Gelztung; nach der ästhetischen Quantität ist es universell, nach der logischen ist es singular. Vereinigen wir beides: das ästhetische Urtheil gilt für jeden als Einzelnen; es gilt für alle Einzelnen,

111111

es ist gemeingültig, es hat (nicht objective, sondern) subjective Allgemeinheit.

Wie erklärt sich diese ästhetische Allgemeinheit, diese Gesmeingültigkeit des ästhetischen Urtheils? Es ist ein einzelnes Urtheil, weil es nicht auf Begriffen, sondern bloß auf dem Gestühle beruht, das seiner Natur nach singular ist; es ist zugleich ein allgemeines d. h. gemeingültiges Urtheil, sofern das ästhetische Wohlgefallen, das Gefühl der Lust oder Unlust, selbst für alle Einzelnen gilt oder sich allen Einzelnen mittheilen läßt. Also die allgemeine Mittheilbarkeit des ästhetischen Gefühls ist der eigentliche Erklärungsgrund des ästhetischen Urtheils. Wie aber kann ein Gefühl allgemein mittheilbar sein? In diesem Punkte liegt, wie sich Kant selbst ausdrückt, "der Schlüssel zur Kritik des Geschmacks".

Unter welcher Bedingung ist nun ein Gefühl ober ein Wohl= gefallen fähig, allen mitgetheilt zu werden? Rein Sonderin= teresse ift allgemein mittheilbar; es haftet am Individuum, es ist bedingt durch bessen Bedurfniß und Begierde, die selbst wieber empirisch bedingt sind durch das Object, worauf sie sich bezies hen. Hier ist es das Dbject selbst, sein empirisches Dasein, welches gefällt, nicht bloß die Vorstellung ober Betrachtung besselben. Das Wohlgefallen ist unmittelbar abhängig von dem Object, die Beurtheilung bes letzteren ift abhängig von biesem Wohlgefallen. Wenn wir einen Gegenstand als angenehm beurtheilen, so muffen wir ihn als angenehm empfunden haben; diese Empfindung, die= ses Gefühl der Lust geht der Beurtheilung vorher als deren Be= dingung. Wenn das Gefühl der Lust der Beurtheilung vorher= geht, so ist es nicht von der Betrachtung, sondern vom Dasein bes Objects abhängig, so ist es empirisch bedingt, also in keinem Falle allgemein mittheilbar.

Soll also das Gefühl der Lust mittheilbar sein für alle, so darf es der Beurtheilung des Objects nicht vorhergehen, sondern muß ihr folgen. Wenn aber das Gefühl der Lust aus der Bezurtheilung des Gegenstandes hervorgehen soll, so muß es gegrünzdet sein nicht auf ein Interesse am Gegenstande, sondern allein auf die bloße Betrachtung desselben. Wir können ein solches auf die bloße Betrachtung gegründetes Gefühl der Lust auch "contemplatives Wohlgefallen" oder "contemplative Lust" nennen.

Was ein Gefühl allgemein mittheilbar macht, ist allein bieser contemplative Charakter, dieser theoretische Ursprung. In der Betrachtung eines Gegenstands wirken unsere vorstellenden Kräfte, die das Object bildend und begreisend verknüpfen: die bildende Verknüpfung vollzieht die Phantasie, die begreisende der Verstand; jene giebt der Vorstellung die anschauliche, dieser die gesehmäßige Einheit. In der freien Betrachtung des Gegenstandes müssen diese beiden Vermögen, Verstand und Einbildungskraft, zusammenwirken. Wenn wir das Product der Einbildungskraft (anschauliche Vorstellung) mit dem Producte des Verstandes (Begriff) verbinden, so entsteht das Urtheil; Urtheile sind immer allgemein mittheilbar, aber die so bestimmten Urtheile sind nicht ästhetisch, sondern logisch.

So besinden wir uns mit dem Gefühle der Lust, das zur allgemeinen Mittheilung fähig sein soll, zwischen einer Schlla und Charybdis. Wenn wir das Gefühl vor der Betrachtung aufsuchen, so sindet es sich empirisch bedingt und darum zur allzgemeinen Mittheilung unfähig; wenn wir es nach der Betrachtung aufsuchen, so sinden wir das allgemein Mittheilbare nicht mehr als Gefühl, sondern als Urtheil und Erkenntniß. Das allgemein mittheilbare Gefühl ist contemplativ, aber es ist nicht Erzenntniß; es gründet sich auf Betrachtung, aber es ist nicht Einzenntniß; es gründet sich auf Betrachtung, aber es ist nicht Einzenntniß;

sicht. Also zwischen Contemplation und Erkenntniß, zwischen Betrachtung und Einsicht sinden wir das zur allgemeinen Mitztheilung fähige Gefühl.

Die Betrachtung besteht in dem Zusammenwirken von Versstand und Einbildungskraft; die Erkenntniß besteht in der Einheit beider Vermögen, im Urtheil, welches die Vorstellung des einen durch den Begriff des anderen bestimmt. Was ist nun Betrachtung ohne Erkenntniß? Offenbar das Zusammenwirken von Verstand und Einbildungskraft ohne die Vereinigung beider im Urtheil: eine Verbindung beider, welche die Unterordnung ausschließt, eine solche Verbindung, in welcher beide unabhängig übereinstimmen. Diese Betrachtung ohne Erkenntniß ist das bloße Verhältniß oder die Harmonie von Verstand und Einbilzdungskraft. Was ist die Betrachtung ohne die Absicht auf Erskenntniß? Offenbar die absichtslose Harmonie von Verstand und Einbildungskraft oder das freie Spiel beider Kräfte.

Das Verhältniß der betrachtenden Gemüthskräfte ist kein Urtheil, sondern ein bloßer Gemüthszustand, der lediglich subjectiv und in Unsehung seiner Beschaffenheit rein menschlich ist. Einbildungskraft und Verstand sind Vernunftkräfte, also ist ihr Verhältniß ein Vernunftzustand: ein Zustand, der nicht diesem oder jenem Individuum angehört, sondern der menschlichen Gesmüthsverfassung als solcher.

Unserer Gemüthszustände werden wir inne durch das Gestühl. Wir können sie nur fühlen. Sobald wir sie zu erkennen suchen, sind sie nicht mehr unsere Zustände, sondern unsere Gesgenstände. Das Gefühl nun jener contemplativen Verfassung, in welcher Verstand und Einbildungskraft harmoniren, ist das Gefühl eines rein menschlichen Gemüthszustandes, also selbst ein rein menschliches und eben darum allgemein mittheilbares Gefühl:

eben dieses Gefühl erklärt die Allgemeinheit des ästhetischen Ur-

Un dieser Stelle gewinnt die kantische Aesthetik eine ihrer tiefsten Einsichten. Bon wo die Analyse des Schönen auch ausgeht, immer wird die tiefeindringende Untersuchung auf diesen Punkt hingeführt werden. hier läßt sich ber Unterschied zwischen bem ästhetischen und religiösen Gefühl beutlich einsehen: bas religiöse gründet sich auf ein Vernunftbedürfniß, bas ästhetische auf einen Vernunftzustand; bas Vernunftbedürfniß kann nur moralischer Natur sein, ber Vernunftzustand nur äfthetischer. Bernunftzustand ist nicht Vernunftkraft, weder ein theoretisches noch praktisches Bermögen, überhaupt kein Bermögen, sonbern Berhaltniß ber Gemuthskräfte. Es ift flar, bag bie in bem Reiche ber Vernunft versammelten und vereinigten Kräfte, so verschieden sie sind, boch in einem Berhältnisse zu einander stehen muffen. Dieses Berhältniß ist ein Zustand der Harmonie oder Disharmonie, diesen Zustand percipiren wir durch das Gefühl, ben Zustand ber Harmonie durch das Gefühl ber Eust, ben ber Disharmonie durch das Gefühl der Unlust; dieses Gefühl ift weber finnlich noch moralisch, sonbern rein ästhetisch.

Wenn wir jetzt das Schöne mit dem Angenehmen und Guzten vergleichen, so erklärt sich der von beiden unterschiedene Umsfang seiner Geltung. Das Angenehme ist nie allgemeingültig; das Gute ist allgemeingültig vermöge seines Vernunftbegriffs; das Schöne ist allgemeingültig ohne Begriff. Diese ästhetische Allgemeinheit bildet die Quantität des ästhetischen Urtheils und die zweite Erklärung des Schönen: "schön ist das, was ohne Begriff allgemein gefällt*)."

^{*)} Ebendas. I Th. I Abschn. I Buch. Zweites Moment bes Geschmacksurtheils, nämlich seiner Quantität nach. §. 6—10. vergl. bes. §. 9. — Bb. VII. S. 52—62.

3. Die afthetische 3 wedmäßigfeit.

Aus dieser Erklärung folgt eine neue wichtige Einsicht. Das Schöne gefällt "ohne Begriff". Was durch Begriffe gefällt, das gefällt nicht rein ästhetisch. Nennen wir das durch Begriffe bedingte Wohlgefallen "intellectuell", so werden wir jetzt das ästhetische Wohlgefallen von dem intellectuellen ebenso sorgfältig unsterscheiden müssen, wie vorher von dem sinnlichen und mora-lischen.

Bas uns gefällt, bas gilt in irgend einer Rücksicht als zweck= mäßig. Etwas ist zweckmäßig, d.h. es entspricht ber Absicht, um beren willen es eristirt; es ift aus einer Absicht entstanden, b. h. ber Begriff oder die Vorstellung der Sache war die Ursache ihres Daseins: das Object selbst ist eine absichtliche Wirkung. Etwas als zweckmäßig beurtheilen, heißt baher die Absicht seines Daseins aufsuchen. Ist diese Absicht gefunden, so ist damit die Zweckmäßigkeit der Sache erkannt. Wenn ich meine Absicht erreicht, meine Aufgabe gelöft, mein Werk glücklich vollbracht habe, fo freue ich mich ber gelungenen That, bes guten Erfolges; Dieses Gefühl ist auch eine Lust, ein praktisch bedingtes Wohlgefal-Wenn ich in der Betrachtung fremder Werke der Natur oder der Kunst die ursprünglichen Absichten erkenne und erreicht finde, so gewährt mir der Unblick dieser zweckmäßigen Gebilde ein Gefühl der Befriedigung und Lust; diese Lust gründet sich auf die wohlerkannten 3wecke, auf den deutlichen Begriff der Absichten; sie ist um so größer, je beutlicher biese Erkenntniß, biefer Begriff ist: ein folches Wohlgefallen ist intellectuell.

Wenn nun das Schöne ohne Begriff gefällt, so ist das ästhetische Wohlgefallen weder praktisch noch intellectuell. Das Schöne gefällt, also ist es zweckmäßig: es gefällt ohne Begriff, also wird es nicht als zwedmäßig, nicht als absichtliche Wirkung Sobald ber Begriff ber Absicht hinzukommt, hört bas Gefallen ohne Begriff (bas ästhetische Wohlgefallen) vollkommen Hier gilt ganz eigentlich bas göthe'sche Wort: "man fühlt bie Absicht, und man wird verstimmt." Das Schone barf nicht gefallen wollen. Was gefallen will, bas will nicht bloß betrach: tet, sondern begehrt werden, das will uns nicht bloß zur reinen Betrachtung der Form stimmen, sondern Interesse am Gegenstande selbst, am Dasein bes Objects in uns erregen, es will uns finnlich afficiren, sei es durch Reiz ober Rührung. Reiz und Rührung sind sinnliche Uffectionen, nicht rein ästhetische Wirkun= Das Object wirkt bann nicht burch die Form, sonbern Wenn sich ber Geschmack bloß burch solche durch den Stoff. Wirkungen bestimmen läßt, wenn er gereizt und gerührt sein will und nur für solche Uffectionen empfänglich ist, so ist er nicht ästhetisch, sondern roh und barbarisch. Wenn der Geschmack nicht allein durch die Form, sondern auch durch Reiz und Rührung bestimmt wird, so ist er nicht rein, sondern sinnlich. Man barf auch in Rudficht bes Geschmacks bas reine Urtheil vom empirischen unterscheiden. Das reine Geschmacksurtheil ist bloß formal, das empirische ist material; das erste wird bloß durch die Form bestimmt, das andere auch burch sinnliche Empfindungen, bie mit der Begierde zusammenhängen. Sobald sich aber mit bem Schönen das Ungenehme, mit dem Geschmacke die Sinnenlust vermischt, so sind beide nicht mehr rein ästhetisch, sondern von sinnlichen Interessen abhängig; die rein ästhetische Wirkung darf im Object keine andere Ursache haben als die reine Form im strengsten Sinn des Worts: Die Form ohne alles auf die Sinne berechnete Beiwerk.

Wenn also das Schone ohne Begriff gefällt, so ift es zwed-

mäßig, ohne darum als absichtliche Wirkung zu gelten; es ist zweckmäßig, ohne als zweckmäßig vorgestellt zu werden. In sei= ner zweckmäßigen Wirkung darf die Vorstellung des Zwecks nicht gegenwärtig sein; diese Vorstellung hebt die ästhetische Wirkung auf. Die vorgestellte Zweckmäßigkeit ist die objective. Wenn nun das Schöne ohne Begriff gefällt, so kann die ästhetische Zweckmäßigkeit in keiner Weise objectiv sein, sondern ist rein sub= jectiv. Wir haben in diesem Punkte schon früher die Grenze er= kannt zwischen dem ästhetischen und teleologischen Urtheil.

Es ist sehr wichtig, diese Grenze genau zu bestimmen. Sier unterscheidet sich die Kritik der ästhetischen Urtheilskraft von den bogmatischen Theorien, die in Betreff bes Schönen bei ben De= taphysikern der vorkantischen Zeit gegolten hatten. Wenn wir ein Ding als objectiv zwedmäßig beurtheilen, fo gilt es als eine absichtliche Wirkung: Die Absicht, um deren willen es eristirt, liegt entweder in ihm selbst oder außer ihm; entweder gilt das Object als zweckmäßig nur in Rücksicht auf ein anderes oder in Rücksicht auf seinen eigenen Begriff. Wir unterscheiden bemnach die objective Zweckmäßigkeit als äußere und innere. Wenn ein Object zweckmäßig ist in Rucksicht auf ein anderes, so gilt es als Mittel: die äußere Zwedmäßigkeit ist die Nüplichkeit. Wenn dagegen ber 3weck eines Objects kein anderer ift als bas Dasein ber Sache, fo eristirt bas Object um seiner selbst willen, es ist zweckmäßig an sich felbst; wenn sein Dasein diesem Zwecke entspricht, so läßt das Object nichts zu wünschen übrig: die innere Zweckmäßigkeit ist die Vollkommenheit.

Wenn nun ein Object als nützlich oder als vollkommen beurtheilt wird, so sind beide Urtheile nur möglich durch den deut= lich gedachten Zweckbegriff; die Urtheile selbst sind um so vollkom= mener, je deutlicher die vorgestellte Zweckmäßigkeit ist, sie sind barum in keiner Weise ästhetisch. Das Wohlgefallen, das sich mit der Betrachtung dieser objectiven Zweckmäßigkeit verbindet, mit der Einsicht in den Nuten oder die Vollkommenheit der Objecte, ist eine intellectuelle Lust, keine ästhetische.

Bollkommenheit ift ein metaphysischer Begriff. Die Voll= kommenheit eines Dinges ist ein gebachtes Object. Nun galt bei ben Metaphysikern ber neueren Zeit vor Kant ber Unterschied zwischen Sinnlichkeit und Verstand für graduell; die Sinnlich= keit galt ihnen als ein unklarer, verworrener Berstand; also mußte auch die Bollkommenheit ber Dinge unklar gedacht b. h. finnlich angeschaut werden konnen. In Diese "finnliche Bollkommenheit", d. h. in die dunkel percipirte ober verworren ge= bachte Bollkommenheit, setzten die deutschen Metaphysiker ben Begriff bes Schönen. Leibnig hatte biesen Begriff angelegt; Baumgarten hatte ihn sostematisch gemacht, er hatte ein Lehrge= baube ber Aesthetik, bas erste dieser Art, barauf gegründet. Jett galt bas Schone für wesensgleich mit bem Wahren und Guten, nur graduell von beiden verschieden. Der Unterschied zwischen Geschmacks = und Erkenntnigurtheil, zwischen afthetischem und intellectuellem Wohlgefallen war aufgehoben ober auf eine nur graduelle Differeng jurudgeführt. Kant entdedt ben specifischen Mit dieser Einsicht widerlegt er den ästhetischen Unterschied. Standpunkt ber Metaphysiker, insbesondere die baumgarten'sche Mesthetik; er entbeckt und erklärt bier zum erstenmale ben mefent= lichen Unterschied der Aefthetik von der Metaphysik.

Das Schöne ist weder von einem Interesse noch von einem Begriff abhängig. Es ist mithin gar nicht abhängig, sondern vollkommen frei. Die Schönheit ist unfrei, wenn sie zu irgend etwas dient, sei es um eine Begierde zu befriedigen oder einen Begriff zu versinnlichen. Sie ist Object bloß der Betrachtung,

sie gefällt durch die bloße Form; sie ist das freie Object der Bestrachtung, d. h. die Form wird nicht durch einen Begriff vorgesstellt, sie wird nicht gedacht, sondern bloß betrachtet.

Das Schöne wird nicht vorgestellt als absichtliche Wirkung. Mit anderen Worten: die ästhetische Zweckmäßigkeit wird nicht vorgestellt als Wirkung einer Ursache. Wir können dieß die Caussalität des Schönen oder die Relation des ästhetischen Urtheils nennen. Aus diesem Moment folgt die britte Erklärung des Schönen: "Schönheit ist Form der Zweckmäßigkeit eines Gegensstandes, sofern sie ohne Vorstellung eines Zwecks an ihm wahrsgenommen wird*)."

4. Die afthetische Rothwendigfeit.

Was allgemein gilt, muß eben darum auch nothwendig gelten. Nun war die Allgemeinheit des ästhetischen Urtheils weder die praktische des Guten noch die theoretische der Erkenntniß, sondern die subjective Gemeingültigkeit, die sich aus der Universfalität (allgemeinen Mittheilbarkeit) des ästhetischen Gefühls ersklärte. Dieser Allgemeinheit des ästhetischen Urtheils entspricht die Nothwendigkeit. Sie ist weder praktisch noch theoretisch, weder moralisch noch logisch, sondern bedingt durch die Natur des ästhetischen Gefühls. Die Universalität des ästhetischen Urtheils war die Geltung desselben für alle Einzelnen, d. h. Gemeingültigkeit. Dieser Gemeingültigkeit entspricht der Gemeinsinn. Die ästhetischen Urtheile gründen sich auf ein rein menschliches Gefühl, das wir den ästhetischen Gemeinsinn nennen wollen: darum haben sie eremplarische und in diesem Sinne nothwendige Geltung.

^{*)} Ebendas. I Th. I Abschn. I Buch. Drittes Moment der Geschmacksurtheile nach der Relation der Zwecke, welcher in ihnen in Bestrachtung gezogen wird. §. 10-17.— Bb. VII. S. 62-82.

Diese Nothwendigkeit möge die "Modalität des ästhetischen Urstheils" heißen. So folgt die letzte Erklärung: "schön ist, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird*)."

Es giebt zur Bestimmung eines Urtheils keine anderen Merkmale als Qualität, Quantität, Relation und Modalität; das ässchiede Urtheil ist in allen diesen Rücksichten untersucht und vollständig bestimmt worden. Die Analytis des Schönen ist damit vollendet. Fassen wir alles in eine Erklärung zusammen, so ergiebt sich die kantische Desinition des Schönen: "schön ist, was ohne Interesse allen durch seine bloße Form nothwendig gefällt." Was ohne Interesse gefällt: darin besteht die Eigenthümlichkeit des ästhetischen Wohlgefallens (Qualität). Was allen gefällt: darin besteht die ästhetische Allgemeinsheit (Quantität). Was durch die bloße Form gefällt: darin besteht die ästhetische Zweckmäßigkeit (Relation). Was nothwendig gefällt vermöge des ästhetischen Gemeinsinnes: darin besteht die ästhetische Nothwendigkeit (Modalität).

^{*)} Ebendas. I Th. I Abschn. I Buch. Viertes Moment nach ber Modalität des Wohlgefallens an den Gegenständen. §. 18—22. — Bb. VII. S. 83—87.

Drittes Capitel.

Die Analytik des Erhabenen.

I.

Die Thatsache bes Erhabenen.

1. Das Schone und Erhabene.

Wir haben mit der vollständigen Analyse des Schönen keineswegs die ästhetische Urtheilskraft erschöpft. Vielmehr entdeckt uns eine einfache Beobachtung, daß die Gattung des ästhetischen Urtheils verschiedene Arten unter sich begreift, von denen wir nur die eine kennen gelernt haben. Wir können nämlich einen Gezgenstand rein ästhetisch beurtheilen, unser ästhetisches Wohlgesalten ist dabei völlig uninteressirt, allgemein und nothwendig; doch beurtheilen wir den Gegenstand nicht als schön. Genau dieser Fall sindet statt, wenn wir ein Object als erhaben vorstellen. Offendar wird durch das Prädicat "erhaben" ebensowenig vom Gegenstande erkannt als durch das Prädicat "schaben" ebensowenig vom Gegenstande erkannt als durch das Prädicat "schon"; offendar ist dieses Prädicat ebensalls rein ästhetisch, allgemeingültig, nothzwendig. Doch ist erhaben etwas ganz Anderes als schön. Worin liegt der Unterschied?

Das Schöne gefällt durch die bloße Form. Die Form aber als das freie Object unserer ruhigen Betrachtung ist begrenzt.

Nehmen wir dem Gegenstande die Formbegrenzung, die maßvolle Einheit, und lassen wir ihm alle übrigen ästhetischen Beschaffenscheiten, er sei ein Gegenstand unseres uninteressirten, allgemeinen, nothwendigen Wohlgefallens, so ist ein solcher Gegenstand nicht schön, wohl aber ästhetisch. Er ist erhaben. Was also ist das Erhabene? Unter welchen Bedingungen wird ein Object als ershaben beurtheilt, ober wie kommt das ästhetische Urtheil zu dem Prädicate erhaben? Die Auflösung dieser Frage ist "die Unalyztik des Erhabenen".

Wir haben ben Unterschied des Schönen und Erhabenen erft an der Oberfläche berührt. Doch reicht diese Undeutung schon hin, um zu begreifen, daß die ästhetische Gemüthsverfassung im Erhabenen eine ganz andere sein wird als im Schönen. das formbegrenzte Object fällt ganz und mühelos in unsere Un= schauung; nur ein solches Dbject kann Gegenstand sein einer vol= lig ruhigen Betrachtung; sie ist ruhig, wenn unsere Gemuths= fräfte einfach und spielend übereinstimmen. Im Erhabenen ba= gegen wird die bloße Betrachtung keine ruhige sein, also werden auch hier nicht, wie beim Schönen, die Gemuthskräfte leicht und spielend harmoniren. Wir können voraussehen, daß in der Betrachtung des Erhabenen eine Bewegung unserer Gemuthskräfte stattfindet, die erst durch ben Streit zur Harmonie kommt. Die ästhetische Vorstellungsweise, die Harmonie zwischen Phantasie und Intelligenz, ist im Erhabenen ganz anderer Urt als im Schönen*).

2. Das mathematisch und bynamisch Erhabene. Das Große und Gewaltige.

Das Erhabene ift im Unterschiebe vom Schonen bas Unbe-

^{*)} Kritik der Urtheilskr. I Th. I Abschn. II Buch. Analytik des Erhabenen. §. 23. — Bb. VII. S. 92 flgb.

grenzte oder Formlose. Das Unbegrenzte ift erhaben, nur sofern es ästhetisch beurtheilt wird. Die Grenze gehört zur Größenbestimmung; nur Größen können begrenzt ober unbegrenzt sein. Das Erhabene ist mithin in seinem Unterschiede vom Schonen quantitativer Natur. Die Größe in ber Natur ift sowohl extenfiv als intensiv, Größe ber Ausbehnung (in Raum und Zeit) und ber Kraft: Die Größe im ersten Sinn ift "mathematisch", im zwei: ten "dynamisch". Setzen wir nun die Eigenthumlichkeit des Er habenen in die unbegrenzte Größe, so muffen wir bas "mathe matisch Erhabene" und bas "dynamisch Erhabene" unterscheiden: jenes ist die erhabene Größe, dieses die erhabene Macht. Bur Beurtheilung der Größe gehört der Magstab; die afthetische Beurtheilung nimmt ihren Maßstab nicht aus ber Wissenschaft, son: bern aus unserer subjectiven Fassungskraft: bas Maß ber erhabe nen Größe ist unsere Unschauung, bas ber erhabenen Macht ift un: fer Widerstand. In diesem Sinne burfen wir mit Kant bab mathematisch Erhabene auf unsere Intelligenz, bas dynamisch Erhabene auf unseren Willen beziehen.

Unbegrenzt groß erscheint der ästhetischen Betrachtungsweik dasjenige, womit verglichen jedes ästhetische Maß zu klein ist. Wenn eine Naturgröße jedes Maß unserer Anschauung überdietet, so nennen wir eine solche Erscheinung aus ästhetischen Gründen, schlechthin groß"; wenn eine Naturmacht alle unsere sinneliche Widerstandskraft überdietet, so nennen wir eine solche Erscheinung "gewaltig": das mathematisch Erhabene ist das schlechte hin Große, das dynamisch Erhabene ist das Gewaltige*).

Aus der ästhetischen Beurtheilung ist jede objective Iweckmäßigkeit ausgeschlossen. Es ist möglich, daß etwas in Rücksicht auf einen bestimmten Iweck das richtige Größenmaß soweit

^{*)} Chendaj. I Th. I Abschn. II Buch. §. 24. A. §. 25. B. §. 28.

übersteigt, daß jener Zweck dadurch zu nichte gemacht wird; dann ist die Größe durch Uebermaß zweckwidrig, aber ein solches Uebersmaß ist keine ästhetische Vorstellung, eine solche zweckwidrige Größe ist darum nie erhaben. Wenn ein Object, verglichen mit dem Zwecke seines Daseins, zu groß ist, so ist es "ungeheuer"; wenn es zu groß ist, verglichen mit dem Zwecke sinnlich angeschaut oder dargestellt zu werden, so ist es "colossalisch". In beiden Fällen liegt die Beurtheilung der Größe in der Vergleischung mit einem bestimmten, vorgestellten Zweck; in beiden Fällen ist die Vergleichung nicht ästhetisch, sondern teleologisch. Das Ungeheure und Colossale sind also nicht erhaben*).

Wie aber erklärt sich, daß wir das schlechthin Große und Gewaltige als erhaben beurtheilen? Das ist die eigentliche, hier zu lösende Frage.

3. Die logifche und afthetifche Großenichagung.

Wir nennen schlechthin groß eine Erscheinung, womit verzglichen alles Undere absolut klein ist, die zu ihrem Maßstad keine andere Größe erlaubt als sich selbst, also nur sich selbst gleich ist. Wenn wir eine Größe logisch betrachten, so vergleichen wir sie mit einer anderen Größe, wir nehmen diese andere Größe zu ihrem Maßstad, d. h. wir messen sie durch Zahlbegriffe, durch mathematische Größenbestimmungen. Alle logische Größenschähung ist mathematisch. Hier ist jede Größe relativ, keine ist schlecht; hin groß, sie ist größer oder kleiner in Rücksicht auf eine andere mit ihr verglichene Größe. Die messende Größe läßt sich beliebig bestimmen. Ze nachdem man den Maßstad wählt, erscheint das Kleine groß, das Große klein. Je nach der zu schähenden

^{*)} Ebendaselbst. I Th. I Abschn. II Buch. §. 26. — Bb. VII. S. 102—103.

Bifder, Gefdicte ber Philosophie IV. 2. Muft.

Größe bestimmen wir die meffende Ginheit, fie kann ein gus, eine Meile, ein Erddiameter sein. In Bezug auf die Menschen erscheint die Erde groß; verglichen mit dem Planetenspftem er scheint sie klein, wie dieses selbst klein erscheint, verglichen mit bem Sonnenspsteme u. f. f. Die teleskopischen und mikroskopischen Betrachtungen belehren uns auf eine fehr anschauliche Beise über bie relative Größe aller Naturerscheinungen. Kur die logische und mathematische Größenschätzung giebt es nichts schlechthin Großes. Dem Berftande gegenüber ift feine Größe erhaben; ber meffende Verstand kann jede gegebene Große durch die Ber gleichung mit einer anderen unendlich verkleinern. Die mathe matische Größenschätzung ist jedem Gegenstande gewachsen; des Fassungsvermögen bes Verstandes wird keiner gegebenen Große gegenüber zu klein. Es liegt in ber Natur bes Berftanbes, bis er fähig ist, jede gegebene Größe zu fassen, daß es ihm unmöglich ist, eine gegebene Größe als absolut ober bas unendlich Groß als gegeben vorzustellen. Diese Unmöglichkeit, bas unendlich Große als gegeben zu benken, ist nicht Unvermögen, basselbe # Bare die unendliche Größe gegeben, so ware fie auch logisch und mathematisch faßbar.

Benn es in unserer Betrachtung ein schlechthin Großes geben soll, so darf die Größenschätzung nicht logisch oder mathematisch sein, so darf es nicht der Berstand sein, der die Größe betrachtet. Das schlechthin Große eristirt nicht im logischen, sondern nur im ästhetischen Sinn, nur für die ästhetische Größenschätzung: diese Schätzung vollzieht nicht der Verstand durch Jahlbegriffe, sondern die Einbildung durch ihr eigenes vorstellendes Vermögen; sie macht ihre Anschauung zum Maßstab der Größe. Das ist der ästhetische Maßstab, der nicht jeder Größe gewachsen ist, wie der logische. Zeder Maßstab ist eine Größeneinheit; der ästhetische

Maßstab ist die Größeneinheit der Unschauung. Um eine gegebene Größe anschaulich vorzustellen, b. h. ihr Bild in der Phan= tasie gegenwärtig zu haben, dazu gehört die Auffassung ber einzelnen Theile und zugleich deren vollständige Zusammenfassung, "die Apprehension und Comprehension", wie sich Kant ausdrückt. Wenn mit der Auffassung die Zusammenfassung gleichen Schritt halt, so liegt das Bild der Größe vollkommen in unserer Einbil= dungsfraft. Hier aber giebt es für die Einbildungsfraft in der Größenbetrachtung eine Grenze, bie der Verstand nicht fennt. Dem Verstand ist es nicht um bas Bild ber Größe zu thun, sondern bloß um deren arithmetischen Werth; darum kann der Verstand, ohne etwas von der Größe zu verlieren, dieselbe in's Unendliche verfolgen, sowohl die wachsende als abnehmende Größe. Ganz anders verhält es sich mit der Einbildungskraft. Ihr Maß ist das Bild, das Bild ist die Größeneinheit der Unschauung. Wenn sich die Theile nicht mehr zu einem Bilde zusammenfassen laffen, wenn die Auffassung weiter geht als die Zusammenfassung, der Gegenstand sich kaum oder gar nicht mehr bildlich vorstellen läßt, weil er zu groß ist gleichsam für ben Raum unserer Einbildungskraft, so ist das Maß der letzteren überschritten. Wegenstand nun, mit bem verglichen jedes Bild ju flein ift, ben bilblich vorzustellen jede Einbildungskraft erlahmt, der das Bermögen der letteren schlechterdings übersteigt: ein folder Gegenstand ist (für die Einbildungsfraft) schlechthin groß*).

4. Widerstreit und Harmonie zwischen Ginbil= bungefraft und Vernunft.

Mun fordert die Vernunft jedem Object gegenüber, daß wir

^{*)} Gbendas. I Th. I Abschn. II Buch. §. 25 u. 26. — Bb. VII. S. 99—107.

es vollkommen begreifen, daß wir es ganz vorstellen: sie fors dert den Begriff des Ganzen. Ist das Object schlechthin groß, so ist die Einbildungskraft nicht im Stande, das Bild desselben zu fassen. Was also die Vernunft in allen Fällen verlangt, das ist in diesem Falle die Einbildungskraft nicht im Stande zu leissten. Hier also entsteht in uns ein Widerstreit zwischen Sollen und Können, zwischen Vernunft und Einbildungskraft: ein Wisberstreit, dessen erste Empsindung keine andere sein kann als das Gefühl unseres Unvermögens, als das Gefühl der Unlust.

Nun ist die Einbildungskraft unser sinnliches Vorstellungs= vermögen, b. h. unfer Borftellungsvermögen, fofern wir Ginnen= wesen sind. Wenn also unsere Einbildungskraft dem Object ge= genüber erlahmt, so ist diese Ohnmacht ber Einbildungsfraft zu= gleich die Ohnmacht unserer ganzen sinnlichen Borstellungsweise. unseres gangen finnlichen Daseins. Wenn wir in unserem finn= lichen Dasein uns schlechthin ohnmächtig fühlen, so erscheinen wir als Sinnenwesen uns selbst unendlich klein, unendlich nich= tig gegenüber dem schlechthin Großen! Wenn wir uns selbst un= endlich nichtig erscheinen, vor uns felbst als Sinnenwesen gleich= sam verschwinden und in den Staub finken, so offenbart sich darin der Dopvelfinn unseres Wesens. Wir sind die sinnlichen Men= schen; zugleich find wir es, benen ihre eigene Sinnlichkeit un= enblich klein und nichtig erscheint. Also muffen wir unendlich mehr fein, als bloß finnlich; es muß uns felbst ein der finn= lichen Natur schlechterdings überlegenes Vermögen inwohnen: dieses Bermögen ift das Ueberfinnliche in uns, die reine Ber-Wenn wir uns als Sinnenwesen vernichtet fühlen, fo nunft. fühlen wir uns eben badurch als übersinnliche, intelligible, rein moralische Wesen; ober die Vernichtung unseres sinnlichen Da= feins ware eine totale Bernichtung, und bann ware fein Gefühl,

Kein Bewußtsein davon möglich. Wären wir nichts als sinnliche Wesen, so könnten wir nicht uns selbst in unserer Sinnlichkeit als nichtig erscheinen. In demselben Augenblick, wo wir uns als sinnliche Wesen nichtig fühlen, fühlen wir uns mächtig als übersinnliche. Wenn wir das Unvermögen unserer sinnlichen Vorstellungsfraft ganz empsinden, so empfinden wir in diesem Augenblick das Vermögen der reinen Vernunft.

Die Bernunft ift bas Bermögen ber Ibeen. Was wäre die Ibee, wenn sie sich sinnlich vorstellen ließe? Was wäre die Wernunft, wenn ihr die Ginbilbungskraft gleichkäme? Gerabe barin offenbart fich bas reine Bernunftvermogen, bag feine Begriffe von feiner sinnlichen Borftellung gefaßt werden konnen, daß es von ihnen kein Bild noch Gleichniß giebt. Das die Einbildungskraft nie vorstellen kann, was die Bernunft begreift, inbem sie es fordert: eben barin offenbart sich die Einbildungskraft in ihrem richtigen Berhältniffe zur Bernunft; eben diefer Wider= streit, dieses Nichtkönnen der Einbildungskraft ift ihre der Bernunft angemessene Haltung. Jede Uebereinstimmung mit der Bernunft ware ein Widerspruch in der Natur dieser Bermögen. Es giebt zwischen Bernunft und Einbildungskraft keine tiefere Uebereinstimmung, als wenn die lettere die Grenze ihres Borstellungsvermögens, ihr Unvermögen, ihre Dhnmacht empfindet. Nicht daß sie unvermögend ist, sondern daß sie ihr Unvermögen empfindet, macht die Einbildungskraft conform der Bernunft. Wir empfinden das Unvermögen unserer Einbildungskraft, ihre Disharmonie mit der Bernunft, ihre Unfähigkeit zu leisten, was die Vernunft fordert: diese erste Empfindung war ein Gefühl der Aber indem wir dieses Unvermögen der Einbildungs= fraft fühlen, so fühlen wir uns eben dadurch als reine Intelli= genz, als reine Bernunft, die allein burch ihre Ibeen faffen kann,

was bildlich vorzustellen, die Einbildungskraft schlechterdings nicht die Macht hat; indem die Einbildungskraft sich der Bernunft gegenüber bescheidet, stimmt sie mit dieser überein. Was wir jetzt empfinden, ist die Harmonie zwischen Einbildungskraft und Bernunft: diese zweite Empfindung ist ein Gefühl der Lust, vermittelt durch jenes erste Gefühl der Unlust*).

II.

Die Erflärung bes Erhabenen.

1. Das erhabene Gubject.

Die Harmonie zwischen Ginbildungsfraft und Vernunft besteht barin, daß die Vernunft anerkannt wird als das böbere, der sinnlichen Vorstellung unendlich überlegene Vermögen. 30 des andere Berhältniß ware Disharmonie. Wir empfinden die Harmonie zwischen Einbildungsfraft und Bernunft, sobald wir unser überfinnliches Wefen, unsere reine Intelligenz erhaben fühlen über unsere Sinnlichkeit: Die ses Gefühl ist das Erhabene. Es ist auch ein Gefühl ber Lust, auch ein asthetisches Wohlgefallen, auch eine Folge reiner Betrachtung, bie sich auf die harme nie unserer Gemuthstrafte grundet; aber hier besteht die harms nie nicht zwischen Einbildungsfraft und Verstand, sondern zwischen Einbildungskraft und Vernunft: biese Uebereinstimmung ift die Ueberlegenheit der Vernunft; das Gefühl dieser Ueberlegenheit ist die erhabene Gemuthsstimmung. Das Erhabene ist nichts Underes als diese Gemüthserhebung. Wir nennen erhaben in objectiver Hinsicht auch nur, was uns durch seine bloße Be trachtung in diese Gemuthöstimmung versett. Erhaben ift, was und erhebt. Das Erhabene im fantischen Sinn ift allein bas Erhebende.

^{*)} Ebendas. ITh. I Abschn. II B. §. 27. — Bb. VII. S. 107—11.

Was erhebt uns? Ein Object, dessen bloße ober freie Bestrachtung nur dadurch möglich ist, daß sich unsere Bernunft über unsere Sinnlichkeit erhebt: ein Object also, dessen bloße oder freie Betrachtung schlechterdings nicht möglich ist durch unsere sinnliche Borstellungskraft; ein Object, das durch seine Größe jeden sinnlichen Maßstab übertrifft, sowohl das Maß der Einbilsdungskraft als das unseres sinnlichen Widerstandes. Dieses Obsiect ist das schlechthin Große und Gewaltige. Solche Erscheinunsgen erheben uns, darum nennen wir sie erhaben. Das Große ist das Erhabene im mathematischen, das Gewaltige ist das Ershabene im bynamischen Sinn.

Bergleichen wir damit die kantischen Erklärungen, so leuchten sie jetzt vollkommen ein. "Erhaben ist das, womit in Verzgleichung alles Andere klein ist." "Erhaben ist, was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüths beweist, das jeden Maßstab der Sinne übertrisst." "Erhaben ist das, was durch seinen Widerstand gegen das Interesse der Sinne unmittelbar gefällt." "Man kann das Erhabene so beschreiben: es ist ein Gegenstand (der Natur), dessen Vorstellung das Gemüth bestimmt, sich die Unerreichbarkeit der Natur als Darstellung von Ideen zu denken." In der Betrachtung des Erhabenen wird die Gewalt der Vernunft über die Sinnlichkeit durch die Einbildungskraft ausgeübt.

Der Kern in allen diesen Erklärungen ist derselbe. Sie bezeichnen ein Object, in dessen bloßer Betrachtung jedes besichränkte Vermögen sich aufhebt und seine Ohnmacht erkennt, eben deßhalb das unbeschränkte Vermögen der Vernunftfreiheit sich erhebt. Das Bewußtsein dieser Freiheit ist eigentlich morazlisch. Die bloße Betrachtung ist rein ästhetisch. Wenn wir in der bloßen Betrachtung unserer Vernunftfreiheit innewerden, so ist dieses Bewußtsein der eigenen Unendlichkeit äst het isch. Es

ist die Einbildungskraft im Gefühl ihres Unvermögens, die in uns dieses Bewußtsein erweckt*).

Sier erklart fich, warum im Erhabenen unfere Betrachtung nicht ruhig ist wie im Schönen, sondern bewegt. Die Harmonie ber Gemuthskräfte ift hier nicht einfach und positiv, wie im Schönen die Uebereinstimmung zwischen Ginbildungskraft und Berstand. Im Erhabenen wird das sinnliche Bermögen über= wältigt und gleichsam verneint, um das überfinnliche zu erheben und aufzurichten. Das für bie Einbildungskraft Ueberschwäng: liche ist gesetmäßig für die Vernunft. Das Gemüth wird abge= stoßen und angezogen; das Gefühl des Erhabenen ist der schnelle Wechsel bieser beiben Gemuthsbewegungen, es ift eine aus Unluft entspringende Lust, eine in Harmonie sich auflösende Dissonanz. Wir fühlen uns unendlich klein und gerade baburch unendlich groß. Genau so beschreibt Kaust bas erhabene Gefühl, das ihm die Er= scheinung bes Erdgeistes erweckt hat: "in jenem sel'gen Augen: blide ich fühlte mich fo flein, fo groß!" Diefe Gemuths: bewegung in der bloßen Betrachtung eines Objects, diese afthetische Gemuthsbewegung macht das eigentliche Wesen bes Erhabenen aus.

Damit kommen wir zur letzten Erklärung des Erhabenen. Vorher wurde gesagt: erhaben ist, was uns erhebt, die erhebenden Objecte sind die erhabenen. Aber genau genommen sind es nicht die Objecte, die uns erheben, sondern unsere Betracht ung derselben, d. h. wir selbst erheben uns in der Betrachtung dieser Objecte, wir erheben in dieser Betrachtung unsere Vernunft über unsere sinnliche Vorstellungskraft und bringen dadurch diese beis den Vermögen in ihr richtiges Verhältniß, in Harmonie. Also

- comb

^{*)} Ebendas. I Th. I Abschn. II B. S. 25. Allg. Anmerkg. zur Exposition der ästh. rest. Urth. — Bb. VII. S. 99 u. 100. S. 120.

mussen wir, genau genommen, erklären: erhaben ist, was sich erhebt über das sinnliche Dasein. Zu dieser Erhebung ist nur die reine Vernunft in einem Sinnenwesen fähig; nur der Mensch als sinnlich-vernünftiges Wesen kann sich wahrhaft erheben. Darzum ist das wahrhaft Erhabene nur der Mensch im Triumphe seinner moralischen Krast über das sinnliche Vermögen und Dasein. In diesem Triumph erscheint das rein moralische Wesen des Menschen, und diese Sphäre unserer subjectiven Natur ist das eigentliche Gebiet des Erhabenen. Nicht die Natur als solche ist erhaben, sondern allein der Mensch in seiner Erhebung, die als solche immer moralischer Natur ist. So nimmt Schiller das Erzhabene, wenn er den Ustronomen zurust: "euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume, aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht!"

2. Die Subreption.

Diese Einsicht in die eigentliche Natur des Erhabenen ist zunächst nicht ästhetisch, sondern kritisch. Man muß das Gefühl
des Erhabenen genau analysiren, um zu dieser Einsicht zu kommen. Das ästhetische Gefühl analysirt nicht sich selbst. Die Zergliederung ist Sache der Kritik. Das ästhetische Gefühl selbst ist
in die Betrachtung des Objects vollkommen versenkt; eben darum
nimmt es für objective Erhabenheit, was im Grunde nur subjective ist. So ist das Gefühl des Erhabenen in einen Schein gehüllt und in einer Täuschung befangen, die erst die kritische Untersuchung des Geschmacks entdeckt und vernichtet: dieser Schein ist
auch eine unvermeidliche Illusion, nicht in logischer, sondern in
ästhetischer Kücksicht. Das Gefühl des Erhabenen ist eine durch
Untust bedingte Lust, eine negative Lust, die wir am besten Bewunderung nennen. Was uns mit Bewunderung und Ach-

Cook

tung erfüllt, ist nicht bas Sinnenobject, sondern die in und ente bundene Bernunftfreiheit, die Idee der Menschheit, Die fich unwillkürlich in der Betrachtung solcher Objecte erhebt, Die vorzustellen kein sinnliches Vermögen ausreicht, vor denen unser sinnliches Dasein gleichsam versinkt. Weil wir in dieser Betrachtung bloß in das Object versenkt sind und nicht zugleich uns selbst beobachten (was nicht mehr ästhetisch, sondern kritisch ware), is gewinnt unwillfürlich bas Dbject ben Schein bes Erhabenen. Bit leihen bem Object die Bewunderung, die in der Betrachtung des selben unsere eigene übersinnliche Natur erweckt: Dieses Leiben, biese unwillfürliche Unterschiebung nennt Rant eine "gewisse Subreption". "Also ist das Gefühl des Erhabenen in der Natur Achtung für unsere eigene Bestimmung, die wir einem Objecte ber Natur burch eine gewisse Subreption (Berwechselung einer Achtung für das Object, statt für die Idee der Menschheit in un serem Subjecte) beweisen, welches uns die Ueberlegenheit ber Vernunftbestimmung unserer Erkenntnißvermögen über das größt Bermögen ber Sinnlichkeit gleichsam anschaulich macht *)."

Es liegt in der Natur des Erhabenen, daß es die Sinnliche keit zurückweist, daß es unter allen ästhetischen Vorstellungen am wenigsten auf die Sinne eingeht, am wenigsten sich mit solchem Beiwerk bekleidet, welches die Sinne gewinnt und anzieht. Das wahrhaft Erhabene ist nie reizend. Sein Charakter ist die große artige Einfalt. So ist auch der Stil, in dem es dargestellt sein will **).

3. Das erhabene Dbject.

Wenn aus der kantischen Theorie folgt, daß es eine objective

^{*)} Ebenbaf. I Th. I Abschn. II B. §. 27. — Bb. VII. E. 108.

^{**)} Ebendas. I Th. I Abschn. II Buch. Allg. Anmerkg. u. s. f. – Bb. VII. S. 129.

Erhabenheit eigentlich nicht giebt, so muffen wir biese Er= flärung richtig begrenzen. Es giebt fein objectiv Erhabenes im Sinn der Natur. Doch kann das Erhabene als Object vorge: stellt werben; nur werden diese Objecte nicht Naturerscheinungen, sondern sittlicher Urt sein. Wenn sich die moralische Kraft in ihrem Triumph über bas sinnliche Dasein offenbart, so ist eine solche Erscheinung im objectiven Sinne erhaben. So wird bas objectiv Erhabene im Sinne Kant's eingeschränkt auf bas moralische Gebiet, auf die Träger ber sittlichen Idee, auf den sieg= reichen Kampf bes Guten über bie finnlichen Neigungen. find wir auf der Grenglinie, wo die asthetischen Empfindungen genau zusammenhängen mit den moralischen und religiösen. Berwandeln wir bas acht Moralische und Religiose in einen Gegenftand ber blogen Betrachtung, so wirkt es afthetisch, und in fei= ner ästhetischen Beschaffenheit ift es erhaben. In der sinnlichen Erscheinung des sittlichen Willens liegt die Differenz zwischen dem Erhabenen und dem rein Moralischen. Der sittliche Wille ist die gute Gesinnung, die als solche nicht erscheint; wenn aber der Wille erscheint oder sich sinnlich offenbart, so darf diese Erscheinung die Form bes Uffects annehmen. Der Uffect für bas Gute ist ber Enthusiasmus. Das rein Moralische ist affectlos; der Enthusiasmus ist nicht rein moralisch, aber erhaben*).

Dieser kantische Begriff des objectiv Erhabenen ist auch ästheztisch von einer sehr bedeutsamen Tragweite. Das Erhabene soll jederzeit auf die moralische Denkungsart und die Maximen bezosgen werden. So sind es die Träger der Maximen, die Reprässentanten der sittlichen Idee, die Idealmenschen, die allein als erhabene Erscheinungen gelten. Ihre Erhabenheit besteht in der

5-0000

^{*)} Ebendas. I Th. I Abschn. II B. Allg. Anmerkg. — Bd. VII. S. 125—129.

d Aufopf ird ihre Die U Rampfe F ien Mens näher trac mit 3den, zu derer e ausnehme igur in Flo , aber nicht rnen Geschl vergleichen. ls moralised et in seiner n Freiheit nen, die S Ut; sie he ehabt, di ichter zim

Erläuterung gewählte und lebrreich, benn deutlich hervoripringen. Palast, den ich vor n sagen: ich siebe derglei gassen gemacht sind, ode salle in Paris nichts best überdem auf gut rousseauis len, welche den Schweiß verwenden. beißen; nur davon ist jest nie Man Fann eb die bloße Borstellung des fallen begleitet sei, so gleichgült Cristenz dieser Borstellung sein steben, dass dassenige Urtheil ü mindeste Interesse mengt, sehr fismacksurtheil sei. Man muß stenz der Sache eingenommen, so gleichgültig sein, um in Sachen b spielen *)."

telbar gefällt, so haben wir schon geze tung, die von dem Gesühle der Lust Ginbildungskraft und Verstand spielen gebend sür die Grkenntnis des Schönen sing vollkommen gesehmäßig, sie handelt VII. S. 45.

Urtheilökt. I Theil. I Abschr.

inbilbungskraft stimmt mit dem Berstande inbildungstrast st. h. sie wird vom Verstande nicht genöthigt, tellung nicht unter dem Zwange vorgeschriebes handelt vollkommen ungezwungen, also völlig gig von jeder gegebenen Regel. In der ästhes ingsweise ist die Einbildungskraft ebenso gesetzfie ist frei, also productiv; sie ist gesetzmäßig schafft zweckmäßig ohne Absicht. Es liegt dars r der ästhetischen Einbildungskraft, daß ihre Bor-== == absichtliche Gesetzmäßigkeit, jede erzwungene Re-Das absichtlich Regelmäßige ist steif, tets geschmackswidrig. Ein englischer Park in sei-Regellosigkeit ist dem Spiele der ästhetischen Einmeit angemessener, als die steife und prosaisch symtenkunst bes französischen Geschmacks *).

Dbject burch die bloße Betrachtung gefällt, so Eas die Form außerdem macht, ist nicht mehr rein ästhetisch, sondern sinn= den Reiz und die angenehme Empfindung berechnetes Die Form ift die Hauptsache; sie ist bas eigentlich Sa an Bildwerk ift es die Gestalt, im Tonwerk nische Einklang und die melodische Folge. In der bilmit besteht die reine Form in der Zeichnung, in der teht sie in der Composition.

(2) Emg (3)

rein ästhetische Object ist die freie Schönheit. te Object, wenn es weder abhängig ist von einem an= ch zu seiner Betrachtung einen Begriff verlangt, der st, um die ästhetische Vorstellung zu ergänzen. So · _ sa granting, is to

Ebendas. I Th. I Abschn. I Buch. Allg. Anmerkg. zum ersten - 1 Ind | ber Anal. — Bb. VII. S. 87—91.

-131 Ma

Singebung und Aufopferung für bas Gute. Dur burch biefe Aufopferung wird ihre Erhabenheit bewährt und in der Erschei= nung vollendet. Die Aufopferung, ber Untergang bes sinnlichen Menschen im Kampfe für die Idee, ist das Tragische. nun die erhabenen Menschen im kantischen Sinn Gegenstände der erhabenen und näher tragischen Kunst werden, so bevölkern sich bie Tragodien mit Ibealmenschen, moralischen Freiheitshelben und Märtyrern, zu beren Belebung die Phantasie viel thun muß, und selbst eine ausnehmende Dichterkraft wird Mühe haben, die einförmige Figur in Fleisch und Blut zu verwandeln. Es ift sehr lehrreich, aber nicht jetzt unsere Aufgabe, die deutschen Tra= abbien modernen Geschlechts mit der kantischen Theorie des Er= habenen zu vergleichen. Was Kant in der Kritik der praktischen Vernunft als moralisches Ideal gefordert, das hatte Schiller poetisch gestaltet in seinem Posa: einen Enthusiasten und Märtyrer ber sittlichen Freiheitsidee! Diese Figur entspricht ber Theorie bes Erhabenen, die Kant in seiner Kritik ber ästhetischen Urtheils= kraft aufstellt; sie hat in unserer bramatischen Poesie viele Nach= kommen gehabt, die sich zu ihrem Driginal verhalten, wie die fleinen Dichter jum großen.

Viertes Capitel.

Freie und anhängende Schönheit. Ideal, Kunst, Genie. Deduction und Dialektik der ästhetischen Urtheilskraft.

> I. Natur und Kunst.

1. Die freie Schonheit.

Wir haben in der ressectirenden Urtheilskraft das mittlere, zwischen Berstand und Vernunft gleichsam auf dem Uedergang begriffene Vermögen entdeckt, bessen Princip die natürliche Freisheit oder Iweckmäßigkeit war. Wir haben die ästhetische Beurstheilung genau unterschieden von der logischen und moralischen. Iwischen dem logischen und ästhetischen Urtheile steht das teleologische; zwischen dem ästhetischen Urtheile und dem moralischen, genauer gesagt zwischen dem Schönen und Guten, steht der Begriff des Erhabenen; in der Mitte, gleich weit entsernt von dem Sinnlichen, Logischen und Moralischen, steht das Schöne. Es ist unabhängig von jedem Interesse sinnlicher oder praktischer Urt, es ist das Wohlgefallen in der freien und ruhigen Betrachtung der Dinge. Kant's großes Verdienst ist, daß er zuerst diese Eigenthümlichkeit der ästhetischen Vorstellungsweise vollkommen begriffen und gründlich analysirt hat. Das erste von ihm zur

sind z. B. alle Zierrathen, wie Schmuck, Rahmen u. bgl. bie= nende Schönheiten ober "ästhetische Parerga". Daber nennt Kant alle Objecte des ästhetischen Wohlgefallens, in denen sich eine Gattung verkörpert, "anhängende Schönheiten", weil ihre Betrachtung den Gattungsbegriff voraussetzt und ihre Schönheit diesem Begriffe gleichsam anhängt. Jedes Kunstwerk ist nach einer Ibee geschaffen, die in unserer Betrachtung gegenwärtig sein muß, ober wir können bas Kunstwerk selbst nicht ästhetisch beurtheilen. Das Gebiet der freien Schönheit, wie Kant diesen Begriff auffaßt, wird barum nicht in ber Kunst, sondern bloß in der Natur entdeckt werden. Much die animalische Naturschon= heit ist noch anhängender Urt. Wir muffen die Gattung, ben Typus bes Thier = und Menschenleibes fennen, um diese Lebens= formen ästhetisch zu würdigen und sie als schon oder nicht schon zu beurtheilen. Je nachdem sich die Gattung vollkommener ober unvollkommener in dem Individuum ausprägt und darstellt, be= stimmt sich bas äfthetische Urtheil. hier verbindet sich ber Be= griff der Schönheit mit dem der Vollkommenheit, das ästhetische Wohlgefallen mit bem intellectuellen. Go zieht fich bas Gebiet der freien Schönheit zuruck auf den Schauplatz des ungebunde= nen, elementaren Naturlebens. Je absichtsloser die Naturer= scheinungen sind, je weniger sie etwas Bestimmtes bedeuten, um so freier ist ihre Schönheit, um so reiner ihre afthetische Birfung. So werden wir mit bem Begriffe ber freien und ungebundenen Schönheit hingewiesen auf das Stillleben und die land: schaftliche Natur; so rechtfertigt sich Rousseau's afthetische Empfindungsweise noch vor dem Richterstuhle der kantischen Kritik. Zugleich bemerken wir, wie nach der kantischen Theorie Schönheit und Erhabenheit in der objectiven Welt unendlich weit von einander abstehen, wie sie gleichsam die Pole der ästhetischen Welt

ausmachen: das Gebiet der Schönheit ist die einsame, freie, abs sichtslos waltende Natur, das idnllische Naturleben; das Gebiet der Erhabenheit ist der sittliche Wille in seiner Hingebung und Aufopferung für die Idee der Menschheit. Man könnte die freie Schönheit im Sinne Kant's mit den Worten des Chors in der Braut von Messina bezeichnen: "auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte steigt nicht hinauf in die reinen Lüste, die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!"*)

2. Die anhängenbe Schonheit.

Der Begriff ber "anhängenden Schönheit" bahnt uns ben Weg zu einer wichtigen ästhetischen Entbedung. Das Object gefällt auch hier bloß burch seine Form, aber biese Form gefällt mehr oder weniger, das ästhetische Wohlgefallen ist graduell ver= schieden, das ästhetische Urtheil richtet sich nach der Formvollkom= menheit, die eine unendliche Stufenleiter von Graden erlaubt. Freie Schönheiten sind nicht graduell verschieden. Schöne Landschaften lassen sich schwer ober gar nicht vergleichen; jede ist nur sie selbst. Dagegen beurtheilen wir den thierischen oder mensch= lichen Körper ästhetisch verschieden, wir nennen den einen Menschen schöner als ben andern, je nachdem uns seine Form mehr ober weniger vollkommen erscheint. Nun ist diese Vollkommen= heit nichts anderes als der Uebereinstimmungsgrad zwischen Gat= tung und Individuum; je reiner sich die Gattung in dem Indi= viduum barftellt, um so vollkommener ift die Form bes letteren, um so schöner das Individuum selbst. Mithin besteht hier die ästhetische Beurtheilung in ber Vergleichung ber vorgestellten

151

^{*)} Ebendas. I Th. I Abschn. I Buch. S. 16. — Bb. VII. S. 74—77.

Bifder, Gefdicte ber Philosophie IV. 2. Muft.

Form mit der vorgestellten Gattung: diese Vergleichung ist intellectuell; die Beurtheilung der anhängenden Schönheit ist ein in= tellectuelles Geschmacksurtheil.

Dieses Urtheil verlangt eine Richtschnur ober ein Richtmaß, wonach sich der Grad des ästhetischen Wohlgefallens bestimmt. Die vorgestellte Form wird beurtheilt, indem wir sie mit der vorgestellten Gattung vergleichen. Also ist diese vorgestellte Gatztung das Richtmaß unseres Urtheils. Die Gattung als solche ist keine Erscheinung, sondern Idee; die vorgestellte Gattung ist die Idee als Individuum, die im Individuum verkörperte Idee, d. h. Ideal. Die Gradunterschiede unseres ästhetischen Wohlgezsallens und unseres ästhetischen Urtheils sind nur möglich kraft eines Ideals, womit wir die gegebene Erscheinung zusammenzhalten. Nur aus der Vorstellung des Ideals lassen sich diese Gradunterschiede ausklären. Hier entsteht die Frage: welches ist das Ideal des ästhetischen Urtheils?

3. Das Ibeal. Die afthetifche Rormalidee.

Die vorgestellte Gattung ist der Zweck, dem die Erscheinung entsprechen soll, sie ist deren innerer zweck. Erscheinungen, die keinen Zweck haben, der sich als Bild vorstellen läßt, haben auch kein Ideal; es giebt von Landschaften und Naturgegenden keine Ideale, denn die Landschaften sind nicht gattungsmäßige (anhängende), sondern individuelle (freie) Schönheiten. Erscheinungen, die ihren Zweck außer sich haben, sind ebenso wenig eines Ideals fähig; es giebt von Mitteln, Geräthschaften und dergleichen keine Ideale. Erscheinungen, die dienender Natur sind, selbst wenn ihnen eine innere Zweckmäßigkeit inwohnt, erzlauben nur ein untergeordnetes, relatives Ideal, also kein Ideal, welches maßgebend sein kann für die ästhetische Urtheilskraft überz

haupt. Das ästhetische Ideal kann nichts anderes sein als die höchste Idee der ästhetischen Urtheilskraft.

Es bleiben mithin nur solche Erscheinungen übrig, die ihren 3weck in sich selbst haben und schlechterdings nicht dienender Natur sind. Die einzige Erscheinung, die nur sich selbst zum 3weck hat, ist der Mensch: darum ist nur der Mensch fähig, im eigentlichen Sinn das Ideal der Schönheit zu sein; die höchste Vorstellung der ästhetischen Urtheilskraft ist das menschliche Ideal.

Hängende Schönheit: die freie Schönheit in ihrer Vollendung ist die idnillische Natur, die anhängende Schönheit in ihrer Vollens dung ist das menschliche Ideal. Hier unterscheidet sich auf das Deutlichste die reine Vernunft und die ästhetische Urtheilskraft: das Ideal der reinen Vernunft ist Gott, das Ideal der ästhetischen Urtheilskraft ist der Mensch.

Begriffe, einmal die Idee des Selbstzwecks, dieser Begriff der moralischen Vernunft, und dann die Vorstellung der normalen menschlichen Erscheinung. Erst durch diese Vorstellung wird die Idee des Menschen zum ästhetischen Ideal. Kant nennt sie deßthalb "die ästhetische Normalidee": er nennt sie Idee, weil diese Vorstellung nicht empirisch gegeben ist, auch durch sie nichts empirisch gegeben werden kann; er nennt diese Idee ästhetisch, weil es die Einbildungskraft ist, die sie hervordringt; er nennt diese ästhetische Idee normal, weil sie unserem ästhetischen Urztheile die Norm oder Richtschnur giebt.

Die ästhetische Normalidee ist kein Gattungsbegriff, den der Berstand macht; sie ist nicht eine Summe von Merkmalen, sons dern eine individuelle Vorstellung, welche die Einbildungskraft aus dem ihr geläusigen Stoff bekannter Vorstellungen hervor-

bringt. Aus so vielen Menschen, die sie wahrgenommen, bildet die Phantasie die normale Erscheinung, gleichsam den muster= gültigen Menschen, ben "Kanon", wie die Alten gesagt haben. Nach diesem Kanon beurtheilt sie die menschlichen Formen; nach seiner Borschrift richtet sie bie kunftlerische Darstellung. Mas zur Normalidee hinzukommen muß, um sie individuell und leben= big zu machen, ist bas Charakteristische. Das Mormale und Charakteristische vereinigen und durchdringen sich in der wirk-Wenn das Charakteristische auf Rosten des lichen Schönheit. Normalen übertrieben wird, so geht die Schönheit verloren, und es entsteht die Carricatur; wenn sich das Normale auf Kosten des Charakteristischen und Individuellen geltend macht, so ent= steht die leblose, abstracte Figur, die nicht schön ist, sondern nur richtig, nicht kunstlerisch, sondern akademisch, nicht afthetisch, son= dern schulgerecht *).

4. Die fcone Runft.

Der Begriff der Kunft.

Der Begriff des Ideals bahnt uns den Weg zu einer neuen ästhetischen Einsicht. Das Ideal ist in der natürlichen Erscheisnung nicht vollkommen dargestellt. Es ist nicht empirisch gegeben, sondern soll ästhetisch gegeben werden, also muß es ästhetisch her vorgebracht werden als natürliche Erscheinung: diese ästhetische Erzeugung ist die Kunst.

Die Erkenntniß des Schönen ist nicht Wissenschaft, sondern Kritik; die Hervorbringung des Schönen ist nicht Wissenschaft, sondern Kunst. Wie wir das Schöne unterscheiden vom Angenehmen und Nühlichen, so unterscheiden wir die schöne Kunst

^{*)} Ebendas. I Th. I Abschn. I Buch. §. 17. — Bd. VII. S. 77—82.

von der angenehmen und mechanischen. Die Aufgabe der schönen Runst ist, das Ideal in eine natürliche Erscheinung zu verwanbeln: die vollkommene Darstellung ber ästhetischen Idee. Jede Aufgabe ist zugleich eine Absicht. Das Schöne ist die Absicht ber Aber das Schöne ist nie eine absichtliche Wirkung, we= nigstens will es nicht als solche beurtheilt sein und darf nicht als solche erscheinen. Die Kunst handelt absichtslos; boch soll das Kunstwerk als ein absichtsloses erscheinen und beurtheilt werden; fie soll schaffen, wie die Einbildungskraft vorstellt, gesetzmäßig ohne Gesetz, zwedmäßig ohne Zwed. "Also muß die Zwedmäßigkeit im Producte der schönen Kunft, ob sie zwar absichtlich ist, boch nicht absichtlich scheinen; die schöne Kunst muß als Natur anzusehen sein, ob man sich ihrer zwar als Kunst bewußt ist. Uls Natur aber erscheint ein Product der Kunft badurch, daß zwar alle Pünktlichkeit in der Uebereinkunft mit Regeln, nach denen allein bas Product bas werden kann, was es sein soll, angetrof= fen wird, aber ohne Peinlichkeit, ohne bag bie Schulform burch= blickt, b. i. ohne eine Spur ju zeigen, daß die Regel bem Kunft= ler vor Augen geschwebt und seinen Gemuthskräften Fesseln an= gelegt habe *)."

a. Eintheilung der Künste.

Der Begriff des Ideals enthält zugleich das Eintheilungs: princip der Kunst. Die Kunst ist der Ausdruck ästhetischer Ideen, die ästhetische Normalidee ist der Mensch. Nun ist die Ausdrucks: weise des Menschen, wodurch er sein Inneres offenbart, eine dreisache: nämlich Wort, Geberde und Ton, oder Articulation, Gesticulation und Modulation; das Wort ist die ausdrucksvolle Vorstellung, die Geberde ist der ausdrucksvolle Körper, der Ton

^{*)} Ebendas. I Th. I Abschn. II Buch. §. 43—45. — Bb. VII. S. 163—167.

ist die ausdrucksvolle Stimmung und Empsindung. Der Aus=
druck des menschlichen Ideals in seinem ganzen Umfange fordert
daher verschiedene Künste: der Ausdruck der Vorstellungen und
Gedanken ist die redende Kunst, der Ausdruck des menschlichen Kör=
pers die bildende Kunst, der Ausdruck der menschlichen Stim=
mung die Musik.

Die rebenden Kunfte sind Beredsamkeit und Dichtkunft, die bilbenden Kunfte find Plastif und Malerei. Ihr Ausdruck ist Sinnenanschauung im Raum: Die Plastik geht auf Die Sin= nenwahrheit, die Malerei auf den Sinnenschein. Das nächste Object ber Plastik ist ber menschliche Körper, ihre weiteren Db= jecte find die Körper, welche mit dem menschlichen Dasein zunächst zusammenhängen: bas Haus und die Geräthe. Die Plastik ist Bilbhauerkunft, Baukunft, Tektonik. Unter den bilbenden Kunften steht am hochsten die Malerei, genauer gesagt die Beichen= kunft, weil sie die Grundlage aller bildenden Kunst ausmacht und ben größten Umfang ber Darstellung hat, benn sie kann alles fichtbar Gestaltete ausbrücken. Bur Malerei im weitesten Sinn rechnet Kant auch die kunstvolle auf den schönen Sinnenschein berechnete Zusammenstellung ber Objecte, die malerisch ordnende Gartenkunft, die ästhetische Einrichtung und Decoration ber 3immer, die Bekleidung der Wände, Unordnung der Zimmergerathe u. s. f., zulett auch die menschliche Kleidung, das künstlerisch behandelte Kostüm.

Von der redenden und bildenden Kunst, in welcher letzteren die Zeichnung das Wesentliche ausmacht, unterscheidet Kant die Musik und Malerei, soweit diese nicht Zeichnung ist, sondern Farbenkunst. Rede und Form (Zeichnung) machen uns Vorsstellungen anschaulich; Ton und Farbe dagegen stellen für sich nichts Bestimmtes vor, sie beziehen sich nicht auf Vorstellungen,

sondern auf Empfindungen, ihre kunstliche Zusammenstellung bewirkt nichts anderes als das genugreiche und schöne Spiel der Empfindungen besselben Sinnes, es sei nun Empfindungen. Huge ober Dhr, sind graduell verschieden; die verschiedenen Em= pfindungs = ober Stimmungsgrade stehen zu einander in bestimm= ten Berhältniffen; die richtigen Berhältniffe, Die wohlgemeffenen Proportionen der Tone und Karben bilden deren Korm und Ord= Diese Ordnung ist burch bie Wissenschaft mathematisch bestimmbar; sie wird durch die Kunst asthetisch vernehmbar. Beurtheilen wir die Musik (und nach ihrer Unalogie die Farbenfunst) als sinnliche Darstellung der Tonverhältnisse, die selbst mathematisch bestimmte Ordnungen und Formen sind, so gilt die Musik burchaus als schöne Kunst. Dieses Urtheil wird baburch bestätigt, daß zur Auffassung der Musik bas bloße Sinnesorgan nicht ausreicht, benn bas beste Gehör im akustischen Sinn ist noch lange nicht musikalisches Gehör. Beurtheilen wir bagegen die Musik bloß als das genufreiche Spiel der Empfindungen, so ist ihre Wirkung ein sinnliches Wohlgefühl, das Kant bis in die körperlichen Organe verfolgt. Dann gilt die Musik nur als angenehme Kunst *).

b. Werth der Künfte. Die Mufit.

Diese Erwägung bestimmt den doppelseitigen Werth, den Kant der Musik in der Rangordnung der Künste zuerkennt. Of: fendar ist die höchste unter allen Künsten die Poesie; nirgends dringt die Einbildungskraft tieser und umfaßt ein größeres Gesbiet. Beurtheilen wir den Werth der Künste nach dem Umsfange und der Stärke der Einbildungskraft, wie weit dieselbe reicht und wie tief in die menschliche Natur sie eindringt, so ist

^{*)} Ebendas. I Th. I Abschn. II Buch. §. 51. — Bb. VII. S. 183—189.

kein Zweifel, bag bie Dichtkunst ben ersten Rang behauptet. Dagegen ift die Beredsamkeit, wenn sie sich mit poetischen Dit= teln ausschmudt, eine falsche Kunft. Will sie überzeugen, so ist sie ein Geschäft bes Berstandes; will sie blenden und überreben, so braucht sie bie Mittel ber Einbildungskraft als Runftgriffe; Runstgriffe aber sind nicht Kunft. "In ber Dichtkunft geht alles ehrlich und aufrichtig zu. Sie erklärt fich, ein bloges, unterhaltendes Spiel mit der Einbildungskraft, und zwar der Form nach einstimmig mit Verstandesgesetzen, treiben zu wollen, und verlangt nicht, ben Berftand burch sinnliche Darstellung ju überschleichen und zu verstricken." "Ich muß gestehen," fügt Kant hinzu, "daß ein schönes Gedicht mir immer ein reines Bergnugen gemacht hat, anstatt bag bie Lesung ber besten Rebe eines römischen Volks = ober jetigen Parlaments = ober Kanzelredners jederzeit mit dem unangenehmen Gefühl der Mißbilligung einer hinterliftigen Kunft vermengt war, welches die Menschen in wichtigen Dingen zu einem Urtheile zu bewegen versteht, bas im ruhigen Nachdenken alles Gewicht bei ihnen verlieren muß."

Bergleicht man mit der redenden Kunst die anderen Künste, so steht der Sprache nichts näher als der Ton, der Poesie nichts näher als die Musik. Sie ist die Sprache der Empsindung. Sehr gut beurtheilt Kant an dieser Stelle die Musik aus Bergleichung mit der menschlichen Stimme. "Der Reiz derselben, der sich so allgemein mittheilen läßt, scheint darauf zu beruhen, daß jeder Ausdruck der Sprache im Zusammenhang einen Ton hat, der dem Sinne desselben angemessen ist, daß dieser Ton mehr oder weniger einen Uffect des Sprechenden bezeichnet und gegenseitig auch im Hörenden hervordringt, die dann in diesem umgekehrt auch die Idee erregt, die in der Sprache mit solchem Tone ausgedrückt wird; und daß, so wie die Modulation gleiche

sam eine allgemeine jedem Menschen verständliche Sprache der Empfindungen ist, die Tonkunst diese für sich allein in ihrem ganzen Nachdruck nämlich als Sprache der Affecte ausübt und so nach dem Gesetze der Affociation den damit natürlicher Weise verzbundenen ästhetischen Ideen allgemein mittheilt; daß aber, weil jene ästhetischen Ideen keine Begriffe und bestimmten Gedanken sind, die Form der Zusammensetzung dieser Empfindungen (Harmonie und Melodie) nur dazu dient, vermittelst einer proportionirten Stimmung derselben die ästhetische Idee eines zusammenshängenden Ganzen einer unnenndaren Gedankenfülle einem gewissen Thema gemäß, welches den in dem Stücke herrschenden Affect ausmacht, auszudrücken."

In diefer Bedeutung als schöne Kunft steht die Musik über ben bilbenben Kunsten, die von der Malerei durch die Bildhauerei zur Baukunst herabsteigen; als angenehme Kunst beurtheilt, die nur mit Empfindungen spielt und feine bestimmten Vorstellungen bietet, steht die Musik unter der bildenden Kunst und ist von allen Künsten bie unterfte. Sie geht von Empfindungen zu un= bestimmten Ibeen, die bilbende Kunft von bestimmten Ibeen zu Empfindungen; die plastischen Eindrücke find bleibend, die musikalischen vorübergebend. Bu bieser ber Musik ungünstigen Bergleichung fügt Kant noch ben Vorwurf, ben er perfonlich gegen die Musik auf dem Herzen hat: "außerdem hängt der Musik ein gewisser Mangel an Urbanität an, baß sie vornehmlich nach Beschaffenheit ihrer Instrumente ihren Einfluß weiter als man ihn verlangt (auf die Nachbarschaft) ausbreitet, und fo sich gleich = fam aufdrängt, mithin ber Freiheit anderer außer ber mufi= kalischen Gesellschaft Abbruch thut, welches die Künste, die zu den Augen reden, nicht thun, indem man seine Augen nur wegwenden darf, wenn man ihren Eindruck nicht einlaffen will. Es

ist hiermit fast so, wie mit der Ergöhung durch einen sich weit ausbreitenden Geruch bewandt. Der, welcher sein parfümirtes Schnupstuch aus der Zasche zieht, tractirt alle um und neben sich wider ihren Willen und nöthigt sie, wenn sie athmen wollen, zugleich zu genießen; daher es auch aus der Mode gekommen ist. Diejenigen, welche zu den häuslichen Undachtsübungen auch das Singen geistlicher Lieder empsohlen haben, bedachten nicht, daß sie dem Publicum durch eine solche lärmen de seben dadurch gemeiniglich pharisäische) Undacht eine große Beschwerde auslegten, indem sie die Nachbarschaft entweder mit zu singen oder ihr Gebankengeschäft niederzulegen nöthigten*)."

c. Das Gedankenspiel. (Das Lächerliche.)

Uebrigens will Kant seine Eintheilung der Künste ausdrück= lich nur als Bersuch betrachtet wissen, ber keine ausschließenbe Geltung beansprucht. Das Wichtigste ist der Grundgedanke selbst: daß die Künste unter den Gesichtspunkt des menschlichen Ideals gestellt und von hier aus unterschieden werden. Dieser Gedanke ist vollkommen richtig. Er könnte bei weitem fruchtbarer und strenger burchgeführt werden, als Kant in seiner Stizze versucht Er faßt bas eintheilende Princip so eng, baß er sich bie Möglichkeit nimmt, die Architektur als eine felbständige Kunft Ueberhaupt leistet Kant mehr in der Ussociation zu begreifen. als in der Unterscheidung der Künste. So wird der Malerei die Gartenkunft, der Musik die Farbenkunft zugesellt, die beiben letteren bilben eine eigene Gattung unter dem Namen bes "schönen Spiels der Empfindungen". Dieses Spiel selbst ist in gewisser Rücksicht nichts weiter als ein angenehmer Wechsel, und hier bie-

r and h

^{*)} Ebendas. I Th. I Abschn. II Buch. §. 53. — Bb. VII. S. 189—195.

tet sich die Vergleichung von selbst mit allen von der Kunst im weitesten Sinn erfundenen Spielen, die den Menschen angenehm unterhalten und erheitern. So wird bem Tonspiele bas Glucks: spiel und Gedankenspiel verglichen, die insgesammt ben angenehmen Wechsel der Empfindungen zum Ziel haben. Das Gedankenspiel ist das spielende Urtheil oder der Wig. Bei dieser Gele: genheit giebt Kant seine Theorie bes Lächerlichen. Der Wit ift der lächerliche Einfall; es werden Vorstellungen in uns erregt, die unsere Erwartung spannen; wir sind begierig, wie sich die Reihe dieser Vorstellungen vollenden wird: in diesem Augenblick wird eine Borstellung hinzugefügt, die ben angeregten vollkom= men widerspricht und unsere Erwartung damit in nichts auflöst. In dieser Auflösung besteht das Lächerliche. "Das Lachen ist ein Affect aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Er= wartung in nichts." Wir haben etwas ganz Underes erwartet, als plöglich eintritt. Diese plögliche Täuschung ist als spielende Ueberraschung ein angenehmer und darum ergötlicher Wechsel von Empfindungen; es ist die angenehme Zerstreuung, womit wir uns vom Ernste bes Lebens abspannen. Den Druck bes Lebens zu erleichtern, habe uns die Natur den Schlaf und die Hoffnung gegeben, sagte Voltaire. "Den Schlaf, die Soff= nung und bas Lachen," fett Kant hinzu.

Das Erhabene und Lächerliche sind entgegengesetzte Empsindungsweisen: im Erhabenen geht das ästhetische Wohlgefallen in das moralische über, im Lächerlichen besteht das ästhetische Wohlzgefallen im Wechsel angenehmer Empsindungen; das Erhabene wird von Kant moralisch, das Lächerliche sensualistisch begründet. Während Kant Burke's physiologische Theorie vom Gefühle des Schönen und Erhabenen ganz verwirft, weil dadurch die Gezmeingültigkeit dieses Gefühls unbegreislich gemacht werde, so giebt er selbst von den Wirkungen des Lächerlichen eine rein physio= logische Erklärung*).

5. Das Genie.

[Kant und Schelling.]

Wir haben ben Begriff ber Kunst bestimmt und eingetheilt. Teht entsteht die Frage: wie ist die Kunst möglich? Der Gesschmack erklärt das ästhetische Urtheil, nicht das ästhetische Prosduct. Welches also ist das künstlerische Vermögen? Das Schöne ist die Absicht der Kunst, aber nicht die Wirkung dieser Absicht; die Kunst handelt gesehmäßig ohne Geseh, absichtlich ohne Abssicht. Das Geseh, wonach die Kunst schafft, ist keine Verstandesregel, keine Kunstvorschrift; also kann dieses Geseh nur eine Naturnothwendigkeit innerer Art sein: es ist die Natur des Künstleres, die das Geseh giebt, es ist eine angeborene Gemüthsanzlage, die der Kunst die Regel vorschreibt. Diese Anlage ist Genie, das Kunstwerk ist Product des Genies, und die Kunst selbst nur durch Genie möglich.

Das Genie ist nicht die Geschicklichkeit, nach einer Regel zu handeln, sondern die Macht, die Regel zu geben: es ist schöpserisch und durchaus originell. Seine Driginalität ist gesehmäßig und darum vorbildlich; nicht alles Driginelle ist genial, auch der Widersinn kann originell sein: das Genie ist in seiner Ursprüngslichkeit mustergültig oder exemplarisch. Es handelt mustergültig und zugleich vollkommen natürlich, es ist in keiner Weise durch den Verstand oder Willen gemacht, in keiner Weise von der Resserion abhängig: es ist in seiner Art völlig resterionslos oder

^{*)} Ebendas. I Th. I Abschn. II Buch. §. 54. Anmerkg. — Bb. VII. S. 195—202 (bes. S. 198, 200). Bgl. ebendas. Allg. Ansmerkung zur Expos. der ästh. rest. Urth. — Bb. VII. S. 131 sigb.

naiv. Weil es naturmäßig schafft, darum ist sein Product wes der wissenschaftlich noch moralisch, sondern ästhetisch oder künstlerisch.

Das Genie kann nicht anders als künstlerisch wirken, das Genieproduct kann nichts anderes sein als Kunstwerk. Darum giebt es nur in der Kunst Genies, nicht in der Sittlichkeit, nicht in der Wissenschaft.

Bas auf Begriffen beruht, das kann gelernt werden; was bagegen hervorzubringen nur möglich ist burch Naturanlage, bas Darin ift das Genie einzig in ber kann nie gelernt werben. Rangordnung ber Geister. Was das Genie erzeugt, das hatte niemals burch Nachahmung erzeugt, also niemals erlernt werden können: das ist der specifische Unterschied zwischen dem Genie und den wissenschaftlichen Köpfen; das ist der absolute Unterschied bes Genies vom bloßen Nachahmungsgeiste, ber nichts selbst her= vorbringen, sondern nur lernen und nachmachen kann, wir mei= nen jene bürftigen Köpfe, die Kant mit dem Worte "Pinsel" bezeichnet. Es giebt auch in der Wiffenschaft erfinderische und bahnbrechende Geister, sogenannte "große Köpfe"; sie sind speci= fisch vom Genie verschieden; was sie entdeckt und erfunden haben, hätte auch können gelernt werden und ist vollständig begriffen und gelernt worden. In Newton's Werken, ber einer ber größten Köpfe der Menschheit war, ist nichts Unlernbares; ber ganze Entbedungsgang, ben Newton genommen hat, läßt sich vollkom= men klar und begreiflich barstellen; jeder, der ihn begriffen hat, kann diesem Geist in allen seinen Entdeckungen nachgeben. gegen die Schöpfung eines Runstwerks ift schlechterdings unnach-Homer ist nicht ebenso begreiflich als ahmlich, unlernbar. "Im Wissenschaftlichen also ist ber größte Erfinder vom mühseligsten Nachahmer und Lehrlinge nur bem Grade nach,

dagegen von dem, welchen die Natur für die schöne Kunst bes gabt hat, specifisch unterschieden."

In dem Genie wirken alle ästhetischen Vermögen, Geschmack, Verstand, Einbildungskraft, in der höchsten Belebung auf schöpferische Weise; aber wie diese Vermögen in der genialen Natur gemischt sind, das läßt sich eben so wenig kritisch bestimmen, als das Genie selbst. Hier ist die Grenze, wo die Kritik der Kunst mit ihren rationalen Begriffen still steht*).

Es ist interessant, an dieser Stelle die kritische Philosophie mit ihren Nachfolgern zu vergleichen. Kant unterscheidet genau zwischen Wiffenschaft und Kunft: als letten Grund ber Erkennt= niß erklärt die Kritik der reinen Bernunft das reine Bewußtsein; als letten Grund der Kunst erklärt die Kritik der ästhetischen Urtheilskraft bas Genie. Fichte macht bas reine Bewußtfein jum Princip der Philosophie, Schelling macht zu eben diesem Princip das Genie; er hebt den Unterschied auf zwischen Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Poesie; alles ist Poesie ober soll es sein. So wird aus dem kantischen Kunstprincip in der Naturphilosophie ein Weltprincip, in der ihr verwandten Romantik ein Lebens= princip. Man hat in bem Entwicklungsgange Schelling's die naturphilosophische Periode von der mustischen unterschieden, welche lettere sich mit ber Schrift über die Freiheit einführt. ber ersten Periode herrscht der Begriff des Genies, in der Haupt= schrift ber zweiten ber bes intelligibeln Charakters; beibe Begriffe gelten nicht anders als sie Kant bestimmt hat. Schelling hatte gegen die kantische Philosophie niemals vornehm thun sollen, da er boch seine besten Ginsichten von ihr empfangen hat.

^{*)} Ebenbas. I Th. I Abschn. II Buch. §. 46—50. — Bb. VII. S. 168—183.

П.

Deduction ber Beschmadsurtheile.

1. Bestimmungsgrund ber afthetifchen Urtheile.

Das ästhetische Urtheil ist durchgängig bestimmt. Das Schöne und Erhabene muß unterschieden werden, ebenso die freie und anhängende Schönheit; der Begriff der anhängenden Schönsheit oder Formvollkommenheit führte zur Lehre vom Ideal, diese zur Lehre von der Kunst, diese zum Begriff des Genies. Die Frage: was sind ästhetische Urtheile? ist vollständig beantworztet. Es bleibt nur noch eine Frage übrig: wie sind ästhetische Urtheile möglich?

Wie war die Kunst möglich? Durch das Genie! Wie ist das ästhetische Urtheil möglich? Durch den Geschmack! Aber wie ist der Geschmack selbst möglich? Die Aussösung dieser Frage verlangt die "Deduction des ästhetischen Urtheils". So verlangte die Bernunstkritik die Deduction der reinen Berstandesbegriffe, d. h. die Rechtsertigung derselben in Rücksicht auf die Ersahrung, die Begründung ihrer Rechtsansprüche auf empirische Geltung oder objective Realität. Damals wurde gesragt: mit welchem Rechte können Begriffe, die doch in ihrem Ursprunge durchaus subjectiv sind, Anspruch machen auf allgemeine und nothwendige Geltung? Zest wird gesragt: mit welchem Rechte können Geschmacksurtheile, die doch völlig subjectiv sind, Anspruch machen auf die Beistimmung jedes Einzelnen, auf nothwendige Geltung? Das ist die Frage, die in der Deduction der ästhetischen Urtheile gelöst werden soll.

In jedem ästhetischen Urtheil wird eine anschauliche Borstel= lung (Wahrnehmung) beurtheilt als Object des Wohlgefallens. Dieses Wohlgefallen wird dem Objecte von uns aus hinzugefügt: bas barauf gegründete Urtheil ist synthetisch. Das ästhetische Wohlgefallen ist nicht particular, wie die sinnlich afsicirte Empsindung, sondern es wird in jedem anderen Subjecte vorausgesest; wir setzen die Beistimmung der Anderen voraus, ohne daß wir deren Urtheile eingeholt und auf diesem Wege die Uebereinstimmung ersahren haben: das ästhetische Wohlgefallen ist allzemein. Diese Allgemeinheit ist nicht empirisch begründet, sonzdern besteht unabhängig von allen empirischen Beweisgründen; also muß das ästhetische Wohlgefallen in der menschlichen Natur als solcher begründet sein und a priori gelten: ästhetische Urtheile sind daher synthetische Urtheile a priori. Die Ausgabe der Kritischer Urtheilskraft gehört unter das allgemeine Problem der Transssendentalphilosophie: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?

Das Wohlgefallen gründet sich auf das Gefühl der Lust oder Unlust. Wie kann ein Gefühl a priori sein? In diesem Punkte liegt die Schwierigkeit. Durch das Gefühl nehmen wir nichts anderes wahr als unseren Gemüthszustand; das Gefühl ist eine Wahrnehmung, sede Wahrnehmung, sie sei äußere oder innere, ist empirisch; das Empirische ist nie a priori. Eine ganz andere Bewandtniß hatte es mit den reinen Verstandesbegriffen, die nicht wahrgenommen, sondern nur gedacht werden konnten.

Wir haben in den kritischen Untersuchungen ein Gefühl a priori kennen gelernt: das moralische Gefühl. Dieses Gesühl war die nothwendige Wirkung des Sittengesetzes auf unsere Empsindung; es war bedingt durch die Vorstellung der Pflicht, also durch einen Vernunstbegriff von allgemeiner Geltung. Das ästheztische Gesühl ist durch keinerlei Begriff bedingt. So ist die Aufzgabe der ästhetischen Deduction in jeder Rücksicht eine eigenthümzliche und von allen ähnlichen Aufgaben im Reiche der Kritik verz

schieden. Wir beurtheilen einen Gegenstand durch das Gefühl der Lust, durch diese individuelle, von dem Begriffe des Gegensstandes ganz unabhängige Empfindung; es wird zugleich geurtheilt, daß der Vorstellung des Gegenstandes dieses Gefühl in jedem andes ren Subjecte anhängt. Wie ist das möglich? "Wie ist ein Urstheil möglich, das bloß aus dem eigenen Gefühle der Lust an eisnem Gegenstande, unabhängig von dessen Begriff, diese Lust als der Vorstellung desselben Objects in jedem anderen Subject anshängig, a priori, d. i. ohne fremde Beistimmung abwarten zu dürsen, beurtheilt?"

Es handelt sich in der ganzen Frage bloß um den Bestim= mungsgrund des ästhetischen Wohlgefallens. Ift dieser Bestim= mungsgrund allgemeiner Natur, so ist es auch bas ästhetische Wohlgefallen. Also wodurch wird das lettere bestimmt? Nicht durch den sinnlichen Eindruck, sondern durch die bloße Betrach= tung ober Beurtheilung des Objects, aber diese Beurtheilung wird nicht burch Begriffe bestimmt. Begriffe bilben die Materie oder den Inhalt des Urtheils: diese Anschauung wird unter diesen Begriff subsumirt. Wenn nun die Betrachtung des Objects nicht durch Begriffe, also nicht durch den Urtheilsinhalt bestimmt wird, fo kann sie nur bestimmt werden durch die von jedem bestimmten Stoff unabhängige Urtheilsform: durch die Form der Urtheils= kraft. Dann ist es nicht diese Unschauung, die diesem Begriff untergeordnet wird, sondern es ist das Bermögen der Unschau= ung, bas sich bem Bermögen ber Begriffe subsumirt; es ift bie Berbindung dieser beiden Gemuthskräfte, die Uebereinstimmung zwischen Einbildungsfraft und Verstand, worin die reine Form der Urtheilskraft besteht. Wenn also ein Object uns durch seine bloße Betrachtung unmittelbar gefällt, so ist der Grund kein an= berer als die Zweckmäßigkeit dieser Vorstellung für die bloße Form

unserer Urtheilskraft, als die Angemessenheit dieser Vorstellung zur harmonischen Beschäftigung der vorstellenden Gemüthskräfte, als dieser "Vorstellungszustand", in dem Einbildungskraft und Verstand spielend übereinstimmen. Kurz gesagt: der Bestimmungsgrund des ästhetischen Wohlgefallens ist die Form unserer Urtheilskraft; diese Form ist in allen dieselbe, also ist auch das dadurch bestimmte Wohlgefallen in allen da sselbe Gefühl der Lust, mithin haben die ästhetischen Urtheile mit Recht Anspruch auf allgemeine Geltung*).

2. Die afthetische (erweiterte) Denfmeife.

Der ästhetische Sinn ist Gemeinfinn. Wenn wir einen Gegenstand rein ästhetisch beurtheilen, so urtheilen wir zugleich in ber Seele je bes Underen, wir benken an ber Stelle besselben. Darum ift die afthetische Denkweise eine erweiterte, die fich über die Schranken des bloßen Privaturtheils erhebt. Ubhängig von fremdem Urtheile darf bas wirkliche Denken nie sein; dieß vor: ausgesett, barf man brei Urten eigener Denkweise unterscheiben: die erste ist Selbstdenken, das Gedachte ist mein eigenes Urtheil, das darum noch nicht folgerichtig zu sein braucht, es ift kein Vorurtheil, das ist alles; die zweite höhere Urt ist, folgerichtig ober mit sich selbst einstimmig benken, bas Urtheil ist conse quent, es kann sich dabei gegen fremde Urtheile vollkommen ausschließend verhalten; unsere Denkungsart soll selbstständig sein und zugleich vollkommen fähig, die fremde Denkweise zu durch: bringen, d. h. an der Stelle des Underen zu benken, diese Art ist die britte und höchste. Das eigene Denken ist vorurtheilsfrei, bas Gegentheil alles Aberglaubens, die Quelle aller Aufklärung;

^{*)} Sbendaf. I Th. I Abschn. II Buch. §, 30—39. — Bb. VII. S. 134—151.

bas mit sich selbst einstimmige Denken ist consequent; das Densken in der Seele anderer ist erweitert. Die ästhetische Beurtheislung ist 'erweiterte Denkungsart. Die vorurtheilsfreie und folgerichtige Denkungsart ist nunabhängig und gründlich, sie kann bei alledem sehr bornirt sein; die erweiterte Denkungsart ist das Gegentheil der bornirten. Diese Erweiterung des Geistes ist die Wohlthat der ästhetischen Betrachtung; wir setzen uns hinweg über die subjectiven Privatbedingungen des Urtheils, worin so viele Andere wie eingeklammert sind, wir versetzen uns in den Standpunkt anderer und gewinnen dadurch einen allgemeinen Standpunkt, von dem aus wir über unser eigenes Urtheil resssectiven*).

III.

Die Dialektik ber äfthetischen Urtheilskraft.

1. Biberftreit und Lofung.

Diese Erklärung der ästhetischen Urtheile enthält zugleich die Auflösung des Widerspruchs, den die Kritik in der Gültigkeit der ästhetischen Urtheile entdeckt. Die Entdeckung und Auflösung widerstreitender Vernunftsätze ist bekanntlich die Sache der Diaslektik. Es giebt auch eine Dialektik der ästhetischen Urtheilskraft, wie es eine in Rücksicht der theoretischen und praktischen Verzunft gab.

Der Bestimmungsgrund des Geschmacks ist bloß subjectiv. Darum ist der Geschmack vollkommen individuell: jeder hat seinen eigenen. Die Harmonie in Geschmacksurtheilen ist bloß zufällige Uebereinstimmung, sie gründet sich nicht auf Begriffe, sie läßt sich nicht beweisen: darum läßt sich über den Geschmack nicht dis-

-111 Va

^{*)} Ebendas. I Th. I Abschn. II B. §. 40. — Bb. VII. S. 151 — 155.

putiren. Doch streitet man über ben Geschmack, über bie afthe tischen Beschaffenheiten ber Dinge, über Kunft und Kunftfritif. Dieg ware unmöglich, wenn nicht objective Bestimmungsgrunde bes Geschmacks angenommen würden. Ueber die Berschiedenheit ber Empfindungen und Sensationen streitet niemand. ästhetisches Urtheil vertheidigt jeder, so sehr er den Geschmack selbst für etwas Eigenartiges halt. Man wird also in Rucksicht bes Geschmacks beides behaupten: daß er bloß individuell und zugleich all= gemeingültig oder allgemein mittheilbar sei, daß er keine Norm und daß er eine Norm habe, daß er sich nicht auf Begriffe und daß er sich auf Begriffe grunde, daß man über ben Geschmad nicht disputiren und doch darüber streiten könne. Offenbar verhalten fich diese Sätze, welchen Ausbruck fie auch haben mogen, wie Thesis und Untithesis, sie bilden eine Untinomie, die Rant so ausdrückt: "1) The sis. Das Geschmacksurtheil gründet sich nicht auf Begriffe, benn sonst ließe sich barüber disputiren (burch Beweise entscheiden). 2) Untithe sis. Das Geschmacksurtheil gründet sich auf Begriffe, denn sonst ließe sich barüber auch nicht einmal streiten (auf die nothwendige Beistimmung anderer mit diesem Urtheile Anspruch machen)."

Nach dem, was wir ausgemacht haben, ist die Auslösung einfach. Das ästhetische Urtheil gründet sich auf das Gefühl, also nicht auf Begriffe: mithin hat die Thesis Recht. Aber das ästhetische Gefühl gründet sich auf die Harmonie der Gemüthsträfte, d. h. auf einen rein menschlichen, allgemeinen Gemüthstoder Vorstellungszustand, also ist auch das ästhetische Gefühl allzgemein mittheilbar und nicht bloß individuell: mithin hat die Untithesis ebenfalls Recht.

Das Wort Begriff ist vieldeutig. In einem anderen Sinn wird dieses Wort in der Thesis, in einem anderen in der Anti-

thesis verstanden. Diese Berschiedenheit flar machen, heißt die Untinomie der ästhetischen Urtheilskraft auflösen. Ich nenne Begriff jede Vorstellung von umfassender und allgemeiner Gel= tung. Wenn sich diese Vorstellung anschaulich darstellen läßt, so ist der Begriff bestimmt; wenn sie sich nicht anschaulich machen läßt, so ist der Begriff unbestimmt. Bon den Dbiecten der Un= schauung, von ben Bedingungen der Erfahrung habe ich bestimmte Begriffe; von der Zweckmäßigkeit der Natur, von ihrer Ungemessenheit zur Form unserer Urtheilskraft, von der Harmonie zwischen Verstand und Phantasie habe ich nur einen unbestimmten Begriff. Bergleichen wir damit die Antinomie, so ist ihre Auflösung einleuchtend. Das Geschmacksurtheil gründet sich nicht auf Begriffe, nämlich nicht auf bestimmte: so weit hat die The= sis Recht. Das Geschmacksurtheil grundet sich auf Begriffe, nämlich auf unbestimmte: so weit hat die Untithesis Recht. In dieser Auffassung vertragen sich beide Sätze vollkommen mitein= ander, und ihr Wiberstreit ift beseitigt *).

2. Der Ibealismus ber 3medmäßigfeit **).

Die Zweckmäßigkeit der Natur für die Form unserer Urstheilskraft nenne ich einen unbestimmten Begriff, weil diese Vorsstellung oder dieses Princip nicht weiter bestimmt werden kann. Der Bestimmungsgrund dieser Zweckmäßigkeit kann nur in dem liegen, wovon wir keinen Begriff haben noch jemals gewinnen können: "in dem übersinnlichen Substrate der Menschheit", in ihrem intelligibeln Charakter.

Dieses Princip ber subjectiven Zweckmäßigkeit ift die einzige

^{*)} Ebendas. I Th. II Abschu. Die Dialektik der ästh. Urtheilskr. §. 53 — §. 57. — Bb. VII. S. 203 — 208.

^{**)} Chendas. I Th. II Abschn. S. 58. — Bb. VII. S. 214-219.

Möglichkeit, die Antinomie des Geschmacksurtheils zu lösen, der einzige Erklärungsgrund des Geschmacks. Nehmen wir irgend ein anderes Princip als diesen Idealismus der natürlichen Zwecksmäßigkeit, so ist das Geschmacksurtheil unmöglich.

Entweder ist das Princip des Geschmacks empirisch oder rational; entweder ist die Geschmackslehre Empirismus oder Rationalismus. Setzen wir, sie sei Empirismus, so ist der Geschmack gleich dem Gesühle des Angenehmen oder Unangenehmen, er ist Sensation; dann ist das Geschmacksurtheil nur particular wie die Empfindung; es ist ein Wahrnehmungsurtheil, also nicht mehr ästhetisch. Setzen wir, die Geschmackslehre sei Rationalismus, so ist das Princip des Geschmacks entweder ein Verstandessoder ein Vernunstbegriff oder der Begriff der natürlichen Iweckmäßigkeit. Im ersten Fall wäre das Geschmacksurtheil logisch, im zweiten moralisch, in beiden Fällen ein allgemeingültiges Erstenntnißurtheil, also nicht mehr ästhetisch.

Es bleibt also nur der Rationalismus mit dem Princip der natürlichen Zweckmäßigkeit übrig. Die natürliche Zweckmäßigkeit ist entweder objectiv oder subjectiv, entweder Realismus oder Idealismus der Zweckmäßigkeit. Sehen wir, die Geschmackklehre beruhe auf dem Realismus der Zweckmäßigkeit, so nehmen wir an, die Natur selbst habe die Absicht, ihre Producte der menschlichen Betrachtung wohlgefällig zu machen, so machen wir die Natur selbst zum Künstler; dann richtet sich unsere Berurtheilung nach Naturzwecken, mit denen wir die Naturproducte vergleichen; dann ist das Geschmacksurtheil nicht mehr ästhetisch, sondern teleologisch.

Also ist das einzig mögliche Princip des Geschmacks der Idealismus der Zweckmäßigkeit. Nur dadurch läßt sich die Anstinomie der ästhetischen Urtheilskraft auflösen. Richtet sich das

Geschmacksurtheil nach der subjectiven Zweckmäßigkeit, so ist es einerseits bloß subjectiv, andererseits auf ein Princip oder eine Idee gegründet und darum allgemeingültig.

So ist es das Princip überhaupt des kritischen oder transscendentalen Idealismus, wodurch allein die Antinomien und Widersprüche der Vernunft gelöst werden können. Wenn Raum und Zeit Beschaffenheiten sind der Dinge an sich, so sind die Antinomien der rationalen Kosmologie unlösdar, so ist die Freiheit undenkbar, so kann auch die Antinomie der praktischen Vernunft nie gelöst werden. Wenn die ästhetische Zweckmäßigkeit eine Beschaffenheit ist der Dinge an sich, so ist die Antinomie des Geschmacks vollkommen unlösdar und der Geschmack selbst vollkommen unmöglich: es ist demnach 1) die Idealität des Raumes und der Zeit und 2) die Idealität der natürlichen Zweckmäßigkeit, wodurch allein in der menschlichen Vernunft Erkenntniß, Freiheit, Geschmack möglich und begreislich werden, worauf sich das Wahre, Gute und Schöne, jedes in seiner Weise, gründen.



Fünftes Capitel.

Die natürliche Bweckmäßigkeit als objective, materiale, innere: Organisation und Leben.

I. Das teleologische Urtheil.

Das Princip ber natürlichen Zweckmäßigkeit vereinigte ben Naturbegriff mit bem Freiheitsbegriff. Dhne diese Bereinigung blieb ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen Natur und Freiheit, sinnlicher und sittlicher Welt, theoretischer und praktischer Ber: nunft. Auch ist gezeigt worden, wo in der menschlichen Ber: nunft dieses Princip einsetzt und sich befestigt. Handelt es sich um die specifische Gesetymäßigkeit der Natur, um die Gigenthum: lichkeit der Dinge, so giebt es zu deren einleuchtender Betrachtung und Auflösung keinen anderen Gesichtspunkt. Das Princip selbst ist weder theoretisch noch praktisch, es wird badurch we ber unsere Erkenntniß der Dinge noch unser Handeln bestimmt, es wird überhaupt badurch nicht bestimmend, sondern allein reflectirend geurtheilt. Als natürliche Zweckmäßigkeit unterscheidet sich dieses Princip von allen Freiheitsbegriffen, d. h. es ist in keiner Weise praktisch; als natürliche Zweckmäßigkeit unterscheibet es sich von allen Maturbegriffen, b. h. es ist in feiner Weise theoretisch im Sinne der Erkenntniß. Diesem Unterschiede nach beiden Seiten entspricht die reslectirende Urtheilskraft, sie ist ein drittes, von Verstand und Wille verschiedenes Vernunstzvermögen: die natürliche Zweckmäßigkeit gilt nicht als Erkenntznisprincip, sondern bloß als Maxime der Beurtheilung.

Innerhalb dieser wohlbestimmten Grenze mußte zwischen subjectiver und objectiver Zweckmäßigkeit der Natur unterschieden werden. In keinem Falle wird die Erscheinung als zweckmäßig bestimmt, sie wird nur so betrachtet oder beurtheilt; diese Beurtheilung selbst kann eine doppelte sein: es kommt darauf an, ob die Erscheinung als zweckmäßig gilt in Rücksicht auf ihr eigenes Dasein oder in Rücksicht auf unsere Betrachtung, ob mit anderen Worten ihr Zweck darin besteht, zu sein (was sie ist) oder von uns betrachtet (bloß betrachtet) zu werden; im ersten Falle beurtheilen wir die natürliche Zweckmäßigkeit als objective, im anderen als subjective; dort urtheilen wir teleologisch, hier ästheztisch. Die ästhetische Urtheilskraft ist untersucht; es bleibt noch die teleologische übrig, deren Kritik die Lehre von der natürlichen Zweckmäßigkeit und damit das kritische Lehrgebäude selbst absschäßigkeit.

Zunächst muß erklärt werden, was das teleologische Urtheil ist, worin die objective Zweckmäßigkeit der Natur besteht. Dieß geschieht "durch die Unalytik der teleologischen Urtheilskraft"*).

1. Die objectiv=formale 3medmäßigfeit.

Wenn der Zweck der Erscheinungen nur darin besteht, daß sie von uns betrachtet werden, so ist es nicht ihr Dasein, sondern bloß ihre Vorstellung oder Form, die wir als zweckmäßig beurstheilen. Die ästhetische Zweckmäßigkeit ist lediglich subjectiv und

^{*)} Kritit der Urtheilstraft. II Th. Krit. der teleol. Urtheilstraft. §. 61. — Bb. VII. S. 229 flad.

beghalb rein formal. Es giebt eine 3weckmäßigkeit, Die ebenfalls bloß formal ist, aber nicht subjectiv und deßhalb nicht asthe tisch. Offenbar sind die Größen, die Zahlen und Figuren tauglich zu so vielen mathematischen Erkenntnissen, zur Lösung so vieler mathematischer Aufgaben; aus der Natur des Girkels, ber Parabel, der Regelschnitte überhaupt lassen sich leicht und sicher eine Menge ber wichtigsten geometrischen Probleme auflosen. In dieser Rücksicht sind diese Figuren ohne Zweifel zweckmäßig; ihre 3wedmäßigkeit liegt in ihrer Form, sie ist lediglich formal, sie ist in keiner Weise ästhetisch. Nicht die bloße Betrachtung ist ber Zweck, ben sie erfüllen, zu bem sie gemacht sind, sondern die Lösung von Aufgaben; sie find zweckmäßig, um mit ihrer Gulfe gewisse Einsichten zu gewinnen: ihre Zwedmäßigkeit ift intellectuell und barum objectiv. Wir haben bier bas Beispiel einer 3med: mäßigkeit, die zugleich objectiv und bloß formal ist. Will man von der Schönheit mathematischer Figuren reden, so ist diese fo genannte Schönheit nicht im ästhetischen, sondern nur im in: tellectuellen Sinn zu verstehen.

Die mathematische Zweckmäßigkeit ist nicht ästhetisch, sie ist auch nicht teleologisch; mathematische Figuren sind nicht Naturerscheinungen sondern Constructionen. Ihr ganzes Dasein ist ihre Form; wir machen diese Form und damit zugleich deren Zweckmäßigkeit: diese Zweckmäßigkeit ist objectiv, denn sie liegt in der Natur der construirten Größe, aber sie ist nicht natürlich, denn es sehlt der mathematischen Größe das natürliche (den Raum erfüllende) Dasein; sie ist nichts als ein construirter d. h. anschauslich gemachter Begriff*).

^{*)} Ebendas. II Th. I Abth. Analyt. der teleol. Urtheilskr. §. 62. — Bd. VII. S. 232 — 237.

2. Die objectiv=materiale 3 wedmäßigkeit.

Wenn wir also in der teleologischen Betrachtungsweise von einer naturlichen 3medmäßigkeit im objectiven Sinne reben, fo können wir darunter nicht die mathematische verstehen, keine objective Zweckmäßigkeit, die bloß formal ist. Das natürliche Da= sein im Unterschiede von ber blogen Größe ist materiell, die na= türliche Zweckmäßigkeit im objectiven Sinn baher nicht bloß formal, sondern material. Mit anderen Worten: es handelt sich hier um solche Naturerscheinungen, beren Dasein nicht anders beurtheilt werden kann als nach bem Principe ber Zweckmäßigkeit. Wenn bas Dafein Jedes natürliche Dasein ift eine Wirkung. zugleich Zweck sein soll, so ist die Ursache besselben bestimmt durch die Worstellung der Wirkung, so ist es die Idee der Wirkung, ohne welche die Urfache niemals eine folche Erscheinung hätte hervorbringen können. Es ist die Frage: ob es solche Erscheinungen giebt, deren Dasein nicht anders beurtheilt werden kann, benn als die Wirkung einer solchen zweckthätigen Ursache? Es ist die Frage, welcher Urt biese Erscheinungen sind?

Wir werden die objectiv-materiale Zweckmäßigkeit im Sinne der teleologischen Urtheilskraft noch genauer begrenzen müssen. Wenn geurtheilt wird, daß etwas in der Natur kraft einer zweckthätigen Ursache eristirt, so gilt die Erscheinung ihrem materiellen Dasein nach als beabsichtigt. Es ist damit noch nicht gesagt, was mit der Erscheinung selbst bezweckt wird, ob bloß deren Dasein und nichts Underes; es ist noch nicht gesagt, ob der Zweck, den das Ding durch seine Eristenz erfüllt, bloß in ihm selbst oder außer ihm in anderen Dingen liegt. In beiden Fällen gilt die Eristenz des Dinges als zweckmäßig, also die Zweckmäßigkeit des

Dinges als material; aber biefe beiben Fälle find wohl zu unterscheiden: im ersten Fall hat das Ding keinen anderen 3med als fein eigenes Dasein, ber 3weck seines Daseins liegt in ihm selbst, feine objective und materiale Zweckmäßigkeit ift innerer Urt; im anderen Kalle eristirt das Ding um anderer Dinge willen, denen es mit seinem Dasein bient ober nütt, der eigentliche 3wed seines Daseins liegt außer ihm, feine objective und materiale Zweckmäßigkeit ift eine äußere oder relative, bas Ding ift Mittel entweber für den Menschen ober für andere Naturwesen. Die auf ben Menschen bezügliche Zweckmäßigkeit ber Dinge nennen wir "Nutbarkeit", die auf andere Naturwesen bezügliche "Buträgliche keit"; so ist z. B. bas fruchtbare Land, welches die Flusse anschwemmen, nugbar fur ben Menschen; so find bie Sandschichten, welche die Meere absetzen, zuträglich für die Fichten; aber niemand wird urtheilen, daß die Fluffe ihren Schlamm ablagern, um das Pflanzenreich zu vermehren und den Menschen zu nügen, oder daß die Meere die Sandebenen absetzen, um Fichtenwälder zu erzeugen. Bielmehr wird jeder diese Wirkungen rein mechanisch erklären; der fruchtbare Erdschlamm und die Sandstriche sind nicht gleichsam Kunstwerke der Flüsse und Meere; ihre 3weck: mäßigkeit für andere Wesen ift ihrer Entstehung und ihrem Dasein selbst vollkommen zufällig; eine solche zufällige Zweckmäßigkeit kann niemals ein nothwendiges teleologisches Urtheil begrunben. Man kann über den natürlichen Nuten ber Dinge aller: hand Reflexionen anstellen, aber bie Natur ber Dinge felbst nöthigt uns nicht zu folden Urtheilen teleologischer Urt.

Tett leuchtet ein, auf welche Vorstellung sich die natürliche Zweckmäßigkeit im objectiven Verstande zurückzieht und einschränkt. Wir reden hier nicht von der bloß formalen, sondern materialen, nicht von der äußeren, sondern inneren Zweckmäßigkeit der Dinge.

Die äußere 3medmäßigkeit ist ber Nugen, ben die Dinge burch ihr Dasein uns ober anberen Wesen gewähren; aber ber Gebrauch, ben wir von den Dingen machen, ist diesen selbst vollkommen äußerlich, gleichgültig, zufällig und hat mit ber Entstehung ber Dinge felbst gar nichts gemein. Bur Erklarung und Beurthei: lung ber Dinge ist die Vorstellung ihrer Nutbarkeit ober Buträg= lichkeit ohne alle Bebeutung; die mechanische Erklärung und Ableitung ber Dinge leibet baburch nicht den minbesten Abbruch. Die Ursachen, aus benen die Dinge entstanden sind, und die 3wede, zu benen sie von anderen Wesen gebraucht werben, ste= hen mit einander in keiner der natürlichen Beurtheilung offenen Gemeinschaft. Man sieht leicht, daß die Naturbetrachtung überhaupt aufhört, sobald wir die Richtschnur der äußeren 3med= mäßigkeit verfolgen. Sier ift ein Ding Mittel, ein anderes ift 3med, und bieses ist wieder Mittel für andere; so setzt sich die Kette ber Mittel und Zwecke von Erscheinung zu Erscheinung fort und läuft zulet auf die Frage hinaus: welches Wesen ist ber 3wed aller übrigen und Mittel für keines? Was ift ber En b= zwedt ber Schöpfung? Diese Frage mußte beantwortet werben, um ben Nugen ber Dinge zugleich als beren Entstehungsgrund zu beurtheilen. Aber die Auflösung biefer Frage, die einer Gin= ficht in ben Schöpfungsplan gleichkäme, übersteigt bie Grenze der Naturbetrachtung und liegt also jenseits der teleologischen Ur= theilstraft*).

Wenn wir demnach von der teleologischen Betrachtungs= weise die formale Zweckmäßigkeit der mathematischen Figuren und die materiale des nützlichen Gebrauchs ausschließen, so bleibt nur die materiale Zweckmäßigkeit der Dinge übrig, die lediglich innerer Urt ist. Die materiale Zweckmäßigkeit bedeutet, daß die Er=

^{*)} Ebendas. II Th. I Abth. §. 63. — Bb. VII. S. 237—241.

scheinungen ihrer Eristenz nach als zweckmäßig beurtheilt sein wollen; die innere Zweckmäßigkeit bedeutet, daß die Eristenz der Erscheinungen keinen anderen Zweck hat als sich selbst. Mithin stehen der teleologischen Betrachtung solche Erscheinungen gezgenüber, von denen wir urtheilen müssen, daß sie die Natur herzvorgebracht habe, aber nicht aus mechanischen, sondern aus zweckzthätigen Ursachen. Was die Natur erzeugt, ist Naturproduct; was die Natur bezweckt, ist Naturzweck. Es handelt sich hier um solche Naturproducte, die als Naturzwecke beurtheilt sein wollen, um solche Dinge, die nur als Zwecke möglich sind oder erscheinen.

Ein Ding ift nur möglich als Zweck, b. h. fein Dafein wird bewirkt, indem es zugleich bezweckt wird. Die Wirkung ist in biesem Falle nicht bloß die Folge, sondern zugleich der Zweck der Ursache; die Wirkung ist in der Ursache gegenwärtig, sie ist de ren Trieb und bestimmt beren Wirkungsweise. So ift hier bas: felbe Wesen zugleich Ursache und Wirkung. Wenn eine Erscheinung sich selbst bezweckt, so ist sie Ursache und Wirkung ihrer Auf biesen Begriff führt uns bie Borstellung der inneren felbst. Zweckmäßigkeit ber Natur, die Borstellung ber Dinge als Naturzwecke. Wie aber ist es möglich, daß etwas sich selbst bewirkt? Untworten wir zuerst mit einem Beifpiele, um die Sache anschaulich zu machen. Wenn aus bem Samenkorn ber Baum, bie Frucht, ber Samen und baraus wieder ein anderer Baum hervorgeht, so hat ber Baum ein anderes Wefen berfelben Gattung und in diesem Sinne sich selbst erzeugt; wenn er machst, so erzeugt er sein eigenes Individuum; wenn die Erhaltung jedes seiner Theile abhängig ist von der Erhaltung der anderen und zu biefer Erhaltung beiträgt, fo erzeugen auch bie Theile bes Baumes sich selbst: so haben wir in der Fortpflanzung, dem Bachs:

thume des Baumes, der Erzeugung und Erhaltung seiner Theile das Beispiel einer Naturerscheinung, die Ursache und Wirkung ihrer selbst ist, das Beispiel eines Naturproducts, das nur mög-lich ist als Naturzweck*).

3. Die zwedthätige Caufalitat.

Jedes Ding in der Natur hat seine Ursache. Diese Ursache ist entweder ein anderes Ding, oder sie liegt in der Natur jenes Wesens selbst, bessen Dasein zugleich die Wirkung ausmacht: im ersten Fall wirkt die Ursache mechanisch, im anderen zwedthätig; die mechanische Ursache ist causa efficiens (wirkende Ursache), die zweckthätige causa finalis (Endursache). Es giebt .baher eine doppelte Causalität: das Sustem ber wirkenden Ur= sachen und bas ber Endursachen; ber Causalzusammenhang im ersten Sinn ift "nexus effectivus", im anderen "nexus finalis". Im effectiven Causalzusammenhange wird eine Erscheinung von einer anderen hervorgebracht; bagegen im finalen Caufalzusam= menhang ist das wirkende Princip die Vorstellung ober Idee der zu erzeugenden Wirkung. Wir können darum die wirkenden Urfachen auch reale, die Endursachen auch ideale nennen. Alle in ber Welt wirksamen Ursachen sind eines von beiden: entweder reale ober ibeale.

Bei menschlichen Kunstproducten begreift sich sehr leicht, wie die Wirkung zugleich Ursache sein kann. Die Vorstellung oder Idee der Wirkung ist die Ursache. Ein Haus wird gebaut, es wird vermiethet und dadurch zu einer Quelle von Einkünsten; diese Einkünste sind eine reale Wirkung des Hauses; jest wird ein Haus gebaut, um vermiethet zu werden, um Geld daraus

^{*)} Chendas. II Th. I Abth. S. 64. — Bb. VII. S. 241-44.

zu gewinnen: so ist die vorgestellte (beabsichtigte) Wirkung die Ursache bes Hauses, die ideale Ursache besselben.

a. Die 3dee des Ganzen als Urfache.

Wie werden benmach die Erscheinungen beschaffen sein, die wir beurtheilen als entstanden aus idealen und natürlichen Urssachen? Wir reden nicht von menschlichen Kunstproducten, sondern von den Naturproducten idealer Ursachen. Die Urssache wird bestimmt durch die Idee der Wirkung; die Idee der Wirkung ist der Begriff des Ganzen, die absolute Einheit der Vorstellung, die alles zur Erscheinung Gehörige in sich des greift. Sehen wir nun, daß der Begriff des Ganzen einer Ersscheinung ursächlich zu Grunde liegt, so ist jeder Theil des Dinzges durch das Ganze bedingt und nur möglich durch die Bezieshung auf das Ganze, so ist kein Theil unabhängig von den übrizgen, sondern der Begriff des Ganzen enthält zugleich den Zusammenhang aller Theile, sie bringen gemeinschaftlich das reale Ganze hervor, sie stehen also in einer durchgängigen Gemeinschaft, in einer wechselseitigen Causalität.

b. Die Organisation.

Wenn, durch die Idee des Ganzen bedingt, die Theile gemeinschaftlich das wirkliche Ganze hervordringen, so ist dadurch das Verhältnis und der Zusammenhang der Theile vollkommen bestimmt; keiner kann unabhängig von den anderen eristiren, jeder eristirt durch alle übrigen, jeder ist Ursache und Wirkung der anderen: dieses Verhältnis bezeichnen wir als die Wechselwirkung oder Gemeinschaftlich das Ganze hervor, er ist also Mitzel des Ganzen und dadurch zugleich Mittel sür alle übrigen Theile; jeder Theil eristirt nicht bloß durch alle anderen, sondern auch um aller anderen willen: dieses Verhältnis bezeichnen wir auch um aller anderen willen: dieses Verhältnis bezeichnen wir

als die Zweckgemeinschaft ber Theile, jeder Theil ist in Rücksicht auf die anderen Werkzeug. Endlich, wenn diese Theile gemeinschaftlich bas Bange hervorbringen, so erzeugen baburch bie Theile auch einander selbst, sie bringen sich gegenseitig bervor, jeder ist in Rücksicht aller übrigen nicht bloß Werkzeug, sondern her= vorbringendes Organ: Dieses Berhaltniß ber Theile bezeichnen wir als ihre productive Zweckgemeinschaft ober als Organisation. Sobald die Theile eines Dinges sich gegenseitig hervorbringen, muffen wir von dem Dinge urtheilen, daß es fich selbst organisire. Es find die fich felbst organisirenden Wesen, die organisirten Na= turförper, die wir nach dem Princip ber inneren 3wedmäßigkeit ber Natur zu beurtheilen genöthigt sind, die wir nur erklären können als entstanden durch ideale und natürliche Ursachen. Aus bem Princip ber inneren 3weckmäßigkeit kann nichts Underes fol= gen als lebenbige, sich felbst organisirende Wesen; und wo uns lebendige Erscheinungen entgegentreten, da muffen wir sie nach bem Reflexionsprincip ber inneren Zweckmäßigkeit beurtheilen.

c. Kunst= und Naturproduct.

Hier springt zugleich der Unterschied deutlich in die Augen zwischen Kunst: und Naturproduct. Das Kunstproduct ist zweck: mäßig, es ist in allen seinen Theilen bestimmt durch die Idee des Ganzen, jeder Theil ist auf alle übrigen bezogen und mit allen anderen zweckmäßig verknüpft; aber das Kunstproduct orzganisirt nicht sich selbst, seine Theile sind nicht Organe, die Theile bedingen sich gegenseitig, aber sie bringen sich nicht gegenseitig hervor. Kein Rad in der Uhr bringt das andere Kad hervor, keine Uhr die andere Uhr, dieses Product kann sich nicht selbst erzeugen oder fortpslanzen, es kann weder seine Verluste ersetzen noch aus Störungen sich wiederherstellen; es ist eine todte Maschine, in der alles durch bewegende Kräfte geschieht, alles

431 1/4

aus mechanischen Ursachen sich erklärt. Dagegen Körper, die sich selbst organisiren, wie die lebendigen Wesen der Natur, kön= nen wir nicht bloß aus mechanischen Principien begreisen und ihre Erscheinungen nicht bloß aus dem Bewegungsvermögen herleiten. Ihre Kraft ist hervorbringend, darstellend, plastisch: sie ist bil= dende, fortpflanzend bildende Kraft. Die Analogie der Kunst reicht hier nicht aus, sie erklärt zu wenig, sie erklärt das Cha= rakteristische dieser Erscheinungen, nämlich die Selbstorganisation, gar nicht.

Butreffender ist die Analogie des Staates, der die Individuen nicht bloß als Theile zusammensetzt, sondern als Glieder ordnet, der nicht Staatsmaschine, sondern Staatsorganismus ist, in dem jeder einzelne Bürger zugleich als Mittel und Iweck des Ganzen gilt. Kant bezeichnet an dieser Stelle die französsische Nevolution als den Uebergang aus dem mechanischen in das organische Staatswesen, als den Versuch einer Staatsorganissation, die in allen Gliedern die Idee des Ganzen im politischen Sinne verwirklicht. Schiller hat diesen Gedanken sehr aussührzlich behandelt im Eingange seiner Briese über die ästhetische Erziehung des Menschen; vielleicht hat ihm dazu die kantische Anzwerkung an dieser Stelle die erste Anregung gegeben *).

II.

Die fritische Geltung des teleologischen Urtheils.

Es ist damit vollkommen klar, welches Object Kant der teleologischen Urtheilskraft gegenüberstellt: die organisirende Natur oder die lebendigen Körper. Die reslectirende Urtheilskraft überhaupt hat es mit zwei Hauptbegriffen zu thun, mit der Schönheit und dem Leben: die Schönheit gehört der ästhetischen,

^{*)} Chendas. II Th. I Abth. §. 65. — Bb. VII. S. 244 — 48. S. 247 Anmerkg.

bas Leben ber teleologischen Urtheilskraft. Giner ber frühesten Gedanken Kant's tritt hier in die volle Beleuchtung der kritischen Philosophie: daß in der Natur das Leben nicht Mechanismus, sondern Organisation sei, daß sich die Organisation nicht aus ben bewegenden Kräften ber Materie hinreichend erklären laffe. Die= sen Gedanken hat Kant nie verleugnet. Auch die Vernunftkritik, obwohl sie die Erkenntniß auf die mechanische Causalität ein= schränkt, hat Rant in diesem Gebanken nicht irre gemacht. In seiner Theorie ber Racen hebt er ihn wieder hervor und verthei= bigt seine Nothwendigkeit gegen Forster. Er mußte ben Begriff des Lebens im Unterschiede vom Mechanismus kritisch bestimmen und auseinandersetzen. Diese Aufgabe blieb ihm übrig; sie bezeichnet den Weg, der unseren Philosophen zur Kritik der Ur= theilskraft geführt hat. Als er im Jahre 1788 den Gebrauch der teleologischen Principien in der Philosophie untersuchte und gegen einen bedeutenden Gegner aufrecht hielt, lagen dicht vor ihm die beiden Probleme der moralischen und natürlichen Zweck= mäßigkeit. Die beiden nächsten Schriften waren auf diese Probleme gerichtet: bie Kritik ber praktischen Bernunft auf bas erfte, die Kritik der (teleologischen) Urtheilskraft auf das andere. In jener Schrift gegen Forster ist bas ganze Problem ber teleologi= schen Urtheilskraft enthalten. Es wurde bort gezeigt, daß zweck= thätige Ursachen zur Erklärung des Lebens gesetzt werden muffen, aber in keiner Weise bestimmt werden konnen, weder als blinde noch als intelligente. Das Urtheil über die zweckthätige Natur= fraft ist kein bestimmendes, es kann also nur ein reslectirendes sein; es ist als Erkenntnisweise unmöglich, als Betrachtungs= weise nothwendig: diese Einsicht giebt die Kritik ber teleologi= schen Urtheilskraft *).

^{*)} Bgl. oben I Buch. XVI Cap. II. S. 319 figb.

Aber die kritische Bestimmung hat in diesem Punkte ihre großen Schwierigkeiten. Der Gebanke ber natürlichen 3weckmäßigkeit will sehr vorsichtig behandelt und zwischen den Klippen, bie ihn von entgegengesetzten Seiten bedroben, behutsam bin= burchgesteuert werden. Das Leben in der Natur ift Organisation, biese ift innere Bollkommenheit, innere Zweckmäßigkeit; Diese 3wedmäßigkeit ift ein Ausbruck zweckthätiger Kräfte. len die zweckthätigen Kräfte bestimmt werden? Entweder als der Materie inwohnend oder als der Materie nicht inwohnend, entweder als natürliche oder als übernatürliche Kräfte. Wenn wir bie zweckthätigen Kräfte ber Materie zuschreiben, so gerathen wir in den Holozoismus, den "Tod aller Naturphilosophie"; wenn wir die zweckthätigen Kräfte außer die Materie und mithin über bie Natur segen, so gerathen wir in den Theismus, so ift die Beurtheilung der natürlichen Zweckmäßigkeit nicht mehr teleologisch, sondern theologisch, so ist das Naturleben nicht mehr Naturproduct, sondern göttliches Kunstproduct, und damit ift bie Grenze ber Naturbetrachtung überschritten.

Die teleologische Betrachtung darf weder Holozoismus noch Theismus sein, und doch scheint es, daß sie eines von beiden sein müsse. Sie will Naturbetrachtung sein, darum vermeidet sie die theistische Formel, Teleologie ist nicht Theologie; sie darf nicht Holozoismus werden, das verbietet die Naturphilosophie. Holozoismus und Theismus sind die Klippen, die vermieden werden müssen. Gerade in diesem Punkte liegt die kritische Schwierigkeit. Was bleibt übrig? Daß die teleologische Urztheilskraft sich bloß an die Natur, d. h. an die Erfahrung hält, daß sie natürlich bleibt, aber nicht Naturerkenntniß sein will (dann wäre sie Holozoismus), sondern bloß Naturbetrach tung, daß sie ihr Princip nicht für einen bestimmenden Naturz

begriff, sonbern bloß für eine Marime der Naturbeurtheilung ausgiebt. Sie läßt die Frage nach der Beschaffenheit der zweckthätigen Kräfte ganz offen; sie läßt ganz unbeantwortet, ob es materielle oder göttliche Kräfte sind, die hier wirken, ob es abssichtliche oder unabsichtliche Zwecke sind, die hier ausgesührt werz den; sie versährt gar nicht bestimmend, sondern bloß reslectivend. So bleibt sie innerhalb der Naturbetrachtung, ohne metaphysisch zu werden; sie wird in ihren Urtheilen nicht theologisch, aber auch nie hylozoistisch. Wenn sie von der Sparsamkeit, Weissheit, Vorsorge, Wohlthätigkeit der Natur redet (Ausdrücke, die alle den Begriff der Zweckmäßigkeit bezeichnen), so hütet sie sich, diesen Ausdrücken ein dogmatisches Gepräge zu geben: sie will damit nur Erscheinungen beurtheilen, aber nicht Principien bes stimmen*).

Die Organisation als innere Zweckmäßigkeit der Dinge ist nicht erkennbar: mit dieser kritischen Einsicht vermeidet die tezleologische Betrachtungsweise den Holozoismus ebenso sehr als den Theismus. Aber die Einsicht in diese Unerkennbarkeit selbst ist bedingt durch die teleologische Beurtheilung. Wären die Orzganismen nicht innerlich zweckmäßig, wären sie bloß mechanisch, so wären sie vollständig erkennbar, und dann wäre kein Grund, warum wir nicht Organismen machen könnten so gut als Masschinen. Das Wort: "gebt mir Materie, und ich will euch eine Welt daraus bauen" wäre dann auch anwendbar auf die lebenz digen Körper. Weil diese sich selbst organisiren, darum können wir sie nicht machen, darum können wir sie nicht wollständig erkennen. "Denn nur so viel sieht man vollständig ein, als man

5.000

^{*)} Arit. der Urtheilsfr. II Th. I Abth. §. 66—68. — Bb. VII. S. 248 bis 258.

nach Begriffen selbst machen und zu Stande bringen kann *)." Erkennen heißt schaffen. Dieses Wort stammt, wie man sieht, aus der kritischen Philosophie, und es war schon alt, als die spä= tere Naturphilosophie es nachsprach.

Um also genau zu bestimmen, wohin uns die Unalytik ber teleologischen Urtheilskraft geführt hat, so ist dargethan worden: bas Leben in ber Natur kann nur gedacht und beurtheilt werben als Organisation, als innere Zwedmäßigkeit; bamit ift bas große Princip, welches Aristoteles zuerst ergriffen und fur die Philosophie gewonnen hatte, von Kant wieder entdeckt und fritisch ge= rechtfertigt worben. Diese Rechtfertigung ift zugleich eine Ginschränkung. In seiner fritischen Geltung erscheint jenes Princip als eine Maxime ber Beurtheilung, als ein bloßes Regulativ ber Erfahrung. Wenn der Gedanke einer organisirenden, nach Ibeen thätigen und wirksamen Natur die kritische Schranke abstreift, die bescheibene Stellung einer Reflexionsmarime aufgiebt und sich ber Welt als absolutes Princip verkundet, so wird aus ber kantischen Kritik der teleologischen Urtheilskraft schelling'sche Naturphilosophie. Die Kritik der ästhetischen Urtheilskraft bildet ben Ausgangspunkt für Schiller und die folgende Aesthetik, die Kritik ber teleologischen Urtheilskraft ben Ausgangsvunkt für Schelling und beffen Naturphilosophie.

Wir haben noch zwei Fragen zu beantworten. Wie verhält sich das Princip der Organisation zum Principe des Mechanismus? Wie verhält sich überhaupt die teleologische Betrachtung zur naturwissenschaftlichen Erkenntniß? Auf die erste Frage antwortet die Dialektik, auf die zweite die Methodenlehre der teleologischen Urtheilskraft.

^{*)} Ebendas. II Th. I Abth. S. 68. — Bb. VII. S. 258.

Sechstes Capitel.

Dialektik der teleologischen Urtheilskraft. Mechanismus und Teleologie.

I.

Untinomie ber teleologifchen Urtheilsfraft.

1. Dechanismus und Teleologie.

In den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft hatte Kant bewiesen, daß in der Natur als Sinnenwelt nichts erkennbar sei als die Materie und ihre Bewegung, daß alle Veränderungen der Materie, alle Erscheinungen der Körperswelt aus äußeren oder mechanischen Ursachen erklärt werden müssen. Mit diesem Sate streitet offenbar der Ausspruch der teleoslogischen Urtheilskraft, wonach es Naturerscheinungen giebt, die wir nicht als bloß mechanisch erzeugt vorstellen und beurtheilen können. Dort lautet die Erklärung: "alles in der materiellen Natur entsteht mechanisch"; hier lautet die Erklärung: "einiges in der materiellen Natur entsteht nicht mechanisch."

Wenn wir beide Erklärungen in dieser Form nehmen und mit einander vergleichen, so bilden sie einen vollkommen contradictorischen Gegensatz. Ist von den beiden Sätzen der eine wahr, so muß der andere nothwendig falsch sein. Wenn beide dennoch bewiesen werden, so bilden sie eine vollkommene Untinomie. Diese Antinomie läßt sich darthun: den Beweis der Thesis führt die Naturphilosophie, den der Antithesis die Kritik der teleolosgischen Urtheilskraft. Die Erklärung und Auflösung der Antisnomien, wo sie immer sich sinden, bildet in der kritischen Philossophie das Geschäft der Dialektik; daher ist es die "Dialektik der teleologischen Urtheilskraft", die es mit der eben bezeichneten Anstinomie zu thun hat.

Die Ableitung der materiellen Erscheinungen aus äußeren, realen Ursachen (bewegenden Kräften) bildet die physische oder mechanische Erklärungsart; die Ableitung materieller Erscheinuns gen aus inneren, idealen Ursachen (bildenden oder organisirenden Kräften) macht die teleologische Erklärungsart, die nach dem Vorbilde der Kunst auch die technische heißen darf: diese beis den Erklärungsarten stehen sich in der obigen Antinomie entgegen.

Wenn wir die beiden widerstreitenden Sate dogmatisch versstehen, d. h. von materiellen Dingen an sich gelten lassen, so ist ihre Antinomie unauflöslich, denn unmöglich können beide Sätze gleiche Geltung haben; wenn wir sie dagegen fritisch versstehen, so löst sich die Antinomie leicht und sicher auf, und jeder der beiden Sätze erhellt in seiner eigenthümlichen Wahrheit. Sie werden dogmatisch verstanden, wenn wir sie nehmen ohne Rückssicht auf die Erkenntnisvermögen, die ihnen zu Grunde liegen und aus denen sie stammen; sie werden kritisch verstanden, wenn wir jeden der beiden Sätze in seiner eigenthümlichen Beziehung zu unserer Vernunft auffassen.

Kritisch genommen, erklärt der erste Satz (Thesis) keines= wegs, daß alle materiellen Erscheinungen nur mechanisch ent= stehen, denn eine solche Erklärung würde die Einsicht in die letzten Gründe der Dinge, in das intelligible Substrat der Natur selbst voraussetzen, sondern er sagt: daß nur die mechanische Ent=

ftehungsart ber Dinge erkennbar ift, bag nach ber Ginrichtung unseres Berftandes wir keine anderen Ursachen ber Dinge begreifen können als die mechanischen. Kritisch genommen, erklärt ber zweite Sat (Untithesis), daß es gewisse Naturerscheinungen giebt, die wir genöthigt find, aus anderen als mechanischen Ur= sachen entstanden zu benten, so wenig wir diese andere Ent= stehungsart erkennen. So vertragen sich bie beiben Gate voll= kommen miteinander und bilben keineswegs eine Untinomie : Die Thesis ift ein Erkenntnigurtheil, Die Untithesis ift ein Reslexions= urtheil. Es wird nach ber logischen Ginrichtung unseres Erkennt= nigvermögens behauptet: bag in der Natur nur bie mechanischen Borgange und Veränderungen erkennbar feien, bag wir alle materiellen Erscheinungen nach ben Grundfäten bes Mechanismus untersuchen und so weit als möglich erklären muffen. Diefe Behauptung wird nicht im minbesten aufgehoben burch bie an= bere: daß wir gewisse Erscheinungen ber materiellen Natur nicht einzig und allein nach den Grundfätzen des Mechanismus betrachten und auflösen können, bag wir die lebendigen Naturkorper nach bem Princip ber inneren Zweckmäßigkeit zu beurtheilen burch unfere Vernunft selbst genöthigt werden.

Was der erste Sat behauptet, wird von dem zweiten keineswegs verneint. Ich hebe die Sätze ausdrücklich hervor, die zwischen beiden in der Mitte liegen und selbst den Schein eines Widerstreites wegräumen. Wenn erklärt wird, daß wir nach der Einrichtung unserer Vernunft die lebendigen Körper der Natur
nach dem Principe der Organisation beurtheilen müssen, so ist von dieser Betrachtung keineswegs das Princip des Mechanismus ausgeschlossen; es wird nur behauptet, daß dieses Princip zur Erklärung der lebendigen Körper nicht ausreiche; es wird nicht gesagt, daß jenes Princip überhaupt nicht ausreiche, sondern daß

5.000

wir, wie nun unser Erkenntnisvermögen und unsere Bernunft einmal beschaffen sei, in der Erklärung der lebendigen Körper mit ihm nicht ausreichen. Nicht die mechanische Wirkungsart der Natur gilt (in Nücksicht der organischen Erscheinungen) als unvermögend, sondern nur die mechanische Erklärungsart der menschlichen Bernunft. Es ist möglich, daß das Naturvermögen sehr wohl im Stande ist, auf rein mechanischem Wege diese Körzper zu erzeugen; nur unser Vernunftvermögen ist nicht im Stande, diese mechanische Entstehungsart zu begreifen, nur wir können nicht einsehen, wie die Natur in mechanischer Weise das Leben zu erzeugen vermag. Unsere Vernunft ist so verfaßt, daß wir aus mechanischen Grundsäten vollkommen die Maschine, aber nicht ebenso den Organismus zu begreifen vermögen*).

2. Die Auflösung bes Biberftreite.

Wenn also der erste Satz behauptet, daß in der Natur alles mechanisch entsteht, so ist zwar diese dogmatische Behaupztung nicht gerechtsertigt, aber ihr wird von Seiten der teleolozgischen Urtheilskraft nicht einmal widersprochen. Es ist möglich, daß alles in der Natur mechanisch entsteht; zugleich ist ebenso gut möglich, daß wir uns nicht alles aus mechanischen Entzstehungsgründen erklären können. Wenn die lebendigen Körper in der That mechanisch entstanden sind, so will uns in diesem Fall die mechanische Entstehungsart nicht einleuchten. Weiter behauptet die teleologische Urtheilskraft nichts.

Wenn der erste Satz erklärt, daß in der Natur alles nach mechanischen Grundsätzen betrachtet und erklärt werden müsse, so wird dieser Behauptung nicht widersprochen. Die mechanische

^{*)} Kritik der Urtheilskr. II Th. II Abth. Dialektik d. teleologischen Urtheilskraft. §. 69 u. 70. — Bb. VII. S. 259—263.

Erklärungsweise wird weber aufgehoben noch abgebrochen, wenn ihr auf dem Gebiete des Naturlebens die teleologische ergänzend oder tiefer begründend hinzugefügt wird.

Wenn endlich der erste Satz erklärt, daß in der Natur nur der Mechanismus erkennbar sei, so tritt auch dem keine Verneisnung entgegen. Denn es wird von Seiten der teleologischen Urztheilskraft ausdrücklich erklärt, daß die Organisation nicht erskennbar sei. Die organissirende Natur ist ein Gegenstand nicht der Erkenntniß, sondern der Reslexion.

So löst sich ber lette Schein eines Widerspruchs vollkommen auf, wenn wir die mechanische und teleologische Erklärungsart richtig auseinandersehen. Es kommt darauf an, ob wir die Naturerscheinungen bestimmend oder reslectirend beurtheilen: wenn wir sie bestimmend beurtheilen, so sind die mechanischen Grundsähe die einzig gültigen; wenn wir sie reslectirend beurtheilen, so stellen sich auf einem gewissen Naturgebiete die teleologischen Grundsähe neben die mechanischen, nicht mit derselben Geltung, sondern bloß als Maxime der Beurtheilung. Un welch er Stelle diese Beurtheilung eintritt, das sagt allein die Erfahrung: sie tritt da ein, wo wir an die Grenze der mechanischen Erklärungsgründe gerathen, wo wir Objecten begegnen, deren Theile sich gegenseitig hervordringen, d. h. wo wir in unserer Erfahrung auf lebendige Körper stoßen*).

Die ganze Antinomie steht und fällt, je nach der Art, wie wir das teleologische Princip auffassen oder die Geltung desselben bestimmen. Gilt es dogmatisch, so ist die Antinomie unauslößzlich; gilt es kritisch, so bildet sich gar keine Antinomie, sondern nur der leicht aufzulösende Schein eines Widerstreits. Die tezleologische Urtheilskraft darf nicht dogmatisch urtheilen; alle auf

^{*)} Ebendas. II Th. II Abth. §. 71. — Bb. VII. S. 263—64.

bogmatische Teleologie gegründeten Spsteme sind unmöglich. Bir wollen diese Unmöglichkeit darthun, indem wir diese Systeme widerlegen.

Die kritische Teleologie urtheilt: es giebt in unserer Bernunft den Begriff der inneren Zweckmäßigkeit zur Beurtheilung gewisser Erfahrungsobjecte; die dogmatische Teleologie urtheilt: es giebt in der Natur zweckthätige Kräste zur Hervordringung organisirter Körper. Wir können dieses zweckthätige oder zweckähnliche Verfahren der Natur ihre Technik nennen. Die kritische Teleologie gründet sich auf die reslectirende Urtheilskraft der Vernunft, die dogmatische gründet sich auf die Technik der Natur.

Diese Technik kann eine doppelte sein: sie handelt entweder planmäßig (absichtlich) oder blind: im ersten Fall ist die Naturtechnik zweckthätige, vom Mechanismus wesentlich verschiedene, im anderen Falle dagegen blinde, materielle, vom Mechanismus nicht verschiedene Kraft. Danach unterscheiden sich die dogmatischen Systeme in Rücksicht der Naturzwecke: die einen erklären die Technik der Natur für eine besondere Causalität, die anderen erklären sie für identisch mit der mechanischen Causalität, also mit dem allgemeinen Naturmechanismus*).

П.

Dogmatische Geltung ber Teleologie.

1. Realismus und Ibealismus.

(Casualität und Fatalität. — Hylozoismus und Theismus.)

Wenn in der Natur zweckthätige, vom Mechanismus verschiedene Kräfte wirksam sind, so sind auch die zweckmäßigen Erscheinungen reale Naturproducte; wenn dagegen in der Natur

^{*)} Ebendas. II Th. II Abth. §. 72. — Bb. VII. S. 264—65.

nur mechanische oder blinde Kräfte wirken, so sind auch die zwecksmäßigen Erscheinungen nur scheinbare, sie sind nicht in Wahrsheit zweckmäßig, sondern scheinen uns nur so zu sein, sie werden nur so vorgestellt, ihre Zweckmäßigkeit ist bloß unsere Vorstelslung oder Idee. So unterscheiden sich daher die dogmatischen Systeme: der Begriff einer absichtlichen Naturtechnik bildet den "Realismus", der einer blinden Naturtechnik den "Idealismus der Zweckmäßigkeit".

Der Ibealismus ber Zweckmäßigkeit erklärt die scheinbare Einheit, Ordnung und Zweckmäßigkeit der Dinge aus dem bewußtlosen Walten der Naturkräfte; diese blinden Kräfte handeln absichtslos, also können sie nichts Zweckmäßiges bewirken, also ist die zweckmäßige Bildung, wo sie erscheint, in Wahrheit nur ein Werk des Zufalls: diese Erklärungsweise bezeichnet Kant als das System der "Casualität". Oder die Einheit und Ordnung der Dinge ist die nothwendige Folge der einen bewußtlos wirtenden Natur; sie ist eine nothwendige Einheit, die nicht anders sein kann als sie ist, eine Folge der Welteinheit, die wie ein Schicksal die Dinge bewirkt und regiert: diese Erklärungsweise bezeichnet Kant als das System der "Fatalität". Der Lehrbegriff der Casualität hat sein System in Demokrit und Epikur, der andere der Fatalität ist zuleht von Spinoza am folgerichtigsten ausgebildet worden, die Lehre selbst ist uralt.

Der Realismus der Zweckmäßigkeit behauptet die Realität zweckmäßiger Naturgebilde in Folge zweckthätiger Naturkräfte oder absichtlicher Naturtechnik. Diese absichtsvollen und darum intelligenten, in der Natur wirksamen Kräfte müssen gedacht wers den entweder als der Materie oder einem übernatürlichen Wesen inwohnend: der Lehrbegriff einer zweckthätigen Materie bildet das System des "Hylozoismus", der andere eines architektonis

schen Weltverstandes oder einer intelligenten Weltursache das des "Theismus".

Damit sind alle dogmatischen Systeme, von denen hier die Rede sein kann, erschöpft. Die in der Natur wirksamen Bermögen sind Kräfte entweder der Materie oder der Gottheit; ihr Träger ist entweder ein lebloses oder ein lebendiges Wesen. So sind vier Combinationen denkbar, um den Grund der Dinge zu bestimmen: die leblose Materie, der leblose Gott, die lebendige Materie, der lebendige Gott. Die beiden ersten bilden den Idea-lismus, die beiden letzten den Realismus der Zweckmäßigkeit: die leblose Materie ist das Princip der Casualität, der leblose Gott das der Fatalität, die lebendige Materie ist das Princip des Hylozoismus, der lebendige Gott das des Theismus, der lebendige Gott das des Theismus).

2. Widerlegung ber bogmatischen Teleologie.

Alle diese Systeme sind unmöglich; sie erklären nicht, was sie zu erklären vorgeben. Wenn die Ursachen in der Natur planzund zwecklos wirken, so ist die Zweckmäßigkeit in den Wirkungen unmöglich, so ist selbst der Schein dieser Zweckmäßigkeit, die Vorstellung derselben in uns, nicht zu begreisen, und jener vorzgebliche Idealismus der Zweckmäßigkeit, den Epikur und Spiznoza behaupten, ist aus den Grundsähen beider nicht zu erklären. Die Welteinheit ist noch nicht Zweckeinheit; die Einheit der Dinge ist noch nicht deren zweckmäßige Verknüpfung, sie erklärt auch nicht den Schein einer solchen Zweckmäßigkeit, die eingebildete Geltung derselben in uns.

Der Hylozoismus, wenn er möglich wäre, würde die Zweck= mäßigkeit in der Natur erklären, aber das ganze Princip des Hylozoismus ist unmöglich. Zweckthätige Kraft ist innere Ur=

^{*)} Ebendas. II Th. II Abth. §. 72. — Bd. VII. S. 266 — 67.

fache, die Materie ist durchaus äußere Erscheinung; die Vorstelzlungsweise des Hylozoismus daher ein handgreislicher Widerzspruch. So bleibt nur der Theismus übrig. Die göttliche Caussalität als planmäßig wirkendes Vermögen ist denkbar, aber nicht erkennbar. Der Theismus ist kein dogmatisches System; die teleologische Naturbetrachtung darf im Theismus enden, aber nicht mit ihm anfangen; der Theismus, kritisch verstanden, darf die teleologische Vetrachtungsweise ergänzen, aber nicht bez gründen*).

Ш.

Kritische Geltung ber Teleologie.

Der discursibe und intuitibe Berftand.

Wir wissen jett, was in allen möglichen Fällen, die sie haben kann, die dogmatische Teleologie bedeutet. Sie ist in jester Stellung unmöglich. Die teleologische Urtheilskraft gilt nur kritisch; ihre Function ist nicht bestimmend, sondern reslectirend (betrachtend); ihre Reslerion bezieht sich nur auf die Erfahrung, auf gewisse Erfahrungsobjecte, auf gewisse Natursormen, die wir uns nach der Beschaffenheit unserer Vernunft nicht bloß mechanisch zu erklären vermögen. Wir können die organissirten Naturerscheinungen nur erfahren vermöge des Begriss der innezen Zweckmäßigkeit. Darum ist dieser Begriss nicht von der Erzsahrung abstrahirt, obgleich er nur für die Erfahrung bestimmt ist; er ist für die Erfahrung bestimmt, aber er selbst bestimmt nicht die Erfahrung: er bildet kein bestimmendes, sondern ein resssectirendes Erfahrungsurtheil.

Die Erfahrungsobjecte, worauf sich das teleologische Urtheil reslectirend bezieht, sind die organisirten Naturkörper. Möglich, daß auch sie rein mechanisch entstanden sind; unmöglich aber, daß

^{*)} Ebendas. II Th. II Abth. §. 73. — Bb. VII. S. 267-71.

wir sie jemals aus mechanischen Entstehungsgründen ableiten können. "Es ist für Menschen ungereimt, auch nur einen solchen Unschlag zu sassen oder zu hoffen, daß noch dereinst ein Newton aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde, sondern man muß diese Einsicht den Menschen schlechterdings absprechen *)."

Usso der Grund zum teleologischen Urtheil gegenüber den lebendigen Körpern liegt lediglich in der Versassung des menschelichen Verstandes, in den Bedingungen, worin sich der menscheliche Verstand von einem anderen Verstande unterscheidet. Unser Verstand ist discursiv, er geht von Theil zu Theil und bildet so den Begriff des Ganzen, er kann das Ganze nur aus den Theislen begreifen oder zusammensehen, er kann das reale Ganze nur vorstellen als Product der zusammenwirkenden bewegenden Kräfte der Theile. Dieser discursive Verstand kann demnach die Ersscheinungen nur mechanisch begreifen.

Tetzt setzen wir den Fall, daß einem solchen Verstand eine Erscheinung begegne, in welcher das Ganze nicht durch die Theile, sondern umgekehrt die Theile durch das Ganze bedingt sind, in welcher das Ganze die Form und Verknüpfung der Theile bestimmt; wir meinen den Fall der organisirten Naturerscheinungen, der lebendigen Körper. Hier ist aus der Zusammensehung der Theile das Ganze nicht zu begreifen, hier reicht also die mechanische Erklärungsweise nicht aus; vielmehr wollen in diesem Falle die Theile in ihrer Form und Verknüpfung aus dem Ganzen des griffen werden, also muß der Verstand in diesem Falle von dem Ganzen zu den Theilen fortgehen.

^{*)} Ebendas. II Th. II Abth. §. 74 u. 75. — Bb. VII. S. 271 — 277.

Nun ist bem biscursiven Verstande bas Banze eines Dbjects nur gegeben, sofern er es aus bem Mannigfaltigen ber Unschauung sonthetisch zusammensetzt, ober mit anderen Worten: bas Banze bes Objects ift ihm nicht unmittelbar gegeben. Bare ihm bas Ganze unmittelbar gegeben, so ware ber Berstand nicht bis= cursiv, sondern intuitiv. Und eben barin besteht die Eigenthum= lichkeit bes menschlichen Verstandes, daß er nicht intuitiv ist. Bas also bleibt diesem Verstande in der Betrachtung der leben= bigen Körper übrig? Er muß, um bem Objecte gleich zu kom= men, von dem Ganzen ausgehen als der wirkenden Ursache ber Theile und ihrer Ordnung; nun ist ihm in ber Anschauung bas Ganze nicht gegeben, also kann er nicht von bem angeschauten ober realen Ganzen ausgehen, sondern nur von der Borftellung ober ber Idee des Gangen; er muß baher bie Borftellung des Ganzen als die Ursache ansehen, welche die Theile zu der ge= gebenen Erscheinung zusammenfügt, b. h. er muß die Urfache zu dieser Erscheinung burch die Ibee ber Wirkung bestimmt benken. Die Vorstellung bes Ganzen, als Ursache gedacht, ist ber Begriff des Zwecks. So ist für den discursiven (menschlichen) Verstand ber Begriff bes 3wecks die einzige Möglichkeit, um lebendige Objecte aufzufassen.

Mehmen wir an, daß die lebendigen Körper auf mechanische Weise entstehen, daß die Natur des lebendigen Ganzen die Form und Ordnung der Theile mechanisch erzeugt, so würde die ser Mechanismus nur einem solchen Verstande einleuchten können, der das Ganze anschaut, dem das Ganze in den Theilen unmitztelbar einleuchtet: nur ein intuitiver Verstand würde im Stande sein, einen solchen Mechanismus zu begreisen. Aber der menschliche Verstand ist nicht intuitiv, er ist kein anschauens des Denken; ihm sind die Theile in der Unschauung, das Ganze

-131 1

dagegen nur im Begriff gegeben. Das Angeschaute ist das Wirkliche, das Gedachte ist das Mögliche: so ist er genöthigt zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit zu unterscheiden. Soll dieser Verstand das wirkliche Ganze aus den gegebenen Theilen begreifen, so verfährt er mechanisch; soll er die gegebenen Theile aus dem Ganzen begreifen, so kann er sie nur aus dem Begriff oder der Idee des Ganzen ableiten und ist daher genöthigt, teleologisch zu verfahren*).

Damit ist das teleologische Urtheil nach seinem Ursprung und seiner Bedeutung vollkommen erklärt. Sein Ursprung ist in der menschlichen Vernunst begründet und darum a priori, seine Nothwendigkeit ist nur subjectiv, sein Gebrauch empirisch. Es bestimmt die Erfahrung nicht, sondern leitet sie nur, den Zussammenhang der Natur in den lebendigen Erscheinungen nach eisner anderen Regel als der des bloßen Mechanismus zu denken und dadurch den verborgenen Naturgesetzen auf die Spur zu kommen: es ist in Rücksicht der Natureinsicht kein bestimmendes, sondern ein heuristisches Princip.

Es bleibt nur eine Frage noch übrig, um die Lehre vom 3weck zu beschließen. Das Princip der natürlichen Zweckmäßigsteit in seinem objectiven Verstande ist genau bestimmt und gegen die Widersprüche geschützt, die aus dem Gesichtspunkte der mechanischen Erklärungsweise dagegen vorgebracht werden; es ist in seiner kritischen Stellung vollkommen befestigt. So ist von hier aus noch der philosophische Gebrauch dieses Princips in seinem ganzen Umfange zu bestimmen, die Anwendung desselben auf dem Gebiete der Philosophie: die Methode des teleologischen Urstheils.

^{*)} Ebendas. II Th. II Abth. §. 76. 77. — Bb. VII. S. 277 — 288. Bgl. §. 78. — Bb. VII. S. 292 sigb.

Siebentes Capitel.

Methodenlehre der teleologischen Urtheilskraft. Die Teleologie als Naturbetrachtung, als Naturspstem, als Theologie.

I.

Die teleologische Naturbetrachtung.

1. Die urfprungliche Organisation der Materie.

Da der Zweckbegriff die Geltung eines Princips behauptet, so muß auch die auf ihn gegründete Betrachtungsweise im Spstem der philosophischen Wissenschaften ihren Platz haben. Zu welcher philosophischen Wissenschaft gehört die Teleologie: zur theoretischen oder praktischen Philosophie? Als eine Art, die Dinge zu betrachten oder zu beurtheilen, ist die Teleologie kein praktischer Lehrbegriff. Die Objecte der theoretischen Erkenntniß sind Welt und Gott; die theoretische Philosophie ist Naturlehre im weitesten Verstande und Theologie. Was ist nun die Teleologie: ist sie kosmologisch (physikalisch) oder theologisch?

Sie ist nicht theologisch, wenigstens nicht zunächst, denn sie ist zunächst eine Urt, die Natur zu betrachten; sie ist auch nicht physikalisch, denn sie verhält sich zur Natur betrachtend oder besurtheilend, aber nicht erkennend. Ihre Geltung ist nicht doctris

nal, sondern kritisch. Die Methodenlehre frägt: wie wird über die Natur teleologisch geurtheilt*)?

Wir durfen in ber Erklärung ber Natur von ben mechanischen Principien den weitesten Gebrauch machen, aber wir konnen diese Principien nicht überall mit bemselben Erfolge anwenben. Die Befugniß ber mechanischen Naturerklärung ift unbeschränkt, aber bas Vermögen ist beschränkt. Gegenüber ben organifirten Naturerscheinungen reichen bie mechanischen Theorien nicht aus. hier wird die teleologische Betrachtung nothwendig. Erklären können wir die physischen Körper nur mechanisch; beurtheilen können wir die lebendigen Körper nur teleologisch: so wird die naturwissenschaftliche Betrachtung jene Erklärungsweise mit biefer Beurtheilungsweise vereinigen muffen. Es ist unmög: lich zu denken, daß aus der leblosen Materie lebendige Körper entspringen: die Theorie der sogenannten "generatio aequivoca" macht uns die Entstehung organisirter Körper in keiner Beise begreiflich. Doch läßt sich vorstellen, daß aus einer ursprünglich organisirten Materie die lebendigen Körper entstanden sind durch mechanische Beränderungen der ursprünglichen Form: in dieser Vorstellungsweise wäre das Princip des Mechanismus mit dem ber Teleologie vereinigt; ber Mechanismus wäre in Rucksicht ber lebendigen Körper Erklärungsprincip, ber Organismus Erzeugungsprincip. Aus einer ursprünglichen Organisation seien die lebenbigen Körper mechanisch entstanden und auf mechanische Beise abzuleiten: das ware eine sogenannte "generatio univoca", die den teleologischen Erklärungsgrund nicht aufhebt, sondern bis an ben Ursprung ber Dinge gurudichiebt **).

^{*)} Kritit der Urtheilstr. II Th. II Abth. (Anhang.) Methodenl. der teleol. Urtheilstr. §. 79. — Bb. VII. S. 295 flgd.

^{**)} Ebendas. II Th. II Abth. §. 80. — Bb. VII. S. 299. Anm.

2. Die Urformen. Die Natur als Stufenreich. (Kant und Göthe.)

In dieser Stellung beweist bas teleologische Princip sein heuristisches Vermögen; es nöthigt die Naturbeobachtung, die ursprünglichen Organisationen aufzusuchen, burch Bergleichung ber vorhandenen organischen Formen zu finden, diefe zuruckzu= führen auf die einfachsten Urgebilde, auf die elementaren Grund= riffe, die sich nicht weiter vereinfachen und ableiten lassen, und von hier aus die Bildungsprocesse zu verfolgen und den Beranberungen nachzugehen, in benen fich aus bem Urgebilde die Fulle ber specifischen Formen entwickelt. So wird ber teleologische Gedanke für die wissenschaftliche Naturbeobachtung selbst fruchtbar und von der bedeutsamsten Tragweite. Er giebt den Unftog zur comparativen Unatomie, indem man die Urformen aufsucht, und zur Morphologie, indem man die Umbildungen verfolgt. Was Göthe in seinen Naturspeculationen bas "Urphänomen" 3. B. ber Pflanzen genannt hat, ist jene ursprüngliche Lebensform, die aufzusuchen bas teleologische Beurtheilungsprincip ben Naturfor= Unter allen kantischen Schriften fühlte sich Göthe scher treibt. der Kritik der Urtheilskraft am nachsten; unter ben Begriffen der kritischen Philosophie war ihm keiner näher verwandt als die Idee der inneren Zweckmäßigkeit der Natur in der methodischen Bedeutung, die Kant biefem Gedanken giebt: als ein Regulativ der Naturbeobachtung, als ein heuristisches Princip.

Die Vergleichung der lebendigen Naturformen und beren Zurückführung auf die einfachsten Urgebilde macht uns aufmerksam auf ihre Verwandtschaft, ihren Familienzusammenhang, die Einsheit ihres Stammbaums und ihres Ursprungs. Die Reiche der lebendigen Natur rücken einander näher, die Uebergänge entdecken

sich von einem Reiche in bas andere; stufenartig nähert sich eine Thiergattung ber anderen, aufwärts bis jum Menschen, ab= warts bis zum Polyp, und von hier aus laffen fich die Ueber= gange verfolgen in die unteren Reiche ber Natur, bis zu Moosen und Flechten, endlich bis gur niedrigsten uns merklichen Stufe ber Natur. "Sier steht es nun bem Urchaologen ber Natur frei, aus ben übrig gebliebenen Spuren ihrer ältesten Revolu= tionen nach allem ihm bekannten ober gemuthmaßten Mechanis= mus derselben jene große Familie von. Geschöpfen entspringen zu Er kann den Mutterschoof ber Erbe, die eben aus ih= lassen. rem chaotischen Zustande herausging, (gleichsam als ein großes Thier) anfänglich Geschöpfe von minder zwedmäßiger Form, biese wiederum andere, welche angemessener ihrem Zeugungsplat und ihrem Berhältniffe unter einander fich ausbildeten, gebaren laffen, bis diefe Gebarmutter felbst, erstarrt, fich verknöchert, ihre Geburten auf bestimmte, fernerhin nicht ausartende Species eingeschränkt hätte, und die Mannigfaltigkeit so bliebe, wie fie am Ende ber Operation jener fruchtbaren Bildungsfraft ausgefallen war. Allein er muß gleichwohl zu dem Ende dieser allge= meinen Mutter eine auf alle biefe Geschöpfe zwedmäßig gestellte Organisation beilegen, wibrigenfalls die 3med= form ber Producte des Thier = und Pflanzenreichs ihrer Möglich= keit nach gar nicht zu benken ist. Alsbann aber hat er den Er= klärungsgrund nur weiter aufgeschoben und kann sich nicht anmagen, die Erzeugung jener zwei Reiche von ber Bedingung ber Endursachen unabhängig gemacht zu haben *)."

3. Der architektonische Verstand. Prästabilismus.

Eine ursprüngliche Organisation sei das Erzeugungsprincip

*) Ebendas. II Th. II Abth. §. 80. — Bd. VII. S. 296—99.

1 married P

der organischen Natursormen, es gelte der Grundsatz, daß Lebendiges nur aus Lebendigem hervorgehen könne; so mussen wir hier "
eine doppelte Frage auswersen: 1) woher die ursprüngliche Or=
ganisation, das ursprünglich Lebendige? 2) wie entstehen aus
diesem Principe die lebendigen Körper? in welcher Weise ge=
schieht die Fortpslanzung der lebendigen Natur?

Unmöglich kann die Materie, die an sich nicht organisirt ist, der letzte Grund des Lebendigen sein; unmöglich kann die Materie sich selbst organisiren, wenigstens kann der menschliche Berstand, dem die Materie bloß als räumliches Dasein erscheint, eine solche Selbstorganisation niemals begreisen. Aus dem Gestichtspunkte dieses Berstandes (wir haben keinen anderen Gesichtspunkt) hat die Materie nur bewegende, blind wirkende Kräfte und kann daher nicht als das allvermögende Princip der Natur gelten. Dem Leben gegenüber fällt der Grundsah der "Autokratie der Materie". Wenn nun das Leben in der Natur die organisirte Materie als ihren letzten natürlichen Grund vorausseht, die Materie aber sich nicht selbst organisiren kann, so müssen wir die ursprüngliche Organisation von einer Ursache ableiten, die nach Absichten handelt, von einer intelligenten Ursache oder einem architektonischen Berstande.

Die lebendigen Körper sind Naturzwecke, sie sind zugleich Naturproducte: als Naturzwecke sind sie absichtliche Wirkungen, die auf einen architektonischen Verstand als ihre letzte Ursache hinzweisen; als Naturproducte sind sie materielle Wirkungen, die aus mechanischen Ursachen hervorgehen. Hier ist der Punkt, wo sich das teleologische Beurtheilungs: (Erzeugungs)princip mit der mechanischen Erklärungsweise vereinigt. Der teleologische Grund allein reicht zur Erklärung des Lebens nicht hin; der Meschanismus nuß ihm beigesellt werden. Aus bloßen Absichten

läßt sich das körperliche Dasein, aus bloß mechanischen Kräften läßt sich das lebendige Dasein nicht ableiten: es ist Schwärmerei, alles in der Natur aus bloßer Teleologie zu erklären; es ist phantastisch, das Leben in der Natur aus bloßem Mechanismus zu begreifen. Wenn in der Natur bloß das zweckthätige Princip wirksam wäre, und die lebendigen Körper nur teleologisch ersklärt würden, so wären die Naturzwecke nicht mehr Naturproducte.

Die erste Ursache zur Entstehung der lebendigen Wesen ist teleologisch, die Mittelursachen sind mechanisch. So wird die mechanische Wirksamkeit der technischen untergeordnet. Der Mechanismus ist das Mittel oder Werkzeug, wodurch der architektonische Verstand als Natur handelt. In den Erklärungstheorien des Lebens wird es also darauf ankommen, zu bestimmen, wie viel zur Entstehung des lebendigen Individuums die göttliche Wirkssamkeit (der architektonische Verstand), wie viel die Natur dazu beiträgt.

Hier stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Die lebendigen Individuen in der Natur gelten für Producte der göttlichen Wirkssamkeit entweder in unmittelbarer oder in mittelbarer Weise; entweder wird behauptet, daß jedes lebendige Individuum, so oft eines entsteht, unmittelbar aus der Hand Gottes hervorgeht, eigentlich von Gott gemacht wird, und die Natur nur den äußeren Anlaß dazu bietet; oder es wird behauptet, daß Gott im Ursprung der Dinge das Lebendige geschaffen, die Anlage alles Lebendigen in der Natur damit gepflanzt habe, und daß von hier aus im Wege reiner Naturprocesse die lebendigen Körper entstehen: die erste Ansicht ist der "Occasionalismus", die andere der "Prästabilismus".

Es ist klar, welche ber beiden Unsichten sich allein mit der

Fritischen Richtung verträgt. Der Occasionalismus hebt alle Natur auf, verwandelt alles Leben in Wunder und verneint das mit in der Erklärung und Beurtheilung des Lebens allen Bers nunftgebrauch. Das Naturprincip der inneren Zweckmäßigkeit läßt sich mit der occasionalistischen Theorie in keiner Weise vers einigen. Es bleibt mithin nur der Prästabilismus übrig.

Die Anlage zum Leben im ganzen Umfange seiner Formen ist ursprünglich kraft ber göttlichen Wirksamkeit gegeben. Daß aus dieser Anlage die lebendigen Individuen auf den Schauplatz der Welt hervortreten, ist natürlicher Zeugungsproceß, dessen Bedingungen und Formationen durch den Schöpfungsact selbst bestimmt sind. So ist die erste Ursache des Lebens Schöpfung, alle Mittelursachen Zeugung*).

4. Die Theorie ber Epigenefis.

Innerhalb bieser Grundansicht bes Prästabilismus sind entzgegenstehende Theorien möglich. Es lassen sich zur Bestimmung jener ursprünglichen Anlage, aus welcher im Bege des Naturprocesses das lebendige Individuum hervorgeht, zwei Möglichzfeiten denken. Zene Anlage ist schon das Individuum selbst, das von der Natur nicht erst hervorgebracht, sondern nur herausgebracht zu werden braucht; so ist das Individuum, wie es auf dem Schauplaße der Belt erscheint, eigentlich kein Product, sondern nur ein Educt der Natur; es entsteht nicht durch die natürzliche Zeugung, sondern wird dadurch nur entwickelt. Sein Gezgeugt und Geborenwerden ist "Evolution (Auswickelung)", sein Zustand vor der Geburt und Zeugung ist "Involution (Einschachztelung)"; gezeugt und geboren werden ist hier nicht eigentlich

15,000

^{*)} Chendas. II Th. II Abth. §. 80 u. 81. — Bb. VII. S. 300 — 302.

entstehen, sondern ein Uebergehen aus dem Zustande der Involution in den der Evolution, eine bloße Veränderung der Lebenszustände oder Metamorphose. Das war die leibnizische Theorie von Geburt und Tod, von Leben und Sterben; die Lebensanlage ist nicht der Samen, sondern das Samenthier. Diese Unsicht heißt "Evolutionstheorie".

Ihr steht die andere Unsicht gegenüber, wonach die Unlage zu einem lebendigen Individuum auch ursprünglich gegeben, aber nicht schon das Individuum selbst, sondern nur der Keim desselben ist, den erst der befruchtende Zeugungsproceß zum individuellen Leben erweckt. Nach dieser Unsicht wird das lebendige Individuum wirkzlich hervorgebracht oder erzeugt, nicht bloß entwickelt. Gine Lebensgeneration erzeugt aus sich ein neues Geschlecht, eine wirkliche Nachkommenschaft, im eigentlichen Sinn Epigonen: die Theorie der "Epigenesis".

Auf Grund des Prästabilismus ist die natürliche Vermittlung des Lebens entweder Evolution oder Epigenesis. Nach beis den Theorien ist die Unlage zum Leben gegeben, also das urs sprünglich lebendige Wesen selbst präsormirt: nach der ersten Unssicht ist es als Individuum, nach der anderen als Gattung (bloß der Unlage nach) präsormirt. Demnach können wir die Evolustions: oder Eductionstheorie als die Lehre von der "individuellen Präsormation", die Theorie der Epigenesis oder Production als die Lehre von der "generischen Präsormation" bezeichnen.

Von diesen beiden Ansichten wird aus kritischen Gründen diesenige den Vorzug verdienen, die mit der Erfahrung am meissten übereinstimmt und den möglich kleinsten Auswand übernatürzlicher Kräfte beansprucht. Diesen Vorzug entbehrt offenbar die Evolutionstheorie; hier thut Gott das meiste, die Natur das wenigste, die ganze Theorie steht dem Occasionalismus am nächt

schöpfers hervor, der natürliche Zeugungsproceß ist eine bloße Formalität; Gott bildet mit unmittelbarer Hand die Frucht, der Mutter bleibt bloß die Ernährung und Auswickelung, der männzliche Samen hat keine bildende, die Frucht bestimmende Kraft, sondern dient dem Embryo nur zum ersten Nahrungsmittel; hier ist der größte Auswand des Uebernatürlichen und zugleich der größte Widerspruch mit der Ersahrung, die gleich den Einwurf erhebt: wenn Gott das Individuum bildet, und der natürliche Zeugungsproceß zur Entstehung und Bildung des Individuums nichts beiträgt, woher die Bastarderzeugungen in der Natur?

Am Ursprunge des Lebens scheitert die Physik und jede physskalische Erklärung. Der Ursprung des Organischen kann nur beurtheilt werden nach einem teleologischen Princip und nur gesdacht werden durch eine absichtlich wirkende Ursache: in diesem Punkte urtheilen wir mit dem Prästabilismus. Aber von hier aus nehmen wir den Weg der Natur und ergreisen die Seite des Prästabilismus, welche am weitesten absteht vom Occasionalismus. Von der organisisten Materie aus, die wir als ursprüngslich sehen, geht durch die Natur eine lebenbildende und zeugende Kraft, die Blumenbach, der die Theorie der Epigenesis zu der seinigen gemacht hat, den Bildungstried der Materie nannte*).

II.

Das teleologische Ratursnstem.

1. Der Menich als Endzwed ber Ratur.

Alle Naturbegriffe gehen auf die Verknüpfung und den Zus sammenhang der Naturerscheinungen, richten sich also auf das

-111 Ma

^{*)} Ebenbas. II Th. II Abth. §. 81. — Bd. VII. S. 303—305.

Ganze ber Natur, die teleologischen Begriffe ebenso wohl als die Die teleologische Naturbetrachtung verknüpft bie mechanischen. Naturerscheinungen nach Zwecken und beurtheilt die Natur als eine zweckmäßige Ordnung ber Dinge; sie richtet sich auf bas zweckmäßige Ganze ber Naturwesen und begründet ein teleolo= gisches Natursustem. In biesem Sustem werden die Naturprobucte verknüpft als Naturzwecke, jedes Naturproduct hat eine Zweckbeziehung auf ein anderes, es ift Mittel in Rucksicht auf bieses andere, welches selbst wieder Mittel für ein anderes ift u. s. f. Seten wir, daß in dieser Ordnung ber Dinge ein Naturproduct keinen anderen 3wed hat als sein eigenes Dafein, fo ift es letter 3med, Endamed ber Natur; feten wir, baß sein Dasein bedingt ist durch seine Zweckmäßigkeit für ein anderes Naturproduct, so ist es Mittel ber Natur, nothwendiges Mittel.

Diese relative Zweckmäßigkeit ist die äußere, welche selbst begründet ist in der inneren Zweckmäßigkeit der ganzen Natursordnung. Nur für organisirte Wesen können andere Naturdinge zweckmäßig sein. Wasser, Luft, Erde können als Mittel für Pflanzen und Thiere, aber nicht als Mittel für Gebirge gelten. Es giebt nur eine einzige äußere Zweckmäßigkeit in der Natur, die zugleich eine innere ist, nur einen einzigen Fall, wo es der innere Naturzweck eines Daseins ist, Mittel für ein anderes zu sein: dieser Fall sindet statt, wenn zwei Erscheinungen dergestalt für einander organisirt sind, daß sie zusammen ein lebendiges, organisirendes Ganzes bilden; so verhalten sich innerhalb derselben Gattung die beiden Geschlechter, die zusammen die zeugende Gattung selbst ausmachen.

Die Kette der Naturzwecke läuft nach der äußeren 3wecks mäßigkeit fort, die das Dasein jedes Dinges einem anderen als Mittel unterordnet. So sind die Pflanzen Mittel für die pflanzenfressenden Thiere, diese Mittel für die Raubthiere, diese wiese der Mittel für den Menschen; oder, um mit Linné den umgekehrten Weg zu nehmen, "die gewächsfressenden Thiere sind da, um dem üppigen Buchs des Pflanzenreichs, wodurch viele Species dersselben erstickt werden würden, zu mäßigen; die Raubthiere, um der Sefräßigkeit jener Grenzen zu setzen; endlich der Mensch, das mit, indem er diese verfolgt und vermindert, ein gewisses Gleichzgewicht unter den hervordringenden und zerstörenden Kräften der Natur gestiftet werde*)."

Soll das teleologische Natursustem ein wirkliches oder gesschlossenes System ausmachen, so muß es in der Kette der Naturzwecke ein letztes Glied geben, dem alle anderen Naturwesen als Mittel untergeordnet sind: einen letzten Naturzweck, einen Endzweck der Natur und der Schöpfung.

In der Natur, so weit sie als Sinnenwelt reicht, giebt es nur bedingte Zwecke, nur Mittel. Man würde der Wirkungs-art der Natur, wie die Erfahrung sie zeigt, auf das äußerste widersprechen, wollte man annehmen, daß irgend ein Ding letzter Zweck der Natur sei. Wenigstens die Natur selbst behandelt keines ihrer Geschöpfe, als ob es ihr um die Erhaltung desselben einzig zu thun sei. Jedes Naturgeschöpf ist den verwüstenden Naturgewalten ausgeseht und unterworfen, jedes verfällt dem allgemein waltenden, alles beherrschenden Naturmechanismus. Innerhalb der Natursphäre erscheint die Zweckmäßigkeit der Natur nirgends auf einen letzten Zweck berechnet.

Unter ben sinnlichen Naturerscheinungen ist ein letzter 3weck ber Natur nicht zu entdecken. Ein solcher letzter 3weck könnte nur ein solches Wesen sein, dessen Dasein nicht Mittel ist für ein

^{*)} Ebendas. II Th. II Abth. §. 82. — Bb. VII. S. 305 — 310,

anderes, sondern nur sein eigener Zweck. Um aber sein eigener Zweck zu sein, dazu ist ein Wesen nöthig, das sich selbst zu seinem Zweck machen kann: ein Wesen, welches fähig ist, Zwecke zu sehen, nach Zwecken zu handeln, sich die Natur als Mittel zu unterwersen. Diese Fähigkeit seht ein Vermögen der Intelligenz und des Willens voraus, ein Vermögen der Freiheit, welsches den materiellen Erscheinungen als solchen sehlt.

Unter den Geschöpfen der Natur giebt es nur eines, welches diese Fähigkeit besitt: der Mensch. Darum ist der Mensch allein fähig, als Endzweck der Natur beurtheilt zu werden, nicht sofern er Geschöpf der Natur oder lebendiges Wesen, sondern sofern er Intelligenz und Wille ist. So führt uns hier die Teleoslogie auf den Punkt zurück, von welchem die kritische Philosophie ausging: zur menschlichen Vernunft, zum Menschen als Vernunftwesen.

a. Die menschliche Glüdfeligkeit.

Wenn nun der Mensch als Endzweck der Natur gilt, so kommt ihm diese Geltung nicht unbedingt zu und nicht in jeder Rücksicht. Nennen wir die Vollkommenheit seines sünnlichen Zustandes, nämlich die allseitige, dauernde und größte Befriedigung seiner Triede Glückseligkeit, so ist dieser Zustand nicht der letzte Zweck der Natur. Es ist nicht der Zweck der Natur, daß der Mensch glücklich sei. Dann dürste die Natur nichts weiter sein als wohlthätig für den Menschen; dann wäre diese dem Menschen gewidmete Wohlthätigkeit die Summe aller Wirkungen der Natur, das Ziel ihres Handelns, das Facit ihrer Rechnung. So träumte sich Rousseau die Natur. Dem widerstreitet die Erschrung. Wäre die Glückseligkeit des Menschen der letzte Naturzweck, so würde die Natur ihren letzten Zweck versehlen. Der Mensch ist nicht glücklich. Zede menschliche Glückseligkeit ist mos

mentan, ein Augenblick ber Befriedigung, ber schon im nächsten Augenblicke erlischt und einer neuen Begierde Plat macht. jeder menschlichen Befriedigung erwachen so viele neue Bedurfnisse, und jedes Bedürfniß ist Gefühl bes Mangels, Schmerz, Nichtbefriedigung, Gegentheil ber Glückseligkeit. Der Mensch ift nicht gemacht, daß die Natur seine Bedürfnisse stille; die Natur ift nicht gemacht, dem Menschen wohlzuthun. Mensch ist so wenig als irgend ein anderes Geschöpf der Liebling Als Naturwesen ist er Ding unter Dingen, ein der Natur. Un ber Rette giebt es feine Blied in der Kette der Wesen. Glückseligkeit. Hier ift ber Mensch so wenig als ein anderes Geschöpf ausgenommen von den Plagen und Zerstörungen der Natur. Und selbst wenn die menschliche Glückseligkeit der lette 3wed ber Natur ware, so konnte fie niemals ber lette 3med bes Menschen felbst fein. Er bestimmt fich felbst seine 3mede. freies Wesen kann unmöglich auf das bloße Wohlsein ausgeben; noch weniger kann sein Zweck sein, sich wohlthun zu lassen, und noch bazu sein letter 3med! So führt uns hier die Teleologie au dem Punkte zurud, wo die Sittenlehre stand, als sie erklärte, der Zweck des Menschen sei nicht seine Glückseligkeit*).

b. Die menschliche Gesellschaft.

Der Mensch ist der letzte Zweck der Natur als intelligentes, selbstthätiges Wesen, sosern er selbst seine Zwecke setzt, seine Mitztel wählt, die Natur als Mittel für die eigenen Zwecke braucht: diese menschliche, die Natur beherrschende Zweckthätigkeit ist Cultur. Die erste Bedingung zur Cultur ist die Geschicklichkeit. Die menschliche Bildung ist der die menschliche Glückseligkeit weit überragende Zweck der Natur. Un die Stelle des Naturgenusses tritt die Arbeit, die ersinderische Thätigkeit, die ein neues Menschtt

^{*)} Chendas. II Th. II Abth. §. 83. — Bb. VII. S. 311—312.

schenleben hervorbringt; jeder braucht seine Kräfte und mist de wetteisernd mit allen anderen, in diesem Wetteiser entsteht de Ungleichheit, die Zwietracht mit allen ihren Plagen, mit den Hindernissen stie freie Entwicklung der menschlichen Naturanlagen. Diese Hindernisse wegzuräumen und die Bedingungen einzuführen, welche den Spielraum der menschlichen Kräfte freisgeben und sichern, wird die bürgerliche Gesellschaft, der Rechtssehre weltbürgerliche Vereinigung nöthig. So führt uns hier die Teleologie auf den Punkt zurück, mit dem die kantische Rechtslehre endet.

c. Die ästhetische Bildung.

Die Bilbung banbigt und ordnet bie roben Naturtriebe, verfeinert die menschlichen Begierben, vervielfältigt burch die gefellige Cultur die Bedürfnisse und Reigungen, erwedt burch bie gunehmende Geschicklichkeit, burch ben wachsenden Reichthum ben hang jum Entbehrlichen und erschafft so ben gurus, moraus ohne Zweifel eine Menge Uebel hervorgehen. Rouffeau fah im Lurus nur eine Entartung der menschlichen Natur und in fei= nem Gefolge nichts als Uebel. Doch hat die Liebe jum Ent= behrlichen auch eine wohlthätige und befreiende Wirkung. demselben Grade als der Mensch frei wird von der Nothburft bes Lebens, erweitert sich sein Gemuth und erhebt sich über bie bürftigen Befriedigungen bes materiellen Dafeins und ben engen Kreis ber gemeinen Begierben; er begehrt die Dinge nicht mehr jum roben Genuß, sondern fängt an sie zu betrachten und an ihrem Schein, an ihrer Form Wohlgefallen zu empfinden. Die Bilbung bahnt ben Weg zur äfthetischen Naturbetrachtung, zur Kunst und Wissenschaft. Der rohe Naturmensch verhält sich zu den Dingen sinnlich begehrend und eben darum nicht ästhetisch

^{*)} Ebendas. II Th. II Abth. §. 83. — Bb. VII. E. 313. 14.

betrachtend. "Durch der Begierde blinde Fessel nur an die Erscheinungen gebunden, entstoh ihm ungenossen, unempfunden die
schöne Seele der Natur."

Suchen wir also die Natur auf in ihrem letzten 3wecke, so werden wir hingewiesen auf den Menschen, wie er lebt nicht im Stande der Natur, sondern im Stande der Bildung, im freien Rechtsstaat, in der wissenschaftlichen und ästhetischen Betrachtung der Dinge, in Philosophie und Kunst. So führt uns hier die Teleologie auf den Punkt zurück, den in der menschlichen Natur die Kritik der ästhetischen Urtheilskraft erleuchtet hatte: ich meine jene Harmonie der Gemüthskräfte, in der wir mit reinem, uninzteressirtem Wohlgefallen die Objecte betrachten*).

2. Der sittliche Endzwed.

Mit ber zunehmenden Freiheit des Menschen nähert sich bie Natur immer mehr und mehr ber letten Erfüllung ihres End: Wahrhaft frei ist der Mensch, wenn er völlig unbedingt handelt, völlig unabhängig von der Natur und den Dingen, also auch unabhängig von feinen eigenen natürlichen b. h. felbstfüchtigen Zwecken: dieses von aller Selbstsucht freie Handeln ist das moralische. Die wahre Freiheit ist allein die sittliche; nur der mora= lische Mensch ist wirklich frei. Die sittliche Freiheit ift ber hochste 3weck bes menschlichen Lebens, der einzige unbedingte 3weck, ben wir kennen, der lette Zweck der Natur, der Endzweck der Schöpfung. Nicht in bem, was man genießt, liegt ber Werth bes Lebens, sondern allein in dem, was man thut. Läge der Berth bes Lebens in ber Summe ber Lebensgenuffe, fo ware er nichtig, benn jeder Genuß ist Berwesung. Den Werth unseres Handelns macht allein die Freiheit. Ubhängig von ber Natur

^{*)} Chendas. II Th. II Abth. §. 83. — Bd. VII. S. 315 flgd. Fischer, Geschichte der Philosophie IV. 2. Aust. 42

und von den eigenen natürlichen Begierden, haben unsere Handlungen keinen anderen Zweck und darum auch keinen anderen Werth als den Genuß. Liegt nun der Werth des Lebens nicht im Genuß, so kann ihn nur das Thun enthalten, welches vollkommen frei ist, unabhängig von allen sinnlichen und selbstsüchtigen Neigungen: das rein moralische Handeln. Der Endzweck der Natur ist der Mensch nicht als sinnliches, auch nicht bloß als verständiges, sondern als intelligibles Wesen, als Subject der Moralität. So sührt uns hier die Teleologie wieder
auf den Punkt, wo die kantische Sittenlehre stand, als sie erklärte, der Zweck des Menschen sei das sittliche, in der guten Gesinnung gegründete Leben*).

Ш

Teleologie und Theologie.

1. Phyfitotheologie und Moraltheologie.

Die teleologische Betrachtungsweise verknüpft die Dinge durch den Begriff der Zwecke und bildet so die Vorstellung von einer zweckmäßigen Ordnung der Dinge. Es liegt in der Natur der teleologischen Beurtheilung, daß sie nicht irgendwo an einem beliedigen Punkte stehen bleibt, sondern fortschreitet und sich zu erweitern sucht zu dem Ganzen einer teleologischen Weltbetrachtung, zu der Idee einer nach Zwecken geordneten Welt. Um den Begriff eines zweckmäßigen Weltganzen zu bilden, sind drei Bedingungen nothwendig: 1) die Erfahrung zweckmäßig bestimmter Objecte (organissirter Erscheinungen) und die fortlausende Verzinschlaus derselben zu einer Reihe von Naturzwecken, 2) die Schließung dieser Reihe durch einen letzten Naturzweck, durch

^{*)} Ebendas. II Th. II Abth. S. 84. — Bb. VII. S. 316—318.

einen Endzweck der Welt, 3) die Begründung dieser Reihe durch eine oberste Ursache. Eine endlose Reihe bildet kein System. Um ein System auszumachen, muß die Reihenfolge der Dinge geschlossen sein durch ein Princip, woraus sie folgt, und durch ein letztes Glied, das sie vollendet.

Dieses lette Glied in der Ordnung der Naturzwecke, dieser Endzweck der Welt ist dargethan: es ist der Mensch als zweckssehendes Wesen, der moralische Mensch, der seine Freiheit zum Zwecke seines Handelns macht, es ist die menschliche Freiheit als Selbstzweck. Zweckbestimmung ist Werthbestimmung. Wenn die Welt einen Zweck hat, so muß sie auch einen Werth haben. Iede Werthbestimmung ist ein Begriff, ein Urtheil. Wenn es in der Welt keine vernünftigen Wesen giebt, fähig den Werth der Dinge zu beurtheilen, so haben die Dinge keinen Werth, so hat die Welt keinen Zweck. Dieses urtheilende Wesen ist der Mensch, er allein unter allen Geschöpfen der Natur. Darum ist alle Zweckmäßigkeit der Natur durch das Dasein des Menschen bedingt, darum gilt der Mensch als der Endzweck der Dinge.

Das Erste ist, daß wir Zwecke in der Welt erfahren und diese teleologischen Ersahrungsurtheile verknüpfen; das Zweite ist, daß wir die Reihe durch ein letztes Glied schließen; das Dritte ist, daß wir sie durch eine oberste Ursache begründen. Wir wolzlen den ersten Begriff der natürlichen (empirischen) Zwecke "physsische Teleologie", den zweiten Begriff der moralischen Zwecke "moralische Teleologie", den letzten Begriff einer obersten Ursache der nach Zwecken geordneten Welt "Theologie" nennen. So bleibt uns als letzte Aufgabe noch übrig die Bestimmung der Theoslogie auf Grund der Teleologie.

Die Teleologie unterscheidet sich als physische und moralische. In beiden Richtungen kann der Weg zur Theologie gesucht werden. Bestimmen wir den Begriff der obersten Endursache der Welt nach Maßgabe der physischen Zweckmäßigkeit, so entsteht die "Physikotheologie"; bestimmen wir diesen Begriff nach Maßgabe der moralischen Zweckmäßigkeit, so entsteht die "Moral = oder Ethikotheologie".

Untersuchen wir zuerst, ob die Physikotheologie ihre Auf= gabe löst, ob es nämlich möglich ist, wenn man von der physischen Teleologie ausgeht, zur Theologie d. h. zum Begriffe Got= tes zu kommen? Es seien uns in der Erfahrung zweckmäßige Naturerscheinungen gegeben, Naturproducte, die wir nicht anders benn fals Naturzwecke beurtheilen konnen. Es ift erlaubt, von ber Wirkung auf eine ihr proportionale Ursache zu schließen, von zweckmäßigen Naturerscheinungen auf zweckthätige und barum in= telligente Naturkräfte, auf verständige Urwesen: das sind gott= liche in ber Natur wirksame Kräfte, aber nicht Gott; bas sind mit gewissen Bollkommenheiten ausgerüstete Naturen, aber nicht ein absolut vollkommenes Wesen. Viele Vollkommenheiten find nicht alle Wollkommenheit; gewisse göttliche oder vielmehr ba= monische Naturkräfte find nicht Gott in seiner Ginheit. physische Teleologie kommt nicht einmal zur Einheit, geschweige zur Wollkommenheit und Weisheit des göttlichen Wefens. Und wenn die Einheit der Weltursache mit Spinoza in pantheistischer Weise gedacht wird, so wird auf biesem Wege die Intelligenz und Beisheit derselben eingebüßt. Go kommt die physische Teleologie, wenn sie sich streng an die Richtschnur hält, die ihre Ausgangspunkte bezeichnen, zur Damonologie, aber nicht zur Theologie. Es giebt keine Physikotheologie. Was man so nennt, ist migverstandene physische Teleologie; ber Begriff ber Natur= zwecke kann den Begriff Gottes propadeutisch vorbereiten, aber nicht philosophisch begründen. Es bleibt also zur Bestimmung

ber obersten Weltursache, zur Begründung des teleologischen Weltspstems nur die Moraltheologie übrig*).

Man kann die oberste Weltursache nicht bestimmen ohne Einsicht in den letzten Weltzweck. Kein Naturzweck ist undes dingt, keiner ist der letzte. Schon aus diesem Grunde ist die physische Teleologie unvermögend zur Begründung der Theologie. Erst müssen wir die Kette der Naturzwecke ganz übersehen und die natürliche Iweckmäßigkeit völlig durchschauen, bevor sich etwas ausmachen läßt über die oberste Weltursache.

Nur der Mensch kann als Endzweck der Welt gelten: nicht ber menschliche Weltgenuß, auch nicht die menschliche Weltbe= trachtung, sondern der menschliche Wille, nicht der sinnliche, selbstfüchtige, sondern ber freie, moralische Wille. "Es ist nur bas Begehrungsvermögen, aber nicht basjenige, was ihn von ber Natur (burch sinnliche Untriebe) abhängig macht, nicht bas, in Unsehung beffen ber Werth seines Daseins auf bem, mas er empfängt und genießt, beruht, sondern der Werth, welchen er allein fich felbst geben kann und welcher in dem besteht, was er thut, wie und nach welchen Principien er, nicht als Maturglieb, fonbern in der Freiheit seines Begehrungsvermögens handelt, b. h. ein guter Wille ift basjenige, woburch sein Dasein allein einen absoluten Werth und in Beziehung auf welches bas Dasein ber Welt einen Endzweck haben kann." Also ist ber Endzweck ber Welt ber Mensch unter (nicht nach) moralischen Gesetzen, b. i. ber Mensch, ber nicht nach bem Zwange bes Sittengesetzes han= belt, sondern das selbstgegebene Gesetz mit Freiheit und bloß um bes Gesetzes willen ausführt. Der moralische Mensch kann nicht anders als das hochste But zu seinem Endzweck machen, b. i. bie Burbigkeit gludfelig ju fein, die Gludfeligkeit als Folge ber

-111 1/4

^{*)} Chendas. II Th. II Abth. §. 85. — Bb. VII. S. 318—325.

Tugend. Er muß also bie Natur benfen in Beziehung gur Gitt= lichkeit, d. h. als zweckmäßig für die moralische Freiheit, als Bedingung zur Verwirklichung bes höchsten Gutes; also muß er die Welt benken als bedingt durch eine Ursache, welche Die Natur zweckmäßig für die moralische Freiheit eingerichtet, Diese zum Endziele der Welt und die sittlich vollkommene Menschheit jur Absicht der Schöpfung gemacht hat: er muß die oberfte Belt= ursache als einen moralischen Welturheber vorstellen, der in allen Punkten dem Begriffe Gottes gleichkommt. Bu diesem Begriff Gottes führt uns die moralische Teleologie. Es giebt keinen anderen Beweis für das Dasein Gottes als das moralische Argument, keine andere Theologie als die, welche auf ethischen Begriffen beruht. Das ift nicht theologische Ethit, sondern Ethi= kotheologie. Der moralische Beweis gilt nicht für die Erkennt= niß, sondern bloß für das Sandeln; er ift nicht zur Sittlichkeit, sondern durch dieselbe nothwendig. Nicht die Ueberzeugung vom Dasein Gottes macht die Sittlichkeit, sondern die Sittlich= feit macht biese Ueberzeugung.

So führt uns hier die Kritik der teleologischen Urtheilskraft auf den Punkt zurück, wo die Kritik der reinen Bernunft stand, als sie auf den einzig möglichen Ausweg hindlickte, den die rationale Theologie übrig behielt, nachdem ihre theoretischen Grundlagen alle zerstört waren. Sie führt uns genau auf den Punkt, welchen die Kritik der praktischen Bernunft einnahm, als sie den Begriff des höchsten Guts festgestellt und die Antinomie desselben aufgelöst hatte*).

2. Moraltheologie und Religion.

Der Begriff ber moralischen 3wedmäßigkeit ber Welt giebt

^{*)} Chendas. II Th. II Abth. §. 86 u. 87. — Bd. VII. S. 325 u. 26. S. 333 Anmerks.

für bas Dasein Gottes ben einzig möglichen und haltbaren Beweisgrund. Aus dem Begriffe Gottes folgt nie das Dasein Gottes; eben fo wenig aus bem Begriffe ber Welt ober ber eriftirenben Dinge, eben so wenig aus dem Begriffe ber natürlichen 3wed: Dieser lette, physikotheologische Beweis, um ben mäßigkeit. fich besonders Reimarus verdient gemacht hat, vermischt sich in der Ausführung unwillkürlich mit dem moralischen Argument und gewinnt baburch bie überzeugende Beweiskraft, bie seinen eigenen Mitteln fehlt; von sich aus hat er kein Recht, von einem Endzwecke der Welt zu reben, also auch kein Recht, sich auf die Weisheit Gottes zu berufen, benn es giebt keine Beisheit ohne Endzweck und keinen Begriff Gottes ohne Beisheit. Gine folche Vermischung heterogener Borstellungen mag hingehen, wenn es bloß um eine gemüthliche Beweisführung zu thun ift. belt es sich aber um fritische Ginsicht, so muß jede Berwirrung forgfältig vermieden und der moralische Beweis von dem physikotheologischen genau abgesondert werden.

Der moralische Beweis gründet sich auf den Begriff des moralischen Weltzwecks, also auf ein teleologisches d. h. restectizendes Urtheil. Er hat mithin nur subjective Geltung. Nach der Beschaffenheit unseres Erkenntnisvermögens können wir die Welt nicht anders beurtheilen, als daß sie bedingt ist durch einen sittlichen Endzweck und darum geschaffen ist durch göttliche Weisheit.

Der moralische Beweis ist vollkommen überzeugend, aber nicht in theoretischer Weise, denn es giebt keinen Grad des theoretischen Fürwahrhaltens, der uns das Dasein Gottes begreislich
oder annehmbar machen könnte. Gott ist kein Object der Erfahrung, er ist keinem Objecte der Erfahrung vergleichbar: darum ist sein Dasein weder durch einen logischen Vernunftschluß

noch durch Analogie zu beweisen. Das Dasein Gottes ist nicht bedingt, darum darf es auch nicht in bedingter Weise gelten: es giebt von dem Dasein Gottes weder einen Wahrscheinlichkeits= beweis noch einen hypothetischen Vernunftschluß.

Die Vorstellung bes sittlichen Endzwecks gründet sich auf bas Bermögen ber Freiheit. Die Freiheit ift Thatsache in uns; unter allen Ibeen ift bie Freiheit bie einzige, beren Erifteng fest-Bon hier aus empfängt ber moralische Beweiß seine Rea-Freiheit ift praktisches Bermögen: Die barauf gegründete lität. Ueberzeugung ift praktische Gewißheit. Praktische Gewißheit ift Glaube, Glaube aus Vernunftbedurfniß, Vernunftglaube. So begrundet die Moraltheologie nicht eine Gotteserkenntniß, sondern Gottesglauben. Die Gesetze ber Freiheit, Die sittlichen Pflichten, die moralischen Endzwecke des Menschen erscheinen jett als göttliche Gebote: sie werden als solche geglaubt; bieser moralische Glaube ift Religion. Go begründet ber Begriff ber moralischen Zwecke bie Theologie nicht als Wissenschaft, sondern als Religion; ber moralische Beweis vom Dafein Gottes, der Tendenz nach so alt als die menschliche Bernunft selbst, giebt zugleich ber Theologie die nothwendige und wohlthuende Einschränkung: Theologie ist nicht als Wissenschaft, sondern nur als Religion möglich *).

Theologie als Wissenschaft ist Theosophie; Theologie auf Grund der in der Natur sich offenbarenden Zweckmäßigkeit ist Dämonologie: jene übersteigt die menschliche Vernunft, diese vermenschlicht das Wesen Gottes; dort entstehen überschwengliche und vernunftverwirrende, hier anthropomorphistische Gottesbez griffe. Beide verderben und verunstalten die Religion: die Theozsophie macht die Religion zur Magie, die Dämonologie macht

^{*)} Ebendas. II Th. II Abth. §. 88. — Bb. VII. S. 338 flgb.

sie zum Götzendienst; auf theosophischer Grundlage wird die Religion "Theurgie" und lebt in dem Wahn, das göttliche Handeln begreifen und eben dadurch auch beeinflussen und gleichs sam bedingen zu können; auf dämonologischer Grundlage wird sie "Idololatrie"*).

Die Moraltheologie ist von beiden gleich weit entfernt, sie macht das Wesen Gottes nicht erkennbar, sondern bloß denkbar; sie denkt es nicht nach sittlichen und natürlich = menschlichen Una-logien, sondern rein moralisch; sie führt zum moralischen Glau-ben und dadurch in den Brennpunkt der ächten, in der mensch-lichen Vernunft selbst begründeten Religion. So kehren wir hier am Schlusse der televlogischen Urtheilskraft zu dem Punkte zurück, wo die kantische Philosophie den Uebergang gemacht hatte von der Sittenlehre zur Glaubenslehre, von der Kritik der praktischen Vernunft zur Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Verznunft.

Wir haben die Höhe der kritischen Philosophie und damit den freisten und letzten Umblick gewonnen über alle Gebiete der menschlichen von dem Lichte der Kritist durchdrungenen und erhellten Vernunft, über die Lage und den Zusammenhang dieser Verznunftgebiete. Wir haben das kantische Lehrgebäude in seiner Grundlegung entstehen, in seinem systematischen Ausbau sich ordnen und vollenden sehen dis zu der abgeschlossenen Gestalt, in welcher es jetzt als ein Ganzes in allen seinen Theilen einleuchtet. Die innere Ordnung dieser Theile und die geschichtliche Folge der Untersuchungen entsprachen einander fast durchgängig, und wir haben diese Uebereinstimmung in dem Gange unserer Darstellung so viel als möglich beobachtet und sestgehalten.

Die Aufgabe bieses Werks war die Entwicklung und ge-

431 1/4

^{*)} Ebendaf. II Th. II Abth. §. 89. — Bb. VII. S. 345 flad.

schichtliche Machbildung der kantischen Lehre, die um ihrer Wichtigkeit und Tragweite willen eine fo genaue Auseinandersetzung und darum einen so großen Umfang nöthig machte. Diese Aufgabe ift, fo weit wir es vermochten, gelöft. Die Beurtheilung ber kantischen Lehre fällt mit ihrer geschichtlichen Fortbildung que sammen und gehört nicht mehr in dieses Werk. Die Lösung des kantischen Problems enthält eine Reihe neuer Probleme, welche die Richtungen der nachkantischen Philosophie bezeichnen und un= mittelbar beren Ausgangspunkte werben. Diese Richtungen insgesammt sind noch in lebendiger Fortentwicklung begriffen, und man barf sich durch den Reichthum, die Verschiedenartigkeit und die Gegenfätze berfelben nicht täuschen lassen über ihren gemein= schaftlichen Ursprung und ihre gemeinschaftliche Abhängigkeit von Sie bilben im weiten Sinne bes Worts bie Schule Kant's, die einen gang anderen Unblick gewährt als die Schulen der drei Hauptphilosophen der neuern Zeit vor Kant, ich meine bie Richtungen, die von Bacon, Descartes und Leibnig abstam= Von Bacon zu Locke und von diesem zu Berkelen und Hume, von Descartes zu Spinoza, von Leibniz zu Wolf und den Entwicklungsformen der beutschen Aufklärung geht der Weg in einer Richtung vorwärts; diese Wege convergiren in Kant, und von hier aus entwickeln sich nach verschiedenen und entgegen= gesetzten Seiten eine Reihe bivergirender Richtungen. große und entscheidende Fortbildung geschieht burch die Biffe n = schaftslehre. Der Uebergang von Kant zu Fichte und bie Entwicklung der Wiffenschaftslehre selbst bildet den Gegenstand unserer nächsten Aufgabe und ben Inhalt bes folgenden Bandes.

Drud von Fr. Frommann in Jens.

RETURN CIRC	ULATION I Main Libro	DEPARTMENT ary
HOME USE	2	3
4	5	6
1-month loans may be 6-month loans may be Renewals and rechar	be renewed by call be recharged by bri	

DUE AS STAMPED BELOW		
FEL 10 1981		
IN STACKS		
AUG 10 183		
REC CIR AUG	0'83	
SEP 2	3 2003	

FORM NO. DD6, 60m, 3/80 BERKELEY, CA 94720

Fischer, Geschichte der neuern philosophie. U. C. BERKELEY LIBRARIES JUL 11 1917 C046096389 BRARY

